Geist oder? Mensch? – Rede!

Elsbeth

Gräfin von Sassenburg,

oder

die Räuber von Kingrätz,

eine Geistergeschichte.

Leipzig,
in der Joachimschen Buchhandlung
1800.

Hayn } erm.
Goedeke }

[Johann Jacob Brückner]

Goe 432 (1/2)

In der kleinen Schenke eines böhmischen Dörfchens saßen die Bauern, nach ihrer Gewohnheit, des Sonntags beisammen, ergötzten sich unter traulichen Gesprächen bei einem Kruge Bier, und erzählten einander mancherlei Geschichten der Vorzeit, von Gespenstern, Geistererscheinungen u. dgl. welche der Eine in seiner Jugend selbst mit angesehen haben wollte, ein Anderer aber durch Propagation vom Vater und Großvater auf Sohn und Enkel als die bewährteste und untrüglichste Wahrheit nacherzählte. Nicht selten geriethen sie darüber in Wortwechsel; denn immer wollte der Eine es besser wissen, als der Andere. Oft lachten sie dabei laut auf, und fielen mit einmal in ein tiefes minutenlanges Nachdenken

denn der Glaube an solche Dinge schlug ihren Muth darnieder, und machte den Stärksten und Herzhaftesten furchtsam und unthätig.

In ihrer Mitten saß ein wohlgekleideter junger Mensch, welcher, Nachtquartier zu machen, mit untergehender Sonne daselbst eingekehrt war. Düster und schwermüthig war sein Blick; er schien nicht auf ihre Reden zu merken. Ein tiefer Seufzer war alles, was ihre Gespräche über ihn vermochten, und ein schüchternes: „Wo ist das?“ — seiner Zunge entlockten.

„In den Waldungen von Kingrätz, erwiderte einer von den Umsitzenden, nicht gar so weit von hier, auf dem Wege nach Prag.“

„Nach Prag?“ —

„Ja, lieber Herr! — fuhr der Bauer fort — ich wills Ihm nicht rathen, da vorbei zu gehen, falls Ihn der Weg nach Prag führen sollte.“

„Freilich.“

„Bah!„ — sagte der Bauer, und ein kalter Schauer überfiel ihn; mehrere der Anwesenden schüttelten den Kopf und meynten: „Er thäte besser, wenn er den Ort umgienge.“

„Warum?“

„Weils da nicht richtig ist — der Teufel sein Spiel hat — spuckt und tobt, daß einem die Haare zu Berge stehen.“

Diese Antwort nöthigte dem Unbekannten ein gezwungenes Lächeln ab, und hätte die Bauern fast zum Zorn wider ihn gereizt.

„Spaß bey Seite, hub sein Nachbar an, und erzählte, daß der Weg dahin äußerst unsicher und seit undenklichen Zeiten Niemand dahin gegangen wäre; die beherztesten Menschen getrauten sich nicht, in dieser Gegend einen Baum zu fällen, wenigstens giengen sie nie allein. Der ehemalige Burgherr der Veste, Przoscowetz, ein unmenschlicher Tyrann, der seit funfzehn Jahren dem Teufel in die Klauen gerathen wäre, hätte bei seinem Leben keine Ruhe gehabt, und seine Unterthanen traktirt wie die Hunde; im Grabe mache ers nicht besser. Bei Tag und bei Nacht schleiche er umher, necke und verfolge die Vorübergehenden, und habe schon manchen armen Teufel, der mit Gefahr seines Lebens auf dem Tannengebürge umher kletterte, ein wenig Holz zu suchen, mit blauen Flecken nach Hause geschickt.“

„O ihr abergläubischen Menschen!“ sagte der Fremdling, und alles Zureden der Anwesenden vermochte nicht, ihn von dem Vorsatze, seinen Weg dahin zu nehmen, abzubringen. Mit Plänen und Entwürfen schwanger, warf er sich aufs Strohlager und schlief ruhig ein. Lange hatte er nicht so gut geschlafen. Mit anbrechendem Morgen riß er sich auf und trat seine Reise nach den Kingrätzer Waldungen an.

Baß freuten sich die Bewohner des friedlichen Dörfchens, ihren Gutsherrn, den sie bloß dem Namen nach kannten, zu sehen und ihm den Eid der Treue leisten zu können. Sie hielten ihn für einen guten Mann; denn seit dem Hinscheiden seines barbarischen Vorfahren wußten sie nichts mehr von den Bedrückungen, womit dieser sie täglich heimzusuchen, sich zum Vergnügen gemacht hatte. Graf Sassenburg hatte bis jetzt sein Leben dem Dienste des Vaterlandes gewidmet, sich manchen Lorbeer erfochten, und bis zu dem Posten eines wirklichen Obersten von der Cavallerie emporgeschwungen. Er nahm seinen

Abſchied und beſchloß, den Reſt ſeiner Tage im Kreiſe ſeiner Unterthanen zu genieſſen und, losgeriſſen von den Pflichten, die ihn bisher gefeſſelt hielten, ſich blos ihrer Veredlung zu widmen. Sermoneck war der Hauptſitz ſeiner Ländereien und eins der ſchönſten und prachtvollſten Schlöſſer im Lande. Ein alter Hausmeiſter, der ſchon bei des Grafen Erblaſſer dieſe Stelle verwaltete, hatte bis jetzt dieſen Pallaſt bewohnt und über die ſämmtlichen Beſitzungen des Grafen Aufſicht geführt. Treue und Redlichkeit, womit er ſeinem Amte vorgeſtanden hatte, erwarben ihm die Liebe und das Zutrauen des neuen Burgherrn, der ihn reichlich dafür beſchenkte. Er war ein Böhme von Geburt: Cziska ſein Name. Abergläubiſch, wie ſeine Landsleute, aber ehrlich und treuherzig berichtete er dem Grafen den geringſten Umſtand, der ſich ereignet hatte, und verhehlte ihm ſogar nicht die Geſchichte der Erſcheinungen im Ringgräßer Walde. „Poſſen!“ ſagte der Graf, der an dergleichen Dingen keinen Glauben hatte, und verzieh dem offenherzigen Plauderer ſeine Schwäche.

Verſchiedene Abänderungen und Verbeſſerungen des Hausweſens, ſo wie die Veranſtaltungen zur

Huldigungsfeste ließen den Grafen weiter nicht daran denken. Seine Ländereien und Besitzungen in Augenschein zu nehmen, wollte er bis nach diesem wichtigen Zeitpunkte versparen, und ließ deshalb sämmtliche Unterthanen auf den vierten Tag nach seiner Ankunft zu sich bescheiden. Es war ein feierlicher, allgemeiner Tag der Freude. Er nahm ihnen selbst den Eid der Treue ab, und begleitete die Versicherungen seiner Gnade mit ansehnlichen Geschenken, die er theils selbst, theils durch die Hand seiner schönen Tochter Elsbeth unter sie vertheilte. Blühend und schön, wie die so eben sich entfaltende Rosenknospe, stand sie im Zirkel der sclavisch um sie her sich bewegenden Dienstmannen, füllte den Becher und kredenzte ihn selbst dem Aeltesten unter ihnen. Ein herrliches, von den Lilienhänden der siebzehnjährigen Dirne selbstbereitetes Mahl rufte die Anwesenden zur Tafel, und ein froher Tanz machte den Schluß dieses festlichen Tages.

Nie hatten die braven Sassenburger so einen frohen Tag gehabt; nie schätzten, nie fühlten sie sich glücklicher. Erst am drauf folgenden Morgen kehrten sie, wie neugeschaffen, in ihre Wohnungen heim, rühmten und preißten die wohlthätige Herablassung ihres Burgherrn, und machten die herrlichsten Anstalten, ihn und seine liebenswürdige Tochter aufs feierlichste zu empfangen und in ihren ländlichen Hütten zu bewirthen. Aber mehrere Wochen vergiengen, ehe sie das Vergnügen, dem sie mit unbeschreiblicher Sehnsucht entgegen harrten, genießen konnten. Immer hatte der Graf Abhaltung. Unaufhörlich sprachen die benachbarten Edlen bei ihm ein und zechten wacker aufs Wohlseyn ihres Freundes und Waffenbruders und erwiderten zuweilen sein gastfreundliches Benehmen durch gegenseitige Einladungen zu dieser oder jener Feierlichkeit, die sie zu Ehren der schönen Elsbeth veranstalteten. Allenthalben, wo ein Turnier oder Stechen gehalten wurde, saß die Tochter des Grafen von Sassenburg obenan und theilte den Preis aus. Bei dieser Gelegenheit litt ihre Freiheit, nicht aber ihre Tugend Schiffbruch. Aus den entferntesten Gegenden kamen

die reichsten und angesehensten vom Adel herzu, an diesem Feste Theil zu nehmen, und wetteiferten um die Ehre, bei Tafel neben Elsbeth zu sitzen, und aus ihren Händen den Preis der Tapferkeit zu empfangen.

So sehr auch diese Edlen alle Kräfte aufboten, der schönen Grafentochter durch männliche Tugend und Tapferkeit zu gefallen, so blieb ihr Herz doch frei und alle Werbungen um ihre Hand waren vergebens. Immer wußte sie den Bezeigungen der um sie her sich versammelnden Liebesritter mit Würde und Anstand auszuweichen, und manchen Antrag durch die Entschuldigung: daß es nicht von ihr allein abhienge, sich einen Gatten zu wählen — von sich abzulehnen. Einige legten ihr dieses Benehmen für Stolz aus, ließen den Gedanken fahren und entschädigten sich beim dampfenden Pokale; andere, welche die Neuheit ihres Adels fühlten, schmachteten im Stillen, blickten nur schüchtern empor zur Göttin ihres Herzens und wagten es nicht, ihre Leidenschaft zu gestehen. Eine dritte Klasse, welche sich dieser Schwäche nicht bewußt waren, und mit dem Gegen-

ſtande ihrer, mehr oder weniger edlen, Forderungen um das Alterthum ihres Stammes wetteiferten, wendeten ſich geradezu an den Vater und glaubten, ihrer Sache gewiß zu ſeyn. Unter dieſen letzteren waren ſogar einige, die, kaum der reizenden Elsbeth an Jahren gleich und mit den Empfindungen ihres Herzens noch nicht bekannt genug, unwiſſend durch Vater gegen Vater um ihre Hand warben, aber ſo wie jene zur Geduld verwieſen wurden.

So wie Elsbeth nicht ohne Verwiſſen und Einwilligung ihres Vaters ſich einen Gefährten ihres Lebens zu wählen gedachte, eben ſo wenig wollte der Graf ſeiner Tochter einen Mann aufdringen, den ihr Herz nicht ſelbſt erkohren hätte. Er wußte, daß ihr Herz nicht ohne den Verſtand wählen und Zwang in dieſem Falle eben ſo ſchädlich als unnöthig ſeyn würde. Vater, Warner und Rathgeber zu ſeyn, war ihm die heiligſte Pflicht und Erfüllung derſelben inniges ſüßes Vergnügen. Er wußte, daß, wenn ihr Herz einmal gewählt hätte, es keinen Augenblick ihm unverhohlen bleiben würde; denn er kannte ihre Liebe, ihr kindliches Zutrauen. Aus dieſer Urſache

hielt er es nicht für rathsam, durch Mittheilung der ihm verschiedentlich gemachten Anträge ihre Tugend auf die Probe zu stellen und sie in der glücklichen Ruhe ihres unbefangenen Herzens zu beeinträchtigen. Doch unterließ er keineswegs, von Liebe und Ehestand mit ihr zu sprechen, und manches Stündchen wendete er dazu an, sie mit den Süßigkeiten und Gefahren der ersteren bekannt zu machen, um sie auf den letztern gehörig vorzubereiten und ihrem dereinstigen Gemahl als eine eben so brave Gattin als Hausfrau in die Hände zu geben.

Frühzeitig hatte Elsbeth das Glück, eine Mutter zu haben, entbehren müssen — denn die erste Lebensstunde der Tochter endete die irdische Wallfahrt der Mutter — frühzeitig hatte sie diesen unersetzlichen Verlust beweinen gelernt und unter der alleinigen Leitung eines so guten Vaters, den sie oft in den Gefahren des Kriegs begleitete, der sich ihr ganz widmete und aus gränzenloser Vaterliebe ihr keine Stiefmutter aufdrang, sich jede weibliche Tugend eigen zu machen gewußt, Leib und Seele abgehärtet, und, trotz aller sich darbietenden Gelegenheiten, ihr

Herz vor jeder unzeitigen Leidenſchaft bewahrt. Ausgerüſtet mit allen Vollkommenheiten ihres Geſchlechts, beſorgte ſie das Hauswesen ihres Vaters mit Klugheit, Ordnung und Pünktlichkeit, und erwarb ſich durch Würde und Menſchlichkeit allenthalben Anſehen, Achtung und Liebe. Unbeſcholtene Tugend war ihre einzige Gefährtin und unter ihrem Panier trotzte ſie jedem Ungemach. Nur dem Verluſte ihrer Freiheit konnte und ſollte ſie, nach der wichtigen Beſtimmung ihres Geſchlechts, über lang oder kurz nicht widerſtehen.

Er kam, der glückliche oder unglückliche Augenblick, der der Freiheit ihrer Roſenmonde ein Ziel ſetzte.

Bei einem Stechen, das der Graf am Geburtsfeſte ſeiner liebenswürdigen Tochter veranſtaltete, um ſich für die von den benachbarten Edlen ihm zu Ehren gehaltenen Luſtbarkeiten zu revangiren, wars mit einmal um die Ruhe ihres Herzens geſchehen. Kaum vermochte die edle Dirne, die ſonſt mit heroiſchem Muthe jeder Gefahr die Stirn bot, ſich zu

hatten, als sie demjenigen den Preis ertheilte, der bei dieser ritterlichen Uebung den Sieg erfochten hatte. Eine nie empfundene Bangigkeit, ein geheimes unerklärbares Gefühl bemächtigte sich ihrer in dem Augenblicke, da die Kämpfer in den Saal traten und der Glücklichste von ihnen zu ihren Füßen lag. Mit halblauter Stimme nur, wider ihre Gewohnheit schüchtern und in gebrochenen Worten redete sie den Ritter an, rühmte seine Tapferkeit, seinen Muth, seine Stärke, theilte ihm nach vollendeter Rede ein paar silberne Sporen und ein Schwerdt, das Graf von Sassenburg einst bey einer ähnlichen Gelegenheit als den Preis jugendlicher Tapferkeit erhalten hatte, und warf ihm, mit den Worten: Dieß euer Lohn, edler Ritter! — eine güldene, mit ihrem Bildniß gezierte Kette um den Hals und befahl — nicht doch! — sie bat ihn, aufzustehen und das Visir zu öffnen.

Himmel! dieß war der unvorhergesehene Augenblick, auf den die muthige Dirne nicht unvorbereitet zu seyn glaubte, und in diesem süßen Wahne, von den Pfeilen der Liebe verwundet, fast ihre ganze

Standhaftigkeit verlohren hätte. Der Vater bemerkte es und dachte bei sich selbst: Jetzt hat sie gewählt. — Sie aus der Verlegenheit zu reißen, erhob sich der Graf von seinem Platze, drückte dem Ritter freundlich die Hand, und wünschte ihm zu seinem Siege Glück. Ihm folgten die übrigen. Indeß gewann Elsbeth Zeit, sich zu sammeln und auf einen neuen Angriff vorzubereiten. Er erfolgte. Mit Muth und Standhaftigkeit hielt sie die Belagerung aus, die der Eroberer zu verschiedenenmalen wiederhohlte.

Schön, wie ein Gott, unternehmend und kühn, wie Phaëton, als er auf einen Tag den Sonnenwagen vom sorgenden Vater erheischte, aber — nicht zu Boden geschmettert, wie jener, vom brennenden Strahle flammender Liebe, stand, des errungenen Sieges sich freuend, der muthige Ritter vor ihr und wagte es, diejenige zum Zweikampf aufzufordern, die vor wenig Minuten noch frei, wie er, ihm Auge und Herz gefesselt hatte. „Verzeiht, Gräfin," hub er an und küßte voll Ehrerbietung die Hand, die den Druck der seinigen so brennend er-

widerte, daß er im nämlichen Augenblicke auch dieſes Sieges gewiß ſich fühlte, aus Beſcheidenheit aber des Triumphs ſich enthielt. „Verzeiht meiner Unartigkeit," fuhr er fort, — „die überraſchende Umarmung Eures Vaters verhinderte mich vorhin, Euch meinen Dank abzuſtatten." —

„Ihr habt nicht Urſache, Ritter! erwiderte die junge Gräfin — der Dank gebührt nicht mir; meinem Vater, der Euch dieſe Geſchenke blos durch mich überreichte. —"

„Nicht doch, Gräfin! — Eure Beſcheidenheit macht mich ſchweigen — o! laßt mich noch einmal dieſe Hand küſſen —"

„Iſt Euch daran ſo viel gelegen?"

„Gräfin! —" Schnell begegneten ſich ihre Blicke, noch waren ihre Hände in einander gefaltet und beide beobachteten eine minutenlange Stille. Elsbeth unterbrach das Stillſchweigen, indem ſie ſagte: „Nehmt vorlieb, Ritter! — die Geſchenke, die Ihr heute aus meiner Hand empfiengt, ſind von keiner Bedeutung —"

„Ums Himmels willen, Gräfin! — fiel ihr der Ritter ins Wort — ſprecht das nicht! — Das

Schwerdt Eures Vaters — das Bildniß der Gräfin von Lassen —"

„Schweigt! —" Bei diesem Worte legte sie ihm die Hand auf den Mund und hub nach wenig Augenblicken wieder an in einem Tone, der ins Innere drang: „Verzeiht, Ritter! wenn ich ungestüm bin —"

„Gräfin!"

„Gebt der unschuldigen Bitte des eingebildeten Mädchens Gehör und tragt diese Wenigkeit zum immerwährenden Andenken des heutigen Tags —"

„Nie werd' ichs vergessen, daß ich diese herrlichen Geschenke an Eurem Geburt-feste erhielt —" Eine Thräne träufelte über die jungfräuliche Wange nieder. Der Ritter bemerkte sie; theilnehmend fragte er um die Ursache derselben und sagte: „Himmel! was ist Euch, Gräfin? — Ihr weint? —"

Unwillkührlich faßte Elsbeth die Rechte des Ritters, drückte sie mit Inbrunst an ihr Herz und sagte mit aufwärts gerichteten Blicken: „Ach! es war der Todestag meiner Mutter —" Mit einmal wendete sie sich von ihm, drang durch die Menge und flog hinaus ins Freie, ihrem Herzen Luft zu

ſchaffen. — Verlaſſen ſtand der muthige Jüngling da, unſchlüßig, ob er ihr nacheilen, oder unter der Geſellſchaft der anweſenden Ritter und Edlen Zerſtreuung ſuchen ſollte. Er wählte das letztere, um ſich nicht zu verrathen.

Mehr oder weniger den edlen Ritter um das Glück beneidend, das ihm zu Theil geworden, wagte es keiner ſeiner Zeitgenoſſen, ihn zu hohnnecken und mit der an der Tochter ihres Gaſtgebers gemachten Eroberung aufzuziehen. Jaromir geſellte ſich zu den Alten, die bei vollen Humpen ſich ihrer Jünglingsjahre freuten, die Tapferkeit des beſcheidenen Ritters lobpreißten und einen Becher nach dem andern auf ſeine Geſundheit leerten. Man lud zur Tafel. Elsbeth, die ſich kurz vorher wieder im Saale eingefunden hatte, wieß dem Sieger, dem Abgott ihres Herzens, den oberſten Platz an, ſie aber ſelbſt nahm den übrigen zwiſchen ihrem Vater und Ritter Hanns von Norweg, einem Greiſe von acht und ſiebenzig Jahren. Jedermann bewunderte im Stillen die Uneigennützigkeit der jungen Gräfin, und Niemand wußte es ihr mehr Dank, an Jaromirs Seite zu

ſitzen,

ſitzen, als die Gemahlin des Grafen Tziwilska, eine Dame von ohngefähr 40 Jahren, die, ihrer verblühten Reize ohngeachtet, an ihrem Nachbar eine Eroberung zu machen wähnte. Aber ſie mühte ſich vergebens. Jaromir begegnete ihr mit Hochachtung und Anſtand, und wußte ihren Lockungen mit Beſcheidenheit auszuweichen. Selten nur ſtießen ſeine Blicke mit den ſeiner angebeteten Elsbeth zuſammen, und Niemand getraute ſich zu behaupten, daß ein ſo zärtliches Liebespärchen bei Tafel ſitze.

So luſtig es auch über Tafel hergieng und nach Ritterſitte und Brauch den Flaſchen derb zugeſetzt wurde, ſo fühlten doch die Verliebten Langeweile und ſehnten ſich herzlich nach der Beendigung; aber ſie mußten aushalten. Die Gäſte wurden immer fröhlicher und Geſundheiten auf Geſundheiten verlängerten das Mahl über die Zeit. Endlich machte man Aufſtand. Elsbeth that den Vorſchlag, in den Burggarten zu gehen. Er ward angenommen; nur wenige blieben beim Pokale zurück. Die Tziwilska mochte die Abſicht der jungen Gräfin wohl merken, und entblödete ſich nicht, ihr dieſe zu vereiteln.

Sie machte den Anfang, faßte ihren Tischgesellschafter unter dem Arme, hüpfte triumphirend an seiner Seite die steinerne Stiege hinab und glaubte, ihr auf diese Art den empfindlichsten Possen zu spielen. Elsbeth schien darüber so wenig empfindlich zu seyn, als Jaromir, der Welt- und Menschenkenntniß genug besaß, sich in jedes Verhältniß zu schicken. Ohne den mindesten Verdruß blicken zu lassen, willfahrte er der thörichten Gredsin und sagte ihr einige Schmeicheleien, ohne den Rechten, die er bereits in seinem Herzen der schönen Tochter des Grafen von Sassenburg zugestanden hatte, zu nahe zu treten. Erst spät am Abend gelang es ihm, mit Elsbeth allein zu seyn.

Indeß, alt und jung durch einander, die Weinberauschten Zecher im Saale umhertaumelten, und von einer Dame zur andern schwankend, den schäumenden Becher der Freude, von weiblichen Lippen kredenzt, mit Ungestüm hinabschlürften, beschäftigte sich Elsbeth in der Küche mit Zubereitung einiger Erfrischungen. Jaromir benutzte diesen Augenblick, stahl sich aus der Gesellschaft und flog, ohne von ihr bemerkt zu werden, in drei Sätzen die Stiege hin-

unter in den Garten. Ihrer zu harren, ohne da Jemand zu treffen, der ihr hätte einen Wink geben können, war seine Absicht. Er mußte lange warten; endlich erschien sie. Durch eine geheime Ahndung veranlaßt, nahm sie, nachdem sie ihre Geschäfte besorgt hatte, ihren Weg in den Garten, ohne zu wissen, daß Jaromir bereits dahin vorausgegangen war. Es war ein schöner, ein herrlicher Abend, ganz für Liebende geschaffen. An ihrer Ausründung arbeitend, erleuchtete die Silberscheibe des sanften Mondlichts die rosigen Gänge des gräflichen Gartens, dessen natürlicher Zustand durch Hülfe der Kunst ungemein erhöht ward; laue Zephyrs wehten durch die Wipfel der Bäume, deren größere oder kleinere Schatten mancherlei Gestalten von sich warfen, die dem Furchtsamen hätten Grauß und Schrecken einjagen können. Und eben hier war es, wo Jaromir, gelehnt an den Stamm einer süß duftenden Linde, die Geliebte seines Herzens erwartete. Von da aus sah er in gerader Linie mit unverwandten Blicken nach der Thüre hin, die aus dem Hintergebäude des Gräflichen Schlosses, die kleine Sassonburg genannt, in den Garten führte, und o! — wie jauchzte es

laut, als er ſie öffnen hörte, und, je näher die einſame Luſtwandelnde kam, ſich überzeugte, daß ſie es ſelbſt ſey.

Nur noch wenig Schritte war ſie von ihm entfernt, da trat er aus ſeinem Hinterhalte vor, nahte ſich ihr mit Ehrfurcht, faßte eine ihrer Lilienhände, und bat wegen dieſer Ueberraſchung um Verzeihung.

„Um Gottes willen, Ritter! ſeyd Ihr es?“ ſagte ſie in der Bewegung eines gehabten Schreckens.

„Noch einmal, Gräfin! — entgegnete der Ritter — verzeiht!“ — Ein ſanfter Händedruck ſicherte ihm Gewährung ſeiner Bitte.

„Aber das kann Verdacht erwecken —“ flüſterte leiſe die Göttliche ihm ins Ohr.

„Fürchtet das nicht, Gräfin! — antwortete der kühne Belagerer ihres Herzens, das ſich jetzt auf Gnade und Ungnade ergeben ſollte — man wird

uns nicht vermiſſen; der Wein hat ſeine Würkung gethan. Nur einen Augenblick — nur eine einzige Frage!“

„Faßt Euch kurz, wenn ich bitten darf.“

„Das will ich. — Kamt Ihr ohne Abſicht hierher, Gräfin?“

„Ich verſtehe Euch nicht — Erklärt Euch deutlicher!“

„Das bin ich Euch ſchuldig. — (ihre Hand faſſend) Sey es Zufall oder nicht; kurz! der gegenwärtige Augenblick iſt der ſeligſte meines Lebens; ich ergreife ihn mit beiden Händen. Noch einmal, Gräfin! verzeiht meiner Offenherzigkeit; länger kann und mag ich nicht das Geſtändniß verhehlen, das ich jetzt zu Euren Füßen ablege — Ich liebe Euch —“

„Gott! —“

„Der Anblick Eurer Reize feſſelte mein Auge, Eure Tugend ſetzte mein Herz in lodernde Flammen — ach! dieſe Flamme wird mich verzehren —

ich werde ohne Euch nicht leben können — Jetzt sprecht mein Urtheil!“

„Ritter! —“

„Laßt mich leben, oder zu Euren Füßen sterben!“

„(Tief seufzend.) Ich muß gestehen, Ritter! Euer Geständniß war überraschender, als ich geahndet hatte —“

„In der That, Gräfin?“

„Der Augenblick, der Euch die Fesseln der Liebe fühlen lehrte, machte Euch zum Sieger — Euer Urtheil ist gesprochen.“

„Himmel! — Ists möglich? — Elsbeth!“

„Jaromir!“ —

Bei diesen gegenseitigen Ausrufungen stürzten sie einander in die Arme, versiegelten das Bündniß ihrer Herzen durch den feurigsten Kuß, den ie die Liebe zu küssen vermochte, schwuren einander unver-

brüchliche Treue und gelobten sich, ihre Väter zu alleinigen Vertrauten ihres Geheimnisses zu machen. „Morgen zu deinem Vater! — sagte Jaromir — und“ — „Jetzt in die Gesellschaft“ — erwiderte Elsbeth.

So wandelten sie Hand in Hand und mit erleichterten Gefühlen die schöne lange Lindenallee vorwärts und traten wieder in die Gesellschaft ein, die, vom dampfenden Nektar berauscht, ihre Abwesenheit nicht bemerkt hatte.

Früher, als die übrigen Gäste, die noch im tiefsten Schlafe versunken lagen, war Jaromir schon beim Grafen. Die Ankunft des Jünglings war ihm nicht befremdend. Seinem forschenden Blicke, der ihn mit einmal alles übersehen lehrte, war das Liebesverständniß zwischen Elsbeth und Jaromir kein Geheimniß; er hatte jeden ihrer Schritte bemerkt, und ihr Benehmen ließ ihn ein freimüthiges Geständniß ihrer gegenseitigen Gefühle hoffen. Noch war Elsbeth mit dem Frühstück beschäftiget und trat ab-

ſichtlich einige Minuten ſpäter ins Morgenzimmer ihres Vaters, als Jaromir, den ſie im Herzen ſchon Bräutigam nannte.

„Habt Ihr ſo früh ſchon ausgeſchlafen?“ redete der Graf den Sieger des geſtrigen Tages an, der mit edlem Anſtande bei ihm eintrat und ehrerbietig ihn begrüßte.

„Morgenſtunde erwiderte der muthige Jüngling, hat Gold im Munde. Was du thun willſt, ſagt das Sprichwort, das thue bald; denn die Zeit iſt edel.“

„Wohl wahr! — Habt Ihr dieſe Erfahrung ſchon mehrmals gemacht?“

„Schon mehrmals, Graf!“

„Bravo! — Seyd mir willkommen!“ — Freundlich bot er ſeinem Morgengaſte die Hand und hieß ihn niederſetzen. — „Was iſt euer Begehr?“ fragte er weiter.

„Auf ein Wort, Graf! weil wir allein ſind. — Ich weiß, daß Ihr kein Freund von Umſchweifen ſeyd —“

„Das war ich nie.“

„Auch verſtehe ich nicht, die Worte nach der Redekunſt zu ſetzen —“

„Hat nichts zu ſagen — Nur heraus!“

„Ich liebe Eure Tochter —“

„So! —“

„Zwar ſtamme ich nur von gemeinem Adel —“

„Was wollt Ihr damit ſagen?“

„Daß — verzeiht, Graf! — der Abſtand zwiſchen Euch und mir —“

„Thut zur Sache nichts — Rang und Vermögen ſind mir gleichgültig. Auch iſt mir die Familie derer von Helfenſtein nicht unbekannt; urſprünglich wars ein fränkiſches Geſchlecht —“

„Richtig! — O Graf! verzeiht meiner Zudringlichkeit, mit der ich es wage, um die Hand Eurer Tochter zu werben —“

„Eure Freimüthigkeit gefällt mir — Sprecht Ihr darüber schon mit Elsbeth?“

„Ja, Graf!“

„Ja? — Und wenn?“

„Gestern.“

„Gestern? — Pflegt Ihr in allen Dingen so rasch zu Werke zu gehen? — Gestern erst Bekanntschaft gemacht und heute sprecht Ihr schon von Liebe?“

„Sehen und lieben war eins!“

„Hm! — Was sagte Elsbeth?“

„Sie gab sich gefangen. — O Graf! es hängt nur von Eurer Einwilligung ab —“

„Freilich! — Ich bin Vater; aber ich kann weder Ja noch Nein dazu sagen. — Ich werde mit Elsbeth darüber sprechen —“

„Und ich werde nicht unbefriedigt von dannen ziehen.“

Jaromir ſtand auf und wollte ſich entfernen, um den Vater ſeiner Geliebten mit ihr allein zu laſſen; aber der Graf befahl ihm zu bleiben, und Elsbeth kam in demſelben Augenblicke mit dem Frühſtücke herein. Sie ſetzte es auf den Tiſch, küßte ihrem Vater die Hand und machte eine ungekünſtelte Verbeugung gegen den ihm zur Seite ſitzenden Ritter. Ihre Wangen erröthteten und ſie gerieth in einige Verwirrung, die dem Auge ihres Vaters nicht entgieng; ſo früh hatte ſie nicht vermuthet, den geliebten Gegenſtand ihres Herzens bei ihm zu finden.

„So früh, meine Tochter?“ fragte der Vater, um das Geſpräch dahin zu leiten, daß Elsbeth ſelbſt mit dem Geſtändniſſe ihrer Liebe ihm entgegen kommen ſollte.

„Ich hätte nicht geglaubt, erwiderte die junge Gräfin, daß Sie ſo früh ſchon auf ſeyn würden.“

„Wenn man Gäste im Hause hat, muß der Gastgeber immer der letzte zu Bette und der erste wieder auf dem Platze seyn. — Wie hast du diese Nacht geschlafen?“

„Wenig, aber desto besser.“

„Desto besser? — Ich hätte gemeint, du würdest sagen: desto unruhiger.“

„Ich wüßte nicht, aus welcher Ursache?“

Ihre Hand fassend, mit bedeutendem Blicke und auf den neben ihm sitzenden Jaromir zeigend, sagte der Graf: „Elsbeth, wenn solche Erscheinungen ein junges Mädchen, wie du bist, ruhig schlafen lassen —“

Mit zur Erde gesenkten Blicken und immer höher steigender Röthe glühender Wangen wollte das gefangene Mädchen mit dem Geständnisse ihrer Liebe heraus, aber der Graf verhinderte sie selbst daran, indem er fragte: „Hast du nicht geträumt?“

„Ja, mein Vater!“

„Und wovon?“

„Vom Ritter Jaromir —“

„Von ihm da? —“

„O mein Vater! —“ Mit dieſen Worten ſtürzte ſie zu den Füßen ihres Vaters hin und verbarg ihr Geſicht in ſeinen Händen.

„Wozu dieſer Fußfall? — Steh auf! — War dein' Traum von ſolcher Beſchaffenheit, daß du nöthig hätteſt, deinen Vater deshalb um Verzeihung zu bitten?“

„Das war er. — O mein Vater! — Errath' Ihr nicht —? Hat Euch der Ritter da nichts geſagt?“

„Ja! er hat mir etwas geſagt, aber nicht alles.“

„Nicht alles? — Ha! Jaromir —“

Jaromir wollte ſich rechtfertigen; aber der Graf überhob ihn der Mühe und ſagte: „Er liebt dich —“

„Hat er das gesagt?“ — fiel Elsbeth hastig ihm in die Rede und Jaromir las' in ihren Blicken Verzeihung — „O! mein Vater — hat er weiter nichts gesagt?“

„Er will dich zur Gattin — bittet um meine Einwilligung —“

„O! Bester der Väter, auch ich bitte darum —“

„Das war es, was ich wissen wollte.“

„Auch ich liebe ihn —“

„Dieß sagte mir gestern schon der Augenblick, in dem du dem Ritter den Lohn seiner Tapferkeit überreichtest und, als er das Visir öffnete, zurückbebtest.“

„Bemerktet Ihr das, mein Vater?“

„Sollte ich nicht?“

„Ha, Graf! — fiel Jaromir ein — dieser Augenblick war der seligste meines Lebens, machte mich zum glücklichsten Menschen unter der Sonne.“

Beider Hände faſſend, ſagte der Graf: „Nun dann! wenn Ihr glaubt, mit einander glücklich zu leben, ſo ſey es. Ich finde kein Bedenken, Euch meinen väterlichen Segen zu geben und wünſche, daß Euch dieſer raſche Entſchluß nie gereuen möge.“

„Das wird er nie!“ — tönte mit einmal von Beider Lippen, und einander in die Arme ſinkend, dankten ſie gegenſeitig ihr Glück dem geſtrigen Tage.

Welch ein reizender Anblick! Welch eine herrliche mahleriſche Szene! — Vater und Tochter und Eydam, dreifach umſchlungen durch die Bande der Liebe, vergaßen in dieſem Augenblicke ihr Daſeyn und leerten den Becher himmliſcher Freuden, überſchwenglich auf ſie herabſtrömend.

Faſt hätten die herbeikommenden Gäſte, die durch einige Stunden Schlaf von den Strapatzen des geſtrigen Tages ſich wieder erhohlt hatten, ſie in dieſer glücklichen Lage getroffen. Aber der Graf kehrte noch früh genug aus dem Taumel nie genoſſener Freude zur Beſinnungskraft zurück, und befahl den von den ſeligſten Em-

pfindungen hingeriſſenen Liebenden, ihre Stellung zu ändern und den Gefühlen ihres Herzens für den gegenwärtigen Augenblick ein Ziel zu ſetzen; denn er wollte nicht, daß die in ſeiner Burg beherbergten Ritter und Edlen ſobald davon unterrichtet ſeyn ſollten — auch befahl er ſeinem zukünftigen Eydam, ſich einſtweilen auf ſein Zimmer zu begeben und ſodann wieder bei der zum Frühſtück ſich verſammelnden Geſellſchaft einzufinden.

Jaromir gehorchte, küßte dem Grafen die Hand und entfernte ſich ſo lange, bis er glaubte, daß die Geſellſchaft beiſammen ſeyn würde: Elsbeth aber blieb zurück und empfieng ihre Gaſte, die einer nach dem andern eintraten, mit ihrem alten Freunde und Waffenbruder das Frühſtück einzunehmen und nach geleertem Dankſagungsbecher zum Abſchied aufzubrechen. Keiner von ihnen ahndete, was indeß vorgegangen war; doch ſchied mancher von dannen mit dem Gedanken, bald wieder beim Grafen einzuſprechen und für ſich oder ſeinen Sohn um die edle Rittersdirne zu werben.

Niemand war seiner Sache gewisser als Jaromir. Begünstiget vor allen, die vermöge ihres Adels und ihrer Reichthümer Ansprüche machen konnten auf die Tochter des Grafen von Sassenburg, beschäftigte er sich blos mit dem Gedanken, seinem Vater von der glücklichen Fügung seines Schicksals Nachricht zu geben, indeß jene nur Pläne schmiedeten, wie sie einander den Vorrang streitig machen und der schönen Elsbeth beikommen wollten, welche auf Befehl ihres Vaters indeß Anstalten getroffen hatte, dem Ritter von Helfenstein ein Hinderniß in den Weg zu legen, und ihn länger aufzuhalten als die übrigen, die sich einer nach dem andern auf ihren Rappen schwangen und ihrer Heimath entgegen flogen.

„Die Stunde des Abschieds zu genießen, sagte der Graf, als er mit Elsbeth und Jaromir allein war — ersann ich eine kleine List, die Ihr hoffentlich nicht übel auslegen werdet.“ — Sie sprachen noch dieß und jenes über die Veranlassung und Entstehung ihrer Liebe, über die Anberaumung des Hochzeittages und mancherlei dahin abzweckende Dinge. Der Mittag kam heran und noch saß der glückliche Jüngling

zwiſchen dem Grafen von Saſſenburg und dem Ritter Hannß von Korwog, dem einzigen Augenzeugen ihrer Unterredungen, als Elsbeth zur Tafel rufte und ihren Bräutigam einlud, an ihrer Seite in der duftenden Jelängerjelieberlaube eine, von ihr ſelbſt zubereitete, ländliche Mahlzeit einzunehmen. Der beſcheidene Jüngling bat um Verzeihung, daß er ſo lange läſtig werden ſollte; aber es half nichts, er mußte folgen und auf dringendes Bitten ſeiner Geliebten noch dieſen ganzen Tag und die folgende Nacht in der väterlichen Burg verweilen. Erſt am Morgen des dritten Tages erhielt er vom Vater der ſchönen Elsbeth Urlaub, ſich auf die Reiſe nach Ungarn zu begeben und ſeinem Vater, der beim Heere des Königs von Ungarn ſich befand, Nachricht von ſeiner Liebſchaft zu geben.

Den Schwärmereien und Luſtbarkeiten auf Sermoneck wenigſtens auf einige Zeit Einhalt zu thun, beſchloß der Graf, zu reiſen, ſeine Ländereien und ſämtliche Beſitzungen in Augenſchein zu neh-

men und allenthalben, wo es nöthig seyn würde, nützliche Anstalten und Verbesserungen zu treffen. Er reiste nie ohne Elsbeth. Keine Reise wurde vollendet, auf der er nicht wenigstens etwas Gutes gethan hätte, das zu seinem oder seiner Unterthanen Vortheil abzweckte, und nie kehrte Elsbeth zurück, ohne neue Kenntnisse gesammlet und wichtige Erfahrungen gemacht zu haben. Dieß war auch der Fall dießmal. Er unterstützte nicht nur seine Unterthanen mit seinem väterlichen Rathe, sondern er beschenkte die Armen reichlich, verbesserte ihre häuslichen Einrichtungen, so wie die gemeinschaftliche Verfassung der besondern Ortschaften, übertrug die Aufsicht den erfahrensten und rechtschaffensten in der Gemeinde, erleichterte ihre Arbeiten und Frohnen, die sie bis jetzt hatten leisten müssen, und machte ihnen das Joch der Sklaverei, in welchem sie unter seinen Vorfahren schmachteten, weniger fühlbar; kurz! allenthalben handhabte er Recht und Gerechtigkeit, und errichtete sich die herrlichsten Denkmäler seiner Vaterhuld und Liebe.

Auch an diesen ernsthafteren Geschäften nahm Elsbeth so viel Antheil, als an seinen Vergnügungen

und brachte ihn noch überdieß auf manchen guten Gedanken, der sie ihm und Jedermann theurer und und unschätzbarer machte. Nie überließ er sich dem Genuß der Freuden, die sich hier oder da, mehr oder weniger ihm darboten, eher als nach vollendeten, nothwendigern und nützlichern Verrichtungen. Die Jagd war sein liebstes Vergnügen und die eintretende Herbstzeit gewährte ihm just damals die reichhaltigste Befriedigung. Elsbeth ritt ihm zur Seite und erlegte mit eigener Hand manchen Hirsch und manchen Eber, der ihnen in den Wurf kam. Bei dieser Gelegenheit erinnerte er sich der Erscheinungsgeschichte im Kingrätzer Walde, wovon bereits sein alter Hausmeister Czieka ihm einige Winke gegeben hatte. So wenig Glauben er auch an solchen Dingen hatte und vermöge seiner angebohrnen Unerschrockenheit sich vor den schrecklichsten Naturereignissen nicht fürchtete, so erregte doch die Unzufriedenheit und Schüchternheit der abergläubischen Kingrätzer, welche auf den nächstkommenden Morgen in dieser Absicht bestellt waren, einige Bedenklichkeiten. Fast hätten sie seinen unerschütterlichen Glauben an die Nichtexistenz solcher Begebenheiten wankend gemacht; aber der

Gedanke, in einem entgegengesetzten Lichte zu erscheinen und der mehr als männlichen Standhaftigkeit seiner geliebten Elsbeth vielleicht Gränzen zu setzen, oder durch einen spottelnden Verweis aus ihrem Munde seinem Herzen wehe zu thun, machte, daß er beschloß, den ihm als unsicher angegebenen Theil dieser Waldungen für diesmal zu umgehen und sich von der Wahrheit jener Erscheinung durch genaue Untersuchung der Gegend zu überzeugen. In dieser Absicht verhehlte er ihr die getroffene Abänderung seines Plans für den nächsten Morgen, und befahl ihr, den Tag darauf ein ländliches Mahl zu veranstalten, das er seinen lieben Ringrätzern zum Besten geben wollte.

Indeß die gehorsame Tochter mit Zubereitung desselben beschäftiget war, ließ sich der Graf seinen Streithengst satteln, mit dem er schon so manches Abentheuer bestanden hatte, und ritt, unter dem Vorwande, die Gränzen seiner Besitzungen zu besehen, in den Wald. Alles war still und ruhig. Dreimal ritt er um den Berg herum, der mitten im Walde sich über die Wipfel der Bäume erhob und —

ſah und hörte nichts. Kaum vermochte er, durchs Dickigt der ſchwarzen Tannen und Nadelholzbüſche, die den Zugang zum Gipfel des Berges faſt unmöglich machten, die Ruinen der ehemaligen Veſte Przoskowetz mit dem Auge zu erreichen, und die Sicherheit, mit der er in dieſer ſeit langen Zeiten von keinem menſchlichen Fuße berührten Gegend zu wandeln glaubte, machte ihn kühn, ſich mit dem Schwerdte einen Weg durch die Gebüſche zu bahnen, das graue Gebürg zu erſteigen und die von der Zeit verwitterten Ueberreſte der ſtolzen Felſenburg zu durchſpähen. Es gelang ihm.

Schon hatte er den Gedanken, am hellen lichten Tage durch die Erſcheinung eines Geiſtes beunruhigt zu werden, fahren gelaſſen, und um ſo muthiger das große Unternehmen begonnen, als auf halbem Wege ihm ein Mann in einer ſchlechten dürftigen Kleidung mit einer Axt in der Hand unter die Augen trat und ein freundliches: „Helf Gott, lieber Herr!“ — zunickte. Die Erſcheinung dieſes Mannes, der einem armen Taglöhner ähnlich ſah, beſtärkte die Meinung des Grafen von

der Unwahrheit jener abergläubiſchen Behauptung, daß es in dieſer Gegend nicht ſicher zu gehen ſey. Beide blieben zu gleicher Zeit ſtehen. Der Graf wollte ſo eben fragen: ob kein Weg auf den Berg hinanführe; als der Mann mit der Axt ihm zuvorkam und mit bedeutenden warnenden Blicken ihn anredete: „Ey, Ey, lieber Herr! wo wollt ihr auf dieſem unwegſamen Pfade hin? — Hier iſt nicht gut wandern.“

„Nicht? — erwiderte der Graf — und doch find' ich Euch hier?“

„Ja, Herr! unſer einen treibt die Noth dazu; ſelten trifft man hier eine menſchliche Seele an.“

„Woher mag das kommen?“

„Je nu! einer ſagt, der böſe Geiſt ſoll hier ſein Weſen treiben; andere ſprechen, der vorige Burgherr laſſe ſich hier ſehen. Gott weiß, was an dem Dinge iſt; aber ſo viel iſt gewiß, die Kingrätzer, denen dieſer Berg gehört, kommen das ganze Jahr nicht heraus —“

„Ey, ey! – "

„Er mag sie freilich übel traktirt haben, das ist die allgemeine Sage; dafür hat er nun aber auch im Grabe keine Ruh. Das Vieschen Menschen, das ja noch zu Zeiten hieher kommt, sind blutarme Leúte, die nichts zu verlieren haben, als eine Handvoll Leben —"

„Ist es denn so gar gefährlich, hier herauf zu kommen?"

„Das wollt' ich glauben. Vor Zeiten gieng dort drüben ein schmaler Bergpfad herauf, von dem aber jetzt kaum eine Spur zu sehen ist. 's ist Jammer und Schade, daß die Gegend hier so verwildern muß —"

„Wird denn hier kein Holz geschlagen?"

„Da ist nicht dran zu denken. Höchstens benutzen es die armen Leute, die flugs drei bis vier Stunden weit herkommen, einen Baum zu fällen —"

„Wenn dieß nun aber die Besitzer dieser Gegend zur Sprache bringen?"

„Ha! das iſt Spaß. Dafür ſind wir nun wohl ſicher — aber der böſe Geiſt dort oben —“ Dabei ſetzte ſich der vermeintliche Holzfäller auf ein ziemlich weit hervorragendes Felſenſtück, und begann an einer an der äußerſten Spitze deſſelben herausſtehenden Tanne friſch drauf los zu arbeiten und ſchien das Geſpräch mit einmal abbrechen zu wollen. Aber der Graf hielt ihn noch einige Minuten von der Ausführung dieſer Halsbrecherei zurück und verſuchte es, ihn treuherzig zu machen, um ſeiner Wißbegierde hinlängliche Befriedigung zu verſchaffen.

„Hm! — ſagte er in dieſer Abſicht — ich wäre doch neugierig, den Geiſt zu ſehen.“ — Mit anſcheinender Furcht und Verwunderung ſah ihm ſein Gegner ins Geſicht, als ob ihn ein kalter Schauer überfiel, und der Graf ſagte weiter: „Wollt Ihr mir nicht den Weg zeigen, guter Freund? Ich wills Euch lohnen.“

„Für keinen Preis, — antwortete jener — ich bin ſchon einmal dabei geweſen, aber zum zweitenmale bringt mich niemand hin.“

„Ihr ſeyd da geweſen?“

„Ja, Herr!“

„Nun! ſo ſagt doch, was iſt's?“

„Ein Geiſt —“

„Wenns ſonſt nichts iſt — was kann ein Geiſt thun, der weder Fleiſch noch Bein hat? —“

„Bah, Herr! — ich glaube gar, Ihr wollt mich zum Beſten haben? — Oder ſeyd Ihr vielleicht ein Hexenmeiſter — Teufelsbanner —?“

„Weder das Eine noch das Andere. — Ich bin ein Menſch, wie Ihr —“

„Der Geſtalt nach ſollt' ichs freilich wohl glauben, aber — nehmt mirs nicht übel — Euer Frevel will mir nicht ſchmecken.“

„Frevel und Unerſchrockenheit ſind zwei verſchiedene Dinge. Doch, ich ſehe, Ihr ſeyd nicht meiner Meinung; ich werde den Weg wohl allein finden.“

„Glück zu! — Nehmt Euch nur in Acht, daß Ihr mit heiler Haut davon kommt.“

„So schlimm wirds doch nicht seyn," sagte der Graf beim Hinweggehen, setzte seinen Stab weiter durch die Gebüsche fort und kam durch einige Krümmungen um den Berg, welcher immer steiler zu werden begann, herum durch eine kleine, von herabgefallenen Steinmassen gebildete Hohle auf den eigentlichen Weg. Von der Zeit verwittert, verlohr er sich mehrmals und ungeheure Felsenstücke erschwerten dem kühnen Kletterer die Erreichung des vorgesteckten Ziels.

Triumphirend über die Ausführung dieses jugendlichen Beginnens, das dem sechzigjährigen Alten Schweiß und Mühe gekostet hatte, die er aber nicht in Anschlag brachte, stand er auf dem Gipfel des Berges, dessen Oberfläche wenigstens 100 Quadratruthen in der Rundung enthielt und von der Seite nach dem Abgrunde zu mit kleinem Buschwerke, gegen die Mitte zu aber mit Tannen und Fichten besetzt war, die einen kleinen Wald formirten, hinter welchem sich ehemals die Veste Przoskowetz stolz erhoben hatte, jetzt aber die Ruinen derselben demüthig verbargen. Er wähnte, in ein Labyrinth

zu treten, das ihn aufs neue Schweiß und Arbeit kosten würde, denn der ihm entgegenstehende Wald verhinderte ihn, den Umfang des Berges mit den Augen zu messen. Daher hielt ers für rathsam, einige Minuten zu ruhen und zu dieser Arbeit neue Kräfte zu sammeln. Er blickte noch einmal von der schwindelnden Höhe herab ins Thal, aus dem er heraufgekommen war und staunte über die unermeßliche Tiefe, die seinen Augen sich öffnete und ihn zu verschlingen drohte. Länger diesen fürchterlichen Tod und Verderben drohenden Abgrund zu durchschauen, hielt der kühne Gigantenbezwinger über die Kraft seiner Mannheit; Furcht und Entsetzen packten ihn, und schweigend und still wendete er seinen Blick von diesem schrecklichen Schauspiele weg und setzte voll Ehrfurcht und Anbetung gegen ein höheres Wesen, dem selbst die scheußlichsten Grimmassengestalten in der Natur ihre unverletzbar und unerschütterlich scheinende Existenz verdankten, seinen Fuß auf unsicherm Pfade, durch Dornen und Gebüsche weiter und erreichte schneller, als er geahndet hatte, den Ausgang des Waldes.

Ein altes weites Burgthor, ein darneben ſtehendes Stück Mauer und die kaum ſichtbaren Ueberbleibſel eines Thürmleins, dieß waren die Ruinen von Przoskowetz, die jetzt vor das Auge des gräflichen Pilgers hintraten und ſonſt nichts außerordentliches, Aufmerkſamkeit erweckendes an ſich hatten, als daß ſie ehedem der Wohnſitz ſeiner Ahnherren geweſen, und durch Kauf an ſeine Familie gekommen waren. Schon wollte er ſeinen Weg wieder rückwärts nehmen, als mit einmal eine langſam um die Mauer des Burgthürmleins hervortretende männliche Geſtalt auf ihn zukam und ihm mit der Hand einen Wink gab, zurückzugehen. Aber der Graf blieb unerſchütterlich auf ſeinem Platze. Die Geſtalt kam näher und der Graf erkannte Schild und Rüſtung für die der Sapſenburgiſchen Familie. Faſt hätte ihn ſeine Standhaftigkeit verlaſſen, denn er wußte nicht, wo die Erſcheinung herkam, die ihm auf dem Fuße gefolgt zu ſeyn ſchien, da er im Augenblicke zuvor auf demſelben Flecke geſtanden hatte, wo der Geiſt ſeines Ahnherrn ſchwebte. — „Zurück!“ tönte mit dumpfer Stimme von den Lippen des Geiſtes, und Todtenluft wehte umher. — Mit dem

Schwerdte in der Hand wagte es der Graf, einen Schritt vorwärts zu thun und der Geiſt blieb ſtehen, winkte noch einmal mit der Hand und murmelte in einem ungleich fürchterlichern Tone, als zuvor, noch einmal: „Zurück!“ —

„Wer biſt du?“ erkühnte ſich der unerſchrockene Abentheurer zu fragen; aber der Geiſt blieb ſtumm und trat um einen halben Schritt vorwärts. — „Biſt du der Geiſt meines Ahnherrn, ſo rede! — Oder iſt dein Weſen Betrügerei —“

„Tollkühner — ſchnaufte der aus den Wohnungen der Abgeſchiedenen Entronnene — weiche zurück! — Der Ort, auf dem du ſteheſt, heißt: Tod!“

„Tod? — Wohlan, wenn es in deiner Macht ſteht, mich zu nichten, hier bin ich!“

„Frevler! ein Augenblick und du ſinkſt zum Staube —“

„Wer du auch seyn magst, ich achte deine Drohungen nicht —“

„Elender! —“

„Wenn ich elend bin, so zeige deine Kraft, mit welcher du dich brüstest!“

„Noch bist du nicht reif; aber dein letztes Stündlein wird dich überraschen, da du es nicht ahndetest —“

„Engel oder Teufel in Menschengestalt, sprich! von wem entlehntest du die Macht, ungestraft umher zu wandeln auf Erden, und Menschen zu beunruhigen, die —“

„Kurzsichtiger! was fragst du nach Dingen, die über deinen irdischen Geist erhaben sind und dem Sterblichen zu erforschen, nicht ziemen?“

„Ohnmächtiger! noch einmal — ich lache deiner Drohung.“ Hier schwang der Graf sein Schwerdt und war schon im Begriff, auf den schattenähnlichen Gegner einzudringen; aber wie von einer höheren Macht ergriffen, entsank das Mordgewehr seinen

Händen, unter ihm bebte die Erde und er wähnte, in einen Abgrund zu ſinken.

„Wirſt du nun noch lachen?“ tönte mit fürchterlichem Brauſen von den Lippen des Menſchenpeinigers — „Fürchteſt du noch nicht meine Macht?“

„Und wäreſt du einer von den Verworfenen, die dem Schöpfer des Weltalls unter den Händen entwiſchten, ſich wider die ganze Schöpfung zu empören —“

„Verwegener! was ſpotteſt du einer höhern Macht, die du nicht kennſt?“

„Mein Spott und meine Verachtung treffen nur dich, elender Schatten! —“

„Hat dich der Wink, den ich dir gab, noch nicht überzeugt, ſo wiſſe! — (den Arm ausſtreckend) — dieſer Arm iſt unüberwindlich, unbegreiflich mein Thun: meine Worte ſind ſchneidender als ein Schwerdt, und meine Stimme ſchmetternd, wie Poſaunenton.“

„Bei

„Bei allen Heiligen! —“

„Schwöre nicht. — Schwur iſt Sünde.“

„Sündigteſt du nicht auch?“

„Sündigen war mir Wolluſt, fromm ſeyn Unmöglichkeit.“

„So warſt du ein Schandbube —“

„Helaldiel iſt mein Name, Geiſt mein Weſen, würkſam und ſchrecklich unter den Todten, wie unter den Lebendigen furchtbar und grauſam. Schon ſchmachte ich funfzehn Jahre, ein ganzes Menſchenalter hindurch für die Thaten meines teufliſchen Lebens zu büßen in den öden Mauern dieſer Burg, dem Sammelplatz der ſcheußlichſten Laſter und Greuelthaten meiner und deiner Ahnherren —“

„Deiner und meiner Ahnherren?“

„Aber noch iſt die Zeit meiner Erlöſung nicht kommen —“

„Und was iſt dein Gewerb?“

„Menſchen verderben. — Auch du ſtehſt auf der Liſte, die mir Satan gab —“

„Auch ich? — Unſeliger — Verworfener! was that ich dir?“

„Frage nicht, was du thateſt oder nicht thateſt — ob du fromm oder ein Böſewicht wareſt? — Genug! — um Mitternacht ſollſt du mehr erfahren. — Zurück! — Die Stunde meiner Rückkehr naht — ich fühle, meine Blicke rollen wie Baſiliskenblick — mein Hauch wird vergiftend und der Schaum von meinen Lippen wie hölliſches Feuer.“

Der Graf ſtand wie verſteinert. Der Geiſt trat mitten unter das Burgthor und grinzte mit klätſchenden Zähnen dreimal den von Staunen und Bewunderung hingeriſſenen Forſcher an. Todtenluft wehte um ihn her. Feuer ſprühte aus ſeinem Munde und eine dicke ſchwarze Dampfwolke verbarg ihn dem Auge des Sehenden.

Unſchlüßig, ob er gehen oder bleiben ſollte, ſtand der Graf noch einige Minuten und ſtaunte mit un-

verwandten Blicken den Ort an, wo der Geiſt verſchwunden war. Er unterſuchte ihn ſorgfältig, fand aber nicht die mindeſte Spur einer Oeffnung, die ihn dieß oder jenes hätte vermuthen laſſen. Er legte ſein Ohr ans Gemäuer, ſtampfte mit dem Fuße wider den Erdboden und ſchlug dreimal mit dem Schwerdte an ein Felſenſtück, deſſen Lage weniger Natur als menſchliche Arbeit verrieth. Aber alles Nachforſchen war vergeblich. Er ſah und hörte allenthalben nichts, das ihn in ſeiner Meinung, hier eine Betrügerei zu entdecken, beſtärken konnte. Still und ruhig war die Natur, es regte ſich kein Lüftchen, und der Graf ſtand noch immer auf demſelben Platze; nur das Wiehern ſeines Hengſtes, den er im Dickigt am Fuße des Gebürges an einen Baum gebunden hatte, weckte ihn aus ſeiner Betäubung und mahnte ihn an die Rückkehr.

Weniger mühſam fand er den Weg Thaleinwärts, aber mit mehr Gefahr verknüpft, als beim Aufſteigen. Noch ſtand der muthige Rappe, der, der Wiederkunft ſeines Bändigers harrend, ungeduldig im Sande ſcharrte, an demſelben Orte, wo er

ihn angebunden hatte. Mit männlicher Stärke schwang der sechzigjährige Abentheurer sich in den Sattel und jagte durch Busch und Hecken auf unwegsamem Pfade endlang des Thales dem kleinen Dörfchen zu, dessen friedliche Bewohner bereits im Schloßhofe versammelt waren und sich glücklich schätzten, an der gräflichen Tafel gespeißt zu werden. Alles freute sich seiner Wiederkehr und drängte sich herbei, ihm ehrfurchtsvoll die Hand zu küssen. Elsbeth allein bemerkte, daß ihm etwas begegnet seyn müsse, daß seine Seele im Aufruhr und sein Geist beschäftigt war; aber sie war zu bescheiden, als daß sie in diesem Augenblicke ihn um die Ursache seiner üblen Laune hätte fragen sollen. Jede ihrer Leidenschaften zu bezähmen von Jugend auf gewöhnt, setzte sie auch dießmal der weiblichen Neugier Gränzen und versparte die Ausforschung seines Geheimnisses auf einen glücklichern Zeitpunkt.

Die mürrische Laune des Grafen war nie von langer Dauer. Sein fester Charakter, sein aufgeklärter Geist, der in den damaligen Zeiten eine seltene Gabe war, und ein heiteres aufgewecktes Tem-

perament ſicherten ihn vor heftigen Anfe[illegible]en dieſer Art und gewährten ihm Muth und Standhaftigkeit, jedem Ungemach die Stirn zu bieten. Daher kam es auch, daß er den Mißmuth, der ſeine Seele, wider alle Erwartung, irgend einmal beunruhigte, nie an unſchuldigen Gegenſtänden ausließ und beim erſten beſten, vor ſeinen Blick hintretenden Object vergoß. Aber dießmal war es der Fall nicht, wenigſtens nicht ganz. Zwar ließ er ſich gegen ſeine lieben Kingrätzer, die ihm mit lautem Jubelgeſchrei entgegen eilten und aufs freundlichſte von ihm bewillkommt wurden, nichts merken, um ſie nicht in der Freude zu ſtören, die er ihnen zugedacht hatte: aber er war nicht vermögend, den Gedanken an ſein beſtandenes Abentheuer fahren zu laſſen; denn die Gegenwart derer, welche durch die vermeyntliche Unſicherheit der Kingrätzer Waldungen am meiſten beunruhigt und in der Benutzung ihres Eigenthums durch Furcht und Aberglauben beeinträchtiget wurden, ſtellte denſelben immer aufs neue vor ſeine Seele hin. Er benutzte die glückliche Stunde, die er in ihrer Mitten genoß, dazu, ſie durch väterliche Ermahnungen zur Fortſetzung ihrer

[redacted]en Einigkeit und Verträglichkeit aufzumuntern, ihnen gute, auf Verbesserung ihrer Glücksumstände abzweckende Verhaltungsregeln zu geben, kleine nachbarliche Zwistigkeiten zu ihrem Vortheil beizulegen, Furcht, Aberglauben und vorgefaßte Meinungen aus ihrer Seele zu verbannen und mancherlei Gutes zu ihrer Aufklärung, Sittlichkeit und häuslichen Glückseligkeit zu würken.

Die Bewohner dieses Dörfchens hatten unter dem Regiment ihres vorigen Burgherrn in der drükkendsten Sklaverei geschmachtet. Seit seinem Hinscheiden, bei welchem keine Thräne vergossen ward, war zwar ihr Schicksal in etwas erträglicher, aber seit dem förmlichen Einzuge ihres dermaligen Herrn und Gebieters wähnten sie in den Himmel versetzt zu seyn. Noch hatte ihnen in ihrem ganzen Leben kein Bissen so gut geschmeckt. Noch hatten sie nie das Joch der Sklaverei so leicht gefühlt, als an diesem Tage. Mit dankbarem Herzen erkannten sie die Huld und Liebe ihres Herrn und Wohlthäters, und schwuren, Leib und Leben für ihn zu lassen. Das Anerbieten des Grafen, ihre morschen Hütten, die

sie vor Wind und Wetter zu schützen kaum vermochten, in geräumige sichere Wohnungen umzuschaffen und auf seine Kosten zu bauen, belebte ihren Muth und machte ihre Freude ausgelassen; aber die Bedingung, daß sie das benöthigte Bauholz mit eigener Hand in den benachbarten Waldungen schlagen und herbeischaffen sollten, stimmte mit einmal ihre Freude herab, denn Furcht und Aberglauben bemächtigten sich ihrer von neuem. „Das wird sich geben," sagte der Graf, der ihre Verlegenheit bemerkte, von seinem Platze aufstand und sie nochmals seiner Huld versicherte.

Noch einige Tage verweilte dieser gutgesinnte Vater im Kreise seiner Unterthanen, und gab ihnen die thätigsten Beweise seines gnädigen Wohlwollens. Bei seiner Abreise beschenkte er einen jeden besonders und versprach ihnen, bald wieder nach Kingrätz zu kommen.

Unterwegs nahm Elsbeth, die ihrem Vater zur Seite ritt, Gelegenheit, ihm das Geheimniß abzulocken, das seinem Herzen Kummer zu machen

ſchien. Sie rühmte die vortrefliche Gegend und hauptſächlich den überaus wilden Charakter des Lingräzer Waldes und klagte, daß ſie nicht das Vergnügen genoſſen hätte, den Berg zu erſteigen und die Ruinen von Przoskowez zu ſehen.

„Ein andermal,“ ſagte der Graf, dem die Aeußerung ſeiner Tochter einigermaßen auffallend war, denn er glaubte nicht, daß ſie abſichtlich dieſes Geſpräch angeſponnen hätte.

„Warum nicht dießmal, Vater? — Aus welcher Urſache vermieden wir den Berg, als wir jagten? —“

„Aus Urſachen, Kind! — erwiderte der Graf mit einigem Unwillen — die du zu ſeiner Zeit erfahren wirſt.“

„Das müſſen wichtige Urſachen ſeyn, mein Vater! — Zwar ziemt es Eurer gehorſamen Tochter nicht, nach Dingen zu fragen, die vielleicht über den Verſtand des unerfahrnen Mädchens ſind; allein

kindliche Theilnahme an allem, was Euch begegnet; ſollte doch wohl meine Neugier in Etwas entſchuldigen —“

„Meinſt du?“ —

„Glaubt nicht, Vater! daß der Kummer, der an Eurer Seele nagt, meinen Augen verborgen blieb —“

„Elsbeth —!“

„Warum rittet Ihr vor einigen Tagen allein in den Wald? —“

„Wer ſagte dir das, Elsbeth?“

„Das weiß ich. — Warum wart Ihr bei Eurer Rückkehr ſo nachdenkend? — Und warum ſprachtt Ihr über Tafel mit Euren Gäſten ſo viel von Furcht und Aberglauben? — Warum wurden die Ringgrätzer mit einmal ſo in ihrer Freude herabgeſtimmt, als Ihr von ihnen verlangtet, das zum Auf-

dau ihrer Wohnungen nöthige Holz in dieſen Waldungen zu fällen und herbeizuſchaffen?“ — Der Graf ſchwieg. — „Vater! könntet Ihr auf alle dieſe Fragen mir die Antwort ſchuldig bleiben wollen? — War ich nicht von Kindheit an die Vertraute Eures Herzens? — Verhehltet Ihr mir nur das mindeſte? — O Vater! Euer Stillſchweigen macht meine Ahndung zur Gewißheit —.“

„Deine Ahndung —?“

„Es muß Euch etwas begegnet ſeyn, das Euch üble Laune verurſacht —“

„Elsbeth!“ —

„Ihr wollt nicht mit der Sprache heraus? — O Vater! ich werde nicht ruhen und raſten, bis ich Euren Lippen das Geheimniß entlockt habe. Es ſey ſo ſchrecklich als es wolle, glaubt nicht, daß Elsbeth zittern wird —“

„Meine Tochter! dringe nicht weiter in mich, du ſollſt alles erfahren; aber hier iſt der Ort nicht — wir ſind nicht allein.

„Gut, Vater: ich begebe mich deſſen für den jetzigen Augenblick — aber ich werde Euch beim Wort halten.“ —

Schweigend ritten beide fort; der Graf im tiefſten Nachdenken über das beſtandene Abentheuer im Walde, und Elsbeth abwechſelnd ſich beſchäftigend mit Ergründung des Geheimniſſes ihres Vaters und mit ihrer Liebe. Bald dachte ſie darauf, wie ſie dem bekümmerten Vater den Trübſinn von der Stirne küſſen wollte, bald wie ſie ihrem Bräutigam entgegen gehen, ihn empfangen müſſe und was ſie ihm alles zu ſagen habe. Unter derlei immer ſich durchkreuzenden Gedanken entfloh eine Stunde nach der andern, und ſie kamen noch vor einbrechender Nacht glücklich auf Sermoneck an.

Indeß nun Elsbeth der Wiederkehr ihres Bräutigams harrte und Graf von Saſſenburg auf eine anſtändige Empfangnehmung ſeines Eydams, ſo wie auf Erfüllung des ſeinen Unterthanen gegebenen Verſprechens bedacht war, gieng es in den Kingrätzer

Waldungen toll her; von Tage zu Tage wurde es immer unsicherer und nicht ein einziger Mensch getraute sich, noch weniger als zuvor, dahin zu gehen. Er war nicht im Stande, die furchtsamen Kingräther zu Schlagung des zum Aufbau ihrer Wohnungen benöthigten Holzes in diesem Walde zu vermögen; ihr Unmuth nahm mit jedem Tage zu, ihre Klagen wurden lauter — und doch hätten sie gern von dem großmüthigen Anerbieten ihres Burgherrn Gebrauch gemacht. Der Graf wurde unwillig, gerieth oft in tiefes Nachdenken und konnte sich doch nicht von der Wahrheit dieser Behauptung überreden.

Mit mehr als männlicher Standhaftigkeit erbot sich das unerschrockene Mädchen, dem Dinge selbst nachzuforschen und sich von der wahren Beschaffenheit der Sache zu überzeugen; denn sie glaubte so wenig an Erscheinungen und Gespenster, als der Graf. In dieser Absicht bat sie den Vater, dem sie das Geheimniß seines Herzens entrissen hatte, ihr einige von seinen Leuten zur Bedeckung zu geben, und schwur, den Geist entweder zu bannen oder lebendig zu fangen. Aber sie verfehlte ihre Absicht

geradezu und mehrte die Besorgnisse des kümmernden Vaters durch dieses unüberlegte Anerbieten. Er gab ihr deshalb einen Verweis, nannte ihren Entschluß unbesonnen und bat, sich nicht unnöthiger Weise in Lebensgefahr zu begeben, indem dieß bloß Männern gezieme. Elsbeth gehorchte, aber mit Widerwillen. Sehnsuchtsvoll sah sie der Rückkunft ihres Bräutigams entgegen, und erhielt vom Vater die Erlaubniß, unter seiner Anführung dieser gefahrvollen Expedition beizuwohnen; denn er ahndete nichts gewisser, als daß Räuber, aber nicht Geister, sich in dieser Gegend verborgen halten müßten.

Während nun auf Sermoneck Anstalten gemacht wurden, den wiederkehrenden Ritter von Helfenstein nach Sitte und Brauch zu empfangen und öffentlich als den Eydam des Grafen von Sassenburg zu erklären, ereignete sich in den Waldungen von Kingrätz folgende Begebenheit. Die Vermuthung des Grafen war nicht ungegründet. Räuber hatten sich die Unsicherheit dieser Gegend zu Nutzen gemacht und unter der Anführung jenes Fremdlings, der, wie wir im Anfange dieser Geschichtserzählung gelesen haben,

in der kleinen Dorfschenke übernachtete, ihre Wohnungen daselbst aufgeschlagen. Er war der Sohn eines Böhmischen von Adel, der um gehäufter Staatsverbrechen willen auf dem Schaffot sein Leben endete und dem unglücklichen Jünglinge, dem Theilnehmer seiner Ränke und Lasterthaten nichts hinterließ als die Freiheit, im Auslande sein Heil zu versuchen. Ehe er noch sein Vaterland verließ, rettete er, was er retten konnte — denn die Güter seines Vaters wurden konfiszirt — und floh unter einem falschen Namen nach Frankreich, wo es ihm einige Zeit gelang, in den angesehensten Häusern Zutritt zu finden; aber seine Betrügereien verkürzten allenthalben seinen Aufenthalt. Von der Obrigkeit als ein öffentlicher Betrüger verfolgt, sah er sich genöthiget, mit jedesmaliger Veränderung seines Namens von einer Stadt zur andern zu fliehen. Unstät und flüchtig irrte er umher, Verzweiflung bemächtigte sich seiner und brachte ihn auf den unseligen Gedanken, den Hauptmann einer an den französischen Grenzen herumstreifenden Räuberbande aufzusuchen und sich gegen ein gutes Handgeld von ihm anwerben zu lassen.

Dieſer Verſuch gieng glücklich von ſtatten. Er fand ihn in einer der vornehmſten Auberge in Straßburg, wo er unter dem Namen eines italieniſchen Grafen lebte und als ſolcher in nicht geringem Anſehen ſtund. Ohne Umſchweife legte er dieſem eine getreue Erzählung ſeiner Lebensgeſchichte vor, und bat ihn um Schutz und Unterhalt. „Den könnt Ihr bei mir finden," ſagte der vermeintliche Graf, dem der unerſchrockene Jüngling gleich beim erſten Anblick gefiel, deſſen Bildung regelmäßig, ſchön und einnehmend war. Von ſeinem Anſtande, von ſeiner Art zu ſprechen, kurz! von ſeinem ganzen Weſen verſprach ſich der Hauptmann mehr, als von der Macht ſeiner Bundsgenoſſen. Das erſte Geſchäft, das er ihm auftrug, und ihn ſeines Zutrauens würdig machen ſollte, war die Entführung der neunzehnjährigen Gemahlin eines franzöſiſchen Marquis, der abwechſelnd bald am Hofe, bald auf ſeinen Gütern lebte. Hinlänglich mit allen zu einem ſo glänzenden Unternehmen nothwendigen Bedürfniſſen ausgerüſtet, trat der vermeſſene, zur vollen Reife gekommene Böſewicht, in Geſellſchaft einiger Cameraden, die ihn als Bedienung begleiten mußten,

seine Reise an, und gelangte nach zehn Tagen an den Ort seiner Bestimmung.

Als der vermeintliche Neffe des Grafen Cassini gelang es ihm, in den angesehensten Familien Bekanntschaft zu machen, und der Marquis de Villeamours hielt sichs zur Ehre, der Freund des jungen Grafen zu seyn, der in Geschäften seines Oheims diese Reise gemacht zu haben vorgab. Um aber nicht erkannt und zum zweitenmale verfolgt zu werden, hielt ers seiner Convenienz nicht gemäß, seinen Aufenthalt in die Länge zu ziehen. Daher beschleunigte er die Vollendung seines Gabenstücks, und veranlaßte den Marquis und seine Gemahlin zu einer Spatzierfahrt in die nahe gelegenen Waldungen. Hier war es, wo seine Gehülfen, von ihm unterrichtet, im Hinterhalte lauerten, unvermuthet aus dem Dickigt des Waldes hervorbrachen, über den Wagen herfielen, den verrathenen Marquis in die andere Welt schickten und seiner unglücklichen Gemahlin sich bemächtigten, um, todt oder lebendig, sie dem Hauptmann zu überliefern, mit dem Raube davon eilten.

Die

Die Lage der Marquise war schrecklich. Sie fiel aus einer Ohnmacht in die andere und sah sich beim Erwachen in den Händen der Räuber, ihres Gemahls beraubt und von ihrem gemeinschaftlichen Freunde verlassen; denn sie ahndete nichts weniger, als daß diese schreckliche Begebenheit ein Werk seiner Bosheit seyn könne. Zu entkommen, war Unmöglichkeit; ihre Gesundheit gestattete es ihr so wenig, als die Uebermacht ihrer Henker. Sie mußte es daher blos dem Schicksale und einer günstigern Gelegenheit überlassen, sich den Klauen dieser Ungeheuer zu entreißen. Mit dieser eitlen Hoffnung kam sie, fast ihrer Sinnen nicht mächtig, auf einem schönen Landguthe ohnweit Straßburg an, wo sich alles, was sie wünschen und erwarten konnte, zu ihrer Bequemlichkeit darbot. Sie wähnte, in dem Hause eines ihrer Verwandten zu seyn, als ein dem Greisenalter sich nähernder prächtig gekleideter Wollüstling vor ihr Bette trat, ihre bleiche Hand faßte und in den zärtlichsten Ausdrücken sie, ruhig zu seyn bat. Sein Silberhaar flößte ihr Achtung ein, aber seine Zudringlichkeiten erregten Haß und Abscheu in ihrer Seele. Sie sann auf Mittel, sich der Gewalt dieses

grauköpfigen Sünders zu entledigen, aber jede Gelegenheit dazu war ihr benommen und ihre Gesundheit litt mit jedem Tage mehr.

Indeß machte die Ermordung des Marquis de Villeamours nicht geringes Aufsehen. Seine Familie spürte mit Zuziehung der Obrigkeit den Mördern ihres Verwandten nach und kam ihnen glücklich auf die Spur, wozu ihnen die gleichzeitige Entfernung des vermeintlichen Grafen Cassini den Weg bahnte. Fähig zu allem, was List und Bosheit irgend vermögen, forschte dieser unternehmende Jüngling unter der Hand nach der Wahrheit dessen, was er nicht ohne Grund ahndete und verhehlte dem Oberhaupte der Gesellschaft, deren Mitglied er jetzt war, die gemachte Entdeckung. Diesen, statt seiner, dem Schwerdt der Rache zu überliefern, war für ihn ein Herz und Sinnen belebender Gedanke; sich zu dem Posten, den dieser bekleidete, empor zu schwingen, und die geraubte Schöne sich zum Eigenthum zu machen, sein Bestreben.

In dieser Absicht gieng er zum Hauptmann und kündigte ihm offene Fehde an, wenn er sich nicht

geneigt finden würde, seine Foderung zu befriedigen. Die Marquise staunte bei seinem Eintritt, und sank für Schrecken zu wiederholtenmalen in die tödlichsten Ohnmachten. „Fürchtet Euch nicht," sagte er zu ihr, als sie wieder erwachte, und ihre Kräfte in etwas gesammelt hatte, „Ihr sollt den Klauen dieses Ungeheuers bald entrissen werden. Er war es, der Euch auf öffentlicher Heerstraße überfallen und Euern Gemahl morden ließ; mich bekam er in seine Gewalt. Laßt's Euch daher nicht wundern, mich hier zu sehen. Um Euer Leben zu retten und Euch in den Schooß Eurer Familie zurückzubringen, schwur ich dem graukopfigen Sünder, an seinen Verbrechen Theil zu nehmen; aber mein Schwur war bloße Täuschung. Noch heute soll er den Händen der Gerechtigkeit überliefert werden. Kommt diesen Augenblick! Fliehet! damit sein mörderischer Arm nicht mit Eurem Blute das Maaß seiner Verbrechen voll mache —"

„Aber wo soll ich hin?" fragte die Marquise mit schwacher Stimme.

„In Euer Vaterland," erwiderte der Bösewicht, der sich noch immer für den Freund ihres Gemahls ausgab und ihr die Rückkehr zu ihren Verwandten so leicht und so süß einzureden wußte.

„O Graf! wenn Ihr das wolltet — wenn ich Euch trauen könnte?" — Mit diesen Worten warf sie sich ihrem Räuber zum zweitenmale in den Arm und folgte ihm, in der gewissesten Hoffnung, in den Armen ihrer Freunde den Verlust des zärtlichsten Gatten beweinen zu können.

Daß dieß alles nur leere Vorspiegelungen waren, wird man leicht errathen. Anstatt seinen Weg nach dem Innern Frankreichs zu nehmen, flüchtete er mit seiner Beute den teutschen Gränzen zu. Nichts weniger ahndend, als daß der Arm der strafenden Gerechtigkeit, der noch am nämlichen Tage, als er von Straßburg abgereist war, den alten Räuberhauptmann gefaßt hatte, auch ihm so dicht auf dem Nacken wäre, glaubte er, der weiblichen Schwäche Schonung schuldig zu seyn, und gab den Bitten der unglücklichen Marquise, die er in Schutz genommen

hatte und für seine Gemahlin ausgab, Gehör, im nächsten Dorfe zu übernachten. Kaum hatten sie dasselbe erreicht, so trat einer seiner Cameraden, der ihn begleitete, ins Zimmer und sagte ihm einige Worte heimlich ins Ohr ohne von dem unglücklichen Schlachtopfer seiner Leidenschaften bemerkt zu werden. In demselben Augenblicke, da der Vertraute seiner Schandthaten wieder hinausgieng, fuhr dem ruchlosen Bösewicht der schrecklichste Gedanke durch den Kopf, den er auch ohne Anstand ins Werk setzte.

Gefesselt von den Reizen der von Schmerz und Kummer darnieder gedrückten und durch die anhaltende Reise gänzlich ermatteten Marquise, war er schon damals, als er ihre Bekanntschaft gemacht hatte, mit dem Gedanken schwanger gegangen, die Beute für sich zu behalten und sie nur so lange dem sechzigjährigen Räuber zu überlassen, bis er festern Fuß gefaßt und hinlänglichen Anhang erworben haben würde, sich von ihm unabhängig zu machen. Allein jetzt, da er auf seine Sicherheit bedacht seyn mußte und doch den Raub nicht unbenutzt lassen wollte, wagte er es, die Stufen des Altars unbescholtener

Tugend durch Befriedigung thierischer Wollüste zu entweihen. Er warf sich über die Schlummernde hin und — entblödete sich nicht, Rechte an ihr geltend zu machen, die ihm nach menschlichen Gesetzen nicht verstattet waren. Aufgeschreckt durch diese schändliche entehrende Freveltat, versuchte es die Ohnmächtige, den Räuber ihrer Unschuld von sich zu stoßen, aber sie erlag unter der Macht des Stärkern. „Niederträchtiger! sagte sie, als der Schändliche seine Lust gebüßt hatte und mit Verzweiflung lächelnd seines Siegs sich freute — war das Eure Absicht? —“

„Verzeihe, schönes unschuldiges Schlachtopfer meiner Wollust!“

„Schändlicher Bösewicht!“

„Zürnet nicht, edle Frau! — Es sind die letzten Augenblicke Eures Lebens —“

„Wie? Was sprecht Ihr?“

„Ihr werdet sterben —“

„Ja! das werd' ich — O! wohl mir —“

„Laßt mich nicht von hinnen fliehen, ohne Eure Verzeihung erbettelt zu haben.“

„Fliehen? Wo wollt Ihr hin?“

„Weit von hier, so weit mich meine Beine tragen, damit der Arm der strafenden Gerechtigkeit mich nicht beim Schopf faſſe —“

„Um Gotteswillen!“

„Ich bin hier keinen Augenblick ſicher —“

„Graf —!“

„Ich bin nicht der Graf Caſſini, den Ihr in mir zu finden glaubt, ich bin nur von gemeinem Adel aus böhmiſchem Geſchlechte; mein Vater ſtarb auf dem Schaffott; mich erwartet gleiches Schickſal —“

„Das iſt entſetzlich! —“

„Ich war Euer Räuber, Euer Verführer, Euer Entehrer — Auf Euren Kopf hatte der Hauptmann einen Preis gesetzt, um den es sich schon der Mühe lohnte, Leib und Leben zu wagen. Es gelang mir. Aber nicht genug, diesen Preis erhascht und Euch dem alten Sünder ausgeliefert zu haben, strebte ich selbst nach dem Posten, auf dem er stand und — Ihr wart das Ziel meiner Wünsche. Unterstützt von mehrern meiner Cameraden, die mich als Oberhaupt anerkannten, machte ich ein Complott wider ihn und forderte Mitgenuß Eurer Reize; aber er weigerte sich und schon stand ich auf dem Punkte, ihn zur Hölle zu schicken, als ich erfuhr, daß man mir und ihm auf die Spur gekommen sey. Jetzt muß ich fliehen —“

„Grausamer!“

„Ich kann Euch nicht retten. — Ihr müßt sterben —“

„Gott!“

„Immer eins, ob ich um eines einzigen Verbrechens willen auf dem Bette der Schande sterbe oder nicht; meine Sicherheit ist mir lieber, als Eure Reize. Eure Zunge könnte an mir zur Verrätherin werden —“

„Unmensch!“

„Daß ich das nicht bin, zeigt die Erlaubniß, die ich Euch gebe, die letzten Augenblicke, die Ihr noch zu leben habt, zum Heil Eurer Seele zu verwenden und Euch mit Eurem Gott auszusöhnen —“ Die Marquise faltete beide Hände, blickte gen Himmel und betete. „Seyd Ihr gefaßt?“ fragte er, als die fromme Dulderin geendet hatte.

„Ich bins! —“ Und augenblicklich stieß er, eine ihrer Hände fassend, ihr den Dolch ins Herz, wiederholte den Mord dreimal und sagte: „Stirb, Muster der Unschuld, schönstes Schlachtopfer meiner Wollüste! — Ich konnte dich nicht retten — aber auch keiner soll sich rühmen nach mir, diesen Purpur von deinen Lippen gesogen zu haben.“ — Mit diesen

Worten küßte er dreimal die sterbende Lippe der welkenden Grazie und — floh.

Kaum war er heraus ins Freie, so trat ein Commissär von der Justiz, von der Wache begleitet, in den Gasthof und verlangte, die Zimmer zu öffnen. Wie staunte alles, als man in deren einem die noch warme Leiche der ermordeten Marquise, nicht aber denjenigen fand, den man suchte. Jede Vergleichung der Todten und die Aussage des Wirths stimmte mit der Beschreibung der Marquise und ihres Räubers pünktlich überein. Man setzte, ob es schon finstere Nacht war, dem Thäter nach, aber umsonst; er war glücklich über die Gränze und für dießmal dem Schicksale seines Vaters entkommen.

Wir lassen ihn reisen und kümmern uns nicht, ob er seinen Weg rechts oder links nahm, kurz! wir finden ihn in der Schenke eines böhmischen Dörfchens wieder, wo er noch nicht wußte, ob einer von seinen Cameraden der Gerechtigkeit entgangen war. Indeß hatte er bereits eine neue Gesellschaft errichtet, die aus dem lüderlichsten Gesindel bestand,

bei Tage vom Betteln, des Nachts aber vom Stehlen und Rauben sich nährte, und in der umliegenden Gegend dieses Dörfchens sich verborgen hielt. Aber noch waren diese nicht zu großen Unternehmungen hinlänglich abgerichtet; bisher blieb es unter ihnen nur bei kleinern Diebstählen und Räubereien. Der Sinn ihres Anführers aber stand auf größere Thaten, zu welchen das Häuflein, an dessen Spitze er stand, noch zu klein, auch unter demselben keiner war, den er sich hätte zur Seite nehmen können, sie in Ordnung zu halten.

Die Erzählung der Bauern von der Unsicherheit der Kingrätzer Waldungen brachte ihn auf den Gedanken, diese günstige Gelegenheit zu benutzen, sein Häuflein zu mehren und sich daselbst festzusetzen. In dieser Absicht befahl er seinen Leuten, sich nicht aus der Gegend zu verlieren und, so viel als möglich, zusammenzuhalten, bis er wieder bei ihnen eintreffen und sie an einen sichern Ort führen würde, wo sie ungestört ihrer Handthierung nachgehen könnten. Während sich diese mit Befolgung seines Befehls begnügten, reiste er an der Sächsischen Grenze herum,

Leute aufzusuchen, denen er sich mittheilen konnte. Glücklicherweise fand er auf diesen Streifereien einen seiner ehemaligen Cameraden von der Cassinischen Bande, von dem er erfuhr, daß noch sieben andere sich durch die Flucht gerettet hätten und im Sächsischen Erzgebürge aufhielten; daß auch er davon gekommen wäre, hätten sie gewußt, aber nicht wohin? — Ihn aufzusuchen und an die Stelle ihres zum Tode verurtheilten Hauptmanns zu setzen, wäre ihr gemeinschaftlicher Entschluß gewesen; mehrere seinetwegen eingegangene Nachrichten hätten sie veranlaßt, diesen Weg einzuschlagen. — Diese Aeußerung war ihm nicht unwillkommen. Augenblicklich befahl er dem Spießgesellen, der ihm bei der Entführung der Marquise de Villeamours hülfreiche Hand leistete, die übrigen zu sammeln und nach Böhmen in die Waldungen von Kingrätz zu führen, wo ihn bereits mehrere erwarteten und mit einem von ihm neuerlich angeworbenen Häuflein zusammenstoßen würden.

Als sie sich nach ohngefähr zehen Tagen an dem bestimmten Orte trafen, machte er sie nicht allein mit der Geschichte des Waldes bekannt, sondern er

unterrichtete sie auch von seinen entworfenen Plänen und warf sich zu ihrem Oberhaupte auf. Er theilte sie in drei Haufen und setzte über einen jeden derselben einen Ober- und einen Unterlieutenant, wozu er jene wiedergefundenen Cameraden von der im Elsaß theils zerstreuten, theils aufgeriebenen Bande wählte. An der Spitze dieses Heeres, wovon ein grosser Theil den Sanskülotten des achtzehnten Jahrhunderts vollkommen ähnlich war, zog er aus und nahm noch vor anbrechendem Tage von der verrufenen Gegend in den Kingräher Waldungen Besitz. Um sich von der Wahrheit jener phantastischen Erzählung zu überzeugen und sich mit der Gegend allenthalben bekannt zu machen, ließ er es seine erste Beschäftigung seyn, auf Rekognition auszugehen. In dieser Absicht übertrug er das Commando seines Häufleins, das wenigstens auf die Zahl funfzig herangewachsen war, seinem Freunde Swerkowitz, und trat, von einigen Gemeinen und den beiden ihm untergeordneten Anführern, Hafschkel und Wultram, begleitet, die Wanderung an.

Schneller, als er geglaubt hatte, fand er den Weg, der zur Wohnung des Berggeistes führte.

Mit den zwei letzteren beſtieg er den Gipfel des Berges, die übrigen aber ließ er am Fuße deſſelben zurück. Als er nun das Ziel ſeiner Kletterei erreicht hatte und vor den Ruinen des von Zeit und Stürmen verwitterten Bergſchloſſes ſtand, in welchem nach ſeiner Meinung der Geiſt hauſete, nirgends aber etwas fand, das ihm Befriedigung gewährte und er ſchon im Begriff war, wieder rückwärts zu gehen, machte ein unterirdiſches Geraſſel, wie Ketten, ihn aufmerkſam und eine ſchwarze Rauchwolke zog um das alte Gemäuer her. Er blieb ſtehen und erwartete, nicht unvorbereitet, die Erſcheinung des Geiſtes, der mit langſamen Schritten um die linke Seite des eingefallenen Burgthors herumkam. Auch er ſtand mit einmal ſtill und ein mehrere Minuten langes Schweigen herrſchte auf beiden Seiten. Mehr aus Verzweiflung kühn, als aus Unerſchrokkenheit und wahrem Unternehmungsgeiſte, wollte der verwegene Räuberhauptmann mit blankem Schwerdte auf das Geſpenſt eindringen, aber ſeine Cameraden mahnten ihn, vorſichtig und behutſam zu Werke zu gehen und das Spiel der Natur abzuwarten. „Spiel der Natur —“ wiederholte der nichts

mehr als die Existenz der Gespenster in Zweifel ziehende Räuber mit höhnischem Lächeln und raunte ihnen ins Ohr: „Ihr feigen Memmen! seht Ihr nicht, daß der Geist Fleisch und Bein hat?“ Mit diesen Worten riß er sich von ihnen los, trat zwei Schritte vorwärts und beschwur das vermeintliche Gespenst, sich auf der Stelle zu erkennen zu geben. „Unbegreiflicher! — sagte er — wer du auch seyn magst, himmlischer oder irdischer Abstammung, gieb mir ein Zeichen, das mich glauben mache, du seyst, was du zu seyn scheinst: wo nicht, so spare deinen Frevel und brüste dich nicht, mich mit deinen Gaukeleien hintergehen zu können.“ — Der Geist schwieg und machte, um einen halben Schritt vortretend, eine fast unmerkliche Bewegung. — „Nun Cameraden! — fieng der Hauptmann von neuem an — was haltet Ihr von der Erscheinung?“ — und Häschkel und Wulfram wiederholten abermals ihre Mahnung, vorsichtig zu seyn und die Lösung der Katastrophe ruhig zu erwarten. Als sie so mit einander sprachen, schien der Fußboden unter ihren Sohlen zu wanken, die verödeten Mauern des eingefallenen Bergschlosses mit fürchterlichem Gepraſſel

zuſammenzuſtürzen und zwiſchen ihnen und dem ohngefähr ſechs Schritte gegenüber ſtehenden Geiſte ein unabeuerer Abgrund ſich zu öffnen, aus dem eine bläulich graue Dunſt heraufſtieg und die Luft mit peſtilenzialiſchem Stanke füllte.

Der Geiſt ſtand unbeweglich, und die Räuber fühlten ſich einige Augenblicke betäubt. — „War das auch Naturſpiel? — fragte der Hauptmann, als er ſeiner Beſinnungskraft wieder mächtig war — oder war's das Werk deiner Erfindung? — — Du ſchweigſt? — Halsſtarriger! — Ich oder du! — Laß ſehen, wer von uns beiden der ſtärkere iſt.“ — Hier ſchwang er das Schwerdt und wagte es, mit dem Unbekannten anbinden zu wollen: aber ſeine Gefährten hielten ihn zurück und baten dringend um Schonung ſeines Gegners. — „Wer du auch ſeyn magſt, mich hintergehſt du nicht. Dein Weſen iſt: Menſch — und deine Wiſſenſchaft: Blendwerk. Wer weiß, welch ein ſonderbarer Zufall irgend einmal dich nöthigte, die Menſchheit zu fliehen und, unter den Ruinen dieſer verfallenen Ritterburg hauſend, in der angenommenen Geſtalt die umliegende Gegend unſicher

ſicher und furchtbar zu machen. — Deine Halsſtarrigkeit bringt mich aufs äußerſte. — Ich bitte, ich beſchwöre dich, ſtehe mir Rede! Sey aufrichtig! — Schweigen allein kann dir den Tod bringen — denn noch einmal: du biſt kein Geiſt; dein Weſen iſt Menſch und dein Geſchäft Betrug. — Wirſt du länger noch ſchweigen? — Wohlan! vollführe deine Tauſendkünſteleien — aber wiſſe, eigenſinniger Trotzkopf! daß Halsſtarrigkeit mich dir eben ſo kennbar machen werde, als freimüthiges Geſtändniß deiner Vergehungen, die dich in dieſe Einöde verbannten. Fahre hin in deinen Sünden, grauer Böſewicht: aber fürchte meine Rache. Mein Name iſt Aerger, denn du und Teufel haben zu meiner Fahne geſchworen.“ — „Teufel? — wiederholte der Geiſt mit unvernehmlicher Stimme — für Teufel iſt die Stunde der Mitternacht; da laß uns koſen.“ — Mit dieſen Worten trat der Geiſt unter das Burgthor, Todtenluft wehte um ihn her und eine feurige Wolke verbarg ihn den Augen der Räuber.

Einige Augenblicke ſahen die Häupter der im Dickigt des Waldes lauernden Räuber einander wech-

ſelſeitig an, ohne ein Wort zu ſprechen; aber der Hauptmann brach das Stillſchweigen und ſagte: „Cameraden! hörtet Ihrs nicht, was er ſprach, ehe er unſern Blicken entſchwand? — Für Teufel iſt die Stunde der Mitternacht, da laß uns koſen! — Wa! räthſelhafter Bewohner dieſer Felſenmauern, deine geheimen Künſte ſollen mich nicht abſchrecken, deiner Foderung zu willfahren; um Mitternacht treffen wir uns.“ — Mit dieſem Vorſatz verließ er den Ort, auf dem er das ſonderbarſte Abentheuer beſtanden hatte, das ihm je begegnet war. Häſchkel und Wulfram erboten ſich, ihm bei dieſer Nachtwandelung Geſellſchaft zu leiſten, denn ſie fürchteten ſeine in jugendliche Unbeſonnenheit ausartende Kühnheit, mit der er oft zu Werke zu gehen pflegte; aber er nahm ihr Anerbieten nicht an, verlangte, allein zu ſeyn und gebot ihnen bei ſeiner Ungnade Stillſchweigen. Sie ſtiegen den Berg herab und entdeckten hier und da mehrere, von der Natur gebildete Höhlen, in denen ſie ſich vor Wind und Wetter ſchützen und vor den Augen der Menſchen verbergen konnten. Auch zeigten ſich ihren Blicken kleinere Oeffnungen, die ihnen bei näherer Unterſu-

chung Zugänge in das Innere des Felsen zu seyn schienen und ihre Vermuthung, daß unterirdische Wohnungen und Gefängnisse darinnen angebracht seyn müßten, zur Wahrscheinlichkeit machten.

Die Stunde der Mitternacht kam. Ein Theil der Räuber lag zerstreut im Walde umher, indeß ein anderer Theil auf Streifereien und Raub ausgegangen war. Der Hauptmann allein gieng mit Plänen und Entwürfen schwanger und trat mit dem eilften Glockenschlage die Kletterei von neuem an, von der er Aufklärung und Bestätigung seiner Vermuthungen erwartete. Kaum hatte er den Gipfel des Berges erstiegen und sich der Wohnung des Berggeistes genaht, so verkündigte ihm eine mäßige Erschütterung der Stelle, auf der er stand, die Ankunft seines Gegners. In der nämlichen Gestalt, als am Tage, aber mit einer brennenden Fackel in der Hand erschien der Geist am gewöhnlichen Platze und machte dem ihm noch unbekannten Abentheurer seine Anwesenheit durch ein dumpfes leises Murmeln bekannt. Sprache, Stellung und Gebehrden des Geistes waren dieselben. „Wandler — redete er den in eini-

ner Entfernung von ihm ſtehenden Räuberhauptmann an — was bringt dich zu einer ſo ungewöhnlichen Stunde in dieſe ſchauerliche Gegend?“ —

„Haſt du mich nicht ſelbſt hieher beſchieden?“ erwiderte der Unerſchrockene — „Pflegſt du das Verſprochene ſo bald zu vergeſſen?“ —

„Vermeſſener! was willſt du?“

„Aufklärung deines Geheimniſſes —“

„Wie kann ich dieſe dir geben?“ —

„Verſprachſt du nicht, mit mir zu koſen?“ —

„Wer biſt du, daß du es wagſt, mich in der Stunde meines Leidens zu beunruhigen?“ —

„Haben Teufel auch Leiden?“

„Puh — hu — hu —“

„Elender Schwätzer! treibe deinen Spaß nicht länger — Eile, dein Verſprechen zu erfüllen, oder ich wage das äußerſte.“ — Hier drang der Räuber,

der sich mit Schwerdt und Dolch bewaffnet hatte, auf ihn ein; aber der Geist trat zurück und Feuer sprühte aus seinem Munde. Dieser überraschenden Entgegnung hatte sich der Räuber nicht versehen; er bebte zurück und fühlte den Dolch seiner Hand entsinken. „Rühre mich nicht an! — sagte der Geist — mein Hauch ist vergiftend und verzehrend der Blick meiner Augen.“

„Teufel und Hölle!“ erwiderte der Räuber, und stampfte mit dem Fuße wider die Erde, daß der Felsen erbebte und die Ueberreste der alten Ritterburg den Einsturz zu drohen begannen.

„Ohnmächtiger! — hub der Geist von neuem an — diese Erschütterung schreibe nicht auf die Rechnung jugendlicher Mannheit; sie war ein Spiel der Natur, das dich überzeugen muß, welcher Gefahr du bei der mindesten Gewalt, die du auszuüben dich erkühnst, ausgesetzt seyst. Jetzt bist du in meiner Gewalt; ein Wink, und du bist ohne Rettung verlohren. Ist dir dein Leben lieb, so verhalte dich ruhig. Ist dir daran gelegen, Wahrheit und Irr-

thum, Licht und Finsterniß von einander abzusondern, so höre!“

„Ich höre —“

„Du foderst Aufklärung eines Geheimnisses, das im Innersten dieses ungeheuern Naturwerks verborgen liegt; wohlan! ich hab' sie dir versprochen, sie soll dir werden. Zuvor aber bedarf es einiger Fragen, von deren Beantwortung allein es abhängen wird, dir dieselbe zu gewähren, oder nicht —“

„Rede!“ —

„Prüfe deinen Muth, überlege jede deiner Antworten; der fürchterlichste Eid, durch den du dich mir auf immer verbindlich machen wirst, ist das Final meiner Foderungen —“

„Ich bin bereit —“

„Wohlan, kühner Fremdling! laß sehen, ob du fähig bist, eingeweihet zu werden in den Orden der Unbegreiflichen Helaldiels —“

„Spanne meine Neugier nicht aufs höchſte; ich bin zu allem bereit —“

„Getraueſt du dich alſo, mir zu folgen allenthalben, wohin es ſey?“ —

„Und wenn es in den tiefſten Abgrund der Höllen wäre —“

„Getraueſt du dich, jede Prüfung zu beſtehen, wenn ſie auch mit der äußerſten Gefahr deines Lebens verknüpft wäre?“

„Und wenn ſie ſchlimmer wäre, als die Verſuchung der Schlange im Paradieſe —“

„Getraueſt du dich auch, reinen Mund zu halten und nichts zu verrathen von dem, was deine Augen ſehen und deine Ohren hören?“

„Ich verſpreche es —“

„So ſchwöre!“ Hier reichte der Geiſt dem Räuber die Fackel, der mit unbeſchreiblicher Ver-

meſſenheit ſie faßte und durch den fürchterlichſten Schwur ſich verbindlich machte, nicht zum Verräther zu werden an dem, was ſeine Augen ſehen und ſeine Ohren hören würden. — „Noch iſt es Zeit, umzukehren, — ſetzte der Geiſt hinzu — noch überlaſſe ich es deiner Willkühr, mir zu folgen, oder dich augenblicklich von dieſem Orte zu entfernen; aber dann Wehe! über dich, bei jedem Worte, das deiner Zunge entſchlüpft — der nächſte Augenblick iſt nicht mehr dein.“

„Ich bin bereit!“ — Bei dieſem letzten Ausruf des Räubers entſchwand der Geiſt, die Fackel verloſch, die Erde ſchwand unter ſeinen Füßen und er fühlte ſich vierzig Klaftern tief zum Innern des Felſen hinabgeſchleudert.

Nach der Wiederkehr des Ritters von Helfenſtein auf Sermoneck nahmen die Luſtbarkeiten und ritterlichen Uebungen von neuem ihren Anfang. Indeß Graf Saſſenburg mit ſeinen Freunden und

Waffenbrüdern, deren abwechſelnd bald mehr, bald weniger ſich einfanden, beim vollen Humpen ſaß und unter mancherlei traulichen Geſprächen und Erzählungen jugendlicher Streiche und beſtandener Abentheuer ſeinen Kummer vergaß, beſorgte Elsbeth die Küche, wozu der Ritter von Helfenſtein ihr mit eigener Hand ſo manches Stück Wildpret überlieferte, das er ſchon vor anbrechendem Tage im nahe gelegenen Forſte oder auf den Anhöhen von Sermoneck erlegt hatte. Er war in der Kunſt zu jagen eben ſo geſchickt und erfahren, als in Schwerdt und Lanzenbrechen, denn er verband mit natürlichem Muth und Stärke eben ſo viel Schnelligkeit und Gewandheit, und einen Eber zu fangen war ihm ſo leicht als ein Reh: vor Wölfen und Bären, die ſich zuweilen in der Gegend ſehen ließen, ſcheute er ſich gleich wenig; in ſeinem funfzehnten Jahre ſchon hatte er mit Simſonskraft einem jungen Löwen den Rachen aufgeriſſen, und einem auf ihn eindringenden Bären den Kopf geſpalten. Oft war er auf dieſen Streifereien allein, ſelten nur begleitete ihn einer von den Gäſten, oder Burgknappen des Grafen, und er fand ſich jedesmal beim Nachhauſekommen für

seine Arbeit belohnt, wenn die edle Rittersdirne ihm mit einem freundlichen Blicke entgegen lächelte und nach vollbrachten Tagsgeschäften den Wonnebecher unbescholtener Liebe kredenzte.

So vergiengen einige Wochen, binnen welchen nichts erhebliches vorfiel, das die Aufmerksamkeit des Lesers rege machen könnte. Mit Sehnsucht erwartete man die Ankunft des alten von Helfenstein, der sich es vorgenommen hatte, bei der Verlobung seines Sohnes mit der edlen Sassenburgerin gegenwärtig zu seyn. Er kam — und der Vater der liebenswürdigen Elsbeth freute sich von Herzen, in ihm einen Freund seiner frühesten Jugend wiederzufinden und von nun an durch die heiligen Bande der Blutsfreundschaft mit ihm verbunden zu werden. Der Ritter und Edlen kamen von Tage zu Tage mehrere herbei und selbst diejenigen, welche auf die Tochter des Grafen von Sassenburg ihr Absehen gerichtet hatten, ritten am Verlobungstage des fränkischen Edelmanns mit der schönen Sassenburgerin auf Ermoneck ein und machten durch ihre Anwesenheit die Versammlung zahlreich und glänzend. Des Lärmens

und Jubelns war acht Tage hinter einander kein Ende; ritterliche Spiele, an welchen nach Befinden auch die anwesenden Frauen und Fräuleins Theil nahmen, wechselten mit kleinern oder größern Jagdlustbarkeiten ab, und um Mitternacht kosten sie noch beim vollen Humpen.

An einem der letztern Tage dieser festlichen Schwärmerei geschah es denn, daß einige von der Gesellschaft sich zu weit entfernt und einen außerordentlich schönen Hirsch bis in die Kingrätzer Waldungen verfolgt hatten und sich nahe am Fuße des Berges befanden, auf welchem die Veste Przoskowetz die traurigen Denkmäler ihrer vormaligen Größe Wetter und Stürmen Preiß gab. Unbekannt mit der Gegend und vom undurchdringlichen Dickigt des Waldes zurückgehalten, hatten sie den Raub nicht weiter verfolgen können und sich genöthigt gesehen, den Rückweg zu suchen, um sich wieder bei der Gesellschaft einzufinden. Kein Wunder, wenn sie sich hier verirrten, und zufälligerweise auf einen Mann stießen, der so eben die Wurzel eines Baums untergrub und sie freundschaftlich warnte, auf dem

Wege, den ſie eingeſchlagen hatten, nicht weiter fortzugehen. Er ſagte ihnen von der Unſicherheit der Gegend und dem Umherwandeln des Berggeiſtes und machte zwar auf der einen Seite ihre Neugier, auf der andern aber auch den Wunſch rege, ihnen den Weg zu zeigen, auf dem ſie ſicher nach Sermoneck wieder zurückkommen könnten; denn ſie fanden es der Convenienz ihres Magens eben ſo wenig gemäß, als ihrer Sicherheit, ſich an einem unbekannten Orte länger zu verweilen. Die Tafel des Saſſenburgers war ihnen lieber, als ſeine ſchönen Waldungen, wo ſie nichts zu beißen und zu brocken hatten und vielleicht noch obendrein von einem böſen Geiſte beunruhigt zu werden Gefahr liefen, der ſie ſchon durch den bloßen Gedanken ſeiner Exiſtenz kleinmüthiger zu machen vermochte, als ein dreifach überlegener Haufen geübter Krieger. Von dieſem ehrlichen Holzſpeller geleitet, kamen ſie denn wieder auf den rechten Weg, und in einigen Minuten zur Jagdgeſellſchaft, die ſo eben einem rechten fetten Eber die letzte Oelung zu geben beſchäftiget war.

Bei Tafel wurde viel von dem ſchönen Hirſch geſprochen, den ſie aller angewandten Mühe ohngeachtet, nicht hatten erreichen können; keiner aber von den Rittern, die dabei geweſen waren, getraute ſich, vor verſammelter Geſellſchaft den fröhlichen Gaſtgeber zu fragen, welche Bewandniß es mit dem Bergaciſte auf Vrzoskowetz habe, denn ſie ſchämten ſich unter einander und noch mehr öffentlich, die Furcht zu verrathen, die ſie bei der Erzählung des Holzfällers überfallen hatte und entſagten willig der Befriedigung ihrer Neugier für den jetzigen Augenblick, um nicht für feige Memmen gehalten zu werden. Aber der Graf kam ihnen ſelbſt auf halbem Wege entgegen und fragte, ob ihnen ſonſt nichts aufgeſtoßen wäre? — „Nichts, erwiderte Bobo von Borſinzen, der das Wort nahm, als ein Holzſpeller.“ — „Ein Holzſpeller? — fiel ihm der Graf haſtig in die Rede — Habt Ihr nicht mit ihm geſprochen?“ — „Ja, Graf! wir haben wunderliche Dinge vernommen.“ — Dieſe Antwort war dem Grafen von Saſſenburg Waſſer auf die Mühle. So ſehr er ſich ſelbſt bisher enthalten hatte, etwas davon zu ſagen, ſo machte er

doch die ganze Gesellschaft neugierig und Bobo von Boyßingen mußte erzählen, was er und seine Gefährten gehört hatten. Wenige nur wollten der Erzählung des Ritters keinen Glauben beimessen, lachten und nannten die Sage eine Posse; andere hingegen, und die meisten von ihnen, zitterten, vom Geiste des Aberglaubens damaliger Zeiten beseelt, wie Espenlaub, und beglaubigten die Erzählung dadurch, daß sie sagten: sie hätten schon unter der Hand davon gehört, auch ließe sich die Geschichte gern glauben, denn der vorige Burgherr wäre, Gott verzeih's! der leidige Teufel selbst gewesen, und hätte seinen Unterthanen nicht den Bissen im Maule gegönnt. — „Ja, ja! — fieng der Graf von Saffenburg an — es ist nicht richtig. So wie's der Ritter da so eben erzählt hat, so und in der nämlichen Maaße ist es mir selbst begegnet. Ich bin zwar kein abergläubischer Mann, das wißt Ihr, lieben Freunde und Waffenbrüder! aber der Spaß geht mir zu weit. Ich hab' dem Dinge schon oft und viel nachgedacht; aber ich war mir selbst nicht klug genug und verspärte vorsichtigerweise die Ausführung meines Plans auf eine schicklichere Gelegen-

heit. Vielleicht iſt ſie gekommen.“ — Und hiermit erzählte er den ganzen Verlauf jenes beſtandenen Abentheuers, und machte ſich vor der ehrenvollen Verſammlung anheiſchig, demjenigen eine anſtändige Belohnung zu reichen, der die Sache genau unterſuchen und den vermeintlichen Berggeiſt bannen oder lebendig fangen würde.

Allein wollte ſich keiner dazu verſtehen, dieſes Wagniß zu unternehmen, insgeſammt aber verſprachen ſie dem Grafen Satisfaction und kündigten dem Burggeſpenſt auf Przoskowetz hiermit offene Fehde an. Keiner von der Geſellſchaft durfte ſich ausſchließen; einer wie der andere mußte ſich durch den Handſchlag verbindlich machen, an dem dazu beſtimmten Tage zu erſcheinen und auf den Untergang des Berggeiſtes ſeinen Becher leeren. Einſtimmig wählten ſie den Ritter von Helfenſtein zu ihrem Heerführer: die jüngeren und weniger furchtſamen aus Beſcheidenheit, die älteren aber aus angebohrner Furcht vor Geſpenſtern: auch ertheilte der Graf ſeiner Tochter die Erlaubniß, dieſer Befehdung beizuwohnen, und an Jaromirs Seite zu fechten. Sie berathſchlagten,

wie und mit welcher Vorsicht sie die Nachforschung anstellen wollten, freuten sich des Sieges und kamen dahin überein, die vom Grafen ausgesetzte Belohnung zum allgemeinen Besten der armen Kingräßer zu verwenden. Dieser lobenswerthe Entschluß, dessen sich der Ritter keiner entbrach, machte mit einmal die Unruhe und den Kummer des braven Sassenburgers schwinden; er versprach ihnen dafür eine herrliche Zeche, und jubilirend beschlossen sie die Verlobungsfeier seiner Tochter mit Jaromir und schieden, vom Geist der Rebe übermannt, mit dem Versprechen aus einander, nach sieben Tagen wieder auf Sermoneck zu erscheinen.

Wie herzlich sich Elsbeth freute, an Jaromirs Seite mit Schwerdt und Panzer sich brüsten, und einer kriegerischen Expedition beiwohnen zu dürfen, die ihr heroischer Sinn für ein bloßes Spielwerk hielt, wird freilich wohl den Damen des achtzehnten Jahrhunderts ein wenig unbegreiflich scheinen; allein zu den damaligen Zeiten pflegten die Fräulein bloß an solchen Verehrern ihres Geschlechts Wohlgefallen zu finden, die sich durch Muth und Tapferkeit auszeich-

zeichneten, oft ſogar folgten ſie ihrem Geliebten ins Schlachtfeld, um ihn ſiegen oder ſterben zu ſehen. Dieß iſt nun freilich heut zu Tage anders. Indeß der Mann im Dienſte des Vaterlandes ſein Leben den feindlichen Säbelhieben Preiß giebt, taumelt die gnädige oder ungnädige Frau Majorin daheim aus einem Zirkel der Freude in den andern und klagt, wenn die Hiobs oft vom Tode ihres Gemahls per Eſtafette anackommen iſt, den harten Schlag, der ſie betroffen hat, dem leſenden Publikum in den Zeitungen. Wie wär' es ihnen auch zuzumuthen? — Die Zeiten haben ſich geändert, mithin auch alles mit der Zeit. Doch wir würden uns vielleicht zu weit von unſerm Ziele entfernen, wenn wir uns bei dieſer Gelegenheit auf die Auseinanderſetzung der mannichfaltigen Veränderungen und Verminderungen aller Dinge in der Welt einlaſſen und entweder den Zwergheldin und Toilettenrittern unſrer Zeit, oder der vierundzwanzigſtündigen Beſtändigkeit ehelicher Treue des ſcheidenden Jahrhunderts eine Lobrede halten wollten. Welch ein kühnes Unternehmen! Eben ſo groß, als undankbar: Nutzen fürs Ganze und Belohnung des Einzigen,

der ſich fürs Ganze aufopferte, würden dieſelben ſeyn, die ſie bisher waren. Nein, liebe Leſer und Leſerinnen! das ſey ferne von uns. Lieber wollen wir den Faden der Geſchichte wieder aufſuchen, feſt halten und ununterbrochen dem Ziele entgegen arbeiten, nach dem wir ſtreben. Unſre Abſicht, als wir die Feder ergriffen, dieſe Geſchichte zum Vergnügen unſrer Zeitgenoſſen niederzuſchreiben, war keinesweges, zu philoſophiren, oder zu panegyriſiren, nein! — amüſiren bei der Toilette, wie bei einer Pfeife Tabak. Immer eins, ob Lob und Tadel uns im Grazienblick einer mit Geſchmack und Empfindung leſenden Dame entgegen lächelt, oder aus dem Munde eines partheilöſen, Wahrheitliebenden Kenners ins Ohr tönt. — Kurz! Elsbeth freute ſich nicht nur der väterlichen Einwilligung zu dieſer Spaßfehde, wie ſie es nannte, ſondern hauptſächlich und über alles der unausſprechlichen Wonne, die ihrer wartete, und des Glücks, ſich nun bald die Hausfrau des Ritters von Helfenſtein nennen zu dürfen. Bald ſaß ſie zwiſchen Vater und Bräutigam, faßte Beider Hände und ſegnete die Stunde ihres Daſeyns, und gab immer mehr und mehr dem

Eroberer ihres Herzens Gelegenheit, ihre Tugenden zu bewundern und Jaromir schätzte sich über alles glücklich, in den Besitz eines Kleinods zu kommen, dessen Werth alle Reichthümer der Welt in seinen Augen nicht überwiegen konnten.

Nun aber entstand die Frage: Sollte der Ritter von Helfenstein dem väterlichen Erbe entsagen und sich mit dem begnügen lassen, was von der Gnade seines künftigen Schwiegervaters ihm zufließen würde? — Oder sollte die Tochter des Grafen von Sassenburg die väterliche Burg und mit dieser zugleich den rechtschaffensten der Väter verlassen und in ein fremdes Land ziehen, das ihr unbekannt war? — Daran hatten die Liebenden nicht gedacht; aber den Vätern machte die Entscheidung dieser Fragen den Kopf warm. Keiner von beiden wollte dem andern gern Leid thun, und doch sahen sie die Nothwendigkeit vor Augen, daß, wo eins bliebe, auch das andere bleiben müsse. Ueber diesen Punkt einig zu werden, kostete ihnen in der That mehr Mühe, als sich wegen einer Länder- und Grenzstreitigkeit zu vereinigen, und das Resultat lief nach allen hin und her erörterten

Gründen endlich dahin aus, die Entscheidung dieser Fragen ihren Kindern zu überlassen. Elsbeth nahm zuerst das Wort, als die Väter ihr im Beiseyn ihres Bräutigams diese Fragen zur Beantwortung vorlegten, und äußerte mit der gewöhnlichen Entschlossenheit, die sie in allen Dingen und bei jeder Gelegenheit zeigte: daß es ihr zwar hart ankomme, ihren Vater zu verlassen, den sie mit kindlicher Ehrfurcht liebe und dessen Vaterliebe bisher ihr ganzes Glück ausgemacht habe; allein die Pflicht der Gattin sey stärker und überwiegender, als jene, und gebiete ihr, demjenigen zu folgen, dessen Name, Stand und Würden von nun an ihr Eigenthum seyn sollten. — „Nein," — fiel Jaromir hastig ein, der den Unwillen bemerkte, mit welchem der Graf von Sassenburg, dessen Stirn sich in düstere Falten legte, seiner Tochter zu widersprechen nicht vermochte — „nein; so entscheidet der Ritter von Helfenstein nicht." — Diese Worte verscheuchten mit einmal den Trübsinn des Grafen, der in den offenen Blicken des biedern Jünglings ein günstigeres Urtheil las, und Elsbeth und der alte von Helfenstein erwarteten ruhig und gelassen seinen Ausspruch. „Verzeiht, Vater! hub

er, seine Hand fassend, von neuem an — wenn ich zu Eurem Nachtheil entscheide; hört meine Gründe, und Ihr werdet mein Urtheil eben so gerecht, als billig finden —"

„Laß hören, mein Sohn! welcher Meinung du bist," antwortete der Alte, der, stolz auf den Erstling seiner Liebe, im Stillen schon die Gedanken seines Sohnes errieth und jedes seiner Worte recht sprach.

„Ich habe eine Schwester, — fuhr Jaromir mit dem Anstande eines auf die Rednerbühne tretenden Cato fort — sucht Euch einen Eydam! Ich habe einen Bruder; ruft ihn aus dem Getümmel der Schlacht zurück, und gebt ihm ein Weib. Freiwillig und ohne Murren begebe ich mich aller Ansprüche auf mein väterliches und mütterliches Erbe; theilt es zu gleichen Theilen unter sie und saat ihnen, daß meine Verbindung mit — — — Zürnet nicht, Vater! — Ich bin Euer Sohn! — Das Band der Liebe, das ich unter Euren Augen knüpfte, hebt nicht die Pflichten kindlicher Liebe auf, die mir

ewig heilig seyn werden; zerreißt nicht die Banden, womit Natur an Euch mich kettete. Seht! seht das Silberhaar des edelsten aller Männer, — sehet Elsbeth, sein einziges Kind! — Wer soll ihn pflegen im Herbste seiner Tage? — Wer soll sie schützen, wenn der Faden seines Lebens zerreißt? — Doch weg mit diesem schauerlichen Gedanken! — O Vater! laſ't Ihr nicht in Beider Blicken die dringende Aufforderung, den ernstlichen Zuruf: Bleib! — ?"

„Jaromir!" tönte mit einmal aus dem Munde des Grafen und seiner über alle Erwartung getäuschten und über alle Erwartung befriedigten Tochter, und mit dem wiederholten Ausrufe: „Bleib!" — lag der, vom seligsten Gefühle innigen Wohlbehagens trunkene Vater in den Armen seines Sohnes.

Leser! lege einen Augenblick das Buch weg, und denke dir die Szene noch einmal. Denke! sag' ich — Vielleicht daß deine Phantasie sie dir treffender vorzustellen vermag, als der Pinsel eines Raphael — Gefühle sind nur denkbar, über alle Beschreibung,

über alle Darſtellung. Das Ausdrucksvollſte Meiſterſtück der Kunſt verliert ſeinen Reiz, ſeine Würkung, ſeinen Werth, wenn du kalten Blicks vor das Gemälde hintrittſt und ihm nicht durch deine Einbildungskraft zu Hülfe kommſt.

Kaum vermochte der edeldenkende Jüngling zu ſich ſelbſt zu kommen. Er flog aus einer Umarmung in die andere, von den Küſſen des Vaters zu den Liebkoſungen der zärtlichen Dirne. „Jaromir! mein Sohn! — redete der Graf ihn an — du warſt es alſo, für den ich neunzehn Jahr hindurch mit unermüdeter Sorgfalt das Kleinod aufbewahrte, das ich ſchon einmal dir als dein Eigenthum zuſicherte. Nimm ſie hin! Elsbeth, mein einziges Kind — Du biſt es werth, mein Sohn zu heiſen, werth, der Erbe auf Sermeneck zu ſeyn. Dein Urtheil war die untrüglichſte Darſtellung deines Herzens. Ich habe hineingeſchaut — habe drinn geleſen und gefunden, was ich ſuchte. Unmöglich kann es Elsbeth je gereuen, dir die glücklichen Tage ihrer Roſenjahre zum Opfer dargebracht zu haben. Nimm ſie hin! Sie iſt deiner würdig! Schütze ſie! und drücke,

wenn einſt meine Kräfte ſchwinden und der letzte Hauch meinem Leben ein Ende macht, mir die Auaen zu." — „Ja, Vater! das will ich" — ſagte Jaromir — und ſtürzte in die Arme des Grafen.

Nicht Augenblicke, nicht Minuten — Stundenlang ſchwelgten die Glücklichen im Genuſſe überirdiſcher Wonnen, die der Schöpfer engelreiner Freuden aus dem Füllhorn ſeiner Gnade überſchwenglich auf ſie herabträufelte. — Der Abend nahte und keins von allen dachte, daß der Becher, den ſie jetzt leerten, ſobald mit Wermuth gefüllt ſeyn würde, daß Freude ſich ſo ſchnell in Traurigkeit verwandeln könnte, und der Kuß, den ſie beim Schlafengehen einander auf die Lippe [illegible]ten, der Abſchied zu einer langen — langen Trennung ſeyn ſollte.

Wie gewöhnlich, ritt Jaromir am nächſtfolgenden Morgen in den Wald, in der Abſicht, ein Wild aufzutreiben und den Händen ſeiner geliebten Elsbeth eine neue Beſchäftigung zu geben. Anfangs ritt er ziemlich langſam, mit einmal aber fuhr ihm der

Gedanke durch den Kopf, nach Kingrätz zu reiten, und die Gegend, in welcher der bekannte und allgemein gefürchtete Berggeist hauſete, zu rekognoscciren. Mit verhängtem Zügel flog er über die Felder dahin und erreichte in wenig Minuten den Wald, wo, durch ſein Herbeikommen aufgeſchreckt, augenblicklich ein junges Reh einige Schritte weit bei ihm vorüberſchnellte. Er verfolgte es und war ſo glücklich, es zu erbeuten. Er band den Raub hinter ſich aufs Pferd und ſetzte nun den Weg nach Kingrätz ununterbrochen fort. Kaum war er an dem Orte, wo der Weg ſeitwärts durchs Dickigt ab- und auf den Berg zuführte und ſchon im Begriff abzuſteigen, um die Wanderung zu Fuſe anzuſtellen, als mit einmal eilf bewaffnete Männer aus dem Gebüſche hervordrangen, ihn umringten und ſich zu ergeben nöthigten. Unterſtützt von ſeinen beiden Knaben, die er zur Begleitung mitgenommen hatte, vertheidigte er ſich mit dem Schwerdte in der Hand; aber umſonſt. Die Fehde begann blutig zu werden. Schon hatte Jaromir mit eigener Hand drei von ſeinen Gegnern in den Staub geſtreckt, und ſich mit ſeinen Gefährten, die wie Löwen fochten, und wenn nicht Suk-

kurz herbeigekommen wäre, das Häuflein dünne gemacht haben würden, ſo tapfer gewehrt, daß es ſchon freies Feld zu gewinnen glaubte, als wider alle Erwartung ein zweiter Haufen aus dem Dickigt hervor und mit aller Macht auf ihn eindrang. Er ließ deshalb den Muth nicht ſinken und kämpfte mit verdoppelten Kräften; aber der Fall ſeiner Getreuen, die in einem Moment und wie durch einen Schwerdtſtreich todt neben ihm zur Erde ſanken, brachte ihn beinahe aus der Faſſung. Doch er ſammelte ſich augenblicklich, focht wie ein Löwe und dachte, nicht zu ſiegen — bloß ſich zu retten, war ſeine Abſicht. Aber ein Fehltritt ſeines Streithengſtes, der durch eine mißlungene Schwenkung auf beide Vorderbeine ſtürzte, entriß ihm den Sieg, wenigſtens die Hoffnung, zu entkommen. — Er gab Blöſe und eine Wunde in den Arm machte ihn unthätig, weiter zu kämpfen. Zwar ſchien er der Wunde nicht zu achten, aber das Schwerdt war ſeiner Hand entſunken und er ſah ſich, außer Vertheidigung geſetzt, ohne alle Rettung verlohren.

„Schont des jungen Löwen!“ tönte aus der Mitte ſeiner Sieger — „ſein Tod kann uns nichts

fruchten, wohl aber sein Leben.“ — Zorn und Wuth hemmten dem Ueberwundenen die Sprache; Rettung war unmöglich, er sah sich genöthigt, der Uebermacht zu weichen, und stumm und sprachlos folgte er ihnen, unwissend zu welchem Schicksale? — Der Gedanke, sich zum erstenmale in seinem Leben und noch dazu von Räubern überwunden zu sehen, war ihm schrecklicher, als der Tod selbst; die Behandlung seiner Gegner aber war ihm auffallend und machte seine Bewunderung rege. Wie ein mit Ehren überwundener Held sah er sich frei und ohne Fesseln, aber seiner Waffen beraubt, in ihrer Mitte, und war auf den Ausgang dieser unglücklichen Katastrophe begierig. Sonderbare Mischung der Gefühle! Beständiges Durcheinanderkreuzen der Gedanken! — Verlohrne Freiheit, beleidigter Stolz machten seinen Zorn mit Großmuth, Staunen und Bewunderung abwechseln, und jugendliche Unbesonnenheit ließ ihn sein kühnes Unternehmen bald bereuen. Gern hätte er den Unseligen, in dessen Händen er sein Schwerdt erblickte, beim Schopf gefaßt und ihm den Lohn seiner Schandthaten gezahlt; aber er fühlte, seine Kraft hatte ihn verlassen, und eine augenblickliche Empfin-

dung seines Schmerzens erregte ihm Aergerniß und Unwillen. Auf der andern Seite ließ die Subordination, die unter seinen Ueberwindern herrschte, ihn einer vielleicht günstigern Auflösung, als er vermuthete, entgegen sehen und die Klugheit gebot ihm, sich ruhig zu verhalten.

Mit solchen unaufhörlich abwechselnden Vorstellungen beschäftiget, stand er mit einmal, von der siegenden Rotte umringt, am Eingange einer Felsenhöhle, und sah die Behauptung des Grafen von Sassenburg, daß der Felsen, auf welchem einst die Veste Przeskowetz stolz über ihre Nachbarinnen sich erhob, der Aufenthalt einer Räuberbande seyn müsse, als die untrüglichste Wahrheit bestätiget. Aus dem Innersten dieser Höhle trat ein junger wohlgebildeter Mann hervor, dem die übrigen, die um ihn herum waren, mit auszeichnender Achtung begegneten. Sein Anstand war zwanglos, frei und offen der Blick seines himmelblauen Auges und seine Kleidung war zwar nicht prachtvoll, hatte aber viel vor der der übrigen voraus. Den gefangenen Ritter vom Kopf bis zu den Sohlen messend, fragte er lächelnd

ſeine Ueberwinder: Wo habt Ihr dieſen Fang gethan?

„Dicht an der Heerſtraße, — erwiderte Wulfram, der dieß Häuflein führte — da fiengen wir den jungen Löwen, als er ſo eben ein Reh in ſeinen Klauen hielt und mit der Beute davon fliehen wollte. Gefällt Euch das Frühſtück, Hauptmann?“

„Lohnt ſichs der Mühe würklich ſo?“

„Er ſcheint von nicht geringem Herkommen zu ſeyn, — fuhr Wulfram fort — dieß zeigt ſein ganzes Weſen. Von zweien Knappen begleitet, focht' er wie ein Löwe, und hätte uns in der That zu ſchaffen gemacht, wäre nicht Hynko mit ſeinem Häuflein uns zu Hülfe gekommen: drei unſerer Brüder fielen unter ſeinen Schwerdtſtreichen —“

„Drei! — Laßts gut ſeyn, Cameraden: wir wollen den Löwen ſchon zahm machen.“

„Wo ſind meine Getreuen?“ fragte Jaromir, der durch die Erinnerung ſeines tapfer geleiſteten

Widerſtandes wie aus einem Traume erwachte und ſeine Begleiter vermißte.

„Dort drüben, — antwortete ihm Hynks, höhniſch lächelnd — am jenſeitigen Ufer der Vergeſſenheit. Sahst Ihr es nicht, Ritter! — denn das ſeyd Ihr — wie ſie ihr letztes Ave Maria beteten und demüthig ihren Nacken unter den Stahl beugten?“

„O ihr Schandbuben! — Zwanzig über einen? —“

„Spare deinen Geifer, — redete der Hauptmann den erzürnten Ritter an — in deiner Verfaſſung ziemt es nicht, der Macht des Stärkern Trotz bieten zu wollen —“

„Eines feigen Miethlings der Bosheit und des Laſters —“

„Du wirſt anders denken, wenn du mich und meine Macht näher wirſt kennen gelernt haben. Jetzt biſt du in meiner Gewalt. Dank es der Vor-

ficht, daß du nicht auch bist, wo deine Begleiter sind — daß man deines Lebens schont: und dir die Wohlthat vergönnte, nicht ohne Vertheidigung losgesprochen oder bestraft zu werden.

„Verwegener! was erkühnst du dich, mit einem freien Ritter in diesem Tone zu sprechen?“

„Frei oder nicht frei: jetzt bist du in meiner Gewalt. Von dir allein wird es abhängen, dein Urtheil zu mildern — “

„Mein Urtheil? — Wie nennt sich das Verbrechen, um deswillen Räuber und Schandbuben einen freien Mann richten wollen?“

„Beeinträchtigung in meiner Gerechtsame. — Wer gab dir Fug und Recht, in diesen Waldungen zu jagen?“ —

„Sind diese Waldungen dein Eigenthum?“

„Ja! oder Nein! wie du willst.“

„Niederträchtiger! wer gab dir ein Recht, das Eigenthum eines Andern das deinige zu nennen?“

„Welch eine thörichte Frage! — Wehrlos und auſser Stand geſetzt, dich zu vertheidigen, kannſt du es wagen wollen, dich der Macht des Stärkern zu widerſetzen? — Mich wegen Handlungen, die das Recht des Stärkern mir verſtattet, zur Rechenſchaft zu fodern? — Unbeſonnener Jüngling! dein Leben iſt in meinen Händen — doch ich habe Mitleid — du biſt noch nicht reif zum Tode. — Führt ihn hinein!“

„Wo führt Ihr mich hin?“ fragte der Ritter; aber die Räuber thaten ihm keinen Beſcheid, hoben ihn ſtillſchweigend vom Pferde und führten ihn durch die Höhle in ein geräumiges Gewölbe, das den Anſchein eines Gefängniſſes hatte und vom Licht des Tages nur ſparſam erhellt wurde, wo ſie ihn ſeinem Nachdenken überließen.

Indeſs berathſchlagten die Häupter der Räuberbande, wie ſie ihrem Gefangenen begegnen wollten, und

und ob sie ihn tüchtig finden würden, ihn in ihren Bund aufzunehmen. Seine Bildung und Ansehen, sein Betragen, seine Rüstung und seine Geschicklichkeit und Gewandheit, Schwerdt und Lanze zu führen und sich im Sattel zu halten, zeigten von seinem Stande und seiner Geburt, und veranlaßten den Hauptmann, ihn als einen Staatsgefangenen zu behandeln und mit der Zeit seinen Wünschen geneigt zu machen. Das erste, was er that, um sich dem Ritter von Helfenstein auf einer vortheilhaften Seite zu zeigen, war, für seine Gesundheit Sorge zu tragen und ihm alle mögliche Bequemlichkeit zu verschaffen. In dieser Absicht gieng er zu ihm, von einem Wundarzte, der sich bei seiner Gesellschaft befand, begleitet, und redete ihn also an: „Ritter! Ihr seyd verwundet; es ist meine Schuldigkeit, für Eure Wiedergenesung zu sorgen. Dieser Mann, dem ich Euch empfohlen habe, und der Eures Zutrauens würdig ist, wird die Wiederherstellung Eurer Gesundheit sich angelegen seyn lassen und Eure Wunde heilen. Denkt übrigens nichts ungleiches von mir; Ihr werdet mich kennen lernen." — Mit diesen Worten verließ er den Gefangenen und befahl dem

Wundarzte, den Kranken gehörig abzuwarten und ihm täglich zweimal von dem Befinden desselben Bericht zu erstatten.

Jaromir wußte nicht, was er denken sollte. Unter Räubern zu seyn und doch so menschlich behandelt zu werden, dieß waren ihm zwei so ganz entgegengesetzte Dinge, die sich nach seinem Verstande nicht zusammenreimen wollten. So erträglich er auch seine Gefangenschaft und alles nach Möglichkeit bequem eingerichtet fand, so war ihm doch der Verlust seiner Freiheit um so entehrender, je mehr der Gedanke vor seine Seele trat, von Räubern festgehalten zu werden. Nirgends sah er einen Ausweg, nirgends eine Oeffnung, die ihn hätte können hoffen lassen, wenn's auch mit der äußersten Lebensgefahr verknüpft gewesen wäre, einer so schimpflichen Gefangenschaft zu entkommen. Allenthalben Unmöglichkeit! — Einmal schon hatte die Natur dafür gesorgt und durch undurchdringliche dicke Felswände das Entkommen unmöglich gemacht, die Zugänge aber waren doppelt und dreifach mit Wachen besetzt. Gern hätte er einen oder den andern seiner Wächter

auf die Seite genommen und durch das elende Mittel der Bestechung zu vermogen gesucht, ihm zu seiner Freiheit behülflich zu seyn; aber auch dieser Versuch wollte ihm nicht gelingen. Nie war einer allein, immer waren zwei oder drei beisammen. Sein Leben achtete er wenig, er hätte den Tod nicht gescheut; aber Elsbeth und ihr Vaterl lagen ihm am Herzen, und er fürchtete nicht ohne Ursache, daß sein Ausbleiben ihnen Kummer und Sorge machen, ja! wohl gar über lang oder kurz den Tod des einen oder der andern nach sich ziehen würde. Und doch vermochte er es nicht, ein Mittel ausfindig zu machen, diese unausbleiblichen Folgen zu verhindern. Er sah sich genöthiget, zur Geduld seine Zuflucht zu nehmen und entweder ein glückliches Ohngefähr zu erhaschen oder auf eine List bedacht zu seyn: aber seine Gesundheitsumstände machten ihm zur Zeit auch dieß unmöglich.

Beständiges Grübeln und Nachdenken und immer nagender Seelenkummer machten seine Wunde gefährlicher und warfen ihn geraume Zeit aufs Krankenlager hin. Täglich besuchte ihn der Haupt-

mann und verintereſſirte ſich aufs ſorgfältigſte für ſeine Pflege und Abwartung, gewährte ihm alles, was er brauchte und verlangte, und wußte ihn ſo zu faſſen, daß ihn dieſer faſt liebgewann. Je unentbehrlicher der räthſelhafte Mann ſeinem Gefangenen zu werden ſchien, deſto verwickelter ward der Knoten, den er gelöſt zu ſehen wünſchte. Mit mehr als brüderlicher Freundſchaft ſchien der Räuber an den körperlichen Leiden des Ritters Theil zu nehmen; der Leiden ſeiner Seele aber wurde, wenn ſie beiſammen waren, von keiner Seite gedacht. Staatsklugheit von der einen und Miſtrauen von der andern Seite, das man dem Ritter aus keiner Urſache verargen konnte, legte beiden Theilen dieſes Stillſchweigen auf.

Ueber alle Verwunderung aber war dem kranken Jaromir die Erſcheinung eines Weibes, die er in dieſen ſchauerlichen Felſenwohnungen nicht geahndet hatte. Schön, wie ein Engel, aber mit faſt bleicher abgehärmter Wange ſaß Mathilde, die vorgebliche Gemahlin des Hauptmanns, neben dem Bette des Kranken, als dieſer nach einigen Tagen, binnen welchen er in

des schrecklichsten Fieberhitze seine Kräfte erschöpft hatte, wie aus einem Traume erwachte und zum erstenmale die Augen wieder aufschlug. Der Anblick war für den Ermatteten zu überraschend, zu heftig; fast hätte er ihm das Leben gekostet. „Elsbeth!“ und weiter nichts, tönte mit matter Stimme von der zitternden Lippe des Leidenden, und er verbarg sein Gesicht in beide Hände. — „Ich bin Elsbeth nicht, — entgegnete Mathilde — Eure Phantasie schuf Euch dieses Bild. — Faßt Euch, Ritter! fuhr sie, seine Hand fassend, weiter fort — ich bin die Gemahlin Eures Freundes Robert —“

„Robert?“

„Hörtet Ihr diesen Namen nie?“

„Nie!“ —

„Kennt Ihr mich nicht?“

„Sah ich Euch jemals?“

„Verzeiht, Ritter! ich dachte nicht an den Zustand Eurer Seele. — Drei Tage und drei

Nächte schon wachte ich an Eurem Lager und war Zeuge Eurer Leiden.

„Ihr?“

„Ja, Ritter! — Euer Anblick jammerte den Hauptmann; mir übertrug er Eure Pflege. Verzeiht! die Leiden Eurer Seele sind größer, als der Schmerz, den Euch die Wunde verursacht. Vertraut Euch mir! — Ich bin Eure Freundin — vielleicht hat mein Schicksal etwas ähnliches mit dem Eurigen.“

Blick und Ton, mit dem sie dieß sprach, war so herzlich, so wahr, so aufrichtig, daß der Leidende seiner Krankheit auf einige Augenblicke vergaß und schweigend ihre Hand an seine Lippen drückte. „Nehmt mirs nicht übel, meine Theure! — sagte er — ich weiß nicht, wie ich Euch nennen soll: aber Ihr sprachet so theilnehmend, eure Worte tönen so süß, daß ich fast zweifeln sollte, ob Ihr Unwahrheit sprechen könntet.“

„Unwahrheit? — Bei Gott, Ritter! der mindeste Argwohn, den Ihr in meine Worte setzet, wäre unverantwortliche Beleidigung.“

„Nicht doch! — So war es nicht gemeint.“

„Wollt Ihr Euch mir vertrauen? — Wenn Ihr gesund seyd — vielleicht — kann ich Euch retten —“

„Ihr — mich retten? —“

„Ja doch — nur still! daß man uns nicht belausche — Vielleicht könnt Ihr ein Gleiches —“

„Wie? — Was sagt Ihr? — Ein Gleiches? — Verzeiht, edle Frau! seyd Ihr vielleicht mit mir in gleicher Verdammniß?“

„Et! — Unter uns gesagt: Ich bin nicht Roberts Gemahlin; ich bin eine geraubte — Prinzessin.“

„Prinzessin? — Prinzessin? — Himmel! der Niederträchtige —“

„Erzürnet Euch nicht, Ritter: verhaltet Euch ruhig und hört, was ich Euch sagen werde.“

„Unglückliche Freundin! — erwiderte der Ritter — Ihr jammert mich. Doch ein Strahl der Hoffnung blinkt uns beiden; sprecht! was soll ich thun, um Euch und mich zu retten?“

„Gönnt mir einige Augenblicke Euer Ohr.“ — Der Kranke sammelte seine Kräfte, richtete sich in die Höhe und hörte mit Aufmerksamkeit die Erzählung der reizenden Dulderin an, ohne sie ein einzigesmal zu unterbrechen.

„Mein Name ist Mathilde, — hub sie an — und Italien mein Vaterland. Die früheren Jahre meines Lebens, die mir sehr angenehm verschwanden, haben nichts, das Eure Aufmerksamkeit verdiente und auf die gegenwärtige Lage, in der ich mich befinde, nicht den mindesten Bezug; daher

ich über sie hinwegschlüpfe und blos dasjenige berühre, was Euch zu wissen nothwendig ist. Mein Vater war immer auf Reisen; zuweilen gönnte er mir das Vergnügen, ihn zu begleiten. Geschäfte riefen ihn nach Deutschland; und da es längst mein Wunsch gewesen war, mich einmal auf teutschem Grund und Boden umzusehen, nahm er mich mit sich. Wir verweilten einige Zeit in Wien, reisten von da nach Schlesien, Böhmen und Sachsen, wo mein Vater abwechselnd von Dresden nach Prag und wieder zurück mußte. Wir machten unterschiedliche Bekanntschaften, und da mein Vater meinen Hang zum Landleben kannte, so miethete er mir ein kleines Landhaus, in einem an der Grenze gelegenen böhmischen Dorfe, dessen Name, da ich ihn ohnedieß zu behalten nicht vermochte, gleichgültig ist. Hier besuchte mich mein Vater des öftern, wenn er hin und her reiste, und ich pflegte gewöhnlich ihn ein paar Stunden weit zu begleiten, wenn er bei mir eingekehrt war. Zu meiner Gesellschaft hatte ich niemanden, als eine Duegna, die mir an Jahren überlegen und mehr als Mutter war. Ich gieng nie aus, ohne von ihr begleitet zu seyn; Freude

und Leid theilten wir schwesterlich, und genossen gewöhnlich die Abendstunden in einem hinter dem Dörfchen befindlichen Lustwäldchen, das, von einem rieselnden Forellenbache durchschlängelt, auf einem angenehmen Wege zu den Ufern der nicht weit davon strömenden Elbe führte. Eines Abends, als wir in der Dämmerung da lustwandelten, erblickten wir in einiger Entfernung einen Mann in grüner Kleidung, der mit sich selbst sprach und uns nicht zu bemerken schien. Einige laute Seufzer verkündeten uns den zerrütteten Zustand seiner Seele, aber was er sprach, konnten wir ihm nicht verstehen. Wir kamen näher und waren schon so dicht hinter ihm, daß wir ihn fast greifen konnten, als er Miene machte, sich in die Fluthen zu stürzen. „Himmel!“ schrie ich laut — und dieser Ausruf weckte ihn aus seiner anscheinenden Betäubung. Er trat zurück und schien über unser Dazwischenkommen unwillig zu seyn. „Freund! — redete die Duegna ihn an — was fehlt Euch? Ihr seyd krank.“ — „Wohl bin ich es,“ erwiderte er, und verbarg sein Gesicht ins Schnupftuch. — „Stehet ab von Eurem Vorhaben, — sagte die Duegna weiter — und kehret in Eure Wohnung zu-

rück." — „Soll ich zürnen? Oder soll ichs Euch Dank wissen, daß Ihr mich vom Untergange rettetet?" sprach der Unglückliche, der unser Mitleid zu verdienen schien und durch unsere Zuredungen veranlaßt, sein unbesonnenes Unternehmen aufgab. — Wir freuten uns, ein Unglück verhindert zu haben und überredeten ihn uns zu begleiten. Er nahm den Antrag an und gieng mit uns nach Hause. Wir fanden in ihm einen Mann von eben so großen Geistes- und Seelenkräften, als äußerlich schöner Bildung, unterhaltend und bescheiden, und eben darum um so mehr Theilnahme erweckend. Ohne seine Absicht zu verrathen, erzählte er uns seine Schicksale, und der Verlust einer Gattin, die er über alles geliebt zu haben vorgab, hatte ihn fast bis zur Verzweiflung gebracht. Spät erst um Mitternacht schied er von uns, dankte uns in den lebhaftesten Ausdrücken seine Rettung, und bat um Erlaubniß, uns auf den andern Tag wieder besuchen zu dürfen.

Er kam. Seine Stirn war heiterer und seine Laune offener. Lange sprach er von gleichgültigen Dingen; nach und nach aber leitete er das Gespräch

auf wichtigere Gegenstände, brach in Lobeserhebungen unsers Geschlechts aus, rühmte den Werth seiner verlohrnen Gattin und äußerte, zwischen mir und derselben solche Aehnlichkeiten zu finden, daß wenn er sich entschließen könnte, wieder zu heyrathen, er keine andere zur Gefährtin seines Lebens wählen würde als mich, und beschloß seine Rede mit der Schlußfolgerung von der Aehnlichkeit meiner Person und seiner unvergeßlichen Adelheid auf die Aehnlichkeit unsrer Herzen. Fast täglich wiederholte er seine Besuche und täglich wurde er zudringlicher. Die Duenna merkte es und warnte mich für dem Umgange dieses Mannes, der ihr äußerst gefährlich zu werden schien, um so mehr, da es ihr nicht unverhohlen blieb, daß ich Wohlgefallen an ihm hatte.

Auch ihm gelang es, meine Neigung zu erforschen, und meine Unerfahrenheit gab ihm gewonnen Spiel. Unter dem Namen eines Marquis von Dübois versprach er der Duegna, bei meinem Vater um mich zu werben und veranstaltete in dieser Absicht eine gesellschaftliche Reise nach Prag, wo die Lage seiner Sachen ihn ungewöhnlich lange gefesselt

hielt. Wir paſſirten mehrere Waldungen; die an ſich ſelbſt fürchterlich genug waren, Schauer zu erwecken, noch unangenehmer aber durch die böſen Wege und einige uns aufſtoßende Kreaturen wurden, die das Gepräge der Ehrlichkeit nicht auf der Stirn trugen. Hier war es, wo wir mit einmal von einem Haufen bewaffneter Menſchen überfallen wurden, deren Uebermacht wir nicht weichen konnten. Der Schreck kam uns zwar nicht unerwartet, denn wir hatten den Weg bis hieher unter Zittern und Zagen zurückgelegt: aber er würkte nur zu bald auf die Schwäche meiner Nerven und ich ſank in eine fürchterliche Ohnmacht, aus der ich erſt nach einigen Stunden wieder erwachte. Von meiner Dueana getrennt, ſah ich mich beim Erwachen abermals von Räubern umringt und unter dem ſchauerlichen Obdache einer ungeheuern Felſenhöhle, die mit jedem Augenblicke den Einſturz drohte. Ich ſank von neuem aus einer Ohnmacht in die andere und war drei ganze Tage hindurch meiner Beſinnungskraft nicht mächtig.

Wie ſtaunte ich, als ich beim abermaligen Erwachen aus dieſem tödtenden Schlummer mitten

unter den um mich her stehenden Bösewichten denjenigen erblickte, dem ich bereits mein Herz geschenkt hatte. Auf die Kniee stürzend, bat er um Verzeihung und schwur, daß er mich unaussprechlich liebe und schon damals geliebt habe, als er das elende Mittel eines scheinbaren Selbstmordes ergriffen hätte, meine Bekanntschaft zu suchen. Er gestand, daß der Ueberfall der Räuber sein Werk wäre; schwur, daß er mich nie verlassen würde und bat um meine Liebe —"

„Um Eure Liebe?" — wiederholte Jaromir, während die Prinzessin Athem holte und zu Beendigung ihrer Erzählung neue Kräfte sammelte — „war es möglich, daß Ihr diesen Unmenschen lieben konntet?"

„Ehe ich Namen und Stand meines Anbeters kannte und ihn für das hielt, wofür er sich ausgab, war es da mir wohl zu verargen, wenn ich, durch seine Liebkosungen und Schmeicheleien irre geführt, ihm mein Herz schenkte? Konnte ich diesen Betrug wohl ahnden? — Urtheilt selbst, Ritter! Ist seine

Personen nicht einnehmend, verführerisch? — Ist sein Betragen nicht befremdend und im Verhältniß mit dem Gewerbe, das er treibt, der offenbarste Widerspruch? — sein Charakter überhaupt räthselhaft und geheimnißvoll? — Kurz: er ist ein gefährlicher Mann. Schwärmerisch in der Liebe, wie im Haß; warm in der Freundschaft und ausschweifend im Zorn; unversöhnlich und jähzornig gegen seinen Beleidiger, streng und gerecht gegen seine Untergebenen und furchtbar gegen seine Feinde. — Wir müssen auf unsrer Huth seyn, Ritter! — Wenn Ihr nur erst wieder hergestellt seyd — Jetzt ist die Zeit zu kurz, den Plan zu entwerfen, nach dem wir handeln müssen. Ich muß Euch verlassen, so gern ich gegenseitig eure Geschichte zu hören wünschte; doch in einigen Stunden bin ich wieder bei Euch." — Freundlich drückte sie ihrem Pflegbefohlnen die Hand, bat ihn, ruhig zu seyn und gieng.

Ihre Entfernung war dem Kranken eben so schmerzhaft, als ihre Gegenwart tröstend und erquickend. Die Mittheilung ihrer Geschichte machte ihn seine Krankheit vergessen; er dachte nur darüber

nach, wie er sich und diese Unglückliche retten wollte, die ihm gleich beim ersten Anblicke Zutrauen und Mitleid eingeflößt hatte. Aber er fühlte sich noch zu schwach, und sah sich genöthiget, sich einstweilen mit Berathschlagungen zu begnügen und die Ausführung seines Unternehmens so lange zu versparen, bis Zeit und Umstände ihm dazu behülflich seyn würden. Nichts unter allen, worüber er nachdachte, war ihm auffallender, als die anscheinende Uneigennützigkeit, mit welcher der Tyrann dieser eingekerkerten Schöne seine Pflege und Wartung ihren Händen anvertraute, ohne das Nachtheilige ahnden zu wollen, das für ihn selbst daraus entspringen könnte.

Die wenigen Stunden, die er allein war, wurden ihm ungewöhnlich lang und er sah mit sehnlicher Erwartung der Rückkehr seiner Retterin entgegen. Sie kam. Er fühlte sich durch ihre Gegenwart gestärkt und gegenseitig verpflichtet, ihr Zutrauen und ihre Offenherzigkeit gleichen Maaßes zu vergelten. Kurz und bündig erzählte er der theilnehmenden Freundin die Geschichte seiner Gefangenschaft und

ver-

verſprach ihr aufs heiligſte, ſie zu retten und jeden ihrer Winke ſtreng zu befolgen. Freundlich drückte ſie ihm die Hand, dankte ihm herzlich und fand ihr Schickſal erleichtert, wie das gemeiniglich der Fall iſt, wenn Unglückliche ſich gegenſeitig ihre Leiden klagen und eins in dem andern ſich getröſtet fühlt. Die Lage, in der ſich Jaromir und Mathilde befanden, ſchien weniger ſchrecklich, als ſie war, und beiden um ſo erträglicher, da ſie in der Hauptſache einander völlig gleich war und eins durch das andere hoffen durfte, ſich über lang oder kurz dieſer Sclaverei zu entwinden. So wenig ſie an den nothwendigen Bedürfniſſen des Lebens einigen Mangel litten, vielmehr mit auszeichnender Achtung von den um ſie herumwebelnden Kreaturen bedient und ſogar vom Räuber ihrer Freiheit mit Freundſchaft und Liebe beſtürmt wurden, ſo war's doch ganz natürlich, daß ihnen die Freiheit lieber ſeyn mußte und der Gedanke, unter Räubern zu leben, ihren Haß und Abſcheu gegen den, der ſich ſo ſehr um ihre Freundſchaft und Zuneigung zu bewerben ſchien, mit jedem Augenblicke vergrößerte. Sie arbeiteten daher gemeinſchaftlich, berathſchlagten

besonders über ihr Verhalten gegen den Hauptmann und waren auf ihre Rettung bedacht. Doch die Ausführung ihres Plans zog sich von einer Zeit zur andern in die Länge und es traten mehrere Hindernisse ein, die sie vor der Hand unmöglich machten, die wir jedoch unsern Lesern auf einen schicklichern Zeitpunkt versprechen, weil wir uns genöthigt fühlen, auf Sermoneck zurückzugehen und zu sehen, wie es einstweilen im Hause des braven Sassenburgers herzieng.

Traulich saß der Graf zwischen dem Ritter Hanns von Korwog und dem alten von Helfenstein beim Frühstück mitten innen; sie kosten und leerten gar wacker einen Becher nach dem andern aufs Wohlseyn des jungen Brautpaars. Jugendlich glühten ihre Wangen, das Gefühl der Vaterfreuden stieg höher und immer höher in ihren Busen auf, und vom Geist der Rebe gestärkt, rollte schneller das Blut durch ihre Adern hin. Bald freute sich der Graf über das Glück seiner Tochter und segnete den

Augenblick, der ihm einen so würdigen Eidam zugeführt hatte; bald brach der alte von Helfenstein in Lobeserhebungen der jungen Gräfin aus und fühlte das Glück, einen Sohn zu haben, der einer so tugendhaften Gattin würdig war — und der alte Hanns stimmte mit herzlicher Theilnahme in die Freuden seiner Freunde und überraschte sie mit einem Antrage, der sie staunen und für Freude trunken machte. Jaromirs edle Denkart, seine Tapferkeit und seine übrigen Verdienste hatten den achtzigjährigen Greiß so für ihn eingenommen, daß er den Entschluß faßte, diesen würdigen Jüngling an Sohnes Statt anzunehmen und vor den versammelten Rittern und Edlen öffentlich als den alleinigen und rechtmäßigen Erben seiner Güter zu erklären. Der Wein machte ihn plauderhaft und die Schwäche seines Alters ließ ihn fürchten, unter der Macht seines Gefühls zu erliegen. Er war ohne Weib und Kinder. Schon vierzigmal hatte er den Todestag seiner verewigten Jutta gefeiert und die Freude, Vater zu seyn, nur einen Monat genossen, denn nach dreißig kurzen Tagen folgte ihr das Pfand ehelicher Liebe in die glücklichen Wohnungen seliger Schatten. Er be-

neidete den Grafen und den alten von Helfenſtein um dieſes Glück und ſagte mit einer Thräne, die wie eine Perle unter der grauen Wimper vordrang, zu dem letzteren: Glücklicher Vater eines Sohnes wie Euer Jaromir! — Hätt' ich ſolch einen Sohn, bei Gott! er wäre mein einziger, mein ganzer Stolz — aber ich war nie ſo glücklich. Verzeiht, Ritter! wenn der alte Hannß, mit einem Fuße ſchon im Grabe ſtehend, Euch Eure Rechte und Anſprüche auf dieſes herrliche Eigenthum ſtreitig macht —"

„Wie meint Ihr das?" fiel der alte von Helfenſtein ihm in die Rede, und der Greiß antwortete: „Ich bin kinderloß; möchte nicht gern, daß lachende Erben kalt und ohne Thränen meiner Leiche folgen ſollten. Gebt mir Euren Sohn! Ich will ſein Vater ſeyn! — Wie lang iſts, daß ich noch zu leben habe und Ihr ſeyd wieder im Beſitz Eures Eigenthums. O Ritter! gebt mir ihn — Sein ſey mein Name! ſein mein Hab' und Gut!" — Beider Hände faſſend und ohne die Erklärung des Helfenſteiners abzuwarten, fuhr er fort: „Graf! Ihr ſeyd mein Zeuge; ich ſterbe heut' oder morgen, Jaromir

von Helfenſtein iſt mein Erbe. Schützt ihn mit Eurer Macht, wenn einer oder der andere meiner habſüchtigen Vettern, die auf meinen Tod lauern, ihm die Erbſchaft ſtreitig machen wollten.“ —

„Tragt keine Sorge, — erwiderte der Graf — Euer Freund Detlev hält, was er verſpricht.“

Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen, die hauptſächlich das Glück der beiden Verlobten zum Gegenſtande hatten, verging ihnen der Vormittag, und ſie dachten nicht daran, daß der edle Jüngling, mit dem ſie ſich in Gedanken beſchäftigten, vielleicht in demſelben Augenblicke, da ſie den Becher auf ſeine Geſundheit leerten, der äußerſten Lebensgefahr ausgeſetzt ſeyn könnte. Mit einer ungewöhnlichen und ihr ſelbſt auffallenden Aengſtlichkeit trat Elsbeth, die ſchon einigemal ab- und zugegangen war, ohne die mindeſte Beſorgniß um den Geliebten ihres Herzens blicken zu laſſen, ins Zimmer, wo die fröhlichen Alten zechten und verrieth die Bangigkeit ihrer Seele durch einige unverſtändliche Ausrufungen und unterdrückte Seufzer, die dem Grafen, ihrem Vater, doch

nicht unbemerkt blieben, ſo ſehr ſie ſich auch Zwang anthat. „Was iſt dir, Kind? — fragte der Graf — Du biſt ſo ängſtlich? — Iſt dir vielleicht um den Geliebten bange?“

„Wenn ihm nur kein Unglück begegnet iſt,“ war ihre Antwort — und der alte Hanns nahm ſogleich das Wort und ſagte: „Ja, ja! wenn man verliebt iſt, wird einem jeder Augenblick zu lang; man kann ohne den geliebten Gegenſtand gar nicht leben. Weiß recht wohl, wie meiner Jutta, Gott hab' ſie ſelig! zu Muthe war, wenn ich einmal ein Stündchen länger ausblieb —“

„Laßt Euch deß nicht bangen, holdes Fräulein!“ fiel der von Helfenſtein ein und machte den alten Plauderer ſchweigen. Er kannte den Löwenmuth ſeines Sohnes, ſeine Klugheit und ſeine Stärke, die ſeinem väterlichen Herzen die ſicherſte Bürgſchaft waren. Er ahndete nichts weniger, als Unglück und tröſtete mit lächelndem Muthe die ſchöne Tochter ſeines Freundes, der ſie väterlich mahnte, ſich keine unnöthige Sorge zu machen und

ſie beſonders dadurch zu beruhigen glaubte, wenn er ſagte: „Er iſt ja nicht allein. Wer weiß, wo er ſeinen Weg zugenommen hat? — Vielleicht hat er einen guten Fang gethan und kommt mit deſto reicherer Beute beladen nach Hauſe.“ — Aber ihre Beruhigung war mehr erkünſtelt, als wahr; denn eine bange Ahndung ſagte ihr: daß er in Gefahr ſey. Sanft umweht, wie vom Hauch eines Verklärten, hatte ſie in der zwölften Stunde, da ſie allein auf ihrem Zimmer war, mit leiſer ängſtlicher Stimme ihren Namen: Elsbeth — ſprechen gehört und ein Geklirr, wie klingende Schwerdter.

Um nicht Gefahr zu laufen, Lügen geſtraft zu werden, ſo müſſen wir erinnern, daß Elsbeth, die, wie wir im Anfange dieſer Erzählung bemerkt zu haben glauben, eine ziemlich heroiſche Erziehung genoſſen und vom zwölften Jahre an ihren Vater im Getümmel der Schlacht begleitet hatte, eben ſo wenig an Geſpenſter glaubte, als dieſer, dagegen aber Ahndungen zu bezweifeln keinesweges geneigt war, wie denn dieß auch nach unſerer Meinung ſich wohl denken läßt, indem, ohne uns auf Unterſu-

chungen und Beweiſe einzulaſſen, zwiſchen Ahndungen und Geſpenſtern ein groſſer Unterſchied iſt.

So männlich auch ihr Muth in eigenen Gefahren war, ſo wenig ſie, an Abhärtung gewöhnt, Ungemach und Widerwärtigkeiten achtete, ſo war doch ihr Gefühl, wie ihre Exiſtenz, weiblich und ein flüchtiger Gedanke feſſelte ihren immer beſchäftigten Geiſt an jahrelanges Nachdenken, ein minder bedeutender Zufall machte den heftigſten Eindruck auf ihr ganzes Weſen. Kein Wunder daher, wenn ſie in der gegenwärtigen Lage ihre Weiblichkeit mehr fühlte, als jemals. Sie liebte erſt ſeit kurzer Zeit — wer kennt nicht die Macht der Liebe? — Nicht ihren Zauber, der Mängel deckt? — Nicht ihre Aengſtlichkeit, mit der ſie die Gefahr verdoppelt, der man den geliebten Gegenſtand ausgeſetzt zu ſehen glaubt? — Als ihr Herz noch frei war, empörte ſich nichts wider den lachenden Muth der rüſtigen Dirne, nichts ſtörte die Ruh ihrer Seele und legte die heitere Stirn in düſtere Falten; aber jetzt war ihre Verfaſſung anders. Sie lebte nicht mehr ſich allein, war weder Mädchen noch Gattin; ihr Stand, war Vorbereitung zu dem

wichtigen Pflichten ihres Geſchlechts, den ſie in wenig Wochen antreten ſollte. Sie fühlte, daß etwas in ihr vorgegangen war, was ihrem ganzen Weſen eine andere Richtung gab. Jeder ihrer Gedanken war ernſthafter und auf die große Beſtimmung ihres Daſeyns abzweckender. Ihre Häuslichkeit vertrat die Stelle des Vergnügens, und die Liebe machte ihr jede Beſchäftigung leicht und angenehm.

Elsbeth liebte feurig, aber nicht ſchwärmeriſch; ernſt, nicht mürriſch; herzlich, innig und wahr. Immer ſchwebte das Bild des Geliebten ihr vor Augen, und was ſie that, glaubte ſie, nur um ſeinetwillen thun zu müſſen; denn ſie fühlte es nur zu tief in ihrem Herzen, daß die Gefühle einer ſolchen Liebe unendlich weit über die der kindlichen Liebe erhaben ſind, ohne nach der Urſache zu fragen: Warum? — Sie wußte, daß ſie mit dem, dem ſie ihr Herz und ihre Hand hingäbe, ein halbes Menſchenalter, vielleicht noch länger, die Bahn des Lebens wandeln ſollte, und darum galt ihr der Werth ehelicher Bande mehr, als der der Blutsfreundſchaft. War es ihr unter ſolchen Umſtänden wohl zu verargen, wenn ihr

die Abweſenheit des Geliebten Langeweile machte? — Wenn ſein Außenbleiben ſie ängſtigte und zu gerechten oder ungerechten Klagen verleitete? —

Ob ſie aber auch Urſache hatte, bange zu ſeyn? — Dieſe Frage dürfte vielleicht in den Augen mancher unſrer Leſer kaum der Beantwortung würdig ſcheinen, indem wir ja aus dem Vorhergehenden ſchon wiſſen, daß der Ritter von Helfenſtein unter die Räuber gefallen war. — Aber wußte denn dieß Elsbeth auch? — Hatte denn Jaromir bei ſeinem Hinweggehen geſagt, in welchem Theile der Sermoneder Fluren er jagen wollte? — Hatte er denn nicht ſchon mehrmals zu langen halben Tagen in den Waldungen umher geſchwärmt, ohne beim Nachhauſekommen zu vernehmen, daß Elsbeth bange um ihn geweſen wäre? — Konnte ſie wohl irgend vermuthen, daß er auf den Gedanken gerathen ſeyn könnte, nach Kingrätz zu reiten, das wenigſtens eine halbe Tagreiſe weit von Sermeneck entfernt lag, da er nicht mit der Gegend bekannt war? — Wenn man dieß zu erwägen geneigt iſt, ſo wird wohl die Antwort auf obige Frage nicht anders ausfallen, als: Nein! —

Der Mittag verging und ſie ließ ſich bei Tafel nichts weiter merken, daß ſie um ihren künftigen Gemahl verlegen ſey. Der Graf aber, dem faſt ſelbſt bange um ſeinen Eidam war, weil er gewiß glaubte, daß in den Kingrätzer Waldungen Räuber ſich verborgen hielten und die Erſcheinung des Geiſtes auf Przoskowetz, in der Maaſſe, wie er ihn geſehen hatte, nichts anders, als Blendwerk ſeyn konnte, fand ihr ängſtliches Benehmen nicht ungerecht, im Fall der Ritter ſich hätte in den Sinn kommen laſſen, mit den beiden Knappen, die ihn begleiteten und der daſigen Gegend kundig waren, auf Przoskowetz zu jagen. Zwar verbarg er ſeinen Argwohn ſo lange es möglich war; als aber der Abend herankam und Jaromir noch nicht wieder zu Hauſe war, konnte er doch gegen den Ritter von Korwou und den Vater des von Helfenſtein ſeine Beſorgniß weiter nicht bergen. Sie ſuchten zwar das weinende Mägdlein zu tröſten, ſo gut ſie konnten, und foderten ihre ganze Beredſamkeit auf, ihr die grauſen Bilder erhitzter Phantaſie hinwegzureißen; aber ihre Troſtgründe waren dem leidenden Herzen der ſchonen Ritterbraut nicht wichtig, nicht überzeugend genug. Die Ver-

wirrung, die die Tröſtenden ſelbſt nach und nach, immer einen mehr als den andern überfiel, blieb Elsbeths raſchem Blicke nicht verborgen, und mehrte von Moment zu Moment ihren Kummer und ihre Betrübniß. — „Wenn ihm ja ein Unglück begegnet ſeyn ſollte, — meinte der alte Hanns — könnten wir doch Bothſchaft haben, denn es iſt ſchon ſpät in der Nacht.“ — Aber der Graf blieb ihm die Antwort darauf ſchuldig, abſichtlich dem leidenden Herzen ſeiner geliebten Elsbeth nicht noch mehr wehe zu thun, wenn er vielleicht geſagt hätte: Viel Hunde ſind des Haaſen Tod. — Auch hier könnte man uns einwenden wollen, daß dieſe Antwort für einen ſo unerſchrockenen und aufgeklärten Mann, wofür der Graf zu ſeiner Zeit galt, entehrend und herabwürdigend geweſen ſeyn würde, um ſo mehr, da er die Gegend ſelbſt ſchon einmal und ohne einen einzigen Begleiter unterſucht und doch allenthalben nichts, als den berüchtigten Berggeiſt geſehen hatte. Doch der Einwand ſcheint uns zu unbedeutend, als daß er einer weitläuftigen Widerlegung bedürfte und wir antworten darauf kürzlich nur ſoviel: Daß der Graf, des Aufenthalts einer Räuberbande in daſiger

Gegend ohngeachtet, jenes Abentheuer glücklich überſtanden haben könnte. Vielleicht war die Geſellſchaft damals noch klein und der Graf hatte juſt einen glücklichen Zeitpunkt erhaſcht, in welchem die Mitglieder derſelben auf Raub ausgegangen waren und hier oder da zerſtreut umher lagen. Und wie lange war das nicht ſchon her? — Konnte ſich ſeit jenem Tage die Geſellſchaft nicht vermehrt haben? — Konnte nicht Jaromir gerade zu einem unglücklichen Zeitpunkt dahin gekommen ſeyn? — Und war dieß nicht würklich der Fall, wie meine Leſer ſich zu erinnern belieben werden? — Konnte daher wohl jener Gedanke für den Geiſt und das Herz des Grafen entehrend ſeyn, wenn er dieß alles in Erwägung zog und ſein forſchender Blick ihn Möglichkeiten finden ließ, die nicht nur an Wahrſcheinlichkeit grenzten, ſondern in Würklichkeit überzeugen? — Wenn er das jugendliche Feuer eines zwanzigjährigen Helden in die eine Waagſchaale, und in die andere das kalte abgeſtumpfte Gefühl eines ſechzigjährigen Kriegers legte? — Urtheilen Sie ſelbſt, liebe Leſer! und Sie werden zugeben, daß der Beweis in Contrarium Ihnen nicht würde ſo leicht geworden ſeyn.

Unruhig harrte Elsbeth am offenen Fenſter der Wiederkehr ihres Jaromir, und im Hintergrunde des Saals ſaßen die alten noch beim dampfenden Pokale. Aber der Wein wollte ihnen nicht ſchmecken. Oft herrſchte ein pythagoriſches Stillſchweigen; ſie ſprachen ſeltener und immer ſeltener, und ſanken endlich einer nach dem andern in die Arme des Schlafs. Elsbeth war allein. Sie ſaß am Fenſter und ſchaute, ſo weit ihre Blicke ſie tragen konnten, hinaus in die von der vollen Scheibe des Mondlichts erhellten Fluren. Es war eine kalte ſchauerliche Nacht. Die hier und da einzeln hingepflanzten Bäume erzeugten mancherlei ſonderbare Geſtalten, die vielleicht in unſerm aufgeklärten Zeitalter einem großen Theile beiderlei Geſchlechts für Geſpenſter gegolten haben würden, um ſo mehr, da der Seigerſchlag vom Burgthurme ihre Annäherung verkündete. Aber die heldenmüthige Dirne hatte an derlei nächtliche Wandlungen keinen Glauben. Sie forſchte unaufhörlich und wähnte oft, in der Ferne den liebenden Ritter zu ſehen und eben ſo oft das Wiehern ſeines Roſſes zu hören; doch es war nur Täuſchung. Ihre Phantaſie ſchweifte mit jedem Augenblicke mehr umher und

stellte ihrer Seele die schrecklichsten Bilder dar. Bald glaubte sie, ihn von wilden Thieren zerrissen, bald von Mördern in menschlicher Gestalt überwältigt zu sehen; bald hörte sie ein jämmerliches Gewinsel und Nachhülferufen, aber sie wußte nicht, wohin sie ihr Ohr wenden sollte, so schien sie die klägliche Stimme zum Besten zu haben.

Der Tag brach an und Elsbeth saß noch am Fenster; kein Schlaf kam in ihre Augen. Die Unruhe ihres Herzens nahm mit jedem Augenblicke zu und sie gieng in der äußersten Verwirrung an ihre Geschäfte, wußte oft nicht, was sie that, lief aus einem Zimmer ins andere, bald in den Garten und wieder zurück ans offene Fenster, fand aber nirgends Linderung ihres Schmerzens, nirgends lächelte ein Strahl der Hoffnung ihr entgegen. Auch ihr Vater hatte eine sehr unruhige Nacht gehabt und sich mit mancherlei Vorstellungen beschäftiget, die ihm den Schlaf verwehrten. Er stand ungewöhnlich früh auf und fand seine liebe Elsbeth mit thränenden Augen noch in der nämlichen Stellung, wie er sie beim Schlafengehen verlassen. Er fand ihren Schmerz

gerecht, konnte seine Besorgnisse selbst nicht leugnen, wendete aber alles an, sie zu trösten und versprach ihr, unverzüglich Kundschafter auszuschicken. Elisabeth entschloß sich, selbst auszugehen, alle Winkel der Erde zu durchsuchen und nicht zu ruhen und zu rasten, bis sie das Verlohrne wieder gefunden haben würde. Es kostete ihm nicht wenig Mühe, sie von der Ausführung dieses kühnen Vorhabens zurückzuhalten; sie beharrte lange auf ihrer Foderung und der gute Vater, der nie zu Drohungen seine Zuflucht genommen hatte, sah sich genothigt, ihr die Ausführung bei seiner Ungnade zu untersagen. Alles im Schlosse lief herbei und erbot sich freiwillig, dieß Geschäft an ihrer Stelle zu übernehmen. Zwar pochte manchem das Herz und besonders denen, die nach den Waldungen von Kingrätz ihren Weg zu nehmen beordert wurden; aber Treue und Ergebenheit gegen ihren Burgherrn und seine liebenswürdige Tochter stählte ihren Muth und machte alle Furcht aus ihrer Seele schwinden. Mehr denn zwanzig Knappen flogen mit einmal zum Burgthore heraus, theilten sich in mehrere Haufen, durchstrichen die Fluren von allen Seiten, durchspähten Thäler und

Wäl-

Wälder, scheuten keine Gefahr und kehrten doch einer nach dem andern unverrichteter Sache wieder zurück.

Indeß ritten schon einige der benachbarten Edlen auf Sermoneck wieder ein, an der auf den folgenden Tag verabredeten Fehde Theil zu nehmen. Ihre Verwunderung, den Grafen und seine schöne Tochter in solcher Bestürzung, und das ganze gräfliche Haus in Aufruhr zu finden, war nicht gering und die Verschiedenheit ihrer Meinungen gab dem Außenbleiben des Ritters von Helfenstein eine eben so verschiedene und fast schiefe Deutung. Einige und zwar die billiger Denkenden, nannten seine Unerschrockenheit jugendliche Unbesonnenheit, und legten es ihm für Stolz aus, das Wagniß, den Berageist zu bannen oder zu fangen, allein unternommen zu haben; denn sie waren der festen Meinung, daß dieß die Ursache seines Außenbleibens sey, und behaupteten mit scheinbarer Ueberzeugung, daß ihm seine Vermessenheit übel bekommen seyn müsse. Andere, denen er ein Stachel im Auge war, weil sie vielleicht nie ohne Absichten auf die Tochter des Grafen von

Sassenburg den Lustbarkeiten auf Sermoneck beiwohnten und sich durch ihn verdrängt sahen, erkühnten sich, ihn treulos, wohl gar einen Betrüger zu nennen, der des Besitzes einer so reizenden Gattin nicht werth sey. Zwar enthielten sie sich dieser Aeußerungen im Angesichte des Grafen, der mit dem alten von Helfenstein immer allein saß, die Anwesenden mit forschendem Blicke beobachtete und ihre Gesinnungen sehr bald errieth. Sie suchten sich bei Elsbeth beliebt zu machen und wetteiferten um das Glück, mit der leidenden Schöne zu kosen, sie um den Verlust ihres Bräutigams zu trösten und ihr nach und nach andere, für sie günstige Gesinnungen beizubringen; aber sie verfehlten ihre Absicht geradezu und sahen und fühlten es nur zu bald, daß ihre Zudringlichkeiten der reizenden Sassenburgerin lästig wurden. Doch sie gaben ihre Hoffnung nicht auf, beschlossen, das Geheimniß ihres Herzens bei sich zu behalten und zu einer andern und schicklicheren Gelegenheit damit aufzutreten. Ob und wie dieß geschah, wird der Verfolg dieser Geschichte lehren.

Der Tag, der zu einem allgemeinen Freudentage bestimmt war, änderte sich bald in einen Tag des Mißvergnügens. Zurückhaltung, Pikanterie, kalter Hofton, mürrischer Unwille, laute Klagen, Vorwürfe, Thränen wechselten immer mit einander ab und erregten Langeweile, Haß, Abscheu, Verachtung, ja! wohl gar den edlen Gedanken: Rache. — Denn nicht allein die Ritter unter sich selbst waren einander aufsässig, suchten, es immer einer dem andern zuvor zu thun, und sannen auf diese und jene List, sich der Beute, nach der sie strebten, zu versichern: sondern ihr Betragen war dem Grafen und seiner Tochter durchaus lästig und der Unwille, den diese zu bergen nicht vermochten, erzeugte in dem Herzen einiger den schändlichen Vorsatz, sich zu rächen. Mit diesen entehrenden Gedanken ritten viele, einige aber mit dem Entschlusse, ihre Foderungen über lang oder kurz aufs neue geltend zu machen, wieder davon, wenige nur blieben auf Sermoneck zurück, und gelobten dem Grafen Beistand und Hülfe.

So wenig sie Ursache hatten, die Absicht, zu der sie sich versammlet hatten, eine Spaßfehde zu

nennen, weil sie glaubten, daß eine geheime Macht sich hier ins Spiel mische und in dieser Meinung noch mehr dadurch bestärkt wurden, daß die letzten von den auf Kundschaft Ausgeschickten, die erst an dem zur verabredeten Fehde bestimmten Tage spät am Abend zurückkamen, aussagten: Daß sie bei Durchsuchung der Kingrätzer Waldungen verschiedene, wie vom Felsen herabgestürzter Menschen zerschmetterte Gliedmaßen gefunden, sonst aber allenthalben nicht eine menschliche Seele gesehen hätten. Den meisten pochte bei dieser Aussage das Herz; der Graf allein gerieth in Nachdenken und Elsbeth schalt in ihrem Innern die sämmtlichen Ritter feige Memmen. Hätten die rückkehrenden Kundschafter geäußert, Spuren einer sich im Walde aufhaltenden, Räuberbande gefunden zu haben, sie würden weniger verlegen gewesen seyn und sich augenblicklich entschlossen haben, wider dieselbe auszuziehen; allein der Glaube an Gespenster und für den Geist des damaligen Zeitalters unbegreifliche Naturereignisse benahm ihnen den Muth, mit dem sie sonst gegen den Feind zu kämpfen pflegten, und machte die Vermuthung, daß den Ritter von Helfenstein gleiches Schicksal

betroffen haben könnte, in ihrer Einbildung zur Gewißheit. Ein einziger unter ihnen, an Jahren der jüngste, aber weniger verblendet von Furcht und Aberglauben, trat in ihre Mitte, foderte sie auf, ihm zu folgen und den verlohrnen Eidam ihres freundschaftlichen Gastgebers aufzusuchen. Die Versammlung staunte über den Antrag, und einige derselben, die mit ganzer Seele dem Gott des Aberglaubens huldigten, kreuzigten und segneten sich über die Leichtsinnigkeit der Jugend und ihre wenige Achtung gegen die Religion, suchten den Kopf aus der Schlinge zu ziehen und empfahlen sich unter dem Vorwande, daß der Mensch viel zu wenig sey, mit der Vorsicht anzubinden und sein zeitliches und ewiges Heil muthwillig nicht verscherzen müsse. Die Zahl der Zurückbleibenden war auf sehr wenige geschmolzen, die sichs theils nicht zur Schande anrechnen wollten, furchtsam und abergläubisch genannt zu werden, theils sich dem Grafen verbunden hielten, ihn aus nachbarlicher Freundschaft mit allen Kräften zu unterstützen. Da es schon Abend und zu spät war, aufzubrechen, so beschloß die ehrenveste Versammlung der anwesenden Ritter, zuvor ein paar

Stunden der Ruhe zu pflegen, um mit erneuten Kräften vor Anbruch des Tages sich in den Sattel zu schwingen und dem grosen Beginnen unter Begleitung der Sermonecker Burg- und Lehnsleute entgegen zu gehen. Ein allgemeiner Handdruck war das Siegel ihres Bundes, den sie bei Ritterwort und Ehre zu halten versprachen; auch leerten sie auf Rettung des Helfensteiners den vollen Becher und legten sich früher, als es ihre Gewohnheit war, nieder.

Noch am nemlichen Abende ertheilte der Graf Befehl, die Sermonecker Lehnleute aufzubieten, Schlag zwei Uhr auf dem Burghofe mit Schwerdt und Lanze bewaffnet zu erscheinen; dem Hausmeister Ziska deutete er an, im Schloßhofe alles zum morgenden Aufbruche bereit zu halten, er aber gieng mit dem Vater seines verunglückten Eidams, dem das Außenbleiben seines Sohnes nicht geringen Kummer verursachte, auf sein Zimmer, um mit ihm über die zu nehmenden Maasregeln zu rathschlagen und sodann durch einige Stunden Schlaf sich von den Sorgen und Kümmernissen des entflohenen Tages zu erhohlen.

Elsbeth allein war wach; alles um sie her lag im tiefsten Schlafe versunken, nur der Ritter Jobst von Körbitz saß an ihrer Seite und empfieng den Lohn seiner Entschlossenheit und Bereitwilligkeit, sich mit Gefahr seines eigenen Lebens für den Geliebten ihres Herzens aufzuopfern. Am Verlobungstage der schönen Sassenburgerin hatte dieser edle Jüngling mit Jaromir von Helfenstein Bekanntschaft gemacht, vorher hatten sie sich nie gesehen; aber im ersten Augenblicke ihres Werde sympathisirten ihre Herzen. Ihre Blicke begegneten sich und ihre Seelen liebten sich, als hätte das Band ihrer Freundschaft eher bestanden, als ihr Daseyn. Mit einem so vortrefflichen Herzen verband er auch einen aufgeklärten Verstand. Seine äußerliche Bildung gab der seines verlohrnen Freundes nichts nach, nur daß er kleiner von Person war, als er; aber Muth, Stärke und Tapferkeit mangelten ihm nicht minder, und Furcht und Aberglauben flohen seine Seele. In seinen Blicken las Elsbeth seinen Charakter und sie versprach sich von seiner Freundschaft nichts gewisser, als die Rettung ihres Jaromir, den sie in der Gewalt eines gefährlichen Feindes schmachten sah. Mehr, als

Dank, von der Leidenden und durch sein Erscheinen gleichsam wieder auflebenden Dirne zu fodern, war Jobst zu bescheiden und zu gewissenhaft, die Grenzen der Freundschaft zu überschreiten. Auch seinem Auge waren Elsbeths Reize nicht gleichgültig, aber er fühlte, daß ältere Rechte eines Andern ihn vom Besitz derselben ausschlossen, und er setzte seiner Leidenschaft ein Ziel. Er kam die ganze Nacht nicht von ihrer Seite und bewunderte ihre Entschlossenheit, mit der sie nach einer kurzen Entfernung in voller Ritterkleidung, mit Lanze, Schwerdt und Schild bewaffnet, wieder in den Saal trat, an seiner Seite zu kämpfen, zu siegen, oder zu sterben.

In dieser sie so herrlich kleidenden Metamorphose erwartete sie den aus dem Chaos hervorgehenden Tag und erblickte schon den Sieg in ihren Händen, als sie zur bestimmten Stunde die treuen Sennonecker sich auf dem Burghofe versammeln sah, ohne zu wissen, was die Ursache dieses an sie ergangenen Aufgebots sey. Der Schall der Trommete weckte die schlafenden Ritter und nach einem kleinen Morgen-Imbiß erschien der Graf an ihrer Spitze

vor den verſammelten Reiſigen und Knappen, und deutete ihnen die Rettung ſeines beſtimmten Eidams als die Veranlaſſung dieſer Fehde an, und ermahnte ſie zur ſchuldigen und treuen Heeresfolge. „Ihr kämpft für Euren künftigen Burg- und Lehnherrn, — ſagte er — und dieſe Aufforderung muß Euch ſo viel gelten, als kämpftet Ihr für mich ſelbſt.“ — Er ſagte ihnen, daß Jaromir von Helfenſtein einer Räuberbande in die Hände gefallen ſey, und erwähnte abſichtlich nichts von der Erſcheinung des Berggeiſtes, um nicht ihren Muth durch eine unzeitige Furcht niederzuſchlagen. „Zur Fehde! Zur Fehde!“ tönte laut aus dem Munde der wackern Krieger, die für Jaromir und Elsbeth fechten ſollten, ſo ſchimpflich es ihnen auch außerdem geweſen wäre, mit Räubern kämpfen zu ſollen. Die Gegenwart der jungen Gräfin, die ſelbſt an ihrer Spitze zum Kampfe bereit erſchien, feuerte ihren Muth an und machte ihnen die Pflicht, mit Verachtung ihres eigenen Lebens das Leben dieſer zu ſchützen, doppelt fühlbar.

„Zur Fehde für Jaromir und Elsbeth!“ tönte zu wiederholtenmalen, und die Ritter ſchwangen ſich

in den Sattel. Graf Sassenburg theilte seine Mannen in drei Haufen. Die erste Abtheilung führte Elsbeth unter seinem eigenen Commando; die zweite und stärkste Jobst von Korbitz, und die dritte Bobo von Poppingen unter dem Oberbefehl des alten von Helfenstein. In dieser Ordnung zogen sie mit anbrechendem Tage von Sermoneck aus und kamen um Mittag in den Wald, dessen Zugänge allenthalben besetzt wurden. Sie lagerten sich in einiger Entfernung um den Berg her, untersuchten ihn von allen Seiten vom Fuße bis zum äußersten Gipfel desselben und fanden nichts, als eine geräumige Höhle, die sie für den Zugang des Felsen hielten; aber auch hier entdeckten sie nichts, das ihnen nur den mindesten Aufschluß hätte geben können. Allenthalben wurden Posten und Wachen ausgestellt; nirgends ließ sich eine menschliche Seele oder ein Geist sehen.

Drei Tage und drei Nächte lagen sie im Walde und konnten nichts thun, denn sie hatten keinen Feind. Allmählig begannen die Ritter unwillig zu werden und die treuen Sermonecker glaubten sammt ihrem guten Burgherrn hintergangen zu seyn. Schon

war der Graf Willens, seine Reisige und Mannen wieder nach Hause zu führen und ihnen statt der Fehde einen Tag zum Besten zu geben, die Rettung des Ritters von Helfenstein aber und seine Wiederkehr der waltenden Vorsicht zu überlassen; denn es war ihm und allen, die mit ihm waren, kein anderer Fall denkbar, als daß dem abhanden gekommenen Jaromir ein Unglück begegnet seyn müsse, da man nicht Ursache hatte, ihn der Untreue oder Falschheit zu beschuldigen, vielmehr Beweise seiner edlen Denkart jeden Argwohn zernichteten.

In der zwölften Stunde der dritten Nacht aber, als einige verlohrne Posten auf der Höhe des Berges ausgestellt waren, erschien das Gespenst, und jagte den Wache-haltenden Reisigen ein panisches Schrecken ein, verschwand aber bald, ohne ihnen einiges Leid zu thun. Die Furcht übermannte sie. Fast ihrer Sinnen beraubt, ganz außer Athem und von Schweiße triefend, stürzten sie mit Lebensgefahr den Berg herab und hinterbrachten dem Grafen, was sie gesehen hatten. Diese Relation änderte sogleich seinen Vorsatz ab und veranlaßte ihn zu einer nochmaligen und

ernſtlicheren Unterſuchung der Gegend und hauptſächlich des furchtbaren Felſen. Er ahndete unterirdiſche Wohnungen und Gewölber im Innern dieſes groſen Naturwerks und gerieth auf den Einfall, den Berg abtragen zu laſſen, um ſeinem Ziele näher und hinter das hier verborgen liegende Geheimniß zu kommen. Nach mehrern Berathſchlagungen aber fand man dieſes Unternehmen zu groß, zu langweilig und zu gefährlich, und es blieb bei ſtrengerer Unterſuchung der etwanigen Zugänge dieſes aller Vermuthung nach hohlen Felſens.

Unter dieſen hin und her erwogenen Meinungen und Anſchlägen der ehrenveſten Ritterverſammlung brach der Morgen an. Man verabſäumte keinen Augenblick, dieſen gefaßten Rathſchluß in Erfüllung zu bringen und ſich von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit, dem von der Natur entgegen geſtellten Feinde auf irgend eine Art beizukommen, zu überzeugen. Ritter und Mannen theilten ſich in mehrere Haufen, die näher und entfernter die Gegend durchſpähten und aus Achtung und Freundſchaft gegen den Grafen keine Gefahr ſcheuten, der

ſie

sie bei dieser kühnen Kletterei oft ausgesetzt waren. Niemand war thätiger, als Jobst von Korbitz. Mit dem Schwerdte in der Hand bahnte er sich einen Weg, wo keiner war, und erstieg den Gipfel des Felsen auf einer Seite, wo er für menschliche Kräfte unerreichbar schien. Der alte von Helfenstein und mehrere, die wegen ihres Alters sich aufs Klettern nicht einlassen konnten, blieben im Thale, forschten weit und breit im Walde umher, indeß die muthige Ritterdirne an der Spitze ihres Häufleins auf einer andern Seite das Greisenhaar des unerbittlichen Giganten zu fassen, sich mit äusserster Gefahr über die vor ihr liegenden, das Emporkommen erschwerenden Steinmassen aufwärts schwang und am Ziele ihres Strebens doch nichts mehr ärndtete, als Schweiß und Mühe, die sie um des Einzigen willen nicht achtete, dem zu Liebe sie ihr Leben wagte.

Nicht ohne Absicht hatte sie diese Arbeit unternommen. Rastloses Streben nach Aufklärung eines so sonderbaren Geheimnisses immer auflebende Hoffnung, das Verlohrne wieder zu finden'

unabänderliche, heiße, innige Liebe ſtählte ihren Muth und ließ ſie jedes ſich ihr entgegen ſtellende Hinderniß leicht überwinden. Ihre Begleiter mahnten ſie zur Rückkehr ins Thal, denn es begann ſchon Abend zu werden, und Furcht vor der nächtlichen Erſcheinung ſich ihrer Herzen zu bemächtigen; aber Elsbeth gab ihnen kein Gehör, ſo dringend ſie auch baten, ihr ihnen ſo theures Leben zu ſchonen. Es wurde Nacht und die weibliche Neugier beſtand, auf den höchſten Grad geſpannt, Befriedigung. Es dürfte uns faſt ſchwer werden, zu entſcheiden, ob die edle Dirne, die an Muth und Entſchloſſenheit manchen grauen Ritter übertraf, abgeſtanden haben würde von der Ausführung dieſes, weibliche Kräfte überſteigenden Beginnens, wenn ſie vorhergeſehen hätte, was der nächſte Augenblick über ſie verhängen würde.

Es wurde Nacht; undurchdringliches Dunkel umhüllte die Gegend. Mit dem Schwerdte in der Hand, gieng Elsbeth auf der Oberfläche des Felſen auf und nieder, und maaß mit männlichen Schritten die Breite deſſelben, indeß die furchtſa-

mern Reisige sich gegen das Tannenwäldchen zu ins Gras gelagert hatten und, unzufrieden über die Vermessenheit ihrer Gebieterin, unter einander laut zu werden begannen, als der Seiger eilfe schlug und der Gedanke an Geist und Gespenst sie mit einmal schweigen machte. Ein ganz entgegengesetztes Gefühl stieg in der weiblichen Seele auf und ließ die ritterliche Dirne alles um sich her vergessen und ihren Sinn blos auf die Enträthselung des Schauspiels richten, das ihr die Natur vor Augen stellen sollte.

Unwillkührlich trat sie, wie von einer geheimen Macht gezogen, unter das Burgthor der ehemaligen Veste Vrzoskowetz und erwartete mit unerschütterlichem Muthe die Erscheinung des Nachtwandlers. Eine linde Erschütterung des Fußbodens verkündete seine Ankunft. Die Reisige zitterten und Elsbeth stand unbeweglich. Wie vom Schimmer eines matten Lichts umgeben, trat der Geist hinter den Ruinen hervor; Moder und Grabgestank wehte durch die Luft, und die im Grase sich wälzenden Knappen und Reisigen wagten es

nicht, die Augen aufzuschlagen, die Heldin allein stand unerschütterlich, wie der Fels, den sie unter ihren Sohlen fühlte. „Wer bist du? — redete sie den unbegreiflichen Gegner an — Geist oder Mensch? — Rede! oder —“ Hier machte der Geist eine Bewegung mit der Hand und gab ihr ein Zeichen, sich zu entfernen; aber Elsbeth wich nicht um ein Haar breit von der Stelle. Der Geist murmelte einige unverständliche Worte und wiederholte seine Warnung nachdrücklicher, als zuvor; aber Elsbeth lachte seiner Drohung und blieb stehen. Der Geist wiederholte zum drittenmale seinen Wink und begleitete ihn durch eine fürchterliche Bewegung des Erdbodens, dem ein wildes Geheul in den Lüften folgte. Elsbeth schien zu wanken. Der Geist benutzte diesen Augenblick und sagte in einem dumpfen unvernehmlichen, aber Furcht erweckenden Tone: „Frevlerin! fürchtest du mein Daseyn nicht?“ — „Wer du auch seyn magst, — erwiderte mit gesammelten Kräften die ritterliche Dirne — ich achte deiner Drohung nicht. Deine Gaukeleien schrecken mich nicht; ich bin —“ „Ein Weib!“ fiel ihr der Geist in die Rede. — Elsbeth staunte,

erkannt und verrathen zu seyn und wagte es nicht, den Unbegreiflichen weiter zu behelligen; doch verließ sie ihren Platz nicht. — Zum letztenmale erbot ihr der Geist, zu fliehen. Ein Gepraſſel, wie rollende Donner, füllte die Luft; strahlende Blitze kreuzten um sie her: unter ihren Füßen öffnete sich die Erde und sie fühlte sich in eine ihr ganz unbekannte Atmosphäre entrückt.

Noch lagen die furchtsamen Reisige mit verhülltem Gesicht im Grase, wagten es nicht aufzublicken und wähnten, am ganzen Leibe zitternd, in einen fürchterlichen Abgrund versunken zu seyn. Nach einigen Stunden erst, da alles um sie herum wieder still war, erwachten sie allmählig aus ihrer Betäubung, blickten schüchtern um sich her und sahen sich von ihrer Gebieterin verlassen. Unschlüssig, ob sie gehen oder bleiben sollten, sahen sie einander wechselseitig an, machten sich im Herzen die bittersten Vorwürfe und verwünschten ihr Daseyn; denn keiner getraute sich, mit dieser Unglückspost dem Grafen, ihrem Herrn und Gebieter, unter die Augen zu treten.

Der Tag graute; und der Gedanke, über lang oder kurz von dem Ungeheuer, wie sie es nennten, verschlungen zu werden, oder vielleicht auf dieser unwirthbaren Höhe Hungers sterben zu müssen, bewog sie, diesen Schreckensort zu verlassen. Langsam und traurig stiegen sie den steilen Bergpfad hinab, wünschten, lieber in den unerbittlichen Steinmassen ihr Grab zu finden, als sich der Strafe ihrer Unachtsamkeit auszusetzen; aber die Liebe zum Leben hielt sie von dem verzweifelten Entschlusse zurück, sich freiwillig dem Tode in die Arme zu werfen und die Möglichkeit, Elsbeth beim Heere zu finden, senkte einen Strahl der Hoffnung in ihre bekümmerte Seele.

Folgende Schriften sind zu empfehlen:

Abtey, die, von Graeville. Eine sehr interessante Geschichte. 3 Theile. Mit Kpfrn. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Akerlio, Dr., Lobrede auf die Perüquen. Nach dem Franz. 8. 10 gr.

Amtmann Dickfuß in doppelter Gestalt: oder die Abentheuer im Riesengebürge. Eine komische, höchst wunderbare, und doch natürliche Zauberaesch. aus dem 18ten Jahrhundert. Mit Kupf. 8. 1 Thlr.

Barthelemy, (Verfasser der Reisen des jüngern Anacharsis) Polyder und Carita. Eine Erzählung aus dem Franz. mit Kupf. 8. 11 gr.

Bilder aus Ottomars Guckkasten, in neun Hauptvorstellungen für die Optik der Seele; gesammelt und herausgegeben von Bonmarmota, mit Kpf. 8. Chambery, bei dem Bilderhändler Alorsius Rara.

Buch, kleines, für Jünglinge und Mädchen, Manner und Weiber, von dem ersten Herausgeber des kleinen Buchs für Frauenzimmer, die gern denken. 18 Bändchen. 1800. mit Kupf. 12. gebunden. 1 Thlr. 6 gr.

Claudius, G. C. (Herausgeber des Leipziger Frauenzimmerkalenders) Kinderalmanach oder tägliches Taschenbuch für Kinder auf 1800. mit Kpfrn. 12. geb. 18 gr.

Cramer, C. G., Schwänke und Erzählungen für müßige Stunden. Besonders gut im Winter beim warmen Ofen zu lesen. 8. 11 gr.

Fantaſiengemälde oder Sagen aus der Geiſter- und Zauberwelt; mit Kupf. 8. 12 gr.

Gianetta Bonelli oder die Sibariten. Ein romantiſches Denkmal aus dem Mittelalter Italiens. 2 Bde. mit Kupf. 8. 1 Thlr. 4 gr.

Herbert und Aline, oder die wunderbare Lampe. Eine Geſchichte ſeltſamen Inhalts, mit Kupf. 8. 16 gr.

Jünger, E. T., Carolo Carolini der Räuberhauptmann. Eine Arabeske aus der Mitte des 16ten Jahrhunderts. Als Gegenſtück zu Rinaldo Rinaldini. mit Kupf. 8. 18 gr.

Julio, Graf von Albine, oder die Geheimen Italiens, v. Verfaſſer des Carolo Carolini. m. Kpf. 8. 12 gr.

Noradine, oder das Labyrinth. Eine Geſchichte ſeltſamen Inhalts, die ſich während dem Feldzuge Buonaparte's in Aegypten zugetragen hat. Aus der franz. Handſchrift überſetzt von Carl Ludwig Nikolai, mit Kupf. 8. London. 12 gr.

Riem, joh., vollſtändiger allgemeiner Futterkräuterbau für Landwirthe in großen und kleinen, in den Ruſſiſchen, Schleſiſchen, Brandenburgiſchen, Reichs- und dieſen ähnlichen Gegenden. Verbeſſerte Auflage. 8.

Sagen der öſterreichiſchen Vorzeit. Ein Gegenſtück zu den Sagen der Vorzeit von Veit Weber. 2 Bde, mit Kupf. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Das Waldmädchen, ein Naturgemälde, mit Kupf. 8. 16 gr.

Werdenberg, Rudolph von. Ein romantiſches Schauſpiel in vier Aufzügen nach der Geſchichte gleiches Namens von Aug. Lafontaine. 8. 8 gr.

Elsbeth

Gräfin von Sassenburg,

oder

die Räuber von Kingrätz,

eine Geistergeschichte.

Zweiter Theil.

Leipzig,
in der Joachimschen Buchhandlung
1801.

Wo iſt Elsbethe fragte der Graf, als die Reiſige den Berg herabkamen und ſich in der Hofnung, ihre Führerin beim Heere zu finden, getäuſcht ſahen. O ihr — Schandbuben wollte er ſagen, und die Furchtſamen getreuten ſich kaum den Mund aufzuthun: denn noch hatten ſie nicht von dem Schrecken der vorigen Nacht ſich völlig erholt, und die Anrede des Grafen ſchmetterte ſie von neuem zu Boden. Sie ſtanden wie die Mauern und erwarteten ihr Urtheil. Lieber wünſchten ſie, zehen Jahre lang bei Waſſer und Brod im unterſten Burgverliese zu ſchmachten, als das nächtliche Abentheuer beſtanden zu haben, und ſich ihrer Gebieterin beraubt zu ſehen; denn ſie glaubten ſteif und feſt, daß der leidige Teufel ſein Spiel mit ihnen getrieben habe, und wußten's ihm ſchlechten Dank, ſo mit heiler Haut davon gekommen zu ſeyn. Zwar zitterten ſie am ganzen Leibe wie Eſpenlaub, und wagten es nicht,

rückwärts zu blicken, weil sie noch immer glaubten, von einem Feinde verfolgt zu werden, der weder Fleisch noch Bein habe, und um so gefährlicher sey, je mehr er sie durch die Erinnerung ihres Sündenregisters unfähig mache, wider den wahren Feind zu streiten. Der Graf bemerkte ihre Verlegenheit, und wäre im Stande gewesen laut aufzulachen, wenn nicht der Verlust seiner Elsbeth seiner Laune eine andere Stimmung gegeben und ihn gewarnt hätte, nicht in einem falschen Lichte aufzutreten, und für einen Gotteslauguer gehalten zu werden.

Der Aberglaube seines Zeitalters, wovon er jedoch, wie wir wissen, frei war, hielt ihn zurück, seine Drohung zu vollenden, und die armen, von Furcht und Schrecken gemißhandelten Knappen, die aus natürlicher Blindheit eben so sehr, als durch List und Betrug des Pfaffenthums, der Macht des wüthenden Ungeheuers unterlagen, ihrer Unachtsamkeit wegen zu strafen. Er hatte Mitleid mit ihrem Zustande, und wiederhohlte die Frage: Wo ist Elsbeth? in einem gemäßigtern Tone, der sie Verzeihung hoffen ließ.

Keiner wußte, was er antworten sollte. Jeder fürchtete, den Grafen durch die Erzählung der nächtlichen Erscheinung zu beleidigen, und wollte immer seinen Nebenmann veranlassen, der Foderung des Grafen Genüge zu thun. Ihre Unruhe und Furcht, mit der sie einander wechselseitig ansahen, stieg immer höher, und der Graf mußte zuvor alles anwenden, sie zu besänftigen, wollte er anders Bestätigung dessen, was er ahndete, aus ihrem Munde hören. Mit Mühe lockte er ihnen endlich das Geständniß ab, daß die Erscheinung des Berggeistes sie so sehr in Furcht und Schrecken gesetzt hätte, daß sie, lange Zeit ihrer Besinnungskraft nicht mächtig, dann erst wieder zu sich selbst gekommen wären, als der Tag angefangen hätte, die Gegend zu erhellen und sie zu mahnen, ihre Gebieterin aufzusuchen und den Rückweg ins Lager anzutreten.

Die Angst, mit der sie dieß erzählten, und die Toleranz des Grafen überhaupt, so wie besonders in Religions- und Glaubenssachen, in welchen er einem jeden eben so viel Freiheit gestattete, als er sich selbst erlaubte, schützte sie für widrigen Behand-

lungen, denen sie unter andern Umständen gewiß würden ausgesetzt gewesen seyn, und — sie kamen diesmal mit einem blauen Auge davon. Für den Grafen selbst aber war das Ereigniß von den nachtheiligsten Folgen, so sehr er sich auch bemühte, über seinen Glauben zu halten, und alle Kräfte auffoderte, dem erbitterten Schicksale die Stirn zu bieten. Lieber hätt' er sein ganzes Vermögen verlieren wollen, lieber seine Veste in den Flammen auflodern sehen, als diejenige unglücklich wissen, die der Stolz seiner Familie und der Trost seines Alters war. Er war untröstlich.

Hin und her bei sich selbst überlegend, war er unschlüssig, was er thun sollte. Jaromirs Entkommen, Elsbeths Verlust war gewiß; die Existenz des Vergeistes war in seinen Augen bloße Schimäre; die Vermuthung, daß Räuber in der Gegend sich aufhalten müßten, wollte sich auf keinerlei Weise bestätigen, weil sich weder ein Mann sehen ließ, der ihm verdächtig geschienen hätte, noch irgend weit und breit eine Spur zu finden war, die ihm den Weg in das Innere des Felsen gebahnt hätte; die

Betrübniß der braven Sernonecker war eben so groß, als ihre Furcht und die Ungeduld der fremden Reisige und Knappen, die ihre Schwerdter umsonst gezweyt zu haben meinten, begann allmählig in Unwillen auszuarten. Er berathschlagte mit seinem Schwager Helffenstein, der gleiches Trostes bedurfte, und der übrigen bei sich habenden Ritterschaft, deren jeder fast anderer Meinung war, die doch aber zuletzt dahin überein kamen, daß die beiden von Gram und Schmerz gebeugten Väter heimkehren und die Rettung ihrer Kinder der waltenden Vorsicht überlassen sollten, da es keiner Widerlegung weiter unterworfen sey, daß eine höhere Macht ihre Hand im Spiel habe, und es unverantwortlicher Frevel seyn würde, sich wider dieselbe aufzulehnen.

Zwar wollte diese Entscheidung den beiden Alten nicht zu Kopfe, und Jobst von Körbitz war der Einzige, der sich mit Leib und Seele dagegen stemmte, und die Gutheißung dieses gemeinschaftlichen Rathschlusses noch um einige Tage verzögerte; aber er mußte nachgeben, denn er sah sich überstimmt, just in dem Augenblicke, da ein Eilbothe dem Grafen

meldete, wie nothwendig seine Gegenwart auf Sermoneck sey; indem einige unbekannte Ritter daselbst eingeritten wären, deren zweideutiges Betragen dem Hausmeister Czizka verdächtig vorkäme, und ihn zu dieser Bothschaft veranlaßt hätte.

Nichts weniger als Unglück ahndend, mußte der Graf die abentheuerliche Belagerung des eben so unerbittlichen, als verrufenen Felsen aufgeben, und sich anschicken zur Rückkehr auf Sermoneck, wo neue Auftritte seine Gegenwart erfoderten und seiner Geduld eine neue Prüfung auflegen sollten. Den Rittern war die Bothschaft Wasser auf ihre Mühle. Sie freuten sich, daß der Zufall ihrer Meinung den Ausschlag gab und überrechneten, wie schnell und wie bald sie auf Sermoneck zurück kommen konnten, bei dem sie erwartenden Humpen sich für die ausgestandene Angst und Bangigkeit schadlos zu halten; Jobst allein war unzufrieden mit dem Querstrich, den der Unhold irgend eines widrigen Schicksals ihm durch die Rechnung machte. Wider Willen und mit dem festen Entschlusse, Freund und Freundin zu retten, und vielleicht die mehr oder

weniger schöne, ihm unbekannte Helffenſteinerin, als den Preis ſeines herkuliſchen Beginnens davon zu tragen, folgte er dem Heere zum Rückzuge auf Germoneck, verſchloß das edle Verhaben in ſeinem Innern und — fand bei der Ankunft auf dem Schloſſe des unglücklichen Saſſenburgers ſeine Behauptung, daß der ganze Verlauf dieſer Geſchichte ein Werk menſchlicher Bosheit ſey, beſtätigt.

Die Vermuthung des Grafen, daß die vorgeblichen Ritter Räuber ſeyn könnten, war nicht ungegründet. Mit thränenden Augen harrte der ehrliche Ezieka der Ankunft ſeines Herrn unter dem Burgthor, und war bei deſſen Heranannäherung kaum vermögend, ſein ſteinernes Ruheplätzchen zu verlaſſen, ihm in den Burghof zu folgen, und von dem Verhalten der unſaubern Gäſte, deren räuberiſche Spuren den Grafen beim Eintritt nichts Gutes ahnden ließen, Nachricht zu geben. Die augenſcheinliche Verwüſtung an Thüren und Fenſtern waren die Vorbothen eines Schauſpiels, das eben keinen ſonderlichen Anblick gewährte, und hauptſächlich den mitfolgenden Rittern die Zeche vergällte, die ihnen

die schöne Kellerei ihres freundschaftlichen Gastgebers verschaffen sollte; denn die unartigen Gäste, die während der Abwesenheit des Grafen auf Sezemonek einsprachen, hatten unter mehrern Auslassungen ihres Muthwillens während ihres Hierseyns dem Trinkgott zu Ehren, auf Kosten des Sassenburgers weidlich gezecht, und was sie nicht hatten aufzehren können, weglaufen lassen. Mit Gefahr des Lebens hatte Cziska die Schatulle des Grafen in Sicherheit gebracht, dafür aber auch hart büßen müssen; denn die Räuber hatten, weil sie wider ihre Erwartung nicht fanden, was sie suchten, dem armen wehrlosen Teufel das Wammes so derb ausgeklopft, daß er fast auf keinem Beine zu stehen vermochte.

„Laßt's gut seyn, Hauptmann!" sagte Hynko zu Robert, der so eben einer Flasche ächten Johannisberger den Hals brach und den Unwillen vertrinken wollte, den ihm der mißlungene Fang von voriger Nacht zu verursachen schien. —

„Der verdammte Kerl vom Hausmeister — hätte nicht geglaubt, daß er mich überlisten könnte; hat aber auch wacker mit der Haut dafür bezahlen müssen.“

„Das war recht, Hauptmann! — Doch! vielleicht seyd ihr auf einer andern Seite doppelt entschädigt —“

„Und wie? —“

„Fragt nur Bruder Bernhard, der wird euch sagen was für eine Eroberung er in eurer Abwesenheit gemacht hat —“

„In der That? —“

„Ein stattlicher Ritter, muthig und kühn, wie keiner, der uns drei unserer Brüder kostete“ — Hier kredenzte Robert seinem Spießgesellen den Becher, und Hynko leerte ihn aufs Wohlseyn des Hauptmanns. — „Der Fang ist schon einen Becher werth, Hauptmann! vielleicht ist mit ihm mehr anzufangen, als mit dem hartköpfigen Burschen —“

„Laß sehen! — Rufe mir Bernhard.“ — Hynko entfernte sich, und in einigen Minuten

trat Bruder Bernhard ins Zimmer des furchtbaren Felsenbeherrschers, der ihm sogleich einen vollen Becher zum Willkommen darreichte.

„Euer Wohlseyn, Hauptmann!“ sagte der Alte, und trank. —

„Du hast einen guten Fang gethan — ?“

„Wer sagte euch das?“

„Bruder Hynko.“

„Was steht die Wette, Hauptmann: meine Eroberung ist mehr werth, als alle Burgen und Vesten des Sermoneckers —“

„Mag nicht wetten; ein andermal ist das Verhältniß vielleicht nicht so ungleich.“ —

„Habt ihr Ursache, unzufrieden zu seyn?“

„Was kümmert dich das? — Trink! und erzähle.“

Bernhard gehorchte und erstattete dem Hauptmann von allem, was während seiner Abwesenheit vorgefallen war, treulich Bericht. „Seit meinem Hierseyn auf Pieskowetz, sagte er — habe ich noch

keine so glänzende Eroberung gemacht. Mehrere Tage belagerte der Sassenburger mit seinen Waffenbrüdern, Reisigen und Knechten den Eingang des Waldes, rekognoszirte zu verschiedenen malen die Gegend, und war, wie ich durch die verborgenen Schlupfwinkel unserer Felsenwohnung, ohne bemerkt zu werden, wahrnehmen konnte, schon im Begriffe, wieder abzuziehen. Ich hatte meine Freude daran, zu sehen und zu hören, wie die edle Ritterschaft berathschlagte und einige sogar es wagten, den Berg zu ersteigen, unverrichteter Sache aber wieder ihren Rückweg nehmen mußten. Einem von ihnen gelang es, dem jugendliche Schnelle und Herzhaftigkeit zu statten kam, von einigen Fußknechten begleitet, den Gipfel zu erreichen. Halt! dacht' ich, dieser ist es schon werth, eins mit ihm anzubinden. Sein Muth artete in Frevel aus, und ihn dafür zu züchtigen, war ein Gedanke, der mir sogleich durch den Kopf fuhr, als ich seine Absicht merkte. Von den furchtsamern Reisigen hatt' ich nichts zu befürchten; und wenn ihrer Legion gewesen wären, meine Kunst hätte sie doch alle zu Boden geschleudert. Ich begann meine Rolle und stieg in der zwölften

Stunde auf meinen Standpunkt, auf welchem ich seit funfzehen Jahren her von Einheimischen und Freundlingen gefürchtet, in der Gestalt eines geistigen Wesens würkte. Ort und Stunde an sich selbst furchtbar, begünstigten die Ausführung meines Possenspiels. Von Furcht und Aberglauben übermannt, stürzten die einfältigen Wichte aufs Antlitz nieder, und linzten kaum zwischen den Grashalmen hervor, der Junker allein schien den natürlichen und unnatürlichen Schrecknissen der Mitternacht Trotz bieten zu wollen, und stand schon unter dem Burgthor, als ich um die Ruinen der alten Ritterveste herumschlich. Er hat schier ein weibliches Ansehen, aber sein Heroismus flammt im Feuer des vollendeten Jünglings. Er stand unbeweglich und achtete nicht meiner Warnung: bloß meine Kunst ließ mich Vortheile über ihn gewinnen, und — ich glaube, euch keinen Possen gespielt zu haben."

Daß dieser Bernhard und der berüchtigte Berggeist, ein und eben dieselbe Person waren, haben wir unsern lieben Lesern und Leserinnen nicht erst bei unserer Amtspflicht zu versichern nöthig; doch

die Frage: Wer war dieser Bernhard? — dürfen wir wohl nicht unbefriedigt lassen, da derselbe in der Geschichte unserer Heldin eine so wichtige Rolle spielte.

In der Wiege schon zum geistlichen Stande bestimmt, verlebte Bernhard die Jahre seiner Kindheit in einem Kapuziner-Kloster. Pfaffenlist und Mönchstrug, wozu sein Geist von Natur schon geneigt war, bildeten ihn frühzeitig zum Bösewicht erster Größe, dem kein Verbrechen zu groß war, wenn er nur irgend auf eine Art seiner Habsucht, oder seiner viehischen Leidenschaft damit ein Opfer bringen konnte. Seine Verstellungskunst erwarb ihm Freunde; besonders bei den Damen seines Zeitalters wußte er sich durch ein einnehmendes Betragen, dem eine nicht unebene Bildung zu Hülfe kam, beliebt zu machen. Diese letztere Wissenschaft hatte er hauptsächlich dem Abte des Klosters zu danken, bei dem er als Knabe schon wohl gelitten und der Vertraute seiner Liebeshändel war. Als er heranwuchs und sich mit geistigen und körperlichen Fähigkeiten ausgerüstet sah, betrat er schon im neun-

zehnten Jahre seines Lebens eine Laufbahn, auf welcher er glänzende Fortschritte hätte machen können, wenn er im Stande gewesen wäre, seiner Leidenschaft die Stirn zu bieten. Eben so schnell mußte er den Posten wieder verlassen, auf dem er ein halbes Jahr lang im Taumel unkenscher Liebe schwelgte und es dem Schicksale danken, daß der Graf C. . . bei dem er die Stelle eines Hausgeistlichen vertrat, eben so sehr seiner Jugend als der Würde seines Standes schonte, und ihn, ohne Aufsehen zu machen, seiner Pflicht entließ. Sich an dem edlen Grafen zu rächen, gelang es ihm, bei einem gewissen Wulff von Eckstein, der reich und mächtig, und ein abgesagter Feind des Grafen war, auch mit seinen Nachbarn in beständiger Fehde lag, in gleicher Qualität Schutz und Obdach zu finden. Dieser war ein Mann nach seinem Herzen und er ein willkommener Gehülfe für jenen. Was der von Eckstein mit Gewalt durchzusetzen nicht vermochte, dieß verschafte ihm die List des jungen Bernhard. Ungerechtigkeiten, Bosheiten, Ausschweifungen jeder Art waren ihr gemeinschaftliches Streben, das sie so lange trieben, bis zuletzt mehrere unverschämte Eingriffe in die

Rechte des Lehns- und Landesherrn jenen zum Majestätsverbrecher machten. Eckstein mußte mit dem Leben dafür büßen. Bernhard zog seinen Kopf aus der Schlinge, und sah mit lachendem Muthe den Mitschuldigen seiner Verbrechen auf dem Blutgerüste enden, seine Gemahlin im Elende schmachten, und seine Kinder, ihres väterlichen Erbes beraubt, unstät und flüchtig in der Welt umher irren.

Das traurige Schicksal dieser unglücklichen Familie konnte ihn nicht warnen; vielmehr flammte es seine Begierde, Menschen ins Verderben zu stürzen, mit jedem Tage mehr an. Mit den Jahren wuchs seine Bosheit; er übte eine Schandthat nach der andern, und häufte Verbrechen auf Verbrechen, bis endlich das Maaß seiner Sünden voll war, und die Larve ihm von selbst abfiel. Mit dem Tode des letzten Besitzers der Veste Sermoneck, die einst das Eigenthum derer von Eckstein, und durch Kauf an die Grafen von Sassenburg gekommen war, wußte er sich nicht mehr sicher. Den Verfolgungen der Gerechtigkeit zu entgehen, floh er in die Thäler von Kingrätz, verbarg sich im Innern des Felsen, dessen

verborgene Zugänge, Höhlen und Schlupfwinkel ihm bekannt waren. Hier lebte er einige Zeitlang einsam, wandelte in der Kleidung eines Bettlers in der benachbarten Gegend umher, und machte die Bewohner des nah gelegenen Dörfchens, denen dieser Berg gehörte, glauben, daß ihr voriger Burgherr, der im Leben ein Tyrann gegen seine Unterthanen gewesen war, auch im Tode keine Ruhe habe, bei Tag und bei Nacht umherschleiche wie ein Schatten, Wald und Straße unsicher mache, und diejenigen, die es wagten, den Gipfel des Berges zu ersteigen, mit dem Schwerdte in der Hand verfolge, unbarmherzig mißhandle, und wohl gar in die Tiefe des Abgrunds hinabschleudere.

Das Gerücht verbreitete sich allenthalben, und gewährte dem schändlichen Betrüger Sicherheit; denn die abergläubischen Kingrätzer wagten es von Stund an nicht mehr, dahin zu gehen und ihr Eigenthum zu benutzen. Berg und Thal verwilderten zusehends, und der ruchlose Böswicht trieb hier ungestört sein Wesen unter der Larve des schon längst vermoderten Vasallen Böhmischer Hoheit. Läderliches

liches Gesindel gesellte sich zu ihm, und fand in seiner Felsenwohnung Obdach und Sicherheit. Rauben und Plündern war ihre Beschäftigung. Nach und nach wohnte er ihren Auswanderungen selbst bei, da er zuvor nur der Hehler ihrer Verbrechen war und dafür ein festgesetztes Quantum zur Entschädigung überkam, unterstützte sie mit Rath und Einschlägen, und erblickte sich bald als Oberhaupt an der Spitze einer Räuberbande, die in kurzer Zeit auf dreißig Mann heranwuchs, und ohne die mindeste Subordination die schrecklichsten Mordthaten verübte, weniger furchtbar durch sich selbst, als durch die magischen Künste des vermeintlichen Berggeistes. Mehrere Jahre vergiengen, binnen welchen sie ungestört ihr Handwerk fortsetzten, ohne auf irgend eine Art an der Zahl ihrer Mitglieder Abbruch zu leiden; Uneinigkeiten aber unter sich selbst und ansteckende Krankheiten, doch mehr als diese noch, das Ausbleiben einiger, die auf ihren Streifereien im Sächsischen Erzgebürge der Obrigkeit in die Hände gefallen waren und den Lohn ihrer Greuelthaten empfangen hatten, verminderte mit einmal ihre Anzahl bis auf zwölf, die theils aus

Schwäche des Alters, theils von Natur zu großen Unternehmungen unfähig, sich an unbedeutendern Eroberungen begnügten und oft nur auf Raub ausgiengen, den nothwendigsten Nahrungsbedürfnissen abzuhelfen. In diesem Zustande befand sich die böse Rotte, der der tollkühne Robert in die Hände fiel, als er, wie wir oben gesehen haben, es wagte, der Lockung desjenigen zu folgen, den man ihm in der kleinen Dorfschenke, wo er einst übernachtete, als eine so furchtbare, unnatürliche Erscheinung geschildert hatte.

Aber wie kam es, wird man nun fragen, daß dieser Bernhard, der den Posten, auf dem er stand, so lange behauptet hatte, und mithin zur fernern Bekleidung desselben weit eher berechtiget war, als Robert, den wir jetzt auf seinem Platze sehen, diesem Fremdling so unbedingten Gehorsam leistete, und sich nicht entbrach, seinem Verlangen Genüge zu thun? — Hatte sich Bernhard freiwillig seines Ansehens begeben? — Oder hatte Robert ihn von seinem Posten verdrängt? — Dies zu beantworten, müssen wir einige Schritte in der Geschichte vor-

wärts gehen und den Zeitpunkt verfolgen, welchen der Berggeist benutzte, den scheinbaren Muth des unerschrockenen Roberts zu prüfen, sich von der Brauchbarkeit desselben zu überzeugen, und Leben oder Tod über ihn zu verdrängen.

Wir verließen den verwegenen, durch mehrere tollkühne Unternehmungen bereits bekannten Robert in jenem entscheidenden Zeitpunkte, der der Standhaftigkeit tausend Anderer Grenzen gesetzt haben würde, nur ihm nicht — und finden ihn, gleichsam der Oberfläche der Erde entrückt, in einem im Mittelpunkte des Felsen befindlichen Zimmer, wo er einige Minuten Zeit hatte, sich von der heftigen Erschütterung des unvermutheten Falles zu erholen. Ohne Hofnung, irgend eine Oefnung zu finden, tappte er an den nassen Felswänden im Finstern umher, und sah sich genöthigt, die Lösung dieser sonderbaren Katastrophe ruhig zu erwarten. Alles, was er durch Hülfe eines schwachen Scheines, der wie der entfernteste Grad der Morgendämmerung von oben herein zu fallen schien, bemerken konnte, war eine dichter und immer dichter zusammengehende Schlucht,

die aus dem Verhältniſſe, in dem er ſich befand, bis zu Tage hinaus gieng und ſtatt der Decke diente. Als er ſo über ſich blickte und die Höhe betrachtete, von der er herabgekommen war, ohne ſich beſchädigt zu fühlen und die Unmöglichkeit, dieſem ſchauerlichen Aufenthalte zu entkommen vor ſich ſah, machte mit einmal ein fürchterliches Geraſſel, wie Ketten, ſeine Aufmerkſamkeit rege, das Zimmer wurde heller und ließ ihn beim Einſturz der ihm entgegen ſtehenden Mauer in ein undurchdringliches Dunkel ſchauen, aus welchem der Geiſt, mit einer brennenden Fackel in der Hand, über die vor ihm liegenden Steinmaſſen hinwegſchlüpfend, eintrat, und im Vorübergehen ihm einen Wink gab, zu folgen. Unſchlüßig, ob er gehorchen, oder den unter der Geſtalt eines ſchleichenden Schatten vielleicht verſteckten Betrüger beim Schopf faſſen ſollte, ſtand er einige Augenblicke, um zu überlegen; aber der Anblick der vier Wände, die er in ihrer vorigen Lage wieder ſtehen ſah, und der Gedanke, vielleicht innerhalb denſelben verſchmachten zu müſſen, determinirte ihn zum Gehorſam. Dreimal führte der Geiſt ihn in der Runde herum, und auf der entgegengeſezten Seite der vorhin ein-

gestürzten Wand durch die Mauer, die sich durch die hörbare Berührung eines Dolches, den er unvermerkt aus seinem Busen zog, von einander that und hinter ihnen wieder von selbst zusammen zog, ohne das mindeste Geräusch zu verursachen, aus diesem schauerlichen Aufenthalte zu einer menschliche Geduld ermüdenden Prüfung.

Treppen auf und Treppen niedersteigend, deren Stufenzahl Robert, auf ein noch nie bestandenes Abentheuer gefaßt, absichtlich bemerkte, folgte er seinem Führer mit der Gleichmüthigkeit eines von den Stürmen des ungünstigen Schicksals abgehärteten und am Rande der Verzweiflung stehenden Wallers, über größere und kleinere herabgestürzte Steinmassen, durch finstere in einander sich kreuzende Gänge, von aufgerissenen Spalten, Gräben und moderigen Sümpfen unterbrochen, und wähnte schon am Ziele seiner dießmaligen Wanderung zu seyn, als er in ein geräumiges Zimmer trat, das er beim ersten Anblick für das unterste Burgverließ der alten Ritterveste hielt, deren gegenwärtiger Besitzer niemand war, als der gefürchtete Berggeist, dessen Führung

er sich mit kühner Entschlossenheit bis hieher überlassen hatte, mit dem Gedanken, im Innern dieses großen Naturwerks vielleicht Wesen aufzufinden, die ihm gleich wären und sich mit ihm vereinigen könnten.

Indem er nun so über die wunderbare Beschaffenheit des innern Felsen in Gedanken weilte, und alles um sich her vergaß, verlöschte die Fackel, und er sah sich mit eins von seinem Führer verlassen und allein. Er tappte abermals im Finstern, und wurde nach einigen Augenblicken, binnen welchen der Raum, der ihn umschloß, sich allmählig erhellte, im hintersten Grunde desselben ein eisernes Pförtchen gewahr, das ihn mit neuer Hofnung belebte, einen Ausweg zu finden. Er gieng drauf zu und versuchte, es zu öfnen, aber er fand weder Schloß, noch Riegel, und alle Anstrengung seiner Kräfte umsonst. Fast hätte die schwindende Hofnung ihm den Muth benommen, — denn mit verdoppelten Kräften wiederhohlte er den Versuch, es mit Gewalt zu sprengen, mehrmals vergebens — aber ein kraftvoller Auftritt machte alle weitere Anstrengung

unnöthig. Unwillkührlich berührte er mit der Spitze des rechten Fußes eine am Boden dicht an der Schwelle angebrachte Feder, die Flügel sprangen zu beiden Seiten auf und er stand an einem drei Ellen breiten Abgrunde, an dessen entgegengesezter Seite er ein seinem jetzigen Aufenthalte ähnliches Behältniß erblickte, das ihn nicht mehr und nicht weniger hoffen ließ, überdieß auch das Hinüberkommen mit äußerster Lebensgefahr verknüpft zu seyn schien. Er beschloß lieber zu bleiben und im diesseitigen Behältnisse das Ende zu erwarten: — denn der Gedanke: Mein Führer ist ein Mensch, wie ich: gewährte ihm Trost und Rettung aus diesem Labyrinthe — Aber wie staunte er, als er einen Schritt rückwärts that und hinter sich einen ungleich größern und tiefern Abgrund erblickte, als der war, den er vor sich hatte! Der Plaz, auf dem er stand, war kaum dreiviertel Ellen breit, und nöthigte ihn, das Aeußerste zu wagen, um nicht von dem schwindelnden Standpunkte in die unabsehbare Tiefe hinabzustürzen, und er schwang sich, Tod und Leben weiter nicht achtend, hinüber.

Da ſtand er, wie betäubt, ſah und hörte nichts um ſich her, denn undurchdringliches Dunkel umhüllte ihn abermals. Er fuhte langſam und vorſichtig, und fand, daß der Boden uneben und höckericht war. Tauſendmal ſchalt er ſich einen Thoren, und wünſchte, lieber von einem Felſenſtück zerſchmettert zu werden, als ſo aus einem Labyrinthe ſich in das andere geführt zu ſehen; eben ſo oft aber dachte er auch, es muß doch einmal ein Ende nehmen — verhielt ſich ruhig und verſuchte es, einen Stein, oder ſonſt ein Ruheplätzchen ausfindig zu machen, auf dem er Aufklärung, oder den Tod erwarten wollte. Indem er ſo fühlte und tappte, und mit der Spitze ſeines Schwerdtes einen Stein zu entdecken wähnte, ſchwand die Erde unter ſeinen Füßen, und er ſtürzte ohne Bewußtſeyn aufs Geſicht nieder. Als er nun wieder zu ſich kam, erblickte er ſich in einem geräumigen, aber nur ſparſam erhellten Zimmer, das ihm nichts weiter darbot, als eine hölzerne Bank und einen ſteinernen Tiſch, auf welchem ein Stück Brod lag und darneben ein irdener Krug mit Waſſer ſtand. Mühſam hatte er ſich von dem Boden aufgeſchwungen, — denn er

fühlte seine Glieder durch den Fall wie zerschmettert — und der für ihn bereiteten Tafel genaht, so nöthigte ihm der Anblick der in den Tisch gegrabenen Inschrift: Zur Erhohlung — ein erzwungenes Lächeln ab, das bald in Verdruß und Unwillen übergieng. „Will man meine Gedult auf solche Art prüfen?“ sagte er zu sich selbst, legte das Schwerdt auf den Tisch und nahm Besiz von dem ihm sich darbietenden Ruheplätzchen; aber Essen und Trinken vergieng ihm, denn er ahndete Betrug und fühlte sich überdies zu sehr ermattet, als daß er dem Bedürfniß zu schlafen, länger hätte wehren können. Der Unbequemlichkeit ohnerachtet, der er sich überlassen mußte, schlief er, mit dem Kopfe auf den Tisch gelehnt, bis am hellen Morgen ununterbrochen fort, fühlte sich zur Fortsetzung neuer Abenthener gestärkt, und behauptete, in seinem ganzen Leben noch nicht so gut geschlafen zu haben.

Als er erwachte, sah er sich über seine Vermuthung durch eine ihm unbegreifliche Metamorphose seines Wohnzimmers für die Strapatzen der nächtlichen Wanderung auf eine angenehme Art

entschädigt. In der Meinung, nicht von seinem Platze gewichen zu seyn, sah er anstatt des steinernen Tisches eine schöne, auf Marmorart gearbeitete, und reichhaltig mit Wein und allerhand Speisen und Backwerk besezte Tafel vor sich stehen, er selbst aber erblickte sich auf einem seithalben befindlichen Sofa sizen. Das Schauspiel foderte ihm Staunen und Bewunderung ab, und begierig auf den Ausgang dieses Possenspiels, wie er es nannte, war er unschlüssig, ob er von den ihm aufgetragenen Speisen und Getränken Gebrauch machen sollte, oder nicht. Die Versuchung war groß und die Vermuthung zu fallen, für einen Wollüstling, wie Robert war, um so gewisser, je stärker er die Leidenschaft der Lüsternheit durch das nothwendigste Bedürfniß eines hungerigen Magens in sich laut werden fühlte. „Soll dieß auch zur Erhohlung seyn?“ fragte er sich selbst, und war schon im Begriff, ein Stück von dem vor ihm stehenden Backwerk zu fassen und seinem Gaumen gütlich zu thun, als im nemlichen Augenblicke sein Schuzgeist ihm winkte und den Gedanken zuflüsterte: Ob es auch Gift seyn könnte? —

Durch diesen Zuruf abgeschreckt, gelang es ihm, Bedürfniß und Leidenschaft zu überwinden, und die Lösung der räthselhaften Verwandlung seiner vorigen Lage in die gegenwärtige standhaft zu erwarten. Sie konnte ohnmöglich fern mehr seyn. Er warf sich aufs Sofa und dachte seinem Schicksal im Ganzen, wie insbesondere dem Verlauf des bis hieher bestandenen Abentheuers nach, als mit einmal ein Geräusch von außen, wie Waffengeklirr, ihn in seiner Betrachtung störte. Der Lärm wurde lauter und, einen Ueberfall befürchtend, wollte er sein Schwerdt ergreifen, um sich in Vertheidigung zu setzen; aber er fand es nirgends, ohngeachtet er sich erinnerte, es auf den steinernen Tisch gelegt zu haben, an dem er eingeschlafen war, und wurde fast darüber betreten; er griff nach den Pistolen, die er immer bei sich führte, aber auch diese waren weg, und er überredete sich nach und nach, daß dieß alles das Werk eines mehr als gemeinen Menschen seyn müsse. An Zauberei zu glauben, war er so wenig geneigt, als an Geist und Gespenst. Von Natur mit einem aufgeklärten Verstande begabt, abgehärtet durch widrige Schicksale, und bekannt mit Menschenlist

und Trug, hatte er sich frühzeitig über derlei Allanſerien ſeines Zeitalters hinwegſetzen gelernt; daher es auch kam, daß er die ganze gegenwärtige Geſchichte für nichts mehr hielt, als was ſie würklich war, ſich jedoch wehrloß zu ſehen, war ihm bis zur Aergerniß empfindlich.

Unzufrieden über dieſe unvermerkte Entwaffnung, gieng er einigemahl mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, und vermaß ſich, mit dem Schickſal zu hadern, das ihn durch die Beraubung ſeiner Waffen ſo gedemüthiget hatte; denn ſie waren es, worauf er ſich verlaſſen konnte. Der Lärm erneuerte ſich und umgab ihn auf allen Seiten. Er ſuchte nach der Thüre, aber er fand keine; das Fenſter, das ſeine Wohnung erhellte, war ein an der Decke angebrachtes Gitter, an das er, wegen der unerreichbaren Höhe hinaufzuklimmen nicht vermochte. Allenthalben Unmöglichkeit, allenthalben alle Mühe vergebens. Abwechſelnd ſich in den Sofa werfend und wieder wie ein Wahnſinniger hin und herlaufend, ſah er ſich genöthiget, ſich unter die Ruthe des Schickſals zu beugen, und das überhand nehmende

Getöse der immer Näherkommenden ruhig abzuwarten. Seine Neugier stieg aufs höchste, als sich der Lärm allmählig verringerte, und in ein bloses, weniger und immer weniger hörbares Gemurmel umwandelte. Er stand und horchte. Bald schien das Geräusch auf dieser, bald auf einer andern Seite sich mehr oder weniger hören zu lassen, und, des Narrenspiels überdrüßig, schien er bald nicht mehr darauf achten zu wollen, und warf sich aus lieber Langeweile wieder in den Sofa.

Gleichgültigkeit trat an die Stelle seines Zorns, und er saß fast gedankenlos, als eine ihm gegenüber in der Höhe angebrachte Inschrift, die er bis jezt noch nicht bemerkt hatte, zu neuen Betrachtungen veranlaßte. „Harren bringt Freude, Enthaltsamkeit Genuß.“ Diese Worte las er zu wiederhohlten mahlen und fühlte die Wahrheit dieses Satzes, aber auch eben so sehr, daß seine Geduld allmählig zu ermüden begann, und sein Herz sich nach Aufklärung und Vollendung sehnte. In diesem Augenblicke aber nichts weniger ahndend, als erkannt und vielleicht verrathen zu seyn, hörte er

dreimal, stärker und immer stärker, seinen Namen nennen. Nichts war ihm empfindlicher als der lezte Augenblick seiner Prüfung, mit welchem die Hülle ihm von den Augen fiel, und, indem er sich aufschwang, dem Laute nachzuforschen, die ihm entgegenstehende Mauer mit fürchterlichem Gepraſſel zuſammen stürzte und ein Staunen erregendes Schauſpiel vor seinen Blicken hinstellte.

Er stand in einem geräumigen Saale, in dessen Hintergrunde er den schwachen Schein eines dämmernden Lichts gewahrte, das auf die um ihn her befindlichen Gegenstände eine nur matte, aber desto furchtbarere Würkung hatte, und dem Saale kaum so viel Erhellung gab, als er bedurfte, seinen Weg zu verfolgen. Als er dem Scheine näher kam und sich nur durch einen Vorhang von denjenigen getrennt sah, die nach seiner Meinung über ihn richten zu wollen sich erkühnten, befahl ihm eine männliche Stimme: augenblicklich zu stehen, weder vor- noch rückwärts zu weichen, noch durch Verletzung der dünnen Scheidewand ins Heiligthum der Versammlung einzudringen und sich des Todes schuldig zu machen.

Im Gedränge ſich erblickend, gehorchte er dem Befehl des Unbekannten, begieriger, als iemals, auf den Ausgang des Narrenſpiels, und machte ſich auf die Beantwortung der Fragen gefaßt, die man ihm vorlegen würde. Es begann folgendes Geſpräch zwiſchen ihm und dem Vorſitzenden der Verſammlung.

Unbek. Robert von Eckſtein.

R. Wer ſagte euch meinen Namen?

U. Bernhard.

R. Bernhard? — Der Schandbube, der einſt Wulffen von Eckſtein den Weg zum Blutgerüſte bahnte und ſeinen Kopf aus der Schlinge zog — ?

U. Schweig!

R. Wer biſt du, daß du dich erkühnſt, mir Schweigen aufzulegen? — Sprich! was iſt dein Begehr an mich?

U. Deine Perſon.

R. Was kann dir dieſe fruchten?

U. Viel, ſehr viel!

R. Sonderbar! — Wer ihr auch seyn möget, gefürchtete Bewohner dieser Felsenklüfte —

U. Wir sind Brüder des finstern Bundes, Halaldiel ist unser Name.

R. Und euer Handwerk?

U. Das deinige.

R. Das meinige? — So seyd ihr auch Räuber —

U. Wir sinds!

R. Nahmt mir meine Waffen —

U. Wir thatens!

R. Gebt mir sie zurück!

U. Unbesonnener! was soderst du?

R. Das, woran ihr kein Recht habt.

U. Sie sollen dir werden; aber — du mußt schwören —

R. Was soll ich schwören?

U. Nichts zu verrathen von dem, was du hörtest und sahest, und fernerhin noch hören und sehen wirst.

R. Weiter!

U. Unser zu seyn auf immer — mit Leib und Seele dich zu verschreiben dem Stifter des Bundes Helaldiel. Sein Name ist Satan! Falschheit, List, Betrug, Raub und Mord sind in seinen Fußtapfen.

R. So gebt mir meine Waffen!

Hier flog der Vorhang. Robert staunte beim Anblick der Zwölfe, die mit langen Bärten, bewaffnet mit Schwerdt und Dolch, in graue Kutten gehüllt an einer runden Tafel saßen und den unerschrockenen Robert mit tückischen Augen maaßen. Fast hätte er laut aufgelacht als er die ehrenveste Versammlung in pleno überschaute: aber der Gedanke: Räuber von der niedrigsten Gattung in ihnen zu sehen, die ihn in ihrer Gewalt hatten und vielleicht nicht Rücksicht nahmen auf kollegialische Freundschaft — unterdrückte das Beginnen, ihrer zu spotten. Mit dem ihm angebohrnen Ernst und Verwegenheit foderte er zum leztenmahle seine Waffen und erklärte sich, nicht eher auf ihren Bund zu schwören, als bis der Oberste in der Versamm-

lung, der das Wort führte, sich ihm näher würde zu erkennen gegeben haben.

„Deine Foderung, entgegnete der in der Gestalt des Berggeistes obenansitzende — ist eben so hart, als gerecht; doch — kennst du Bernhard nicht?“ — Mit diesen Worten verließ er seinen Platz, nahm Roberts Waffen von der Tafel, und gieng, indem er die Larve vom Gesicht herabzog, auf ihn zu —

„So war meine Vermuthung denn doch wahr,“ erwiderte dieser, und war schon im Begriff, ihm Vorwürfe zu machen; aber der furchtsamere Mönch ließ ihn nicht zum Worte kommen und sagte: „In diesem Augenblicke steht mein Leben in deinen Händen; deiner Großmuth überlasse ich es, Rache zu nehmen an mir für deinen Vater — ich war sein Verräther. — “

Verzeih dir Gott deine Sünden, grauer Böse-wicht! antwortete Robert, seine Hand fassend — wir sind versöhnt. Du führtest mich in dieses Labyrinth; dein ist auch die Pflicht, mich wieder herauszuführen.

Du verlangst eine Unmöglichkeit, entgegnete Bernhard — Bevor du nicht geschworen hast, dich mit uns zu verbinden, kann deine Foderung nicht erfüllt werden.

Ein Wort so viel, wie tausend! antwortete der junge Räuber, der sich bei einer andern Gelegenheit mit dem Schwerdte Plaz gemacht haben würde, hier aber sich in der Klemme sah und befürchten mußte, durch List übermannt zu werden. — „Wir sind Kammeraden!“ — Mit diesen Worten endete er seine Zusage, und machte sich durch den fürchterlichsten Schwur dieser eben so furchtbaren Versammlung verbindlich.

Gleich beim ersten Anblicke hatte Bernhard, den wir bisher immer unter der Gestalt des Berggeistes haben auftreten sehen, in der Person des kühnen Räubers den Sohn seines ehemaligen Burgherrn, an dessen Verbrechen er, wie wir wissen, Theil genommen hatte, erkannt. Von seiner Unerschrockenheit überzeugt, hatte er sogleich den Gedanken gefaßt, sich mit ihm zu vereinigen, und wo möglich

auf irgend eine Art zu entſchädigen. Wie konnte er das? wird man fragen, da er nichts eigenthümliches beſaß, wodurch er dem ſeines väterlichen Erbes beraubten Robert nur einen Theil ſeines Vermögens hätte vergüten können? — Sich bloß von dem nährte, was die Streifereien ſeiner Spießgeſellen ihm verſchaften?, — Räuber gegen Räuber, und ausgeſöhnt mit ihm, konnte und mußte es dem unglücklichen tief geſunkenen Robert damals genug ſeyn, dasjenige zu erlangen, was Bernhard freiwillig ihm hingab.

Durch das Verbrechen des Vaters, mit Schimpf und Schande belaſtet, aller Ehrenſtellen unfähig, aus ſeinem Vaterlande verbannt, ſah er ſich als aufblühender Jüngling ſchon vom ſtrafenden Arm der Gerechtigkeit, auch im Auslande verfolgt. Von Jugend auf in Liſt und Ränken geübt, waren Betrügereien ihm zur andern Natur, ja! endlich ſogar Bedürfniß geworden. Nirgends mehr ſicher, floh er, wie wir bereits geſehen haben, nach einem Zeitraume von etlichen und zwanzig Jahren wieder in den Schooß des Vaterlandes zurück und fand ſein

väterliches Erbe in fremden Händen, das Andenken seiner Familie erloschen, und nur von dem Einzigen sich erkannt, dem er sein ganzes Unglück zu danken hatte.

Pflicht gegen sich selbst war es, wenn Bernhard freiwillig seinem Posten renunzirte, dem er aus gegründeten Ursachen nicht lange mehr vorzustehen vermochte, und ihn einem raschern unternehmendern Manne übertrug, der Muth und Stärke besaß, die wilden zügellosen Diener des teuflischen Bundes im Zaume zu halten. Dieß geschah in einer nachmaligen Versammlung, mit allgemeiner Bewilligung, nachdem er ihn zuvor mit der innern Verfassung des furchtbaren Felsen bekannt gemacht, und durch alle Zimmer und Gemächer, Höhlen und Gänge, welche leztern unter der Erde bis auf vier bis fünf Stunden weit sich erstreckten, herumgeführt hatte. Günstiger konnte Robert keine Gelegenheit, keinen Ort zur sichern Betreibung seines Handwerks finden, als diesen Berg. Zwar war der größte Theil der darinnen befindlichen Behältnisse verwildert, da Bernhard und seine Spießgesellen zusammen nur ein

einziges Zimmer bewohnten, das noch dazu äußerst nothdürftig meublirt war; aber seine Gegenwart verschafte diesem allen ein ganz anderes Ansehen.

Genau von der Gegend und allem, was er zu wissen nothig hatte, unterrichtet, und von beiden Banden als gemeinschaftliches Oberhaupt anerkannt, ließ er es seine erste Sorge seyn, die Reinigung der Felsenzimmer seinen Leuten zu übertragen und sie zur Bewohnung einzurichten. Damals schon belief sich sein Häuflein, das ihm aus den Sächsischen Erzgebürgen gefolgt war, auf etliche funfzig Mann, die er in drei Kolonnen theilte, und über jede einen Lieutenant sezte. Weniger an Subordination gewöhnt, als diese, waren die zwölfe, die ihm Bernhard übergab. Ihre Streifereien waren gemeiniglich mit Blut bezeichnet, dahingegen die Seinigen nur auf den Nothfall mordeten, wenn ihr Leben und Sicherheit in Gefahr war; weniger zu großen Thaten fähig, als diese, waren auch ihre Eroberungen unbedeutender — und Robert ließ sichs angelegen seyn, ihr Aeußeres sowohl, als die Rauheit ihrer Sitten, durch die militärische Subordination, der sie sich

unterwerfen mußten, zu ihrem eigenen Vortheil abzuändern.

Dieß gelang ihm durch Hülfe seiner Offiziere und des klugen Mönchs, der in diesem kleinen Räuberstaate nunmehr den Hofnarren spielte, eben so bald, als die Einrichtung seiner häuslichen Verfassung. Aber es fehlte ihm bei allem Ueberflusse, den ihm seine Eroberungen verschaft hatten, etwas, das er ohnmöglich entbehren konnte, und das er doch nicht anders zu erlangen vermochte, als — durch Raub. Diesem Bedürfnisse des Räubers abzuhelfen, war vom grausamen unerklärbaren Schicksal die reizende schuldlose Mathilde bestimmt, die wir bereits oben kennen gelernt haben, und um so mehr bedauern müssen, da sie sich für die zärtlichste Liebe vielleicht mit ewiger Gefangenschaft belohnt sah. Dieß war ihr Aufenthalt in dieser Felsenwohnung, so zärtlich, so ausschweifend auch Robert sie liebte, ihr nichts mangelte, was sie bedurfte, als — Freiheit.

Seine Abwesenheit war ihr fast eben so gleichgültig, als seine Gegenwart — und schon faßte sie

mehrmals den Entschluß, den Faden ihres Lebens selbst abzuschneiden; aber die Frucht, die sie unter ihrem Herzen trug, ohnerachtet es die Frucht einer unkeuschen Liebe war, hielt ihren Arm zurück, der zum Morden bereit war, und mahnte sie, einen günstigern Augenblick zu erwarten, den Bastard, dem sie Mutter werden sollte, den Händen ihres Tyrannen zu entreissen, und durch einen einfachen Mord der Schande zu entgehen. Sie war ihrer Entbindung nahe, als Jaromir dem Räuberhauptmann in die Hände fiel, und bereits schon Mutter, als der in der Gestalt des Berggeistes umherschleichende Mönch seinem Gebieter, wofür er Robert von Eckstein erkannte, die an Elsbeth gemachte Eroberung zuführte.

Hier kommen wir wieder auf den Zeitpunkt zurück, wo Robert und Bernhard beisammen saßen und aufs Wohl der schönen Sassenburgerin zechten, deren Geschlecht der bübische Mönch dem Räuberhauptmann absichtlich verhehlte, indem er es seiner Konvenienz gemäß achtete, auch einen guten Bissen für sich zu behalten.

So feſt und ſtandhaft ſonſt auch der Karakter des Grafen von Saſſenburg war, mit dem er von Jugend auf Schmerz und Leiden ertragen gelernt hatte, ſo erlag doch dießmal ſein Faſſungsvermögen den Stürmen des wüthenden Schickſals. Der Verluſt ſeiner Elsbeth gieng ihm über alles. Des Ueberfalls der Räuber, die ſogar das Vieh aus den Ställen mit ſich fortgeführt hatten, nicht achtend, ſchalt er ſich tauſendmal einen Thoren, der Bitte des ritterlichen Mädchens nachgegeben zu haben, und abermals tauſendmal die Belagerung des Felſen aufgehoben, und nicht weiter der Spur nachgeforſcht zu haben, die ſie gewiß entdeckt haben würden, wenn die der Befehdung beiwohnenden Ritter mehr Eintracht und weniger Furcht und Aberglaube beſeelt hätte.

Jobſt war der einzige, der ſich vor allen auszeichnete. So feſt auch der Graf entſchloſſen war, die Fehde von neuem zu beginnen, und nicht eher zu ruhen und zu raſten, als bis er Tochter und Eidam den Klauen des ihm unbekannten Unholds, der ihn und ſeine Unterthanen ſo ſehr in ihrer Gerechtſame

beeinträchtigte, und, unterstüzt vom Aberglauben seines Zeitalters, Herzen und Sinnen der leztern nur noch mehr in diesen unseligen Schlummer wiegte, entrissen haben würden, so sah er sich doch durch eine unvermuthete Krankheit, der unausbleiblichen Folge der auf einander sich drängenden Schrecknisse und Erschütterungen, daran verhindert, und die Rettung der verlobten Unglücklichen der Fügung eines günstigern Schicksals zu überlassen genöthiget. „Graf!“ sagte Jobst, als er am Krankenbette des bart gebeugten Vaters saß, nachdem bereits die Ritter von der Unmöglichkeit, Elsbeth und Jaromir zu retten, überzeugt, ihren nähern und entferntern Burgen und Schlössern entgegen flogen und niemand weiter gegenwärtig war, als Ritter Hanuß, Bobo von Boxingen und der fast untröstliche Vater des auf eine so wunderbare Weise abhanden gekommenen Helffensteiners, den nicht minder eine Unpäßlichkeit nöthigte, die Gastfreundschaft des edlen Sassenburgers wider Willen auf die Probe zu stellen — „Ihr bedürft Ruhe und Erholung; schont eurer Gesundheit und überlaßt dem kraftvollen Jünglinge die

Rettung eurer Kinder. Freundschaft wird meine Schritte leiten, meinen Arm kühlen und kein mißlungener Versuch meinen Muth klein machen. Unbesonnenheit soll mich nicht irre führen und — bei dem unsichtbaren Zeugen unserer Worte und Handlungen schwöre ich euch, nicht eher wieder heimzukehren, als bis ich euch entscheidende Bothschaft bringen kann. — "

Edler Jüngling! fiel ihm der Graf ins Wort — euer Anerbieten macht eurem Herzen Ehre. Wollte Gott! ich könnte mit euch ziehen; aber — sprecht! welcher Lohn soll und kann euch dafür werden? — Ich habe nur eine Tochter und diese einzige —

Kümmert euch deß nicht, Graf! fuhr Jobst weiter. — Eure Freundschaft ist der herrlichste Lohn, den ihr mir geben könnt. — Geht mein Unterneh-

ren glücklich von statten, so darf ich schon von euch erwarten, daß ihr ein gutes Wort für mich reden werdet —

Bei wem? — unterbrach ihn der Graf, mit einem Blicke auf den neben ihm sitzenden Ritter von Helffenstein, und — „Wenn ich auf Helffenstein ziehe, sagte Jobst, und um die Schwester meines geretteten Freundes werbe. — Ihr habt ja auch eine Tochter," sagte er dann, sich zu dem Vater des unglücklichen Jaromir wendend, seine Hand fassend und Zusage seiner Foderung erwartend, um sich ohne Verzug zur Vollendung seines eben so edlen, als herkulischen Beginnens anzuschicken.

Ists euch im Ernst darum zu thun, erwiderte der Alte, der sich durch die Anmuthung des heroischen Jünglings geschmeichelt fühlte — so sollt ihr den Helffensteiner auch nicht auf der Lüge ertappt haben, daß Klara des Nörbitzers werth sey.

Ein herzlicher biederer Handdruck bestätigte das gegenseitige Versprechen, und Jobst nahm von

neuem das Wort und sagte: Ich verlasse euch jezt, Graf! aber nur auf kurze Zeit; in dreien Tagen bin ich wieder bei euch. Meine Körbitzer haben gelernt, Schwerdt und Lanze führen, und der Aufruf: Für Freundschaft und Klara! — gilt ihnen eben so viel, als: Für Freiheit und Vaterland! — Mit diesen Worten beurlaubte er sich, schwang sich auf seinen Streithengst und flog der kleinen Veste zu, die ihm vom väterlichen Erbe war zu Theil geworden, seine Körbitzer zu sammeln und zur Fehde: Für Freundschaft und Klara — auszuziehen.

Indeß befahl der Graf seinem Hausmeister die brauchbarsten und weniger verzagten von seinen Knechten und Reisigen in Bereitschaft zu halten, um sie dem wiederkehrenden Jobst zur Unterstützung und Beihülfe zuzugeben. Auch hatte Ritter Bobo von Bopfingen sich auf den Weg gemacht, unter den Seinigen eine Auswahl zu treffen und mit dem Kern seiner Leute dem tapfern Körbitzer zur Hülfe zu eilen — und stand schon mit dreißig Mann, zum

Aufbruche bereit, auf dem Burghofe, als Jobst von Korbitz an der Spitze von achtzig tapfern Kriegern, wovon die Hälfte schon seinem Vater Heeresfolge geleistet hatten, nach dreien Tagen auf Sermoneck einritt, die bekümmerten Väter noch einmal zu umarmen, ihren Segen mit auf den Weg zu nehmen, und seinen Leuten auf Kosten des braven Sassenburgers einen guten Tag und Lust zur morgenden Fehde zu machen.

Mit Anbruch des Tages zogen die Verbündeten von Sermoneck aus und kamen bei guter Zeit in den Wald, an dessen Eingange schon das Häuflein der furchtsamern Kingrätzer auf Befehl des Grafen von Sassenburg sich gelagert hatte, mit dem Hauptzuge zusammen zu stoßen, die schöne Tochter ihres Burgherrn sammt ihrem Bräutigam der Gefangenschaft zu entreissen, und den Unhold, der sie gefesselt hielt, tod oder lebendig zu fangen. So wenig der von Korbitz von der Gewißheit dieser Behauptung überzeugt war, so spiegelte er sie doch seinen Kriegern, die jedem Feinde, der Fleisch und Bein hatte, Stand zu halten gewohnt waren, als

die untrüglichste Wahrheit vor, und vermied es vorsichtig, seine Korbiner, mit welchen die Bopfinger besonders zusammen hielten, nicht durch die Krankheit der furchtsamern abergläubischen Kingrätzer anzustecken, sich selbst seinen Plan zu verderben und die Ausführung desselben zu erschweren, oder gar unmöglich zu machen. In drei Haufen getheilt, wovon er selbst den stärksten führte, die wichtigsten Posten zu besetzen, lagerte er sich in den Wald und um den Berg her, kundschaftete weit und breit die Gegend aus, und war so glücklich, schon am andern Tage seiner Wegelagerung in einer Entfernung von mehrern Stunden, am äußersten Fusse dieses Riesengebürges gegen den Abgrund zu, eine Höhle zu entdecken, die ihn aufmerksam machte und vermuthen ließ, den wahrscheinlich im Innern des Felsen sich versteckt haltenden Räubern auf die Spur zu kommen.

Nach näherer Untersuchung fand er in dieser Höhle mehrere Abtheilungen, Vertiefungen und unterirdische Gänge, die seine Vermuthung bestätigten, ihn aber auch zugleich mahnten, vorsichtig zu seyn und nicht ohne Noth sich in ein Labyrinth zu

begeben, aus welchem er sich ohne Führer nicht würde haben herausfinden können; denn er fand ihre Beschaffenheit und Mannichfaltigkeit so verführerisch, daß er es der Klugheit gemäß hielt, umzukehren, einen Theil seiner Mannschaft in die Gegend zu führen und sich des Einganas dieser unterirdischen Höhlen und Wege durch hinlängliche Besatzung zu versichern.

Ob er sich würklich nicht irrte? — Die Beantwortung dieser Frage heischt einigen Verzug, den unsere lieben Leser und Leserinnen uns um so williger zugestehen werden, je dringender ihre Wiebegierde uns auffodert, ihnen etwas von Elsbeth zu erzählen, wo sie hingekommen ist, und was überhaupt seit ihrer Verschwindung im Innern dieser großen ungeheuern Felsenmasse sich ereignet hat. Wir lassen indeß den muthigen Körbitzer an der Spitze seiner Mannen thätig seyn, Entdeckungen machen, Befehle ertheilen, kümmern uns vor der Hand nicht um das, was einstweilen auf Cermoneck vorgieng, und kehren wieder auf die äußerste Höhe zurück, auf der wir die ritterliche Dirne vor unsern Augen ver-

verschwinden sahen, und wagen es, ihr zu folgen. Aber wohin? —

Aus Schonung für ihr Geschlecht hatte der bekannte Berggeist der heldenmüthigen Dirne eine weniger harte Prüfung zugedacht, als diejenige war, die wir den vermeßenen Räuberhauptmann haben bestehen sehen. Absichtlich hatte er dafür gesorgt, sie, durch magische Künste der Gegenwart ihrer Sinnen beraubt, auf eine weit sanftere Art in ihren neuen Würkungskreis zu versetzen, ihren gegenwärtigen Aufenthalt durch möglichste Bequemlichkeit und Herbeischaffung ihrer Bedürfnisse ihr erträglich und angenehm zu machen, und alles von ihr zu entfernen, was das Gegentheil hätte bewürken, und den Argwohn, Räubern in die Hände gefallen zu seyn, in ihr erzeugen können.

Aber woher wußte denn der Schalk, daß der verkleidete Ritter ein Frauenzimmer war? — Mit allen Schlupfwinkeln, Spalten und Rissen des schauerlichen Felsen bekannt, hatte er die Belagerer

bei Tage, ſo wie bei Nacht, im Klettern geübt, wie die Gemſen, von den äußerſten Verſprüngen aus des öftern belauſcht, und ſeine Maaßregeln genommen. Ihm waren die Namen der fehdenden Ritter bekannt, und er wußte, ſo gut, als all' das andere, daß Ritter Jobſt von Körbitz faſt um dieſelbe Zeit den Gipfel des Berges zu erſteigen ſich erkühnt hatte; aber dieſe Eroberung hielt er ſeiner Konvenienz nicht zuträglich, und er verſparte ſeine Erſcheinung bis zur Ankunft der ſchönen Saſſenburgerin auf dem oberſten Gipfel des ihn ſchützenden Giganten. Jobſt konnte ſeinem Gaumen das nicht gewähren, was die reizende Elsbeth ihm verſprach; und er berechnete überdieß, daß ihr Ausbleiben weit mehr Senſation unter den Belagerern verurſachen müßte, als der Tod des erſten unter den Helden. Seine Liſt, vermittelſt welcher ihm nichts ein Geheimniß blieb, was er zu wiſſen verlangte, war ſeine Stärke und der Stab, auf den er ſich verlaſſen konnte, durch den er ſo mancher Fährlichkeiten, ja! ſogar der geſetzlichen Strafe ſeiner Verbrechen entgangen war. Selbſt Robert, den er, ſeit ſeiner Vereinigung mit ihm, als ſeinen Vorgeſetzten anerkannte, war ſeinen

Ueberlistungen unterworfen, und daher kam es, daß er diesem absichtlich das Geschlecht des ihm in die Hände gefallenen Ritters verhehlte.

Das Zimmer, in dem sich Elsbeth befand, als sie wieder zu sich kam, war nichts weniger, als abschreckend. Süße, Sinnen berauschende Wohldüfte wehten sie an; allenthalben, wo ihr Auge weilte, erblickte sie Gegenstände, die eine schwächere, als sie war, würden glauben gemacht haben, in die elisischen Wohnungen besserer Wesen versetzt zu seyn, alles um sich her zu vergessen, was den Schein des Irdischen an sich trüge. Die Erleuchtung war der Naivität des Zimmers anpassend und einladend zum Genusse wollüstiger Getränke und Leckerbissen, die, gleichsam von einer höhern Hand kredenzt, ihre Bewunderung rege machten. Ihres Bewußtseyns beraubt, hatte sie vier und zwanzig Stunden ununterbrochen geschlafen, und es war just Mitternacht, als sie erwachte, und sich auf einem wollüstigen Sofa erblickte, all' ihre Nerven gespannt und fast sich unvermögend fühlte, dem ihr gefährlich scheinenden Lager zu entfliehen. „Wo bin

ich?“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt, von der ſchwefelgeiſchen Beleuchtung geblendet — „Iſt dieß dein Werk, Unbegreiflicher? — Iſt dein Weſen mehr, als Menſch? — Doch pfui! — Der Gedanke entehrt deinen Geiſt, Mädchen von Sermoneck! — In ſolchen Schlingen fängt man die Dirne von Saffenburg nicht.“ Sie ſchwieg. Feierliche Stille herrſchte um ſie her; ſie ſtand, in Betrachtungen vertieft und ſezte ſich unwillkührlich wieder aufs Sofa, wollte des Schlafs ſich entwehren und konnte doch nicht; fühlte ſich matt und immer matter werden, ſehnte ſich nach Ruhe und fand keine. So ſaß ſie, ihrer Beſinnungskraft nicht mächtig, eine halbe Stunde lang, als es allmählig um ſie her dunkel ward, und beim verlöſchenden Schein der magiſchen Lampe eine lange weiße Geſtalt vor ſie hintrat, ihren Namen nannte, und in einem dumpfen Tone zu ihr ſprach: Kennſt du mich, Elsbeth? — Ich bin Jaromir — meine Laufbahn iſt vollendet — wir müſſen ſcheiden! — Dieſe Erſcheinung erſchütterte ihr ganzes Weſen; ſie glaubte, geträumt

zu haben, fühlte ihre Kräfte erschöpft, Thränen in ihren Augen und erblickte, als es wieder heller um sie ward und Schlaf und Mattigkeit sie verlassen hatten — ihren Busen entblößt.

Man kann wohl glauben, daß Elsbeth über diese Entdeckung nicht wenig erschrack. Sie wußte nicht, was mit ihr vorgegangen war: nur dunkel war ihr die Erinnerung der nächtlichen Erscheinung und die gegenwärtige Beschaffenheit des Raums, der sie umgab und den sie ganz anders fand, als einige Stunden zuvor, auffallend, unbegreiflich. Abgemattet, sehnte sie sich nach Erholung und vermißte in diesem Augenblicke die nothwendigsten Bedürfnisse, deren sie sich, als bereits ihr dargeboten, erinnerte. Ihre Lage war kritisch. Ohne den mindesten Aufschluß über die ihr begegneten Ereigniſſe stand sie einige Minuten lang, gaffte die vier Wände an und wußte nicht, ob sie ihr Schicksal verdammen, oder ihr Herz zur Geduld verweisen sollte. Mehr denn einmal wünschte sie sich den Tod, eben so oft aber faßte sie den Entschluß, Geist- und Gespensterercheinung als ein Unding betrachtend, auszuharren und

die Lösung der fürchterlichsten Katastrophe ihres Lebens aus der Hand des Regierers menschlicher Schicksale über lang oder kurz zu erwarten.

Als sie so mit sich selbst überlegte, weckten männliche Fußtritte von außen sie aus ihrem Nachdenken. Die Thüre öfnete sich und ein Mann von gesetzten Jahren trat ein und überreichte ihr einen Becher Wein und einiges Backwerk zur Erhohlung, mit den Worten: Verzeiht, edle Jungfrau! unsre Freiheit. Der Kellermeister und ich haben euch dieses Frühstück bereitet. Laßts euch wohl schmecken! — Aber verrathet uns ums Himmels willen nicht — Ihr dauert mich, schönes Fräulein! — Mit diesen Worten warf er einen so mitleidsvollen Blick auf die schöne Rittersdirne, daß sie im Ernst glaubte, keine Unwahrheit gehört zu haben und seiner Ehrlichkeit trauen zu dürfen.

Wer du auch seyn magst, ehrlicher Freund! erwiderte die Leichtgläubige — wem sollt' ich dich verrathen? — Sprach ich

ie noch mit einer menſchlichen Seele in dieſen mir unerklärbaren Wohnungen? — Sprich! wer iſt der Unhold, der mich in dieſem Kerker ſchmachten läßt?

Verzeiht, edle Jungfrau! damit kann ich euch nicht dienen, entgegnete der Schalk — ſein Name iſt ausgeſtrichen im Buche der Menſchheit, aber ſein Weſen iſt furchtbar dem, das ihm gleich iſt, und unterwürfig dem, wovon ihr das ſchönſte ſeyd.

Räthſelhafter Schmeichler! antwortete ihm Eleberth — wie lange ſoll ich noch ſchmachten in dieſem Käfich?

Das hängt von euch ſelbſt ab.

Von mir ſelbſt? — Wie meinſt du das?

Seht, holdes Fräulein! das mein' ich ſo. Ich verlange keine Bezahlung; ſondern ſonſt eine kleine Gefälligkeit, die ihr mir ſchon erweiſen könnt —

Wollt ihr euch mir vertrauen, so kann eure Gefangenschaft noch in diesem Augenblicke ihre Endschaft erreichen: wo nicht, so werdet ihrs euch schon gefallen lassen —

Erkläre dich deutlicher!

Das muß ich freilich. — Nicht wahr, schöne Jungfrau! unser einer hat auch Fleisch und Blut — und der Diener ist in puncto dessen so gut, wie der Herr, zuweilen wohl noch besser; nun seht! ich bin ein Mann in meinen schönsten Jahren, und — solche Reize, wie die eurigen —

Ha! ich verstehe — Schweig, Niederträchtiger! —

Nur nicht so sträflich, schmuckes Dirnchen! — Wißt, daß ihr in meiner Gewalt seyd —

In der Gewalt eines Miethlings —

So? — Also wollt ihr euch lieber dem Tyrannen in die Arme werfen und eure Ruhe und Gesundheit auf immer in die Schanze schlagen, als mir nur diesen einzigen Gefallen erzeugen und eure Freiheit für einen so geringen Preiß erkaufen? — Nun wartet nur, ihr werdet schon anders pfeifen lernen.

Mit diesen Worten gieng er und überließ die edle Dirne ihrem Nachdenken.

Nichts vermochte ihren Sinn zu ändern und sie dem Gaukler geneigt zu machen, so sehr er sich auch bemühte, sie durch seine Tausendkünsteleien und sogar, da diese nichts fruchten wollten, durch Beraubung der nothwendigsten Lebensmittel zu zwingen, sich ihm auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Schon schmachtete die Unglückliche mehrere Tage und mußte befürchten, Hungers zu sterben, als sich zum zweitenmahle die Pforten ihres Gefängnisses öfneten und derjenige bei ihr eintrat, den sie ihren Tyrannen schalt, ohne zu wissen, daß er zur Zeit nicht den mindesten Theil gehabt hatte an dem, was bis jetzt

mit ihr vorgegangen war. Sein Benehmen war ihr weniger befremdend und kam ihrer Verstellung mehr zu statten, als die unartige Foderung jenes bejahrten Wollüstlings, den sie nothwendig für den Hausmeister desjenigen halten mußte, auf dessen Befehl sie eingekerkert zu seyn glaubte. Dieß befand sich nun freilich wohl, wie wir bereits gesehen haben, anders. Robert war begierig, den schönen Ritter zu sehen, den Bruder Bernhardt während seiner Abwesenheit gefangen und in dem Zimmer, das er nach seinem Gefallen mehrmahls zu verwandeln wußte, bis hieher verborgen gehalten hatte, fand seine Erwartung übertroffen und schmeichelte sich, an dem Milchbart, wie er das verkleidete Mädchen naunte, eine vortheilhafte Akquisition gemacht zu haben.

Elsbeth, die immer noch nicht wußte, wo sie eigentlich war, saß beim Eintritt des Räuberhauptmanns, dem einer von seinen Intimen zur Seite stand, in der Ecke des Zimmers und blieb unbeweglich auf ihrem Platze, that, als merkte sie nicht auf die Anwesenheit der Herbeikommenden und erwartete den Ausgang mit mehr als männlicher Entschlossen-

halt. Robert fand Behagen an dem Verhalten des unbärtigen Ritters, maaß ihn mit ernstem Blicke und staunte über die Festigkeit, mit welcher derselbe ein pythagorisches Schweigen beobachtete. „Nun Bürschchen! fieng er endlich an — gefällts dir hier besser, als auf der väterlichen Burg? — Was wird Mütterchen sagen, wenn du nicht heim kommst?“ — Robert wußte nicht, daß der Graf von Gassenburg Witwer war, für dessen Sohn er die ritterliche Dirne hielt; Elsbeth aber hielt ihren Zorn noch einige Augenblicke an sich und schwieg. „Bin ich keiner Antwort werth? fieng der Hauptmann von neuem an und brach in schmeichelnde Lobreden aus, durch die er den unerfahrnen Jüngling in die Falle locken wollte; aber Elsbeth sprang von ihrem Platze auf und schnaufte ihm im Vorübergehen ein verächtliches: Du bist ein Schandbube! — ins Gesicht. Der Ohnmacht seines Gegners lachelnd begegnete Robert dieser Beleidigung zwar mit kaltem Blute, aber in einem Tone, durch den er Oel ins Feuer goß und den Zorn des gekränkten Mädchens aufs äußerste trieb, indem er sagte: Sprechen die

Knaben bei dir zu Lande alle ſo? — Faſt hätte die bepanzerte Dirne in dieſem Augenblicke Bloße gegeben und zu den gewöhnlichen Waffen ihres Geſchlechts ihre Zuflucht genommen; doch ihre männliche Standhaftigkeit verließ ſie auch dießmal nicht. Mit einem Blicke überlief ſie das Zimmer, Schild und Schwerdt vermiſſend, und war ſchon im Begriffe, ihrem Gegner den Degen zu entreißen, um ſich in Vertheidigung zu ſetzen und zu ſiegen, oder zu ſterben, als ihr Roberts Gefährte in den Arm fiel und ſie an der Ausführung dieſes Beginnens verhinderte. „Tollkühner! was willſt du?“ ſagte der Hauptmann, um einen Schritt zurück tretend.

Genugthuung! ſchmetterte ihm Elsbeth entgegen — und lächelnd erwiderte der Hauptmann: Die Parthie wäre meines Erachtens nicht gleich. —

So laß ſie uns gleich machen! donnerte von den Lippen der heldenmüthigen Dirne, die noch einmal ihre Foderung, ihr Schwerdt und Schild zu geben, wiederhohlte.

Verwegener! sagte der Hauptmann — Muth und Standhaftigkeit machen dich vor der Zeit zum Mann und deine Unbesonnenheit befiehlt mir deiner Jugend zu schonen — Wisse! daß wir zwei sind gegen einen und — du wolltest dich vermessen, es mit dem Stärkern aufzunehmen? — Es wäre Jammer und Schade, wenn du dich so früh schon dem Tode in die Arme werfen wolltest. Erst mußt du der Welt nützen, dir Lorbeern erringen —

„In dieser Mörderarube?“

„Urtheile nicht zu rasch, damit dir dieser Aufenthalt nicht zur Hölle werde — “

„War er mir nicht schon mehr, als dieß?“

„Was sprachst du? — “

„Schmachtete ich nicht schon drei lange Tage in diesem Gefängnisse? — “

„Wer that das? — “

„Weiß ichs? — War es nicht dein Werk, bübischer Heuchler? — "

„Jüngling! spare deinen Eifer, halte deine Zunge im Zaum und überzeuge dich vom Gegentheil. Du bist von Stund an frei — "

Elsbeth staunte über die Großmuth dessen, den sie für ihren Tyrannen gehalten hatte, wußte nicht, ob sie ihm danken sollte und war schon im Begriff, ihre Waffen zu fodern, als sie mit einmal sich getäuscht und ihre Hofnung schwinden sah, indem Robert von neuem das Wort nahm und sagte: „Mein ganzes Gebiet steht dir offen; aber hüte dich, die Grenzen desselben zu überschreiten, wenn anders dir dein Leben lieb ist — "

„Mein Leben?" fiel ihm Elsbeth in die Rede und dachte nicht daran, daß ein anderer, als sie, Herr ihres Lebens seyn könnte; aber Robert überzeugte sie bald von der Wahrheit des Gegentheils, so liebreich er auch mit ihr sprach und es ihr auf eine ganz besondere Weise zu verstehen gab, daß sie in seiner Gewalt sey, indem er sagte:

„Diese Freiheit ist nur denen gestattet, die Profeß gethan haben in dem Orden, dessen Oberhaupt dich der Prüfung würdiget, der sich jeder Fremdling unterwerfen muß. Sey vorsichtig und klug, verschwiegen und standhaft; dieß allein kann dich qualifiziren, an den brüderlichen Rechten des Bundes Theil zu nehmen.“

Elsbeth stand wie versteinert, als der räthselhafte Redner geendet hatte, sie mit einmal verließ und die Thüre hinter sich verschloß. Eine Menge Gedanken kreuzten sich in ihrem Gehirn durch einander und keinen konnte sie fassen. Freiheit und Kerker, zwei relative Begriffe, keiner ohne den andern denkbar, Orden, Prüfung, brüderliche Rechte, diese Menge von Ideen brachte eine solche Verworrenheit ihrer Sinnen hervor, daß sie in der That nicht wußte, was sie von dem allen urtheilen sollte, lange Zeit keines aushaltenden Gedankens fähig war und endlich gar durch das zu heftige Spiel erhitzter Phantasie allmählig in einen Todenschlummer sank, aus dem sie erst nach einigen Stunden wieder erwachte.

Es war ihr alles, wie ein Traum. Die Erscheinung der beiden Mannspersonen gab einen so auffallenden Kontrast, daß es ihr schwer wurde, zu unterscheiden, welcher von beiden wohl mehr ihr Feiniger sey. Jener, der sie zu retten versprach, schien ihr gefährlicher, weil er ihre Tugend zum Preiß sezte, als dieser, der bloß ihre Freiheit und im äuserſten Falle ihr Leben foderte. Ohne seine Absicht zu errathen, sah sie wohl ein, daß sie sich in einer höchst kritischen Lage befand und irgend ein Abentheuer ihr bevorstehen mußte, dem sie nicht entgehen konnte. Es blieb ihr daher nichts übrig, als ihre Kräfte zu sammeln und den Ausgang dieſer fürchterlichen Katastrophe zu erwarten, um so mehr, da sie in der That nicht wußte, was seit jenem Rendezvu mit dem sogenannten Bergeiſte, deſſen sie sich lebhaft genug erinnerte, als daß sie es schon vergeſſen haben könnte, mit ihr vorgegangen war. So befremdend ihr auch ihr jetziger Aufenthalt und alles so räthſelhaft war, was sie bereits innerhalb dieſer Felſenwohnung gesehen und gehört hatte, so war doch alles noch nicht genug, sie von der Exiſtenz des so gefürchteten Geiſtes zu überreden

reden, und dieses alles für eine Würkung seines Wesens zu halten. — Der Gedanke: Räuber — so sehr ihn auch die Vermuthungen ihres Vaters, des Grafen von Sassenburg, unterstützten — wollte sich doch nicht reimen mit dem Betragen und dem Anstande desjenigen, den sie für den Burgherrn einer ihr unbekannten Veste hielt, wohin man sie unwissend gebracht hatte. Unter Räubern dachte sie sich nichts, als zusammen gelaufenes lüderliches Gesindel und der Erinnerung ohngeachtet, den belagerten Berg erstiegen zu haben, ahndete sie ganz und gar nicht, sich unter den Ruinen der väterlichen Burg fest gehalten zu sehen.

Indem sie so bei sich hin und her überlegte, und die Erfüllung des ihr gegebenen Versprechens, in Freiheit gesetzt zu werden, erwartete, fühlte sie sich mit einmal durch ein fürchterliches Getrassel, als ob ungeheuere Felsenmassen über ihrem Haupte zusammen stürzten, unterbrochen und sah sich von allen Seiten von einer mehr und immer mehr auf sie eindringenden Flamme umgeben. Sie suchte sich im äußersten Winkel ihres Zimmers zu retten; aber

umsonst! — und das Wort Freiheit schien ihr in diesem Augenblicke bloß die Benennung des schrecklichsten Todes zu seyn. Im heftigsten Anfall dieser Angst hörte sie dreimal ihren Namen rufen; aber sie vermochte nicht, die Aufforderung zu erwidern, und fühlte sich, in der heftigsten Sinnenbetäubung, dem packenden Elemente entrückt, beim lieblichen Geräusch einer sanft tönenden Musik nach einigen Minuten ans Ufer eines rieselnden Bachs, dessen kristallreiner Quell ihrem durstigen Gaumen den herrlichsten Labetrunk bot, versezt. Schüchtern weilten ihre Blicke auf den Gegenständen, die jezt vor ihr Auge hintraten, und die Unerklärbarkeit dieses Naturspiels gab ihr Stoff zu neuen Betrachtungen. Schon glaubte sie, im Freien zu seyn, und wagte es, sich von ihrem Lager empor zu schwingen, den Ausgang des Labirinths, das einem süßduftenden Blumen- und Fruchtgarten ähnlich war, aufzusuchen, und von den sich ihr darbietenden Früchten etwas zu ihrer Erhohlung zu genießen. Aber wo sollte sie ihn finden? — Sollte sie vor- oder rückwärts gehen? — Rechts oder links ihren Weg einschlagen? — Allenthalben, wo sie hinblickte,

öfneten sich ihr Wege, auf welchen sie glaubte, ihr Ziel zu erreichen, und hatte sie diesen, oder jenen eine Weile verfolgt, so sah sie sich nach Verlauf von mehr oder weniger Minuten wieder auf demselben Platze. Bald dünkte sie die verführerische Musik näher und bald entfernter zu seyn, und veranlaßte sie, da sie sich allein und keine menschliche Seele um sich her erblickte, die ihr hätte zum Wegweiser dienen können, ihrem von Zeit zu Zeit zunehmenden Lautreden zu folgen, und wenn sie glaubte, dem stärker und immer stärker rauschenden Orchester nahe zu seyn, so war es abermals Täuschung, und die Musik tönte gerade aus der entgegengesezten Zone auf sie her.

So wandelte sie mehrere Stunden in den Blumengängen dieses Irrgartens ohne Trost und Hofnung, einen Ausweg zu finden, umher, und gerieth mehrmals in Versuchung, sich an balsamischen Wohlduft der mannichfaltigen Blumen und Gewächse zu ergötzen. Sie grif nach einer Rose — und sie schwand unter ihren Händen; sie berührte eine Nelke — und fühlte ihren Schwanenarm von

Dornen verletzt; sie beugte sich, eine Erdbeere zu pflücken — und erblickte in der Hand einen rothen Kiesel. Allenthalben sah sie ihre Versuche, sich an den vermeintlichen Naturerzeugnissen zu laben, mislingen und diese schikanöse Behandlung des Schicksals erinnerte sie jezt erst an die Worte des Unbekannten, der ihre Geduld durch diese Prüfung auf eine so harte Folter spannen konnte.

Von dem unaufhörlichen Streben und Forschen nach Aufklärung und Freiheit müde, des rastlosen Hin- und Herdenkens und Ueberlegens überdrüßig und gepeinigt vom nagenden Hunger, fühlte sie ihre Kräfte erschöpft, und sehnte sich nach Ruhe: aber die zirkelförmige Wanderung bot ihr kein Plätzchen dar, und die einbrechende Nacht verstattete, ihr fast nicht weiter zu gehen. Sie sank unter einen Baum und schlummerte mit dem Gedanken: Sey standhaft — in wenig Minuten ein. Doch dieser Schlummer war nicht von langer Dauer, und sie fühlte sich eben so bald von fürchterlichen Träumen beunruhigt, als vom Geprassel rollender Donner aufgeschreckt. Schauerlich war die Nacht. Brausende

Winde heulten durch die Luft, die Blize fuhren kreuzweis durch einander, gewaltsame Regengüsse strömten fluthenweis auf sie herab, und sie fühlte sich, gleichsam am Boden geheftet, unvermögend, sich aufzuschwingen und dem immer heftiger werdenden Ungewitter zu entrinnen. Schier glaubte sie, den jüngsten Tag erlebt zu haben, als sie sich mitten im Feuer erblickte, Bliz und Donner um sie her einen Reihentanz tanzten, und der Baum, an den sie sich gelehnt hatte, von oben bis unten hinaus zerberstete, und sie, ihres Rückenhalts beraubt, in eine mehr als Stundenlange Betäubung fiel.

So schrecklich, Muth und Hofnung benehmend auch diese Prüfung war, so hatte sie doch die heldenmüthige Dirne glücklich überstanden und fühlte sich, als sie ihrer Besinnungskraft wieder mächtig war, durch einen anhaltenden Schlaf gestärkt. Ihre Bewunderung stieg aufs höchste. Der Raum, der sie umgab, hatte das Ansehen eines fürstlichen Wohnzimmers, und zeugte, gleich stark an Pracht und Simplizität, von glücklicher Auswahl und Geschmack seines Besitzers. Sie selbst lag auf einem

ſeidenen Ruhekiſſen und ſtaunte, als ſie ſich des ſchrecklichen Wetters von voriger Nacht erinnerte, ihre Kleidung trocken zu finden. Begierig, welcher Verſuchung ſie in dieſem ſchmeichelnden Aufenthalte von neuem ausgeſezt ſeyn würde, beſchäftigte ſie ſich abermals mit Nachdenken über die wunderliche Leitung ihres Schickſals, und verwarf mehr denn einmal die Meinung ihres Vaters: daß Räuber im Innern des erſtiegenen Felſen ihre Wohnung aufgeſchlagen und ſie auf eine ſo gaukleriſche Art in ihren Schlingen gefangen hätten. Mitten in dieſen Betrachtungen fand ſie ſogar ihre Erwartung übertroffen und ahndete nicht, daß die Prüfung, zu der ſie erwacht zu ſeyn glaubte, ihrem Leben gefährlicher werden könnte, als die Menge der bereits beſtandenen Abentheuer.

Eine Dame in der Blüthe ihrer Jahre, aber mit faſt bleicher abgehärmter Wange trat zu ihr ins Zimmer und reichte ihr einen Becher Wein und etwas Backwerk zur Erhohlung dar. Unſchlüſſig, ob ſie die kredenzten Erfriſchungen annehmen, oder zurückweiſen ſollte, ſtaunte Elsbeth die reizende Hebe

an, die das Mißtrauen des vermeintlichen Ritters augenblicklich bemerkte und seinem Argwohn Grenzen zu setzen, zuerst aus dem Becher auf seine Gesundheit trank, und ihn bat, ihr Bescheid zu thun.

„Ist dieß auch Täuschung?“ fragte sie, nach dem Becher greifend und die Nothwendigkeit fühlend, ihren Nahrungsbedürfnissen Befriedigung zu reichen.

„Seyd außer Sorgen, Ritter! erwiderte die Schöne, eure Furcht ist ungegründet. Kanns euch freilich nicht argen, wenn ihr Mißtrauen habt; doch — überzeugt euch selbst — ich bin Mensch, wie ihr —“

„Wenn anders diese Gestalt nicht trügt,“ fiel ihr Elsbeth in die Rede, und weilte mit ihren Blicken unveränderlich auf dem Gesicht ihrer Gegnerin.

„Möchte gern euer Zutrauen gewinnen, unglücklicher Jüngling! — Doch trinkt erst einmal — versucht, ob der Wein —“

„Ha! ihr wollt mich treuherzig machen, schöne Schlange!“

„Mit nichten!“ — Hier perlte eine Thräne im Auge der göttlichen Mathilde — Mathilde? —

— Nun ja! wer war, wer konnte es anders ſeyn, als die göttliche Mathilde, die dem jungfräulichen Ritter den Labebecher kredenzte? — Mathilde, die mit ſo ſchweſterlicher Theilnahme des kranken Jaromirs pflegte? — — „Einſt war ich auch glücklich!“ ſagte die Weinende und trocknete mit dem Schweißtuche die bethränte Wange. —

„Ihr waret — ?“ unterbrach ſie Elsbeth, faßte unwillkührlich die ſamtene Hand ihrer — Freundin — der gegenwärtige Augenblick kettete ihre Herzen unauflösbar an einander — und überzeugte ſich von der Wahrheit deſſen, was ſie ſo gern noch länger bezweifelt hätte.

„Glücklich —“ war Mathildens Antwort, und ein tiefer Seufzer leiſtete der eben ſo unglücklichen Elsbeth Gewähr dieſes Geſtändniſſes. — „Seyd auf eurer Hut, Ritter!“ fuhr Mathilde fort, als Elsbeth ihr näher trat und ſie mit ihren Heldenarmen umſchlang, ihren Schmerz an dem Buſen ihrer Freundin freien Lauf zu laſſen — „Dieß iſt das Ziel eurer Prüfung! Der lezte Augenblick ist

der wichtigste; von ihm habt ihr Leben oder Tod zu gewarten.

„Fürchtet nichts, unglückliches Weib: entgegnete die unerschrockene Ritterstirne — denn das seyd ihr doch; — dieser Arm wird mich und euch schützen.“ Indem sie dieses sagte, riß sie sich los von ihrer Freundin und bemächtigte sich augenblicklich des auf dem Tische liegenden Schwerdts, das sie sogleich für das ihrige erkannte, ohne sich darum zu kümmern, wie? und wann? und durch wen? es dahin gekommen war.

„Ums Himmelswillen, Ritter! sagte Mathilde dringend bittend — verlaßt euch nicht auf eure Stärke; Pfaffenlist und Trug sind gröser, und dieß sind die Schlingen, in denen ihr fallen müßt.“

„Ruhig: erwiderte Elsbeth lächelnd — ich habe Waffen, die mich schützen werden, wenn dieses Schwerdt bricht —“

„Und diese sind?“

„Die Waffen eures und meines Geschlechts.“

„Eures — und meines Geſchlechts? — Himmel! ſo wäret ihr — kein Ritter? — Wäret ein Mädchen?“

„Getroffen! — Mein Name iſt Elsbeth.“

„Elsbeth? — Unglückliche Freundin! wie kam es, daß ihr dieſe Kleidung wähltet?“

„Wenn ihr wüßtet — wenn ich euch trauen dürfte —“

„Elsbeth! wollt ihr eurer Freundin länger noch wehe thun? — Thut das nicht, Liebe! — Ihr ſeyd nicht die einzige Unglückliche; ich bins ja auch — vielleicht aus gleichen, wenigſtens aus ähnlichen Urſachen —“

„Laßt hören!“

„Mein Name iſt Mathilde; Italien mein Vaterland. Robert von Eckſtein liebte mich; ich geſtattete ihm Zutritt und unter dem Vorwande, bei meinem Vater um mich zu werben, entriß er mich den Augen meiner Duegna und führte mich in dieſe Felſenwohnung, die ihres Glanzes ohngeachtet, mir mit jedem Tage verhaßter wird. Er zwingt

mich, ihn zu lieben — und ich kann nicht: denn sein Gewerbe entspricht nicht seinem äußern Ansehen —“

„Wäre es möglich — doch verzeiht, Liebe! laßt euch nicht stören —“

„Ich kann und mag nicht das Weib eines Räubers seyn —“

„Eines Räubers? — Gott! — Mathilde! ihr seyd noch unglücklicher, als ich.“

„Meint ihr? — War Liebe nicht die Ursache —?“

„Ja! sie war's — sie ist's. — Ha! wenn ihr ihn kennen solltet —“

„Den Treulosen?“

„Pfui! nennt ihn nicht treulos — er ist unglücklich — Jaromir ist unglücklich!“

„Jaromir? —“

Hier sanken die leidenden Freundinnen unwillkührlich einander in die Arme und suchten Linderung ihrer Leiden in der Mittheilung gegenseitiger Gefühle. Sie schwiegen einige Augenblicke; aber faß

in einem Moment brachen beide die Pauſe ab, und Elsbeth wiederhohlte einigemal den Namen ihres geliebten Jaromirs, indem Mathilde abſichtlich, oder nicht, mit herzlicher Theilnahme ihn bedauerte und ſagte: „Der Unglückliche! er hat viel gelitten —“

„Viel gelitten? wiederhohlte Elsbeth ſehr bedächtig und fragte: Wiſt ihr das? — Kennt ihr ihn? — Habt ihr ihn geſehen?“ — Mathilde bejahte dieſe Fragen, und war ſchon im Begriffe, ihrer Freundin, die ſie noch mit ihrem Arm umſchlungen hielt, näheren Aufſchluß über dasjenige zu geben, was ihr vom Schickſal dieſes eben ſo liebenswürdigen, als unglücklichen Jünglings bekannt war, als im nemlichen Augenblicke Bernhard hereinſtürzte, die Damen warnte, auf ihrer Huth zu ſeyn, ihre Stellung zu verlaſſen, und mit einmal vor ihren Augen verſchwand.

Mathilde riß ſich aus den Armen ihrer Freundin los, und Elsbeth hatte nicht ſo viel Zeit, über das, was ſie geſehen und gehört hatte, lange nachzudenken. Bernhard war kaum durch den Fuß-

haben hinabgesunken, so öfnete sich unvermerkt die Thüre des Zimmers und Robert stand vor ihnen und die Vornehmsten des Bundes folgten ihm. „Glück zu, Ritter! redete er die Verkleidete an, die sich auf eine neue Prüfung gefaßt machte — dieser Dolch war für euch bestimmt; aber ihr habt bestanden und seyd würdig befunden worden, in unsern Bund aufgenommen zu werden. Drei Tage gebe ich euch Bedenkzeit, und ihr habt nur zwei Dinge zu wählen, Leben oder Tod. Diese Frist wird hinlänglich seyn, euch mit den Gesetzen des Bundes, wie mit der innern Verfassung dieser Wohnungen bekannt zu machen, und die Wahl bleibt eurem freien Willen überlassen. Immer eins, ihr möget Behagen daran finden, oder nicht, ihr gehört nicht mehr euch selbst an. Ein Glied an der großen Kette der Menschheit gehört euer Leben dem Universum, euer Thun und Lassen ist Einwürken ins Ganze, eure Verbindung mit dem Bunde, dem ihr schwöret, dem allgemeinen Interesse Vortheil und widersezliche Weigerung — Tod.“

Elsbeth schwieg und verbarg absichtlich die kühnen Entwürfe, mit denen sie schwanger ging. Sie

ſah ſich in der Nothwendigkeit, der Uebermacht zu weichen, ſezte ihr Vertrauen auf die allwaltende Vorſicht und auf den Beiſtand ihrer Freundin, deren Blicke Theilnahme verriethen, ſie warnten, vorſichtig zu ſeyn und ihr zu verſtehen gaben, daß ſie mit Klugheit wählen ſollte. „Ich werde euch meinen Hausmeiſter zum Wegweiſer geben,“ fieng Robert von neuem an, faßte Mathilden liebreich unter den Arm und führte ſie durch die Menge der Umſtehenden, die ihn begleiteten, hinweg.

Sich ſelbſt überlaſſen, benuzte Elsbeth die wenigen Augenblicke, die man ihr, allein zu ſeyn, verſtattete, dachte dem ganzen Verlauf der Sache nach und überlegte weislich, was ſie in ihrer gegenwärtigen Lage zu thun, oder zu laſſen habe. „Iſt das die verſprochene Freiheit? — Haben Ritterwort und Ehre ſo wenig Gehalt in dieſen Wohnungen? — Doch läßt ſich von einem Räuber mehr erwarten? — Iſt Robert von Eckſtein nicht an der Spitze dieſer Verworfenen, die ihre Greuelthaten in den Mantel der Gerechtigkeit hüllen, und ihrem Gewerbe den Anſtrich thätiger Beförderung des öffent-

lichen Interesse geben? — Bin ich nicht in der Gewalt dieser Ungeheuer, die sich brüsten, zum Wohl ihrer Nebenmenschen zu arbeiten und besser seyn wollen, als diese? — Bleibt mir nur irgend etwas übrig, als durch List mich ihren Klauen zu entwinden? — Was ist zu thun?" — Indem sie so bei sich selbst überlegte, trat Bernhard bei ihr ein, entledigte sich des vom Stuhlmeister des Bundes, wie er Roberten von Eckstein nannte, erhaltenen Auftrags, und bat sie, ihm zu folgen, nachdem er ihr zuvor noch einen Becher Wein kredenzt hatte, weil die Wanderung, die sie antreten sollte, mit mancherlei Unannehmlichkeiten und Beschwerden verknüpft war und sie dieser Stärkung bedürfte.

Schweigend folgte ihm Elsbeth und er führte sie zuerst in den obern Theil des Felsen durch mehr oder weniger unwegsame, aufwärts gehende, finstere Schluchten, verwitterte Felsentreppen und Wendelgänge zum höchsten Gipfel des Berges und zeigte ihr den Fleck, auf welchem sie gestanden hatte, ehe sie zu jenem aromatischen Felsenzimmer auf den elastischen Sofa hinabgesunken war, auf welchem wir sie

nach ihrer Verschwindung wieder fanden. „Hier sagte er, ist die Wohnung des Berggeistes, der seit funfzehn Jahren her die einfältigen Kingräner beunruhigte. Schaut 'nmal her, Ritter! soll einem nicht schwindeln, wenn man da hinablinzt?“ — Mit diesen Worten führte er sie unter das Burgthor der alten Veste, die sie für die nemliche erkannte, bei welcher sie das erste nächtliche Abenteuer bestanden hatte, ohne sichs in die Gedanken kommen zu lassen, daß ihr Führer und der erwähnte Berggeist eine und eben dieselbe Person seyn könnte. Sie staunte eben so sehr über die unabsehbare Tiefe, zu welcher sie durch die unbedeutende Oefnung, die sie damals nicht bemerkt hatte, hinabgefahren zu seyn glaubte, als über die Unverschämtheit ihres Wegweisers, der zur Zeit noch wenig mit ihr gesprochen und es absichtlich vermieden hatte, ihren Namen zu nennen. „Bin ich verrathen oder verkauft?“ sagte sie zu sich selbst und sah dem schlauen Kapuziner dabei so derb ins Gesicht, als ob sie fragen wollte: Bist du nicht der unverschämte Wollüstling, der sich nicht entblödete, mir auf Kosten meiner Unschuld Rettung und Freiheit zuzusichern? —

aber

aber der Gedanke: das Lamm unter den Wölfen zu seyn — mahnte sie, sich dieser Aeußerung zu enthalten und alles in seinem Gange unbehindert fortgehen zu lassen.

Der listige Mönch bemerkte ihre Verlegenheit, war aber zu fein, ihr durch Fragen wehe zu thun, behielt sich die Wiederhohlung seiner Anfoderung auf einen günstigern Augenblick vor, und vermied, um sie sicherer zu fangen, jeden Anschein tief durchdachter Ränke und Bosheiten. „Nehmt euch in Acht, hub er von neuem an — wer da hinunterstürzt, ist ohne Rettung verlohren. — Ohne sich im mindesten zu verrathen, erzählte er ihr manches Abenteuer, das er in der Gestalt des Berggeistes selbst bestanden hatte, und war so frech, ihr nicht allein die Geschichte von Roberts unrechtmäßiger Besitznehmung des Kingräher Waldes und der ehemaligen Veste Drzeskowetz zu erzählen, sondern sogar das kühne Unternehmen des Sassenburgers, den vermeintlichen Berggeist zu bannen, als ein thörichtes, lächerliches und unausführbares Beginnen zu schildern.

Dieß war in der That eine härtere Prüfung für das Herz der edlen Grafentochter, — denn sie mußte ihre ganze Standhaftigkeit auffodern, sich nicht zu verrathen — als die bereits überstandenen, und es kostete ihr in der That Mühe, ihren Unwillen zu bergen, da sie sich mit jedem Augenblicke mehr von der Wahrheit ihrer Vermuthung überzeugte. Bernhard war ihr in der That gefährlicher als Robert. Mönchstrug und Bosheit waren das Abzeichen seines Karakters, und sein Herz lag in seinen Blicken aufgedeckt.

Elsbeth befand sich in der Gesellschaft dieses einzigen, sonst feigen Böswichts wirklich in einer traurigen Lage; seine List begann allmählig ihren Muth wankend zu machen, und hätte fast den verzweifelnden Entschluß in ihr hervorgebracht, ihre Tugend auf Kosten ihres Lebens den Händen der schaffenden Natur unverletzt wieder zurückzugeben, und sich selbst in den unerbittlichen Steinmassen lebendig zu begraben, hätte nicht die Liebe sie von der Ausführung zurück gehalten, und ihr mit der Hofnung geschmeichelt, ihren Bräutigam irgend in

einem Winkel dieſes ſonderbaren Wunderwerks der Natur und Menſchenkunſt lebend oder tod wieder zu finden. Ihr Daſeyn zu nichten, wars ja immer noch Zeit, wenn ſie all' ihr Mühen und Streben vergeblich fand. Dieſer Gedanke allein hielt ihren Muth aufrecht und führte die umherſchweifenden Sinnen des hart beängſteten Mädchens wieder in ihre Schranken zurück.

Jarowirs Leben beſtimmte ihr Leben, ſein Tod den ihrigen. Mit dieſem Gedanken ſtieg ſie auf dem nemlichen Wege, den ſie heraufgekommen war, wieder ins Innere der verrufenen Felſenmaſſe zurück, folgte den Fußtapfen ihres Führers, ohne ihn um irgend etwas zu fragen, oder auf ſeine Reden Beſcheid zu geben, und ſtaunte über den ungeheuern Umfang des Berges von innen, über die vielen Gemächer, die ſich nach der Außenſeite zu daſelbſt befanden, und wahrſcheinlich in den ältern Zeiten theils zur Beobachtung der Gegend, theils zur beſſern Vertheidigung, von den erſten Beſitzern der furchtbaren Veſte waren angelegt worden. Nichts erregte ihre Bewunderung mehr, als ein überaus hohes Ge-

wölbe, deſſen Eingang ſie durch dreimaliges mühſames Herumgehen von außen nach zwo langen Stunden erſt erreichte. Die Wölbung war Natur; aber die übrige Beſchaffenheit dieſes faſt unüberſehbaren Raums war ein Werk menſchlichen Fleiſſes, das um ſo mehr Bewunderung verdiente, je ähnlicher es einem offenen Garten war, der durch die matte Beleuchtung des ſcheidenden Tages dem Auge des Luſtwandelnden eben ſo hohen Reiz gewährte, als durch den Balſamduft der am kühlen Wehen lauer Weſte ſich erquickenden Blumen und Pflanzen menſchliche Sinnen benebelte.

War das nicht — ? hätte ſie bald geſagt: aber noch kehrte ſie Zeit genug wieder zur Beſinnung zurück, dachte das übrige und behielt es bei ſich. War das nicht der Irrgarten, wird man mit Eifer fragen, in welchem wir die ritterliche Dirne unter dem Baume ſitzen ſahen, der ein Opfer jenes ſcheinbar verheerenden Naturereigniſſes wurde? — Ja, liebe Leſer und Leſerinnen! er war es; und nur eine dünne auf Säulen ruhende Decke unterſchied ihn von dem darunter befindlichen Saale, der von

gleichem Umfang und nach Bernhards Aussage, ehedem der Kampfsaal der Familie derer von Eckstein gewesen war. Hier erblickte sie sich mit einmal, vermittelst einer kleinen Stiege, in einem schauerlichen Raume, der das Wohlbehagen, das jenes der Natur gleichsam entwendete Tempe einflößte, in Eckel und Abscheu wandelte und nichts weniger vermuthen ließ, als daß es der Ort seyn könnte, wo jene verführerische Musik die Schritte der dultsamen Pilgerin irre geleitet hatte.

Mehr der Wahlstatt eines aufs Haupt geschlagnen Kriegsheeres, als einem ritterlichen Uebungssaale ähnlich, war dieser ungeheuere Raum das Reliquienhaus unschuldig gewürgter Schlachtopfer menschlicher Raubsucht, bei deren Anblick der schadenfrohe Kapuziner lächelnd vorüber gieng, Elsbeth aber mit weggewendeten Blicken sich des Mißfallens an diesen Denkmälern Kannibalen ähnlicher Mordsucht nicht entwehren konnte. Sie fühlte ihr Inneres sich empören, und äußerte das Verlangen, diesen Schauplatz der schrecklichsten Bosheit zu verlassen. „Wir werden gleich bei Tafel seyn, gab ihr der Mönch zur Antwort und führte sie weiter.“

Der Weg aus dieſer Mördergrube hatte für die heldenähnliche Abentheurerin eben ſo wenig anziehendes, als für die Feder des Dichters etwas der Aufzeichnung merkwürdiges; wir laſſen ſie ihren Weg verfolgen, den ſie, von eben ſo hohem Muthe zu kühnen Unternehmungen für die Zukunft beſeelt, als von Abſcheu für die graſſen Szenen ihrer Felſenwanderung erfüllt, ununterbrochen fortſezte, ohne auszuruhen, oder rückwärts zu blicken, und freuen uns ſie nach einem kurzen Zwiſchenraume von einigen Minuten in das ihr ſchon einmal angewieſene Zimmer rückkehren zu ſehen, in welchem ſie in den Umarmungen ihrer Freundin Mathilde Troſt und Minderung ihrer Leiden fand. Es war juſt Mittag, als ſie hier ankam, und eine auf zwo Perſonen eingerichtete frugale Mahlzeit auf ſich warten ſah. Wie der gierige Wolf über das wehrloſe Lamm herfällt, ſo ſtürzte der hungrige Mönch über das für ihn aufgetragene Kouvert her, und nöthigte die ihm folgende Rittersdirne, den für ſie beſtimmten Plaz einzunehmen; aber die eckelhafte Erinnerung des wenig Augenblicke zuvor durchwanderten Knochenhauſes vergällte ihr den Appetit zu eſſen, und ein

Becher Wein war alles, was sie genoß, indeß der gefräßige Kapuziner dem schlottrigen Magen Befriedigung gewährte, und die aufgetragenen Speisen rein aufzehrte.

So wenig auch in der gegenwärtigen Lage Elsbeth zum Lachen geneigt war, so konnte sie sich doch beim Anblick ihres Gesellschafters, dem es so gut schmeckte, als hätte er in drei Tagen keinen Bissen gegessen, eines kleinen Spottes nicht enthalten, indem sie sagte: Es scheint, als hättet ihrs vorher gewußt, daß eure Knochenmahlzeit mich satt machen würde! — Bernhard entschuldigte sich mit der Weitschweifigkeit der nachmittäglichen Wanderung, und ließ sichs noch einmal so gut schmecken, je freiwilliger die edle Sassenburgerin der Bequemlichkeit des geistlichen Herrn zu Hülfe kam und ihn bat, sie für heute mit der Fortsetzung ihrer Höhlenwanderung zu verschonen. Auch er pflegte gern seines Leibes, wie dieß von jeher unter seinen Amts- und Ordensbrüdern Brauch und Sitte war, und willfahrte der Bitte des verkleideten Mädchens um so bereitwilliger, je mehr ihm daran gelegen war, sich

durch eine anſtändige zuvorkommende Behandlung der ſchönen Grafentochter beliebt, und ihr Herz ſeinen Wünſchen geneigt zu machen. Zwar behelligte er ſie ſo bald nicht wieder mit jenem Antrage, den er ihr ſchon einmal gethan hatte, aber er gieng mit langſamen Schritten, wie die Katze um den Brei herum, ſuchte durch künſtliche Verſtellungen ſeiner Sprache, ſeines Geſichts, ſeiner ganzen Figur das ſchwankende Mädchen in einer ſteten Ungewißheit über ſeine Perſon zu erhalten, und bemühte ſich, ihr den Aufenthalt in den ihr zum Theil noch unbekannten Wohnungen, und beſonders die ihr geſtattete Bedenkzeit erträglich und angenehm zu machen.

Kaum hatte er ſie verlaſſen und ihr Zeit zum Nachdenken verſtattet, ſo fühlte ſie ſich bald durch die Ankunft ihrer Freundin, die ſie der Vermittelung ihres ſechzigjährigen Anbeters zu danken hatte, für die Beſchwerden der bereits zurück gelegten Felſenwanderung, für die ihr läſtige Geſellſchaft des zudringlichen Kloſterbruders und überhaupt für die Unannehmlichkeiten ihrer Gefangenſchaft entſchädigt. Wenigſtens ſo lange, als ſie beiſammen waren, fan-

den sie ihr Schicksal erleichtert, und Trost und Linderung ihrer Schmerzen in der gegenseitigen Ergießung und Hingebung ihrer Seelen. Der Tag verfürich ihnen unter der umständlichern Erzählung ihrer Lebensgeschichten schneller, als sie wünschten, und sie trennten sich ungern; aber der Abend nöthigte sie, ihre Unterredungen abzubrechen und auf einen der kommenden Tage zu versparen.

Inzwischen begegnete der heldenmüthigen Dirne die Nacht hindurch und den ganzen folgenden Tag über nichts von Erheblichkeit, das ihr ihre Gefangenschaft hätte unleidlicher machen können; sie sah nicht allein ihren Nahrungsbedürfnissen zur gehöriger Zeit und in reichlicher Maaße abgeholfen, sondern sie fand auch Beschäftigung und Stoff zum Nachdenken in den ihr vorgelegten Gesetzbüchern des Bundes und andern, die Geschichte und innere Verfassung dieses schauerlichen Felsens umfassenden Schriften, die sie beim Erwachen vor sich liegen sah. Weiter nicht um die Art und Weise, wie sie dahin gekommen waren, sich kümmernd — denn sie hatte nun einmal den Entschluß gefaßt, auszuharren und das

Ende der Komödie abzuwarten, war nur zu gewiß überzeugt, daß ihre Peiniger Menschen von einer nicht gemeinen Klasse waren, und daß alles, was um sie her vorgieng, natürlich seyn mußte — machte sie von den ihr dargebotenen Beschäftigungen Gebrauch und suchte sich durch Lesung der Urkunden und übrigen Bücher die Langeweile zu kürzen. Auffallend lächerlich war ihr gleich beim ersten Anblick der Gesezbücher des Bundes der Name Helaldiel, der auf ihren denkenden aufgeklärten Geist gerade die entgegengesezte Würkung hatte und ihr ein herzliches lautes Lachen abnöthigte, den bigoten sonst unerschrockenen Fehd'- und Waffenbrüdern ihres Vaters aber Furcht und Schrecken eingejagt haben würde. Der eigentliche Inhalt aber zeugte von einem denkenden Kopfe, und wär fast vermögend gewesen, ihr Achtung für den Verfasser einzuflößen, wenn nicht zugleich der Gedanke in ihrer Seele aufgestiegen wär, daß derselbe kein anderer seyn könnte, als der Tiraun, der ihrer Freiheit Fesseln anzulegen sich erirechte.

Mehr, als diese, belustigten sie die Geschichtsbücher der alten Ritterveste, die von den frühesten

Zeiten ihrer Entstehung her immer die Freistatt fehdesüchtiger und auf Raub ausgehender Horden gewesen war, die bei den Besitzern dieser von Natur unüberwindlichen Burg Obdach und Sicherheit gefunden hatten. Nur von Zeit und Stürmen verwittert, und von den spätern Besitzern bald aus Haß und Abscheu für Ungerechtigkeiten, bald aus Furcht und blindem Aberglauben verlassen, war davon nichts mehr übrig geblieben, als das alte Gemäuer, das dem vermeintlichen Berggeiste, der seit dem Verscheiden des letztern Erblassers daselbst hauste, seine Felsenwohnung sicherte, und das Hinzunahen der Menschen verhinderte. Die bis zum äußersten Gipfel des Gebürges gehenden, schon ehedem sehr beschwerlichen Wege waren eben so sehr durch verwilderte Holzungen, als durch herabgestürzte Steinmassen unzugänglich, und zuweilen ganz unsichtbar geworden; mithin das Hinaufklimmen von außen sehr beschwerlich, und mit äußerster Lebensgefahr verknüpft. Zwar freute sich Elsbeth nicht wenig, das Eisenhaar des Giganten gefaßt, und durch das bestandene Abentheuer Gelegenheit gefunden zu haben, sich mit dem Innern desselben be-

kannt zu machen, und wenn es ihr glücken sollte, der Sklaverei zu entfliehen, vielleicht den tapfern Armeen ihres Vaters den Weg gebahnt zu haben, den Feind auf einer vortheilhaften Seite zu fassen, und einen förmlichen Sieg über ihn zu nehmen; so that es ihrem Herzen doch wehe, sich in solcher Ungewißheit zu sehen — denn sie wußte so nicht, wie lange das Possenspiel, das man mit ihr trieb, noch dauern würde, — und von dem Schicksal ihres geliebten Jaromirs, den sie mit Wahrscheinlichkeit in den Händen ihres eigenen Tirannen vermuthete, zur Zeit nicht das mindeste noch in Erfahrung gebracht zu haben. Mit Verdruß erblickte sie sich in einer unverschuldeten Unthätigkeit und sah die großen Pläne und Entwürfe ihres Geistes zur Zeit noch vereitelt und sich genöthiget, ihrem Herzen Zwang zu thun, Geduld und Vorsicht mit einander zu verbinden und allmählig nur sich ihrem Ziele zu nähern.

Doch sie erreichte es früher, als sie geahndet hatte. Der zweite Tag ihrer Bedenkzeit neigte sich zu seiner Vollendung und Elsbeth sank, nachdem sie zuvor von den auf eine besondere Art ihr vorgesetzten

Erquickungen etwas zu ſich genommen hatte, in einen eben ſo ruhigen, als anhaltenden Schlaf, aus dem ſie erſt nach einigen Stunden wieder erwachte, ohne ſich von fürchterlichen Träumen beunruhigt zu fühlen. Dieß iſt der Entſcheidungstag, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, als ſie, durch das dumpfe Geläute der Felſenglocken aufgeſchreckt, ſich von ihrem Lager erhob, und ſtatt der geſtrigen Tages vor ihr offen liegenden Schriften und Urkunden nichts weiter auf dem Tiſche erblickte, als ein von der Hand ihrer Freundin Mathilde geſchriebenes Billet folgenden Inhalts:

„Fräulein!

„Unſre Rettung heiſcht duldſames Ausharren. Der Name Benno von Helffenſtein wird „euch die Aufnahme in den Bund der Brüder „erleichtern, und des Wiederſehens beſeligen „verſichern, der das Herz der liebenswürdigen „Tochter des Grafen von Saſſenburg gefeſſelt „zu haben ſich glücklich ſchäzt. Ohne Jaromir „und Elsbeth wäre dieſe Wohnung eine Hölle „für

Mathilden.“

Kaum hatte ſie die wenigen Zeilen geleſen und ihre Vermuthung, den Geliebten ihres Herzens in irgend einem Winkel der ihr ſo verhaßten Felſenwohnungen aufſuchen zu müſſen, durch das Billet ihrer Freundin beſtätigt gefunden, ſo hörte ſie die Tritte eines Mannes dem Pförtchen ihres Gefängniſſes näher kommen. Sie verbarg das Briefchen in ihrem Ritterwammes, indem Bernhard bei ihr eintrat, ſie aufs freundlichſte grüßte, an die Fortſetzung ihrer Höhlenwanderung mahnte und ihr einen vollen Becher zum Frühſtück reichte. „Es iſt der lezte Tag, ſagte er — noch ſtehts in eurem freien Willen, euch den Gefahren auszuſetzen, die mit der Aufnahme in den Brüderbund verknüpft ſind, oder auf ewig eurer Freiheit zu entbehren, und nach gerade wohl gar eines langſamen Todes zu ſterben. Wollt ihr keins von beiden, ſo vertraut euch mir. In meiner Gewalt allein ſteht es, euch eure Freiheit wieder zu geben, oder den Brüdern des Bundes zu überliefern.“

Elsbeth merkte, wo der alte ſchlaue Sünder hinaus wollte, und ſie wählte zu ſeiner nicht geringen

Verwunderung das letztere; denn sie berechnete augenblicklich, wie groß der Unterschied zwischen einem sechzigjährigen Wollüstling und einem blühenden Jünglinge von vier und zwanzig Jahren seyn müßte, und daß sie treulos an Jeremir handeln, ihr auch überdieß mit ihrem alleinigen Einkommen nichts gedient sein würde. Wollte Bernhard nicht zudringlich scheinen, so mußte er sichs schon gefallen lassen, und ihr den Willen thun. Er verlohr ja dabei nicht das mindeste; im Gegentheil hätte er ja seinen Zweck vielleicht mit weniger Mühe erreichen können, wenn sie unter dem Namen irgend eines jungen von Adel wäre in den Bund aufgenommen, oder im unverhofften Falle zu ewiger Gefängniß- oder Todesstrafe verdammt werden. Er hatte ja allenthalben freien Willen und konnte nach den Verhältnissen, in denen er mit dem Bunde stand, nach Gefallen schalten und walten; daß Elsbeth ihr Geschlecht so lange, als möglich, verborgen halten würde, war eine ganz natürliche Schlußfolge von der Absicht ihrer Verkleidung und ihres männlichen Benehmens. Er schwieg und dachte, der Fall mag kommen, wie er will, so ist die Dirne immer in deiner

Gewalt. Niemand konnte ihr ihre Gefangenſchaft mehr erleichtern, als er. Vermöge der Stelle, die er unter dem Namen eines Hausmeiſters bekleidete, hatte er die Schlüſſel zu den ſämtlichen Behältniſſen und konnte ungefragt hingehen, wohin er wollte. Dieſe Freiheit hatte er ſich bei Abtretung ſeines ehemaligen Poſtens an Robert von Eckſtein ausdrücklich vorbehalten; und dieſer konnte ſie ihm auch um ſo eher geſtatten, je nützlicher und unentbehrlicher ihm die Perſon des geübten Magikers war, der durch ſeine Künſte ihm eben ſo viel Sicherheit und Vortheile verſchafte, als durch die glücklichen Folgen ſeiner Geiſterrolle, durch die er den immer mehr um ſich greifenden Aberglauben ſeines Zeitalters zuſehends beſtärkte.

Nicht genug, daß dieſe anſteckende Krankheit ſeit vielen Jahren ſchon unter den Landleuten der umliegenden Gegend fürchterlich gewüthet und manches Unheil angerichtet hatte: ſondern weit und breit hatte ſie Herz und Sinnen der tapferſten Ritter und Edlen vergiftet und nur wenige unter ihnen waren, die der Sache keinen Glauben beimeſſen konnten,

noch

noch wollten, theils aber zu schwach waren, sich der Untersuchung oder gänzlichen Verbannung des gefürchteten Berggeistes zu unterziehen, theils aus Familienverhältnissen und Furcht, für Ketzer gehalten zu werden, es nicht wagen durften, darüber laut zu werden und ihre Meinung öffentlich zu sagen.

Indeß nun die heldenmüthige, unsrer Verwunderung würdige Rittersdirne die im untern Theile der ungeheuern Felsenmasse befindlichen Gänge, Höhlen und Gemächer, die größtentheils von Menschen bewohnt zu seyn schienen und außer den unterirdischen Gewölben, die die verschiedenen Abtheilungen des Burgverlieses der alten Ritterveste ausmachten, nur selten etwas abschreckendes hatten, bis zum äußersten Ausgange derselben durchstrich und sich auf die früher oder später erfolgende Aufnahme in den ihr verhaßten Brüderbund gefaßt machte, waren Mathilde und Jaromir, der sich von seiner Krankheit so ziemlich erholt hatte, auch nicht unthätig gewesen.

Gott befohlen, holdes, liebevolles Mädchen! die Vorsicht leite deine Schritte! Sie schütze deine

Tugend für den Anfechtungen des in Schaafskleidern dir zur Seite ſchleichenden Wolfs und gebe dir Muth und Standhaftigkeit, den Gefahren, die dir drohen, die Stirn zu bieten und dem Augenblick deiner Rettung mit Geduld und Gelaſſenheit entgegen zu wallen.

Die Lage des unglücklichen Jaromir war zwar in etwas erträglicher und, wir können wohl ſagen, um vieles beſſer, als damals, da wir ihn der Pflege und Wartung der theilnehmenden Mathilde übergeben ſahen, die durch ihre faſt mütterliche Sorgfalt nicht wenig zu ſeiner Beſſerung beitrug. Zwar ſah er ſich einige Zeitlang von ihr verlaſſen und ihre Stelle bald durch den Hauptmann ſelbſt erſetzt, bald durch den gottloſen Bernhard, deſſen bübiſches Anſehen ihm auf Augenblicke nur läſtiger war, als die Stundenlange Gegenwart des erſtern, der aus allen Kräften ſich bemühte, den Ritter für ſich zu gewinnen, aber aller Anſtrengung ohngeachtet nichts über ihn vermochte.

Jaromir wagte es nicht selten, seinem Tirannen, wie er Roberten von Eckstein nannte, wegen seines entehrenden Gewerbes Vorwürfe zu machen, und es erregte ihm in der That nicht wenig Bewunderung, sich dessen ohngeachtet von seinem Gegner so glimpflich, ja! — wenn anders es von einem Räuber zu erwarten steht — so freundschaftlich behandelt zu sehen. Er fand in ihm einen Mann von nicht minder großen Geistesgaben, als körperlich guter Bildung, der dem Staate eben so wichtige Dienste zu leisten fähig war, als er durch kühne Unternehmungen der menschlichen Gesellschaft schadete; und es that ihm in der Seele weh, sich nicht mit Freundschaft an ihn anschließen zu können, denn der Gedanke: Räuber — scheuchte ihre Herzen von einander.

Dieß war der Zeitpunkt, binnen welchem Mathilde durch die feurigste Liebe eines Mannes, den sie mit ganzer Seele haßte, entehrt, sich der Bürde entbunden fühlte, die sie unter ihrem Herzen getragen hatte. Es war ein gesunder muntrer Knabe, ganz das Ebenbild seines ehrlosen Vaters, dem die

Freude, Vater zu ſeyn — und das immer abwechſelnde Herzen und Drücken des Kindes und ſeiner Mutter doch nicht die Liebe der geraubten Herzogstochter zu ſichern vermochte. Ihre Geſundheit litt weniger, als man unter dieſen Umſtänden hätte glauben ſollen, und ſchon war ſie wieder im Stande, die Pflege und Wartung ihres Patienten zu übernehmen, als bereits die ſchöne Saſſenburgerin ſich innerhalb den unterirdiſchen Wohnungen der verwitterten Adlerburg befand.

Ihre erſte Verrichtung, nachdem ſie das Wochenbette verlaſſen hatte, war jene Zuſammenkunft mit der verkleideten Ritterdirne, die ſie dem Hanſlmann ſelbſt zu danken hatte. Seine Abſicht war, die Enthaltſamkeit des vermeintlichen Ritters zu prüfen und hintergangen durch den lügenhaften Mönch, der abſichtlich ihm das Geſchlecht der gefangenen Grafentochter verhehlte, vollendete er den Betrug mit eigener Hand. Es war nichts natürlicher, als daß zwo ſo ſtark ſympathiſirende Seelen ſich einander mittheilten und gleich beim erſten Anblick Freundſchaft errichteten. Wie weit ihre Vertraulichkeit gieng,

haben wir bereits gesehen, und schon waren sie in ihren gegenseitigen Geständnissen und Erzählungen auf den wichtigsten Punkt gekommen, den sie berühren konnten, als sie durch die unvermuthete Ankunft des listigen Bernhards überrascht und genöthiget wurden, ihre Unterredungen abzubrechen. Damals folgten wir der unerschrockenen Abentheurerin auf ihrer Felsenhöhlenwanderung unter der Leitung des hungrigen Klosterbruders; jetzt wollen wir Mathilden begleiten, die wir dort dem Hauptmann überliessen, ohne uns weiter um ihren Weg zu kümmern.

Im Krankenzimmer des leidenden Jünglings finden wir die theilnehmende göttliche Menschenfreundin am Bette unsers geliebten Jaromirs. Ihre Gegenwart war ihm Balsam auf die Wunden seines Herzens und durch diese Labsal und Erquickung seinem Körper. So lange er ihrer Pflege und Wartung entbehren mußte, nahm die Krankheit seiner Seele mehr zu, als ab, und er ahndete schon, durch das schleichende Gift der Verzehrung ein Raub des Todes zu werden, ohne seinen Verwandten Nachricht von seinem traurigen Schicksale geben zu kön-

ten. Aber Mathildens Eintritt heiterte seinen trüben Blick auf und der warme Druck ihrer Hand sagte ihm, daß sie ihm etwas wichtiges mitzutheilen habe. Es war ihr erster Besuch nach einer vierzehntägigen Trennung, binnen welcher sie Mutter geworden war. Ein tiefer Seufzer mit einem bedeutenden Blicke auf den anwesenden Robert, der sie dahin begleitet hatte, war alles, wodurch er den herzlichen Gruß seiner Freundin erwiderte. Tief im Innern seiner Seele fühlte der Hauptmann die Verachtung des bessern Jünglings, fluchte dem Unglücklichen, der ihm sein Daseyn gegeben hatte und wagte es nicht, seinem Gefangenen deshalb zur Rede zu stellen. Er entfernte sich mit dem Bewußtseyn seiner Unwürdigkeit eines Kusses von den Lippen der entehrten Prinzessin, der er sich zum Gemahl aufgedrungen hatte und verschloß sich einige Stunden in ein abgelegenes Gemach, wo er durch ernstliches Nachdenken über seine Bestimmung seinem Herzen Luft zu schaffen wähnte.

Jaromir und Mathilde waren allein und konnten sich ungestört den Ergießungen inniger Freundschaft überlassen. „Ich hab' eine wichtige Entdek-

kung gemacht," sagte die liebenswürdige Krankenwärterin, indem sie die Hand ihres Freundes faßte und ihn bat, sie mit Gelassenheit anzuhören, um sich nicht selbst durch eine unvermuthete allzuheftige Erschütterung zu schaden.

„Was es auch seyn möge, erwiderte der Patient, den schier die Hofnung des Besserwerdens verlassen zu haben schien — der Löwe ist gebändigt, seine Stärke hat ihn verlassen und sein Ziel ist — Tod."

„Nicht doch, Jaromir! — Ihr werdet leben, leben für eine bessere Welt — "

„Wahr gesprochen! —" fiel er der Trostbringenden Freundin ins Wort und wollte über die trugloſe Wahrheit dieſes Satzes eine ausführlichere Unterredung beginnen; aber Mathilde ließ ihn nicht zum Worte kommen und sagte: „Leben für die eine, die für euch zu sterben weiß."

Jaromir staunte, sah mit Verwunderung der Redenden hart ins Auge und wußte nicht, was sie eigentlich damit sagen wollte. Kein Wunder, wenn

der Unglückliche argwöhnte, daß Mathildens Freundschaft den höchsten Grad erreicht haben könnte — daß Sehnsucht nach Freiheit und Haß und Abscheu gegen den Tirannen, der ihrem Herzen Zwang anthat, Liebe für ihn erzeugt haben könnten. Zwar scheint dieß einigen Stolz und Eigendünkel zu verrathen; jedoch war's ihm wohl zu vergeben, wenn der Gedanke in ihm aufstieg? — War Mathilde nicht ein Weib? — War sie nicht unglücklich, noch weit unglücklicher, als er? — Wußte denn der Leidende schon, daß Vater und Schwäher und Freund zu seiner Rettung herbeigekommen und Elsbeth ihm so nahe war? — „Ha! wüßtet ihr, wie nahe euch diejenige wär', der ihr euer Herz schenktet." Diese Herauslassung riß den Patienten aus seinen Betrachtungen, wie aus einem Traume, erschütterte sein ganzes Wesen und veranlaßte ihn zu der Frage: „Wen meint ihr?"

„Wen anders, als eure zärtlichliebende Elsbeth?"

„Elsbeth? — Elsbeth? — Mathilde! hab' ich recht gehört: Elsbeth?"

„Nun ja! ihr habt —“

„Darf ich euren Worten trauen? — Oder wollt ihr meinem Leben den lezten Stoß versetzen? —“

„Nicht doch, Ritter! urtheilt euch. — Was ich sprach, ist unverfälscht; Wahrheit. Ihr werdet sie bald sehen, bald in eure Arme schließen. —“

„Gott! wo ist sie? — Sprecht, Mathilde! wo ist sie?“

„In der Gewalt eures und meines Tirannen.“

„Ums Himmelswillen! Mathilde! wie kam das?“

Wider ihre sonstige Gewohnheit etwas voreilig, erzählte ihm Mathilde, was sie zur Zeit von der Ankunft der verkleideten Grafentochter wuste. Daß Jaromir der Eidam des Sassenburgers werden sollte, war ihr zwar aus der eigenen Erzählung ihres leidenden Freundes bekannt; jedoch daß Elsbeth, die sie erst seit einigen Augenblicken kannte, und die ihr weder von ihrer Familie, noch von ihrer Liebe zu dem Ritter von Helffenstein weiter etwas gesagt hatte, würklich die Verlobte Jaromirs war, bestand bloß

in Vermuthungen, die aber im nemlichen Augen
blicke in ihrer Seele zur Gewißheit überzeugten, und
auf den Patienten eine so glückliche Würkung hatten
daß er mit einmal den Unmuth seiner Seele schwin
den sah und sich stark fühlte, das Werk der Erlösung
seiner Freundin, das ihm so manche schlaflose Nach
verursacht hatte, zu beginnen. Aber Mathilde mahnte
ihn, seiner Gesundheit zu schonen und sich nicht zu
früh in die Gefahr zu begeben, die mit der Ausfüh
rung dieses Unternehmens verknüpft war. Die Bit
ten einer solchen Freundin vermochten über das Her
des wieder auflebenden Jünglings alles, ihn zu be
redten und ihrer Klugheit die Veranstaltungen zu
ihrer gemeinschaftlichen Rettung zu überlassen. Sie
verließ ihn, durch ihre Gegenwart gestärkt und mit
neuen Hofnungen belebt und kehrte in die Arme ihrer
jungen Freundin zurück, um sich von ihren Schick
salen näher zu unterrichten, und dem ihrer Pflege
und Wartung anvertrauten Ritter von Helffenstein
so bald als möglich Nachricht ertheilen zu können.

Wir haben nicht nöthig, unsern lieben Lesern
und Leserinnen dasjenige zu wiederhohlen, was wir

bereits oben gesagt zu haben uns erinnern: indem wir glauben, daß aufgewärmter Kohl ihrem Gaumen eben so wenig behagen dürfte, als dem unsrigen, und haben das gute Zutrauen zu ihrer Einbildungskraft, sich selbst den Inhalt jener Unterredung unsrer beiden Freundinnen, die ihnen die Stunden eines langen halben Tags verkürzte, lebhaft zu denken, schlüpfen deshalb darüber hin und schreiten zur weitern Erzählung dessen, was während der der schönen Sassenburgerin verstatteten Bedenkzeit in den Wohnungen der Brüder des verderblichen Bundes sich ereignete.

Indeß sich Elsbeth mit Lesung der ihr vorgelegten Schriften und Urkunden beschäftigte, Robert für sein Theil noch immer im beunruhigenden Nachdenken über sein Schicksal umherschweifte und bald in ein abgelegenes Felsenzimmer sich verschloß, saß Mathilde schon wieder an der Seite ihres Freundes, den sie zu ihrer großen Verwunderung außer dem Bette fand. Sie hinterbrachte ihm treulich, was sie aus dem Munde ihrer lieben Elsbeth vernommen hatte, und was besonders seit seinem Abhandenkommen bis zu ihrem Ausbleiben auf Sermeneck und

bei dem im Walde ſich lagernden Heere vergangen war. Sie berathſchlagten gemeinſchaftlich und hielten es für das beſte und rathſamſte, die einmal in ritterlicher Kleidung erſchienene Elsbeth mit Rath und Vorſchlägen zu unterſtützen. Sie und Mathilde allein mußten zuerſt thätig ſeyn, dem Ritter von Falkenſtein zur Vollendung ihres gemeinſchaftlichen Vorhabens den Weg zu bahnen. In dieſer Abſicht benutzten ſie jenes Billet, das Elsbeth beim Erwachen auf dem Tiſche fand und beim Eintritt ihres verkleideten Beſchützers unter dem Mantel verbarg, und verſprachen ſich von der Befolgung ihres Vorſchlags den glücklichſten Erfolg.

Daß Elsbeth dieſer Warnung pünktlich nachzukommen ſuchte, iſt gar nicht zu bezweifeln. Unerſchrocken folgte ſie der Leitung ihres Führers, immer eingedenk der Worte ihrer Freundin und in der ſchmeichelnden Hoffnung, bald den Geliebten ihres Herzens zu finden und mit ihm der ekelhaften Geſellſchaft zu entfliehen. Als ſie nun ſo die dunkeln Gänge, Höhlen und Gemächer im unterſten Theile des Felſen durchwanderte, wurde ſie, abſichtlich oder

nicht, von dem Mönch in die Wohnzimmer des Hauptmanns und der unglücklichen Mathilde geführt, in deren einem sie den schuldlosen Säugling fand, der in der Wiege schon seinem Vater zu fluchen Ursache hatte; nirgends aber ließ ihr der Schändliche Zeit, sich lange zu verweilen, und sie mußte ihm durch mancherlei Krümmungen, Treppen auf und niedersteigend, folgen, bis sie endlich am Eingange einer Halle stand, in deren Hintergrunde eine Thüre befindlich war, die ihre Neugier besonders rege machte und bei deren Eröfnung sie gewiß ihre ganze Standhaftigkeit verlohren haben würde, wenn sie ohne alle Vorbereitung dahin gekommen wäre.

Himmel! welch eine überraschende Szene — Jaromir und Mathilde! — Auch für diese überraschend, denn sie waren nicht darauf vorbereitet. Der hübsche Mönch, dessen scharfsichtigen Blicken nichts entgieng, hatte die Karten so zu mischen gewußt, daß ihm auch die Verbindungen des Ritters von Helfenstein mit der Sassenburgischen Familie kein Geheimniß waren. Alles, was er unternahm, weckte jedesmal zu seinem eigenen Interesse ab,

ohne das eines andern dabei in Erwägung zu bringen, und schon glaubte er, durch diese unvermuthete Zusammenbringung der Verlobten seinen Zweck um so gewisser zu erreichen. Sehnsucht nach Freiheit und Liebe zum Leben waren ihm zu starke Beweggründe, als daß er hätte an der Erreichung desselben zweifeln können. Schon reute es ihn, sich seiner Unabhängigkeit begeben zu haben, in der er seit funfzehn Jahren gelebt hatte, und die er bei der Vereinigung mit Robert von Eckstein dem Sohne desjenigen abtreten zu müssen glaubte, den er durch seine Ränke und Spitzbübereien in ein endloses Labyrinth geführt hatte, dessen Ausgang sich ihm nicht anders als auf dem Schaffott öffnen konnte.

In dem Augenblicke, da er dieß so überdachte, sann er ein fürchterliches Gewebe. Er sah voraus, was für ein Ende die Sache gewinnen müßte, wenn die Belagerung ihren Fortgang nähme und dachte, daß es besser seyn würde, den einmal verrufenen und für vogelfrei erklärten unglücklichen Sohn jenes berüchtigten Staatsverbrechers der Gerechtigkeit zu überliefern, als über lang oder kurz selbst ertappt und

zur Verantwortung gezogen zu werden. Diesen schändlichen Undank glaubte der Niederträchtige seiner eigenen Sicherheit schuldig zu seyn, und entwarf einen Plan, der des Werk einer einzigen Minute und seinem satanischen Charakter angemessen war. Unter der Bedingung, die innigste Rose zu brechen, wollte er den Hauptmann des Bundes dem Ritter von Helfenstein in die Hände spielen, diesem und der schönen Sassenburgerin ihre Freiheit wieder geben und auf diese Art sich der Gefahr entreißen, die ihn und seine ehrlosen Kameraden bedrohte.

Aber erst wollte er genießen. Darum mußte er den Plan vereiteln, den er entworfen hatte; mußte die Verliebten einander näher bringen, ihre Gesinnungen erforschen, ihren Hoffnungen schmeicheln, und dieß alles mit solchen Drohungen begleiten, zu denen er allein die Mittel in den Händen hatte. Den Hauptmann, so viel als möglich, von beiden entfernt zu halten, und nur dann erst zu warnen, wenn es zu spät seyn würde, sich zu retten, war nothwendig, wollte er anders das Ziel erreichen, nach dem er strebte.

Jaromir und Mathilde! — Diese Gruppe kam der eintretenden Elsbeth eben so unerwartet, als ihre Erscheinung diesen es war. Doch faßten sich beide Theile im nemlichen Moment und befolgten die genommene Verabredung. „Bruder! — Benno! — Jaromir!“ — war alles, was im unverhoften Augenblicke des Wiedersehens von ihren Lippen tönte. Mathilde spielte dabei die Rolle der Unwissenden so vortreflich, daß ein anderer, als Bernhard, hätte glauben müssen, es wäre würklich so gewesen. Er sah wohl ein, daß männliche Standhaftigkeit und Weiberlist die Feinde waren, mit denen er zu kämpfen hatte, und bediente sich in diesem Augenblicke der Gewalt, der er sich gewöhnlich über die Gefangenen des räuberischen Bundes anmaßte, befahl der verkleideten Dirne, sich aus der Umarmung ihres vorgeblichen Bruders los zu reisen, und ihm zur Vollendung ihrer Tageswanderung zu folgen. Er glaubte, eines von beiden sollte sich verrathen, aber der Schalk sah sich überlistet: Elsbeth gehorchte seinem Befehl und folgte ihm mit staunenswürdiger Gelassenheit, die ihm fast bange gemacht hätte,

hätte, wenn nicht wollüstigere Hofnungen seinen Muth aufrecht erhalten hätten.

Bald vor-, bald rückwärts geleitet durch unzählige Gänge und Oefnungen, die sie den Ausgang der unterirdischen Wohnungen vermuthen liessen, erblickte sich Elsbeth spät am Abend des mühvollen Tages in jenem magisch erleuchteten Saale, in welchem wir bereits den kühnen Robert sahen, sich durch den fürchterlichsten Schwur mit jener scheußlichen Räuberbande zu verbinden, die unter der Anführung des gottvergessenen Klosterbruders die schrecklichsten Greuelthaten verübt hatte. Ungescheut wiederhohlte der graue Bösewicht seine wollüstige Foderung, stellte der ritterlichen Dirne die Gefahr vor Augen, in der sie schwebte, und versprach ihr nochmahls Freiheit und Rettung, wenn sie sich weiter seinem Verlangen nicht entgegen setzen würde. „Ihr seyd verrathen, sagte er — doch noch ist es Zeit! Benuzt die lezten Augenblicke eurer Prüfung und — ihr seyd gerettet, oder auf ewig verlohren.“ — Elsbeth stand einige Augenblicke, sah den unkeuschen Foderer hart an und überlegte, was sie thun wollte. —

Noch weiß niemand, wer ihr seyd, stena der lüsterne Mönch von neuem an — mir allein ist euer Geschlecht bekannt. Sucht euch in der Rolle, die ihr bisher spieltet, ferner zu behaupten, schwört den Brüdern des Bundes und es soll euch nicht gereuen, mir auf einige Minuten wohl gethan zu haben. Freiheit und Leben sind ja wohl eines so geringen Preißes werth und euer Freund wird es euch schon Dank wissen."

Elsbeth sah wohl ein, auf welcher Seite sie ihren Gegner fassen mußte, und wie nothwendig es war, List durch List von sich abzuwenden. Sie versprach ihm Erfüllung seines Gesuchs, die ihm augenblicklich hätte werden können, wenn er sich seiner Künste hätte bedienen wollen: aber er befürchtete, sich durch Zwang den Genuß zu vergällen, den freiwillige Hingebung ihm angenehmer machen sollte und enthielt sich deshalb der Gewalt, der er sich vermöge seiner Wissenschaft über sie hätte anmaßen können. Lange unbefriedigt gebliebene Leidenschaft, aufgeregt von neuem durch die verführerischen Reize der jungfräulichen Dirne, war die Klippe, an der die

Kühlosigkeit des erfahrnen Bösewichts scheuderte. Er fügte sich in die Bedingungen, die das unerschrockene Mädchen ihm machte, begnügte sich vor der Hand mit schmeichelnden Hoffnungen und überließ die edle Schöne ihrem Nachdenken, indem er sagte: Es ist eure letzte Stunde. Klugheit leite eure Schritte und Liebe stähle euren Muth! Tod und Leben sind in eurer Gewalt. Scheuet keine Foderung, so hart sie auch seyn möge. Schwört! Schwüre binden nicht immer; ich spreche euch davon los.

Mit diesen Worten verschwand der tolerante Kapuziner und Elsbeth sah sich allein: doch war diesmal ihre Einsamkeit nicht von langer Dauer. „Was auch noch daraus entstehen mag, sagte sie zu sich selbst — es muß doch einmal ein Ende nehmen. Ist Mathilde nicht die warme theilnehmende Freundin, nicht die unbefangene treulose Seele, die sie zu seyn scheint, so hat sie es einst an jenem Tage zu verantworten, daß sie die treuherzige Elsbeth in dieß Labirinth führte, aus dem List allein mich retten

kann. Doch das ist sie nicht, kann's nicht seyn, das ist unmöglich! — Mathilde ist unglücklicher, als Elisabeth! Denn Jaromir lebt, und Klugheit und Vorsicht allein können mir ihn wieder geben. Aber wie? — Wie soll, wie kann ich die Begünstigungen des heuchlerischen Wollüstlings, der mir zum Hüter gegeben wurde, von mir ablehnen? — Wie werd' ich meine Tugend schützen?" — Mit dem Schwerdte in der Hand konnte sie sich nicht vertheidigen, denn sie sah sich entwaffnet; List war das alleinige Mittel, zu dem sie ihre Zuflucht nehmen mußte, den Feind, mit dem sie es aufnehmen sollte, zu bekämpfen.

In diesen Gedanken vertieft, sah sie sich mit einmal durch ein unerwartetes Schauspiel überrascht. Der Saal, in dem sie sich befand, war kaum so stark erleuchtet, daß sie mit Mühe nur die ihr zunächst befindlichen Gegenstände zu fassen vermochte; eine zähe glänzende Beleuchtung blendete ihre Augen, und sie wagte es einige Minuten lang nicht, aufzublicken. Aber der Zuruf einer männlichen Stimme riß sie aus ihrer Betäubung, und sie sah sich, voll

Staunen und Bewunderung, in der Mitte einer mit Schwerdt und Lanzen bewafneten Versammlung, die sich in mehrere Haufen theilte, und durch Ordnung und äuserliches Ansehen nichts weniger verrieth, als Rauben und Plündern. Muthig erwartete sie ihr Schicksal und machte sich in diesem Augenblicke gefaßt, die Fragen, die man ihr vorlegen würde, mit Gelassenheit und Vorsicht zu beantworten. Aber sie sah sich über ihre Erwartung getäuscht, und durch einen lauten Jubelgesang von den Brüdern des Bundes dreimal begrüßt und aufgefodert, ins Heiligthum der Versammlung, das mittelst eines dünnen schwindenden Vorhangs sich ihren Blicken öfnete, einzutreten.

Schon hatte sie theils durch Lesung der ihr vorgelegten Gesetze des Bundes, in den sie aufgenommen werden sollte, theils durch die bereits mit der unglücklichen Mathilde gehabten Unterredungen einige vorläufige Wissenschaft und Kenntnisse von der jetzigen Verfassung dieses Ordens; daher ihr die Art der Behandlung weniger auffallend war, als sie es ausserdem gewesen seyn würde. Ueberdieß kamen

die tröſtenden Aufmunterungen dieſer herzlichen Freunden und die Zuredungen ihres weiſen Wegweiſers ihrer Meinung zu ſtatten, und ſie nahm daher um ſo weniger Anſtand, die Aufnahme in dieſen entbrennden Bund als das ſicherſte Rettungsmittel für ſich und ihren Bräutigam zu ergreifen. Name und Geſchlecht war das erſte, was der Vorſitzende in der Verſammlung, in welchem ſie Robert von Edſtein erkannte, ihr abforderte, indem er dem unerſchrockenen Muthe des vermeintlichen Ritters eine Lobrede hielt und zu ihr ſagte: „Ihr habt wohl beſtanden Ritter! und ſeyd tüchtig befunden worden, aufgenommen zu werden in den Bund Helaldiels. Nur zwei Dinge bietet er euch an: Leben oder Tod. Unter beiden iſt die Wahl eurem freien Willen überlaſſen. Wir fodern nicht Zwang; aber ein einziges Wort — und ihr kommt nicht zurück treten. Ueberlegt es wohl! — Seyd ihr geſonnen, Profeß zu thun in dem Orden, mit dem ihr euch bekannt zu machen, Gelegenheit hattet, ſo erklärt euch deſſen durch aufrichtige deutliche Herſagung eures Namens und Geſchlechts, wo nicht, ſo ſchweigt.“

Kaum hatte der Redner geendet, so tönte mit lauter vernehmlicher Stimme: Benno von Helfenstein — von den Lippen des weiblichen Ritters, und ein dreifaches: Brave! verkündete ihr den Beifall der Umstehenden, indeß derjenige, der die Stelle des Schreibers vertrat, ihren Namen ins Register des Bundes eintrug und sodann ihr den Eid verlegte, durch den sie sich den versammleten Brüdern verbindlich machen sollte. Die Veranlassung: Schwüre binden nicht immer — die sie aus dem Munde ihres Führers gehört zu haben sich erinnerte, mahnte sie augenblicklich, diesen Eid ohne Bedenken zu leisten. Nachdem dieses geschehen war, sprach der Vorsitzende dreimal den Namen: Helaldiel! — und die Versammlung beugte sich mit Ehrfurcht und feierte eine Minutenlange Pause. Dann erhob er sich wieder von seinem Stuhl und sagte: Brüder des Bundes! freuet euch. Benno von Helfenstein hat geschworen auf Ritterwort und Ehre, treu zu seyn dem Bunde Helaldiels. Rüstet ihn aus mit den Waffen des Bundes! Nehmt ihn in eure Mitten und kredenzt ihm den Becher der zwanglosen Unzertrennlichkeit.

Ein allgemeines Freudengeſchrei tönte durch die Verſammlung, von einer ſanften Muſik begleitet, indem der Verſinnende den Pokal ergriff und mit dem Ausruf: Es lebe Benno von Helffenſtein! — es dem Kandidaten zutrank, der Beſcheid that, und mit dem Gedanken: Verderben über euch alle! — aufs Wohlſeyn der Brüder des Bundes den Becher rein ausſchlürfte und nach den Waffen griff, die man ihm hinreichte. Schweigend faßte Elsbeth den Dolch, barg ihn unter dem Wammes, und erkannte augenblicklich Schild und Schwerdt für das übrige, deſſen ſie ſeit ihrer Gefangenhaltung in dem Felſen hatte entbehren müſſen. Auf dieſe Art eingeweiht in den Orden Helaldiels ſah ſie ſich im nemlichen Moment, aus Achtung für ihren Stand und Herkommen, über ein ihr untergeordnetes Häuflein geſetzt, das aus den älteſten Gliedern der Verſammlung beſtand und zur Beſatzung der Felſenzugänge und Gemächer beſtellt war, zugleich aber auch über ihre eigenen Schritte und Handlungen ein wachſames Auge führen mußte, indem man ſie allmählig an dieſe Lebensart gewöhnen wollte, und ihr als einem Neuling das Kommando einer umher-

ſtreifenden Horde noch zur Zeit nicht anvertrauen konnte.

Indeß täuſchte ſie durch ihr Betragen ihre Untergebenen eben ſo ſehr, als ihre Vorgeſetzten, ſpielte den Leichtſinnigen und ſchien ſich an ihre neue Lebensart ſchneller zu gewöhnen, als man zu vermuthen Urſache hatte. Mathildens Umgang entſchädigte ſie für das Mißbehagen, das ſie an ihrer Sklaverei und noch mehr an einer Geſellſchaft fand, die zum Vortheil des Aermern Gerechtigkeit zu handhaben vorgab, gewährte ihr die Freiheit mit dem Ritter Jaromir zu leſen und an ihrer Erlöſung aus dieſem Kerker zu arbeiten. Bernhard allein ſchien in den Augen der ihrem Befehl untergeordneten Brüder des ſchädlichen Bundes ihr Vertrauter zu ſeyn; ſie mußte ihn dazu wählen, wollte ſie anders ihr Ziel erreichen, denn er war der einzige, der ſie retten konnte; keiner von den übrigen vermochte, was dieſer thun konnte. Durch ihn erlangte ſie die genaueſte Bekanntſchaft mit den geheimſten Schlupfwinkeln ihrer Felſenwohnung, ſo ſehr ſie ihn auch mit leeren Verſprechungen immer von ſich abwehrte:

und seinen wollüstigen Begierden Einhalt zu thun wußte. Zwar versuchte es mehrmals, seinen Zweck durch männliche Künste zu erreichen, aber sie merkte seine Absichten, und vermied die Fälle, die er ihr legte, oder er wurde durch andere darzwischen kommende Personen und sonstige Ereignisse in der Ausführung seines schändlichen Vorhabens gestört. Immer entwand sie, eben so glücklich durch List, als durch Zufall, seinen Begünstigungen, vermied es verschlagen, gegen ihre graubärtigen Waffenbrüder über die Lage, in der sie sich befand, durch Klagen laut zu werden, oder etwas von ihrem Unternehmen sich merken zu lassen.

Während nun das unglückliche Kleeblatt in dieser Verfassung mit jedem Tage dem Augenblicke seiner Rettung näher zu kommen hoffte, arbeitete Bernhard noch immer an seinem Plane, sich aufs neue unabhängig zu machen, und den Hauptmann, der immer abwesend war, der schönen Sassenburgerin in die Hände zu liefern. — Wir müssen bemerken, daß dieß just der Zeitpunkt war, in welchem Robert sich mit seiner Rotte auf Sermoneck be-

fand und jene Ausschweifungen beging, die, wie wir aus dem Vorhergehenden wissen, den edlen Sassenburger nöthigten, die Felsenbelagerung aufzuheben. —

Es währte länger, als beide Theile vermutheten. Hatte die weibliche Tugend der reizenden Elisabeth nicht, mit männlicher Standhaftigkeit vereinbart, den feindlichen Anfällen so gut Stand zu halten gewußt und sich in den Willen des schwedischen Kommandeurs gefügt, so hätten vielleicht beide ihr Ziel früher erreicht; aber ein neues Ereigniß setzte nicht nur den Fortschritten des heischenden Wollüstlings Schranken, sondern machte ihm sogar die tendirte Befriedigung seiner Lüste unmöglich und vernichtete mit einmal die Hoffnungen des liebenden Paars und ihrer Freundin Mathilde.

Absichtlich hatte der tückische Klosterbruder, der Verbindungen mit dem Hauptmanne des Räuberbundes überdrüssig, die dem Kommando der, unter dem Namen Benno von Helffenstein, angenommenen Ritterstirne anvertrauten Mannen ver-

anlaßt, einen falſchen Verdacht auf Mathilden und den vermeintlichen Ritter zu werfen und beide gegen den Hauptmann eines unerlaubten und allzuvertrauten Umgangs zu beſchuldigen. Robert, der nichts weniger abndete, als durch den rachſüchtigen Bernhard hintergangen zu ſeyn und in dem neuen Mitgliede ſeines Ordens eine weibliche Schönheit verkannt zu haben, drang, als er den jungen Ritter bei ſeiner erzwungenen Gemahlin vermurbte, mit entblößtem Dolche in ihr Zimmer. Bernhard war zufl gegenwärtig. Er merkte Unrath, folgte dem erbitterten Hauptmann auf dem Fuſſe und fiel ihm, als er ſeinem Rival, den er ohne Waffen an Mathildens Seite fand, den Lohn ſeiner Untreue zahlen wollte, in den Arm. „Haltet ein! ſchrie er — ihr wißt nicht, mit wem ihrs zu thun habt; euer Gegner iſt — “ Hier ſtockte ihm die Rede; Robert ſah ihn hart an und foderte Aufklärung. — „Sie iſt die Tochter des Grafen von Saf— “ „Von Saffenburg?“ ſprach Robert aus, faßte den Mönch, der vielleicht zum erſtenmale in ſeinem Leben Wahrheit geſprochen hatte, beim

Schopf und schüttelte ihn so gewaltig, daß es durch Mark und Bein ihm drang und er schier glaubte, daß das letzte Stündlein seines ruchlosen Lebens herbeigekommen sey. Aber erst mußte er ein freimüthiges Geständniß all' seiner begangenen Unthaten und des wider ihn sich schuldig gemachten Verraths ablegen, ehe Robert den Dolch, den er aus Eifersucht entblößt hatte, gegen ihn zuckte. Vom Zorne übermannt, durchbohrte er den grauen Böſewicht, der an dem schrecklichen Schicksale seines Vaters Schuld hatte, ohne daran zu denken, daß ihm die Person desselben so unentbehrlich war, stürzte wüthend zum Zimmer hinaus und überließ den in seinem Blute sich badenden Sünder der Sorgfalt und Pflege der erschrockenen Damen, die in diesem Augenblicke alle Hoffnungen, sich ihrer Sklaverei zu entreißen, schwinden sahen und sich in einer weit schrecklichern Lage erblickten, als zuvor.

Auch das Leben eines Böſewichts zu retten, schien ihnen Pflicht zu seyn, denn er war ein Mensch — und sie versuchten, ihm Linderung zu schaffen: aber vergebens. Unter den schrecklichsten

Verwünschungen und namenloſeſten Schmerzen hauchte der Gottloſe ſein bübiſches Leben aus und die beiden Freundinnen ſahen ſich in der ſchmerzlichſten Verlegenheit, ahndeten, für den Betrug von dem Räuberhauptmanne, wo nicht beſtraft, doch wenigſtens hart und unmenſchlich behandelt zu werden und in einer endloſen Gefangenſchaft dafür büſſen zu müſſen. Doch, ſie ſahen ſich bald vom Gegentheile überzeugt und durch ihn ſelbſt, den ſie für einen Tirannen hielten, dieſem Irrthume entriſſen. Nach einer Stunde ohngefehr trat Robert, von einigen ſeiner Kameraden begleitet, wieder ins Zimmer, befahl, den Leichnam des treuloſen Bernhards hinweg zu ſchaffen und blickte die Damen, die ſo eben ihr Urtheil erwarteten, liebreich und mit renevollen Augen an. Beider Hände faſſend, ſagte er, indem er ſich in ihre Mitten ſetzte: „Verzeiht! dieſer war Schuld an meinem Argwohn. Du kennſt mich, Mathilde! kennſt meine Liebe zu dir: ſie iſt grenzenlos, wie meine Rache. Euch, Gräfin! bedaure ich. Der Verluſt eurer Freiheit war nicht das Werk deſſen, den ihr als euren Peiniger fürchtet; aber die Wiedererſtattung iſt unmöglich. Meine Sicher-

heit heißt eure Verbrechung; doch, ahndet nichts übles. Mathilde ist eure Freundin! Nein sey es von mir, das Band eurer Seelen zu trennen. Schreibt's mir nicht zu hoch auf die Rechnung, daß ich nicht bin, was ich seyn könnte. Die Hand des grausamen Schicksals waltete von der Wiege an über mein unglückliches Daseyn und bestimmte mich, ein Opfer unverschuldeter Verbrechen zu werden. Ich bin Mensch — und um so unglücklicher, je stärker das Gefühl der Menschlichkeit sich in mir empört und durch die Nothwendigkeit, Unmensch zu scheinen, unbefriedigt in seine Schranken zurücktreten muß. Elsbeth! habt Mitleid mit einem Unglücklichen, der das Licht des Tages scheut und seinen Namen ausgestrichen sieht auf der Liste der Lebendigen. Habt Mitleid mit mir, fodert nur keine Unbilligkeit! Jaremir ist euer Verlobter; er sey euer Gemahl! Aber weder ihm, noch euch, kann ich das wieder geben, was euch beiden der Zufall raubte." —

Ueber ihre Erwartung getäuscht sahen sich die Damen eben so sehr, als der Ritter Jaremir von Helffenstein, der sich zusehends gebessert hatte und

ſeit dieſem Ereigniſſe einer unumſchränkten willkühr-lichen Freiheit genoß, die vielleicht, wenn Bernhard am Leben geblieben wäre, ihm nicht würde zu Theil geworden ſeyn. Robert mühte ſich aus allen Kräf-ten ſein Freund zu ſeyn und konnte es doch nicht dahin bringen, das Herz dieſes Jünglings für ſich zu gewinnen. Jaromir ſeinerſeits wiederhohlte eben ſo oft, aber immer vergebens, ſeine Foderung, ſo ſehr er auch den Hauptmann verſicherte, ihm für die Sicherheit ſeiner Perſon Gewähr zu leiſten. Er hatte die nemlichen Urſachen, ihn zu verbergen, die nemlichen Urſachen, ihm die Aufnahme in den Bund, die dieſer zu wiederhohlten Mahlen äuſerte, zu verbergen. Ein Ritter, wie Jaromir von Helffen-ſtein, war ihm und dem Bunde gefährlich; darum mußte er ihm ſein Geſuch abſchlagen — und eben darum fühlte er mit jedem Tage mehr den Haß die-ſes eben ſo edlen, als kühnen unerſchrockenen Jüng-lings, der ſeinen Anblick ſcheute, ſeinen Umgang floh und ſich in einer entehrenden Unthätigkeit erblick-te, die alle ſeine Pläne und Entwürfe, ſich und ſeine theure Elsbeth zu retten, vernichtete.

Indeß

Indeß nun die Lage der Sachen alſo ſtand und alle Verſuche fruchtlos waren, ereignete ſich jener Fall, deſſen wir bereits oben Erwähnung gethan haben und der die Ritter nöthigte, die Belagerung des bezauberten Felſen aufzugeben. Es vergiengen mehrere Wochen, binnen welchen der Hauptmann des öftern abweſend war und durch hinlängliche Wachen die Ausgänge des Felſen gedeckt und dem auf ſeine und ſeiner Verlobten Rettung bedachten Jaromir das Entkommen erſchweret hatte. So bekannt auch Elisbeth und Mathilde mit dem Innern des großen Naturwerks waren, das ſie umſchloß, ſo war es doch unmöglich einen Ausweg zu finden, denn Robert hatte nach dem Tode des von ſeiner Hand gemordeten Bernhards die eiſernen Pforten, die durch mannichfaltige Schluchten und Felſentreppen zum oberſten Gipfel des Berges führten, abſichtlich verſchloſſen und die Schlüſſel in ſeine Verwahrung genommen, um ihnen auch auf dieſem Wege die Flucht zu vereiteln. Es blieb ihnen daher nichts übrig, als zur Gedult ihre Zuflucht zu nehmen und entweder dem Zufalle ihre Rettung zu überlaſſen, oder durch Liſt ſich über lang oder kurz der Gewalt ihres Ti-

ramien zu entwinden. Aber auch dieß war ein gefährliches Unternehmen.

Mit dem Schwerdte in der Hand konnte sich Laramie keinen Weg bahnen, denn er sah sich seiner Waffen beraubt, wie dieß einem jeden wiederfuhr, der sich in der Gewalt des Räubers befand und nicht Mitglied des Bundes war. Ueberdieß war die Zahl der Zurückgebliebenen seiner Stärke überlegen, er hauptsächlich der Gegenstand ihrer Wachsamkeit und seine Rettung nicht das alleinige Ziel seines Strebens. Er würde den Tod weniger geachtet haben, wenn es ihm nicht wäre darum zu thun gewesen, dem bekümmerten Vater seine Tochter wieder zu geben und sich selbst die ihm bestimmte Gefährtin seiner Erdenpilgerung zu erhalten. Darum mußte er auf seine eigene Sicherheit, auf die Erhaltung seines eigenen Lebens bedacht seyn und das elende Mittel ergreifen, dessen nur die Feigern seines Geschlechts sich bedient haben würden. Er schien fast unthätig und mußte die Ausführung seines Plans einzig und allein der weiblichen Klugheit überlassen.

Diejenigen, welche vor Roberts Ankunft in den unterirdischen Wohnungen des verrufenen Felsen unter dem Schutze des gefürchteten, aber nunmehr verbannten Bergeistes ihr Unwesen in der umliegenden Gegend getrieben hatten, waren es, auf welche Elisabeth ihr Absehen richtete, eine Verschwörung wider den Hauptmann anzuzetteln. Es kostete ihr Mühe, diese Leute auf ihre Seite zu bringen; denn entweder waren sie von den älteren Kameraden und thätigeren Anhängern desselben umringt oder, wenn sie sie einen allein traf, zu ausgelassen und zu leidenschaftlich für das Handwerk eingenommen, das sie unter seinem Kommando betrieben, mithin auch dieser Weg mit unbeschreiblichen Hindernissen verknüpft. Ueberdieß wurde Mathilde durch die zweifelhafte Gesundheit ihres Kindes und durch eigene Schwäche verhindert, ihrer Freundin Beistand zu leisten.

Schon zweifelte sie an der Vollendung ihres Beginnens, als mit einmal und wider alles Vermuthen ein Aufstand unter den Räubern von selbst sich erhob und ihren Wünschen möglichst zu statten kam. Seit mehrern Tagen hatte sie eine merkliche Verän-

herung unter den Bewohnern des hohlen Felsen wahrgenommen, ohne die Ursachen zu errathen, welche dieselbe veranlaßten. Noch nie war der Bauch des grauen Giganten so voll gewesen, als jetzt; es schien, als hätt' er sich überladen und müßte sich durch ungewöhnliche Erbrechungen Luft schaffen. Die Menge der Anwesenden machte sie aufmerksam, noch mehr aber die Unruhe der Gemüther, die von Tage zu Tage in lautes Murren auszubrechen begann. Es herrschte eben so große Trägheit und Unthätigkeit auf der einen Seite, als Unzufriedenheit und ungestümes Wesen auf der andern unter den Gemeinen; die Häupter der verschiedenen Abtheilungen befanden sich in Verlegenheit, liefen unter dem sich zusammen rottirenden Haufen stundenlang umher, die Mißvergnügten zu beruhigen und verweilten eben so lange wieder im Kabinet des Hauptmanns, der weniger und immer weniger sich unter den aufrührerischen Horden sehen ließ und endlich gar in ein abgelegenes Gemach verschloß, das nur denjenigen bekannt war, die er seine Getreuesten nannte, für seine Sicherheit wachten und ihm durch verborgene Gänge nothdürftig bedienten.

Mehr als jemals befanden ſich unſere Verlobten und die unglückliche Mathilde in einer überaus kritiſchen Lage. Nur ſelten erſchien Robert in ihrem Zirkel und wenn er ja einmal zu ihnen kam, war er miſsmuthig, zerſtreut, oft gar gedankenloſs. Unwillkührlich faſste er die Hand ſeiner angebeteten Mathilde, wagte es nicht, ihr ins Auge zu blicken, drückte ſie mit heiſer Inbrunſt an ſich und ſtieſs ſie mit ſchmerzlichem Unwillen wieder von ſich. Der Anblick des unbeſcholtenen Jünglings, den er gleichſam lebendig im Innern der ungeheuren Felſenmaſſe vergraben zu wollen ſchien, war ihm eine Hölle, denn er fühlte ſeine Unwürdigkeit und den Tugendſtrahlenglanz der beiden Verlobten wie Feuer auf ſeiner Seele brennen und wagte es nicht, ihnen näher zu treten, oder ſich mit ihnen über die fürchterliche Lage, in der er und alle, die um ihn waren, ſich befanden und über das unvermeidliche Verderben, das ihnen drohte, zu unterreden und ſich auf irgend eine Weiſe zu offenbaren. Tief im Innern ſeines Herzens verſchloſs er ſeinen Kummer, drückte mit weggewandtem Blicke und im ſchmerzlichſten Gefühle den Sohn ſeiner Liebe an

die Brust und — floß und barg sich zu halben Tagen in sein Kabinet, ohne einen von seinen Intimisten vor sich zu lassen.

Dieses schreckliche Benehmen erregte allgemeine Sensation in den Gemüthern unserer unglücklichen bedrängten Freunde, wie unter den Brüdern des furchtbaren Bundes, der sich durch sich selbst aufreiben zu wollen und seiner Endschaft zu nahen schien. Denn einreisender Mangel an Lebensmitteln, ungesunde Luft und widrige giftige Dünste verursachten epidemische Krankheiten und richteten die schrecklichsten Verheerungen unter der räuberischen Menge an. Ueberhandnehmende Unruhe und immer lauter werdende Drohungen waren die natürliche Folge derselben und ließen den fürchterlichsten Aufruhr befürchten. Drei Tage schon hatte die Hungersnoth schrecklich gewüthet und mehr denn zwanzig Schlachtopfer waren unter ihren Schwerdtstreichen gefallen. Robert war nirgends mehr zu finden und seine Subalternen nicht im Stande, dem Wüthen des Ungeheuers Einhalt zu thun. Jaromir, Elsbeth und Mathilde berath-

schlauten von neuem, wie sie sich aus dem Labirinthe herauswickeln und der ihnen drohenden Gefahr entreisen wollten.

Noch hatte dieses himmlische Kleeblatt keine Gelegenheit gefunden, sich von der Veranlassung dieser fürchterlichen Katastrophe gehörig zu unterrichten, weil man bisher noch zu sehr jeden ihrer Schritte beobachtet und sie ausser Stand gesetzt hatte, irgend eine günstige Entdeckung zu machen; aber Roberts freiwillige Entfernung aus der Mitte seiner ehrlosen Kameraden gewährte ihnen unbedingte Freiheit, niemand kümmerte sich mehr um sie, denn niemand dachte daran, daß die verkleidete Rittersdirne, deren Geschlecht, Stand und Familienname ihnen immer noch ein Geheimniß war, die ganze Bande vom Tode retten könnte. Alles Fragen und Forschen war umsonst; der Zufall allein mußte ihnen das sonderbare Räthsel lösen.

Die Vermuthung, daß der Graf von Sassenburg nicht unterlassen haben würde, ernstlichere Nachsuchungen um ihretwillen anzustellen, und

die Belagerung des verrufenen Felsen fortzuſetzen und zu verſtärken, brachte ſie auf den Gedanken, daß er und ſeine Waffenbrüder endlich doch den unrechtmäßigen Beſitzern ſeines Eigenthums auf die Spur gekommen, und die äußerſten Zugänge deſſelben entdeckt haben könnten; mithin folgerten ſie nicht ohne Grund, daß den Räubern das Herauskommen aus ihrem Hinterhalte gänzlich benommen ſeyn müßte. Bekannt mit den mehr oder weniger gefahrvollen Wegen, die ſie unter der Führung des bübiſchen Mönchs ſchon einmal betreten zu haben ſich erinnerte, entſchloß ſich die kühne Ritterdirne, ihren Fuß noch einmal in dieſe finſtern Gänge zu ſetzen und alle Höhlen und Schlupfwinkel, ſo weit ſie darinnen vordringen könnte, ſorgfältig zu unterſuchen und vielleicht! — eine Oefnung, oder irgend einen Ausweg zu entdecken.

Dieſer Verſuch gelang ihr. Eine Stunde ohngefähr hatte ſie auf dunkeln, mühſamen, gefahrvollem Wege ihren Fuß vorwärts geſetzt, als ſie ihrem Ziele ſich näherte und mittelſt des durch eine enge Spalte hereinfallenden Lichts gewahr

wurde, daß sie sich am äußersten Theile des Felsen in einer geräumigen Halle befand, die ihr, wahrscheinlich nicht ohne Absicht, ihr damaliger Wegweiser zu besuchen verfaßt hatte. Bei näherer Untersuchung fand sie, daß sich die Spalte nach außen zu merklich erweiterte, von innen aber ihr keine Möglichkeit gewährte, die Oeffnung zu erweitern, um sich entweder ganz hindurch zu drängen, oder wenigstens so viel Raum zu gewinnen, als sie bedurft hätte, einen Theil der Gegend überschauen zu können. Inzwischen entdeckte sie an den Wänden einige kleine Falze und eiserne Haacken, vermittelst welcher sie sich an Händen und Füßen anzuklammern und an der Mauer weiter hinauf zu klimmen vermochte, wo sich die Spalte um etwas erweiterte und ihr eine bessere Aussicht in die anstoßenden Waldungen gewährte.

Glücklich entdeckte sie, was sie wünschte. Knaben und Mädchen hatten sich am Fuße des Gebürges gelagert; aber sie waren ihr unbekannt, denn es waren weder Sennenecker noch Ringdorf; auch erkannte sie deren keinen für den braven Rü-

hörer, den sie an der Spitze dieser rüstigen Mannen zu sehen hoffte. Sie überlegte einen Augenblick, was sie thun wollte, und hielt es geradezu für das sicherste, den Knappen zuzurufen. Stille der Luft und das ruhige Verhalten der Belagernden kam ihrem Zuruf zu statten. Die Knappen wurden aufmerksam und erwarteten die Aufforderung zum zweitenmale, damit sie sich überzeugen könnten, woher die Stimme kommen möchte. Elsbeth erfüllte ihren Wunsch und rufte zum zweitenmale: Knappen! Hierher! An dieser Felsenspalte! — Unschlüssig, ob sie dem Zuruf trauen, oder ihn für eine feindliche List halten sollten, zogen sich die mannhaften Krieger auf einen Punkt zusammen, beobachteten sorgfältig die Felsenspalte, auf welche sie die unbekannte Stimme aufmerksam gemacht hatte, und berathschlagten, was sie thun und ob sie ihrem Herrn und Gebieter von der gehabten Erscheinung Nachricht geben sollten.

Elsbeth bemerkte diese Bewegung und benuzte den Augenblick, der ihrer Hofnung schmeichelte, indem sie vermuthete, daß einer von den Reisigen,

der mit Eilschritten sich von dem Haufen entfernte, abgeschickt worden sey, dem Kommandanten des belagernden Heeres Botschaft zu bringen. Sie wiederhohlte die Aufforderung zum drittenmale und sagte: Wer ihr auch seyn möget, tapfre unbekannte Mannen! säumet nicht länger, die leidende Unschuld zu retten. Seyd ihr Fehde- und Waffenbrüder der unglücklichen Kingrätzer, so tröstet sie ob ihrem Schicksal und sagt ihnen, daß der Tag ihrer Erlösung gekommen sey. — Muthig, wie der junge Löwe, der an ihrer Spitze stand, trat einer aus der Mitte der unerschrockenen Krieger hervor, und beantwortete den Zuruf der Sprechenden also: Wer du auch seyn magst, unbekannter Redner! Freund oder Feind — sprachst du Wahrheit, oder sind deine Worte Lügen, immer eins! — wir sind Körbitzer, ausgezogen zu streiten für Freundschaft und Klara, und zu fangen den Unhold, der dem edlen Sassenburger das Kleinod stahl, das er dem Helffensteiner aufbewahrte. — „O! seyd ihr Körbitzer, tönte durch die Spalte zurück — so entbietet dem braven Jobst, eurem Herrn und Gebieter, meinen Gruß — sagt ihm, daß Elsbeth und Jaro-

mir in diesen Mauern schmachten, und für die Welt verlohren sind, wenn nicht schleunige Hülfe kommt; bittet ihn in meinem Namen, ohne Verzug hierher zu kommen und vor dieser Felsenspalte zu erscheinen, wo die unglückliche Tochter des Grafen von Sassenburg mit Schmerzen seiner harre."

Kaum hatte sie ausgeredet, so flog abermals einer von den Reisigen davon, und es dauerte nicht lange, so kam der Retter leidender Unschuld in vollem Jagen herangesprengt und hörte, ehe er noch von Streithengst hernieder sprang, schon zweimal seinen Namen rufen. „Jobst! Jobst! hierher!" — Jobst zauderte keinen Augenblick, sich durchs Gebüsch hindurch zu drängen, und sich dem Standpunkte der nach Hülfe Rufenden zu nähern. Aber es war unmöglich, ihn ganz zu erreichen; unübersteigbare Felsenstücken erschwerten ihm das Hinaufklimmen, und er mußte sich begnügen, in einer Entfernung von ohngefähr zwanzig Schuhen auf der äußersten Spitze eines Vorsprungs stehen zu bleiben, ohne die Spalte aus dem Gesichte zu verlieren, um die Rede der eingekerkerten Freundin, die er in der

Perſon der Sprechenden zu finden glaubte, zu vernehmen. Nicht ohne Grund ahndete er, was ſich innerhalb der Felſenwohnungen zugetragen hatte, und was unſere lieben Leſer und Leſerinnen bereits aus Erfahrung wiſſen: denn lange genug ſchon hatte die Belagerung gewährt und die Felſenzugänge waren ſo gut beſezt daß es den Belagerten unmöglich war, einen einzigen Mann ungeſehen herauszubringen.

„Seyd ihr Elsbeth? fragte er, als er Halt zu machen genöthigt war — wie ſeyd ihr hieher gekommen?“

Die Beantwortung dieſer Frage zu einer andern Zeit, erwiderte die bedrängte Grafentochter — jezt von dem nothwendigern. —

„Sprecht! unterbrach der begierige Kerbitzer die dringend Bittende, die er an der Sprache würklich für die Verlobte ſeines unglücklichen Freundes erkannte — was kann, was ſoll ich für euch thun?“

„Ritter! antwortete die in ihrem Käfich nach Erlöſung ſich ſehnende Erbin von Sermoneck — wollt ihr euern Freund gerettet ſehen, ſoll der Gra

von Gaffenburg Tochter und Eidam wieder in ſeine Arme ſchlieſſen, ſo eilt! — ſäumet keinen Augenblick, euch an die Spitze eures Heeres zu ſtellen und die Beute in Empfang zu nehmen, die ihr einzig und allein aus der Hand eines Mädchens empfangen könnt. Jezt, oder nie! — Geſtattet den Belagerten freien Abzug: und ihr werdet ohne Schwerdſtreich Elsbeth und Jaromir vom ſchrecklichſten Verderben retten, das ihrem Leben droht; denn ſchon wurden viele der räuberiſchen Bewohner dieſer Felſenhöhlen ein Raub des ſchmählichſten Todes, und keiner der noch lebenden kann dem Schickſale dieſer Gottloſen entgehen, wenn Hülfe nicht bald kommt. Dieß iſt's, warum eure Freundin euch bittet. Eilt, Ritter! der Herold erwartet euch."

Schon glaubten die tapfern fehdebegierigen Körbitzer ihre Schwerdter diesmal umſonſt gewezt zu haben, als Jobſt vor ihrem Lager erſchien, wo bereits Wulfram, als Räuberherold, ſeiner harrte, und im Namen des Bundeshauptmanns freien Abzug heiſchte. Der Ritter gewährte ihm das Geſuch ohne Bedenken, denn er wußte, daß es auf Veran-

lassung der Tochter des Grafen von Sassenburg gethan wurde, und machte es den Abziehenden zur Bedingung, ihre mörderischen Waffen abzulegen, und dem ehrlosen Handwerke, das sie bisher betrieben, forthin weiter nicht obzuliegen. Der Abgeschickte gelobte Erfüllung der gegenseitigen Foderung, kehrte in die unterirdischen Wohnungen der alten Ritterburg zurück und wollte dem Hauptmann des Bundes, auf dessen Befehl er die Mission übernommen hatte, Antwort bringen, als er denselben in seinem Gemache, worinnen er sich die lezte Zeit über verborgen gehalten, um für dem ungestümen Betragen seiner eigenen Leute sicher zu seyn, tod und nichts, als ein offenes Billet fand, das er, weil er nicht lesen konnte, sogleich der vermeintlichen Gemahlin des Ermordeten überbrachte.

Diese Botschaft, über die Mathilde allerdings Ursache gehabt hätte sich zu freuen, bewürkte das Gegentheil, und jagte ihr neue Furcht und Schrecken ein, denn sie befürchtete, der Tod des Hauptmanns würde für sie und ihre unglücklichen Freunde von nachtheiligen Folgen seyn. Sie kannte

das Ansehen, in welchem Robert von Eckstein bei den Brüdern des schädlichen Bundes gestanden hatte — die Gewalt, die er über sie und ihre Handlungen auszuüben berechtiget war, und das Mißtrauen der Räuber, die sich nicht würden überreden lassen, daß er sich mit eigener Hand gemordet habe. In der verkleideten Rittersdirne, deren Geschlecht ihnen bis auf den lezten Augenblick ein Geheimniß blieb, erkannten sie die Ursache von dem Tode des ermordeten Bernhards, dessen Klugheit und unleugbare Bekanntschaft mit den geheimsten Schlupfwinkeln der sie umgebenden Felsenmasse ihnen gewiß einen Ausweg gezeigt, und sie unbemerkt in Freiheit gesezt haben würde. Denn so viel war ihnen bekannt, daß Robert den jungen Ritter in Verdacht eines unerlaubten Umgangs mit seiner anmaßlichen Gemahlin gehabt, und um ihretwillen den schlauen Mönch aus Uebereilung in die andere Welt geschickt hatte.

Dieser Gedanke beunruhigte ihre Seele, und sie war sich allein nicht klug. Von Wulfram, der ihr das Billet überbrachte, und einer von den Intimsten

ſien des ſelbſtmörderiſchen Hauptmanns war, begleitet, ſammelte ſie die ihrem Tirannen untergeordneten Anführer der Räuberhorden um ſich her, machte ihnen den Vorfall bekannt, und bat ſie, ihr ins Zimmer des edlen Jaromirs zu folgen, um auch ihm von dieſem fatalen Ereigniſſe Nachricht zu geben.

Die ganze Verhandlung war das Werk dieſes eben ſo großmüthigen, als unternehmenden Jünglings, der während ſeiner entehrenden Gefangenhaltung in einer verdrüßlichen Unthätigkeit herumwandeln mußte, ohne die mindeſte Ausſicht hoffen zu dürfen, und er mußte die Zeit abwarten, die ihm Gelegenheit geben ſollte, ſich in ſeinem Glanze zu zeigen. Dieß war der Augenblick, in welchem die Gefahr, die ihnen drohte, auf den höchſten Gipfel zu ſteigen begann. Der Vorrath an Lebensmitteln war ſeit mehrern Tagen ſchon den gemeinen Brüdern des Räuberbundes zum Theil äuſſerſt kärglich, theils ganz entzogen worden, und in jenem kritiſchen Zeitpunkte, da der Hauptmann, aus Beſorgniß immer

mein überhand nehmenden Aufruhrs, gleichſam freiwillig von der Bühne abzutreten ſchien, und Elsbeth, Jaromir und Mathilde zum leztenmale Rath hielten, ſo rein aufgezehrt, daß ſie und der Hauptmann ſelbſt drei Tage ſchon dem drückendſten Bedürfniſſe tapfern Widerſtand geleiſtet hatten, nun aber mit jedem Augenblicke befürchten mußten, Hungers zu ſterben. Mit innerer Seelenruhe und heldenmüthiger Entſchloſſenheit ſuchte er, nach gehaltener Berathſchlagung, zum erſtenmale denjenigen auf, den er um ſeines ehrloſen Gewerbes willen ſich und verabſcheute, doch eben ſo wenig auch um des menſchlichen Gefühls, das er zu unterdrücken nicht vermochte, haſſen konnte. Er traf ihn allein in ſeinem Zimmer, wo er, von Swerkowetz und Hynko begleitet, von den Wachen eingelaſſen wurde. Der Anblick dieſes unbeſcholtenen Jünglings, als deſſen Mörder er ſich in dieſem Moment erkannte, verſcheuchte den Reſt ſeiner Mannhaftigkeit und ſchien, ihn zu Boden ſchmettern zu wollen. Mit dem Arme auf den Tiſch gelehnt, ſaß er mit zur Erde geſenkten Blicken da, wie ein zum Tode Verurtheilter, die Vollſtreckung erwartend, und wagte es

nicht, dem eintretenden Ritter von Helfenſtein ins Auge zu ſehen, der durch ſeine großmüthig liebreiche Anrede ihn, wie aus einem Traume weckte, und an die lezte ſeiner Pflichten erinnern zu wollen ſchien, an die Pflicht, Buſſe zu thun, ſich mit der Welt auszuſöhnen und — aufs Blutgerüſt zu ſteigen? — Nein! ſich und alle um ihn her, die in den ungefunden Felſenklüften mit ihm des ſchmählichen Todes ſterben müſten, zu retten.

„Aber wie?“ unterbrach ihn der am Rande der Verzweiflung ſtehende Bändiger zügelloſer Räuberhorden, und faßte unwillkührlich die Hand ſeines ihm wohlthuenden Freundes, den er ſo weit über ſein Daſeyn erhaben fühlte.

Sammle deine Leute um dich her, antwortete der edle Jaremir — ſtelle ihnen die Gefahr vor Augen und bitte — oder befehle ihnen, wie du es für das beſte hältſt — ich weiß, du vermagſt viel, vermagſt alles über ſie — abzuſehen von der Handthierung, der ſie ungeahndet bis hie-

der ſclaven und eine ehrlichere Beſchäftigung zu wählen. Gieb ihnen ſelbſt ein Beiſpiel und entſage zuerſt und vor allen andern dem ſchändlichen Bunde, deſſen Oberhaupt du biſt. Wirf dich in eine Sphäre, die dich das Andenken der Vergangenheit vergeſſen und der Menſchheit würdig macht. Sende einen deiner Getreuen hinaus ins Lager, bitte um freien Abzug und — ich gebe dir mein Ehrenwort — dein Geſuch wird dir gewähret werden.

Raſch in Entſchlüſſen und Ausführungen, wie in Unternehmungen kühn, drückte er ſchweigend dem Jünglinge die Hand und zollte durch augenblickliche Befolgung ſeines wohlgemeinten Raths ihm den herzlichſten wärmſten Dank, übertrug Wulfram das Geſchäft, für ihn und ſeine Leute freien Abzug zu heiſchen von den Belagerern, und befahl den Hordenanführern, den Brüdern des Bundes ihre Befreiung anzukündigen und ſich zum Abzuge anzuſchicken. Wie dieſer ſeinen Auftrag vollendete, haben wir geſehen, und halten es für die ſchicklichſte Gelegenheit unſere Schuld abzutragen, und unſre

lieben Leſer mit der Todesart des Räuberhauptmanns bekannt zu machen, den Wulfram bei ſeiner Rückkehr in ſeinem Blute ſchwimmend fand.

So ſehr auch Robert von Eckſtein auf der einen Seite die Großmuth des Ritters von Helfenſtein erkannte, ſo beunruhigte ihn doch auf der andern der innere Richter menſchlicher Handlungen zu heftig, als daß nicht in dem Augenblicke, da er den gethanen Antrag zu befolgen ſchien, begründeter Argwohn hätte in ſeiner Seele aufſteigen, und ihn auf den Gedanken bringen ſollen, ob nicht nur Privatintereſſe den Ritter zu dem gemachten Vorſchlage veranlaßt haben könnte und dieſer dabei eben ſo eifrig ſeine und ſeiner Verlobten Rettung beabſichtige, als ihn dem Arme der ſtrafenden Gerechtigkeit zu überliefern. Mit dieſem Gedanken und dem innern Bewußtſeyn ſeiner, unter dem Deckmantel der Gerechtigkeit verübten Unthaten, trat er zum leztenmale in die Verſammlung der Brüder des Bundes mit der ihm angebohrnen Entſchloſſenheit und ohne ſeinen Argwohn durch Muthloſigkeit ſichtbar werden zu laſſen, redete mit ihnen von der

Nothwendigkeit, das Anerbieten anzunehmen, gab ihnen noch einige Verhaltungsregeln, befahl dem Ritter Jaremir von Helffenſtein ſein Schwerd und Schild, das er ſeit deſſen Gefangenhaltung in ſeiner Gewahrſam gehabt hatte, zu überbringen und renunzirte dem Veſten, den er bisher bekleidet hatte, warf die Waffen des mörderiſchen Bundes von ſich, indem er ſagte: An mir iſt die Reihe zuerſt; wollt ihr gerettet ſeyn, ſo folgt meinem Beiſpiel — und flog aus der Verſammlung.

Die Räuber wuſten nicht, wie ihnen geſchah. Der Auftritt machte eine wunderliche Senſation auf ihre Gemüther; einige giengen ſtillſchweigend davon, andere murrten, und noch andere, denen ihre Freiheit eben ſo lieb war, als ihr Leben, ſchienen ihm Gehorſam leiſten zu wollen, und dachten: wären ſie nur einmal in Freiheit geſezt, dann würde ſich ſchon irgend anderswo Gelegenheit finden, ihr Gewerbe fort zu treiben.

Indeß war Robert wieder auf ſein Zimmer gegangen. Sein Gewiſſen machte ihm die bitterſten Vorwürfe; er fühlte ſein Unrecht und ſeine Unwür-

digkeit, ferner unter Menſchen zu wandeln, im Fall der Ritter Wort halten, und nicht weiter Rache an ihm nehmen würde. Aber er konnte dem Verſprechen des Helfenſteiners nicht trauen; denn von ihm allein hieng es nicht ab, ihn und ſeine Kameraden von der verwürkten Strafe loszuſprechen. Die drückende Laſt ſeiner Schulden ſprach mehr wider, als für die Erfüllung des ihm zugeſagten Verſprechens, und, am Rande der Verzweiflung ſtehend, vollſtreckte er ſein Urtheil, und ſtach den mörderiſchen Stahl, mit dem er einſt den Marcus de Villeamours zu Boden ſtieß, ſich ſelbſt in den Bauch. Noch blutete er, als Wulfram bei ihm eintrat, aber er hatte ſchon vollendet. Der Inhalt des Billets, das dieſer auf dem Tiſche fand, war kürzlich dieſer:

„Jemmir!

Unwerth deiner Freundſchaft, wage ich die letzte Bitte: Schütze Mathilden und den Sohn meiner Liebe! — Ich kann von deiner Großmuth nicht Gebrauch machen, denn ich fühle mich reif.

Robert von Eckſtein.“

Kaum hatten die Damen und die im Gemach des Ritters von Helffenſtein verſammelten Anführer der Räuberhorden den Inhalt dieſes Billets geleſen, ſo erriethen ſie augenblicklich die Urſache dieſes Selbſtmords und entblödeten ſich nicht, ihm ihr Mitleid zu ſchenken. Roberts Herz war urſprünglich nicht böſe; aber böſe Beiſpiele hatten ſeine Sitten verderben, Bernhards Unterricht, deſſen Geſchichte wir in einem beſondern Bändchen zu liefern geſonnen ſind, indem wir aus gegründeten Urſachen uns in der gegenwärtigen Erzählung darauf nicht einlaſſen konnten, machte ihn leichtſinnig, verwegen, tollkühn, und das traurige Schickſal ſeines Vaters hatte ihn aus ſeinem Vaterlande verbannt. — Noch war nicht alles Gefühl in ihm erſtorben; dieß zeugte ſeine Liebe zu Mathilden, ſeine Zudringlichkeit und ſein Beſtreben, Jaromirs Freund zu ſeyn, und die Feſtigkeit ſeines Karakters, die er in den letzten Augenblicken ſeines Lebens noch bewieß, als er, um nicht auf dem Blutgerüſte zu ſterben, mit eigener Hand ſein Urtheil vollſtreckte.

Mathilde hatte nicht ohne Urſache befürchtet, daß Roberts Tod unter dem noch übrig gebliebenen

Räuberhäuflein Aufstand erregen würde; doch gelang es den Anführern Swerkowetz, Hynko und Wulfram — Hüschkel war bereits vom Schauplatze abgetreten, und befand sich unter der Zahl der Verstorbenen — wenigstens so lange wieder Ruhe unter ihnen herzustellen, bis Jaromir, Elsbeth und Mathilde mit dem kleinen Robert in Sicherheit und bei dem Heere angelangt waren, nochmals Verzeihung und freien Abzug ihnen zu bewürken. Aber der Unzufriedenen waren zu viel unter den Schändlichen. Lieber wollten sie ihre Freiheit mit ihrem Leben erkaufen, lieber den Tod ihrer Brüder sterben, als ihrer Handthierung entsagen. Schon war Wulfram ein Opfer ihrer Wuth geworden, und Swerkowetz und Hynko bedrohte gleiches Schicksal. Wollten sie wohl oder übel, sie mußten sie die mit Verzweiflung kämpfenden zur Schlachtbank führen, und wider Willen sich der Foderung des belagernden Heeres widersetzen, die Waffen abzuwehen, und eine andere menschlichere Lebensart zu wählen. Doch diese Tollkühnheit kam ihnen theuer zu stehen. Bald mußten sie der Uebermacht weichen und mit Verlust mehrerer Todten, unter welchen sich die bei-

den noch übrig gebliebenen Anführer befanden, sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Gefesselt an Händen und Füßen wurden sie der Gerechtigkeit überliefert, und nach einjährigem Gefängniß zu einer und eben derselben Todesstrafe verurtheilt.

Einmüthig dankten die Geretteten der Vorsicht die glückliche Wendung ihres Schicksals. Niemand war froher, als Jobst; denn Klara von Heissenstein war der Lohn seiner Arbeiten. Ihm dankte Mathilde ihre Rettung und die Rettung ihres Kindes, und wünschte im nemlichen Augenblicke, den edlen Körbitzer, den sie zum erstenmale in ihrem Leben sah, Vater ihres Sohnes nennen zu dürfen. Jaromir und Elsbeth vergaßen ihre Gefangenschaft, und fühlten sich durch wiederhohlte Umarmungen der zärtlichsten Liebe für alle überstandene Leiden entschädigt. Die bedrängten Kinaräzer athmeten freier, denn sie sahen ihr Eigenthum gesichert, von den unrechtmäßigen Besitzern geräumt, und den Unhold, der ihre sonst glückliche Ruhe seit funfzehn Jahren getrübt und sie in ihrer Gerechtsame be-

einträchtiget hatte, aus der Reihe der Wesen verbannt. Die braven Körbitzer waren froh, nicht ganz umsonst ausgezogen zu seyn und freuten sich, ihr Müthchen doch wenigstens in etwas gekühlt zu haben, und der Hausmeister Czieka konnte sich nicht geschwind genug in den Sattel schwingen, auf Sermoneck zu jagen, und den bekümmerten hoffenden Vätern die frohe Botschaft: Elsbeth und Jaromir sind gerettet — zu überbringen.

Siegshaft und glänzend war der Einzug des Körbitzers auf Sermoneck, glänzender und siegshafter, als der eines Sylla, denn Grausamkeit bezeichnete weniger seinen Pfad, und Freundschaft und Liebe lohnten ihm hundertfältig. „Klara ist des Körbitzers werth!“ tönte ihm entgegen, als er an der Spitze seiner Korbiter auf Sermoneck einritt, und dem edlen Besitzer die gemachte Beute überantwortete, deren der Graf so wenig, als der alte von Helfenstein zu achten schien, weil beide sich bloß dem Gefühl überließen, das die Freude des Wiedersehens nach einer so langen Trennung ihren Vaterherzen gewährte. Wer vermags, ein treffendes Gemählde

des Freudengefühls aufzustellen, in welchem Vater und Sohn und Tochter, Bruder, Schwester und Freund wechselseitig einander in die Arme stürzten, sich losrissen und wieder die vorige Stellung erneuerten? Nur die arme leidende Mathilde kam zu kurz bei dem Becher der Freude, der von Mund zu Munde im frohen Zirkel herum gieng. Sie sah sich gleichsam vergessen, und im ersten Augenblicke durch eine falsche vorgefaßte Meinung unter ihrer Würde allgemeiner Verachtung ausgesetzt; aber der Zuruf ihrer Freundin Elsbeth und die auszeichnende Achtung, mit der ihr Jaromir und Jobst begegneten, brachte den Grafen und einige anwesende Ritter bald auf andere Gedanken, und erwarb ihr eben so schnell allgemeines Mitleid, Achtung und Freundschaft.

Demohngeachtet war sie weniger glücklich, als die übrigen alle. Aus fürstlichem Stamme entsprossen und von einem Räuber entehrt, wagte sie es nicht, ihrem Retter das Gefühl zu gestehen, das sich beim ersten Anblicke seiner Person ihres Herzens bemächtiget hatte, um so weniger, da sie in der Tochter des alten Helffensteiners, die während seiner

Krankheit nach Sermeneck gekommen war, ihn mit eigener Hand zu pflegen, diejenige erkannte, die dem edlen Körbitzer zur Gemahlin bestimmt war; sie verschloß ihren Kummer in sich, und nahm die erste Zeit ihres Daseyns über auf Sermeneck bloß an den häuslichen Verrichtungen ihrer Freundin, der edlen Grafentochter Theil, die ihr gegenseitig die innigste Freundschaft erwiderte, und die Pflege und Wartung ihres Kindes erleichterte.

Dieser Tag der Wiedervereinigung war ein allgemeiner Freudentag, und wurde, so lange der Graf von Sassenburg lebte, alle Jahre als ein solcher glänzend gefeiert. Ihm folgte der frohen Tage lange Reihe. Zwar war der Graf bei der so lange gewünschten Rückkehr seiner Tochter noch nicht völlig von der Krankheit wieder hergestellt, die der nagende Kummer, Sorge und Betrübniß über ihr Abhandenkommen ihm zugezogen hatten; aber es dauerte nicht lange, so bot er jedem Unhold die Stirn, der seiner Gesundheit zu schaden drohte, und beschleunigte die Verbindung seiner Tochter mit dem jungen Heilsteiner, wozu er selbst die glänzendsten

Veranſtaltungen traf und mit ihr zugleich die Verbindung des Körbitzers mit Klara vereinigte. Vierzehn Tage lang giengs auf Sermoneck luſtig her. Ritterliche Uebungen, Luſtjagden, Bälle wechſelten mit mancherlei Vergnügungen damaliger Sitte ab, und der Aermere zechte auf Koſten des edlen Grafen von Saſſenburg mit dem Reichern aus einem Becher.

Ungern flohen die Ritter von Sermoneck hinweg, denn lange war ihnen nicht ſo wohl geweſen, und mancher von ihnen hatte lange nicht ſo herrlich und in Freuden gelebt, als dieſe Zeit über. Ungern trennten ſich die beiden Väter: aber der von Helffenſtein hatte ja noch einen Sohn, der ſeiner Vormundſchaft bedurfte — und dieſem muſte er Vater ſeyn. Beſcheidenheit, ihren Wohlthätern nicht laſtig zu werden, veranlaßte die göttliche Mathilde, ſich von Sermoneck zu beurlauben, und in der ſtillern Einſamkeit der Erziehung ihres Sohnes zu widmen; denn ihren Vater hatte, nach eingegangenen Nachrichten, der Kummer über den Verluſt

ſeiner

seiner Tochter bald vom Schauplatze des Lebens hinweg geraft — aber der Graf willfahrte ihrem Gesuch nicht, und sie mußte den Bitten der zärtlichsten Freundin, der liebenswürdigen Elsbeth nachgeben und auf Sermaneck bleiben. Jaromir vertrat Vaterstelle bei dem kleinen Robert, der unter seiner Leitung ein Mann wurde, und durch edle Thaten die Schande seiner Ahnen vertilgte; Elsbeth widmete sich von nun an bloß den häuslichen Verrichtungen einer guten Gattin, Mutter und Hausfrau, erfüllte iede ihrer Pflichten mit strenger Selbstverleugnung, und überließ Schwerdt und Schild ihrem Gemahl, der gegenseitig eben so pünktlich die Pflichten beobachtete, die ihm als Mann und Vater oblagen, iedem Freund war, nicht ohne Noth fehdete, Recht und Gerechtigkeit handhabte, das Eigenthum seiner Unterthanen schüzte, und dem Vater seiner angebeteten Elsbeth, der noch lange im frohen Zirkel seiner Kinder, die er mit Freude heranwachsen sah, aller Sorgen entlastet, hinwandelte, die Augen zudrückte.

Jobſt weilte noch einige Zeit mit ſeiner geliebten Klara auf Sermoneck, unterſtützte ſeinen Freund Jaromir in den Arbeiten, die ihm theils die Abtragung jenes verrufenen Felſen, theils die beſſere Urbarmachung deſſelben verurſachten, und führte gegen den einbrechenden Winter ſeine liebe Hausfrau auf die väterliche Burg heim, wo er friedlich im Kreiſe ſeiner Unterthanen haußte, ſich bald durch einen männlichen Erben der Liebe ſeiner Klara verſichert ſah, und es dem alten Helffenſteiner nicht gereuen mochte, ihm Wort gehalten zu haben.

Freunden unterhaltender Lectüre ist zu empfehlen:

---

1) Bilder aus Ottomars Kuckkasten, in neun Hauptvorstellungen für die Optik der Seele, gesammelt und herausgegeben von Bonmarmota, mit Kupf. (1 Rthlr. 16 Gr.)

Die erste optisch-moralische Vorstellung, betitelt: Geschichte meines Vetters, ein modernes Feenmährchen der heutigen Welt, in 49 Szenen dargestellt, ist ein Quodlibet, an dem wohl etwas, wenn auch nicht alles wahr ist. Sie zeigt die Leichtfertigkeit, mit der auch ein armer Abentheurer plötzlich in die Sphäre der großen Welt geworfen, die Tugend vergißt, die ihm in seiner Armuth theuer war, und ohne die Muster edler Großen zu benutzen, nur die Laster des seidnen Pöbels sein Beyspiel zur treuen Befolgung seyn läßt. Die zweite Vorstellung: Fragmente aus einem psychologischen Reise-Journal — ist aus der Quelle des Umgangs geschöpft. Daß der Verfasser alles verhüllte, weil noch viele dieser geschilderten Personen leben, war er der Menschenliebe schuldig. III. Die Schröpfgläser, oder die Kur für rothe Backen, ist ein lustiger Schwank, zur Belehrung für verliebte Thoren, wenn Belehrung bey ihnen anwendbar seyn kann. IV. Die Verbrechen der Liebe, eine freie Bearbeitung einer spanischen Novelle, die noch nicht im deutschen Publikum erschienen ist. V. Die Erscheinung des Teufels, eine Szene des 18ten Jahrhunderts und wahre Begebenheit, darum auch so erzählt, wie sie sich zutrug. VI. Hat der Teufel so etwas gesehen?! ein lustiger Schwank aus dem Archive der Thorheit der großen Welt. VII. Karsten und Arsel, oder der buchstäbliche Sinn,

eine Posse, die nicht erfunden, wirklich wahr und praktisch geübt worden ist. VIII. Die geheime Züchtigung und die öffentliche Busse, aus dem Archiv der Wahrheit und der Zeit entlehnt. So komisch und süß auch manchen die Rache seyn mag, die den Wütherich dieser Erzählung traf, so empörte dem Verfasser doch nie der Anblick irgend eines Menschen mehr, als gerade dieses Elenden, den er persönlich kannte. Aus Achtung gegen seine wirklich sehr edle Familie, ist Ort und Name verändert, damit nur blos die Begebenheit, nicht aber die wirklichen Personen Aufmerksamkeit erregen sollen. IX. Die veränderte Adresse, oder der Scherz im Tode, ein lustiger Einfall in fünf Szenen, ist aus dem Andenken eines der edelsten Freunde des Verfassers geschöpft, dessen Belebung den wichtigsten Einfluß auf sein Herz gehabt hat.

2) Die strahlende Jungfrau, oder der Berggeist, eine Zaubergeschichte von C. H. Spieß, mit Kupf. (1 Rthlr. 18 Gr.)

3) Nacht und Dämmerung, oder die Geheimen des Orients, im Klingerischen Geschmack, mit Kupf.

4) Dianora, Gräfin Martagno, Rinaldo Rinaldinis Geliebte, eine romantische Geschichte in 2 Theilen oder 8 Büchern, mit Kupf. 8.

Prinz ihr seid verrathen

Angelika

Tochter des grosben Pandit

Edoardo

Prinzen von Vescbia

aus dem Hause Zanelli.

Ein Seitenstück zu Schillers Geisterseher

---

von

Brückner.

Leipzig 1801.

bey J. G. Hinrichs.

Bergmann sc.

Angelika

Tochter des großen Banditen

Odoardo.

„Ich trenne mich ungern von dir," ſagte Angelika, „aber ich muß." —

„Der Wille deines Vaters iſt hart," entgegnete Laurette, „wenn du nur wenigſtens noch ein Jahr —

„Ein Jahr könnte uns leicht die Trennung um zehen Jahre erſchweren."

„Wie meinſt du das?"

„Ich meine — wir können ja doch nicht immer beiſammen bleiben."

„Warum nicht?"

„Weil es unſere Beſtimmung nicht iſt, immer Mädchen zu ſeyn."

„Angelika! um deiner Freundſchaft willen wollte ich ſchwören" —

„Schwöre nicht Laurette! — Es gibt ein Bedürfniß, das noch über die Freundschaft geht.“

Laurette verstand, was ihre Freundin damit sagen wollte und gab sich gefangen.

Innniger, unzertrennlicher hingen nie zwey Mädchenseelen an einander, als Angelika und Laurette. Von der Wiege mit einander heranngewachsen, hatten sie Freude und Leid schwesterlich getheilt und kein Vergnügen ohne die andere genossen. Was der einen Ekel und Langeweile verursachte, konnte der andern keine Freude gewähren und was dieser gefiel, erweckte jener Behaglichkeit und Wohlgefallen; ihre Wünsche waren sich völlig gleich und was das Eigenthum der einen war, besaß die andere ohne Einschränkung.

Man hätte sie für Schwestern halten sollen, so nahe kamen sich unsere Freundinnen in der äußeren Bildung und man fühlte sich recht angenehm getäuscht, in ihnen nur Jugendgespielinnen zu finden, die sich so ganz unent-

lehrlich geworden waren, daß man ihren Umgang wenigſtens für einen ſehr hohen Grad der Blutsfreundſchaft zu halten geneigt ſeyn mußte.

Sie hatten gleiche Erziehung genoſſen und mit gleicher Thätigkeit an ihrer moraliſchen Bildung gearbeitet. Ihre Gefühle giengen gleichen Schritt mit einander fort und da die eine nur wenig Wochen älter war, als die andere, ſo giengen ſie auch faſt zu gleicher Zeit aus den Jahren der Kindheit in die Roſenblüten ihres Lebens hinüber.

Innige Vertraulichkeit und Harmonie waren ihre Gefährtinnen auf der Bahn, die ſie unter der Leitung einer würdigen Duegna betraten, welche Urſache hatte, auf ihr Amt und auf die glückliche Ausführung ihres Erziehungswerks gleich ſtolz zu ſeyn.

Angelika und Laurette hatten faſt ein Temperament. Ihr Hang zur Schwärmerei war ſich faſt gleich, nur mit dem Unterſchiede, daß

jene mehr Ernſt und Würde, dieſe mehr Scherz und Leichtſinn damit verband.

So wandelten ſie an der Hand der Freundſchaft, unbeſorgt, daß ein Augenblick kommen könnte, der Herz von Herzen losreißen würde, als Graf Odoardo am Arme ſeines Freundes Anſelmo eintrat und ihnen Trennung verkündete.

„Der Zirkel der Freundſchaft," ſagte Graf Odoardo, „iſt nur für das Herz, nicht aber für den ſtrebenden Geiſt, der eines vielumfaſſendern Wirkungskreiſes bedarf. Du wurdeſt nicht geboren, die Roſe am Stocke verblühen zu laſſen und der Einſamkeit des ſtillern Landlebens zum Opfer zu bringen. Venedig wird hinführo dein Aufenthalt ſeyn. Dieſe ſchöne Stadt hat alles, was dich für den Verluſt deiner Gärten, Wieſen und Teiche entſchädigen kann. Du wirſt an der großen Welt Behagen finden und es ſie nicht gereuen machen, dich aus dieſem Schlummer geweckt zu haben.

Dieſe Ankündigung des Grafen war ein Donnerſchlag für das Herz ſeiner Tochter und ihrer Freundin. Sie laſen gegenſeitig in ihren Blicken Unzufriedenheit und glaubten in der Ueberraſchung nicht, der Trennungsſtunde Meiſterin zu werden. Aber die Zeit gewann über ihre Herzen und gewöhnte ſie allmählig an den Gedanken: ſcheiden zu müſſen.

Graf Odoardo verreiſte, kam zurück, verreiſte wieder und geſtattete den beiden Freundinnen Zeit, ſich darauf vorzubereiten. Indeß beſchäftigten ſich Angelika und Laurette immer mit ihrer bevorſtehenden Trennung und mit der Rolle, welche die erſtere nun bald in der großen Welt antreten ſollte. Die Zubereitungen, die ihrenthalben gemacht wurden, ließen ſie nichts Geringes ahnden und die ununterbrochene Geſchäftigkeit ihres Vaters, ſeine Unruhe, ſeine Verſchloſſenheit, ſein unaufhörliches Denken und Grübeln verrieth die Größe und Wichtigkeit ſeiner Pläne, an denen er oft zu ganzen Tagen arbeitete, ohne nur einen Men-

ſchen vor ſich zu laſſen, oder ſelbſt ans Tageslicht zu kommen.

Angelika widmete die Stunden, in denen ſie allein war — ſelten war dieß der Fall, denn Laurette kam faſt nicht von ihrer Seite — dem ernſten Nachdenken über ihre dereinſtige Beſtimmung. Sie fühlte etwas in ſich, das ihr ganzes Weſen über ſich ſelbſt erhob und ihr deutlich zu erkennen gab, daß ſie wenigſtens keine unbedeutende Rolle zu übernehmen haben würde. Das frühe Hinſcheiden ihrer Mutter, die ſonderbaren Schickſale ihres Vaters, ſein immerwährendes Unſtät- und Flüchtigſeyn, ſeine geheimen Geſellſchaften und die Vortreflichkeit ihrer Erziehung, dieß alles waren Umſtände, die, wenn ſie dieſelben einzeln, oder im Zuſammenhange betrachtete, zu einem großen Ziele abzuzwecken ſchienen.

In dieſer Rückſicht war ſie darauf bedacht, ſelbſt ſo viel, als ihre Kräfte erlaubten beizutragen und alles, was auf die Ver-

vollkommnung ihrer Ausbildung nur irgend Bezug haben mochte, mit lobenswerthem Eifer zu benutzen. Sie entfernte daher jede Furcht, Kleinmuth und Aberglauben von sich und suchte ihren Geist bloß mit solchen Dingen zu beschäftigen, die ihren Verstand erweiterten, ihren Muth stählten und ihre Entschlüsse befestigten.

Mit Vergnügen bemerkte Graf Odoardo das moralische und physische Wachsthum seiner funfzehnjährigen Tochter, die in jeder Hinsicht seinem Vaterherzen mit den glänzendsten Hofnungen schmeichelte. Aber er hielt es noch nicht für rathsam, mit seinen entworfenen Plänen hervorzutreten und dem unerfahrnen Mädchen zu früh den Kopf warm zu machen und sie vielleicht auf Abwege zu bringen. Auch mochte er eben so wenig ihr den Genuß vergällen, den ihre jugendliche Unbefangenheit ihr sicherte, enthielt ihr absichtlich die nähere Bekanntschaft mit der Lage der Dinge vor, die sie so nahe angiengen und erinnerte sie

bloß an das Näherkommen des wichtigen Augenblicks, der ſie den Armen der Freundſchaft entreißen und auf das Feld der Ehre hinführen ſollte.

Er kam.

„Meine Tochter!" ſagte Graf Odoardo, „mache dich zur Abreiſe gefaßt; noch drei Tage und du beginnſt eine neue Laufbahn."

Die Einladung kam Angelikan nicht unvermuthet; ſie war vorbereitet und erwartete ſeine Befehle.

„Zu welcher Lebensart auch mein Vater mich beſtimmt haben mag," ſagte ſie, „ich bin bereit; ſein Wille iſt mir Befehl und ſeine Abſichten können nicht anders, als groß und auf mein Glück gerichtet ſeyn."

„Das ſind ſie, Angelika! — Bei Gott! das ſind ſie."

Düſterer Ernſt überzog ſeine Stirn; er ſchwieg und Angelika fühlte ſich augenblicklich

in einer ſonderbaren Gemüthsbewegung, die ihr eben ſo unerklärbar war, als der finſtere Blick ihres Vaters, deſſen Schweigen ihr Befehl ſchien, ein Gleiches zu thun.

So wenig auffallend es ihr ſonſt war, wenn er mitten im Geſpräch verſtummte und in Nachdenken gerieth, ſo war es dießmal der Fall im Kontrario. Auch Angelika dachte darüber nach, was wohl die Abſichten dieſes räthſelhaften Mannes ſeyn könnten, den ſie als ihren Vater kennen gelernt hatte und, ohngeachtet ſie nicht immer um ihn war, dennoch mit kindlicher Anhänglichkeit liebte. Sie kannte ihn als einen Mann von großen Talenten und eben ſo widrigen Schickſalen, ohne die letztern zu kennen. Dieß hatte ſie meiſtentheils vom Hörenſagen; denn nie hatte ſich ihr Vater darüber gegen ſie herausgelaſſen und ſeine Verſchloſſenheit mußte ihr nothwendig Bedenken erregen, da ſie auf dem Punkt ſtand, dem Zirkel der Freundſchaft zu entſagen, um in einen größern Wirkungskreis zu treten.

Der Graf ſchien mit ſich ſelbſt zu kämpfen
dieß bemerkte Angelika. „Wie?“ ſagte ſie
„ſollte mein Vater vielleicht — doch, weg mit
dieſem Gedanken! — Wenn es Zeit ſeyn
wird, werd' ich ja alles erfahren.“

Hier nahm der Graf, der einige Minuten
ſchweigend am Fenſter geſtanden hatte, ein
Priſe Tabak, faßte Angelikas Rechte und ſag-
te: Nur Angelika kann die Feſſeln brechen
die mich ſeit vierzehn Jahren banden, verlie-
eilends das Zimmer und ließ ſich den ganzen
Tag über nicht mehr ſehen.

„Feſſeln? — die ſeit vierzehn Jahren ihn
banden?“ wiederhohlte Angelika, als ſie al-
lein war und Zeit gewann, ernſtlicher darüber
nachzudenken. „Welche Feſſeln könnten einen
Mann binden, wie Graf Odoardo, mein Va-
ter? — Iſt er nicht frei und unabhängig? —
Gewährt nicht ſein Reichthum ihm alles, was
ſeine Bedürfniſſe heiſchen?“ —

Aus dieſen und ähnlichen Aeußerungen
kann man hinlänglich abnehmen, daß Ange-

lika weniger von den Verhältniſſen ihres Vaters unterrichtet war, als ſie es zu ſeyn glaubte.

Sie hielt ihn für reich, weil er ihr jedesmal, ſo oft er ſie beſuchte, anſehnliche Geſchenke mitbrachte, die er auf ſeinen Reiſen, nach ihrer Meinung für baares Geld erkauft hatte; aber ſie wußte nicht um die Quellen ſeines Reichthums. Sie hielt ihn für einen Mann, der, unabhängig und frei von allen Geſchäften des Staats und allen Verbindungen mit den Großen der Erde, nur zum allgemeinen Wohl der Menſchheit lebe und in Anſehung ihrer künftigen Beſtimmung nichts, als die edelſten Abſichten im Sinne habe; aber ſie wußte nicht, worinnen das Eigentliche ſeiner Beſchäftigungen beſtand und welches das Ziel ſeines Strebens war. Kein Wunder, wenn ſeine Verſchloſſenheit ihr dießmal mehr auffiel, als ſonſt, und ſeine myſtiſche Herauslaſſung, Ton und Affekt, mit welchen er ſie begleitete, Gedanken in ihr erweckte, die ihr

die Ruhe ihres Herzens raubten und ihrer Enthaltſamkeit Grenzen ſetzten.

Aber ſie fürchtete, durch die Aeußerung ihrer Neugier ihren Vater zu beleidigen und erblickte ſich in einer unangenehmen Verlegenheit. Zeit und Umſtände gewannen den Sieg und Angelika mußte ſich, ſo ſehr es ihr auch den Kopf warm machte, in Geduld fügen und den Augenblick erwarten, in welchem ihr Vater ihr von ſelbſt über ſeine geheimnißvolle Herauslaſſung nähern Aufſchluß geben würde. Selbſt gegen ihre Freundin Laurette, mit der ſie zu Abend unter vier Augen ſpeißte, ließ ſie nicht eine Sylbe von dem fallen, was zwiſchen ihr und dem Grafen, ihrem Vater, ſich ereignet hatte. Dagegen erfuhr ſie von dieſer, daß Graf Odoardo und Anſelmo, Laurettens Vater, bei verſchloſſenen Thüren, mit einigen ihr unbekannten Männern eine lange und ernſthafte Konferenz gehalten hätten, deren Gegenſtand die Abſetzung des Herzogs von Peſchia geweſen wäre.

Diese Nachricht schien ihr Anfangs gleichgültig zu seyn; aber Angelika blickte weiter, als ihre Freundin Laurette, die ihr dieselbe mit ziemlicher Gleichgültigkeit mittheilte und den Eindruck nicht bemerkte, den ihre Erzählung auf die bisherige Gefährtin ihrer Jugend machte, welche in derselben unendlichen Stoff zum ernstlichen Nachdenken fand und sie zum alleinigen Gegenstande ihrer einsamen Beschäftigungen machte, so lange sie noch in dem Hause ihres Pflegevaters war.

Sie schalt sich selbst eine Thörin, daß sie sich den Kopf mit Dingen zerbrechen wollte, die sie gar nicht zu interessiren schienen und doch schwebte der Gedanke unaufhörlich vor ihrer Seele und raubte ihr Ruhe und Schlummer. Hierzu kam die näher und immer näher rückende Folgeleistung des väterlichen Befehls, sich von ihrer Freundin zu trennen und ihn an einen Ort zu begleiten, wo ihre Person Aufsehen erregen und ihre Tugend vielleicht manchen Gefahren ausgesetzt seyn würde. Doch

ſie erwartete ſtandhaft den Augenblick, der den herzlichen Erguſſungen der Freundſchaft ein Ziel zu ſetzen beſtimmt war, machte ſich auf den Abſchied gefaßt und folgte mit Anbruch des dritten Tages ihrem Vater nach Venedig.

Kaum erblickte Angelika zu Venedig zum erſtenmale das helle Tageslicht, ſo ſtellte ſich ihren Augen ein neues Schauſpiel dar. Sie erwachte, nachdem ſie zuvor, von der Reiſe ermüdet, die ganze Nacht hindurch eines erquickenden Schlafs genoſſen hatte und war im Begriffe, ſich von ihrem Lager aufzuſchwingen und ins Nebenzimmer zu eilen, um an dem Bette ihres Vaters ſich der kindlichen Pflicht zu entledigen und durch einen recht herzlichen Kuß dieſem ihre Freude über ſein Wohlbefinden zu bezeigen, als eine ehrwürdige Matrone ins Zimmer trat, die ihr Achtung einflößte.

„Faßt Euch, Signora!“ ſagte die Alte und bat ſie, ihretwegen nicht in Verlegenheit zu gerathen.

„Wer ſeyd ihr?“ fragte Angelika.

„Eure und Eurer Vaters Freundin.“

„Kennt ihr meinen Vater?“

„Ich war ſeine Amme.“

„Und was iſt euer Begehr?“

„Seine Befehle vollſtrecken zu dürfen.“

„Seine Befehle?“

„Euch zur Geſellſchaft hier zu bleiben und für Eure Pflegung und Wartung beſorgt zu ſeyn.“

„Das that mein Vater?“

„Ja, Signora! das that er.“

„O! der gute Vater“ —

In der Meinung, ihn im Nebenzimmer wachend, oder noch ſchlafend zu finden, eilte ſie auf die Thüre zu und ſtand, wie vom Blitz getroffen, als die freundliche Matrone zu ihr ſagte: „Graf Benedetto iſt nicht hier.“

„Wie? — Was sprecht ihr? — Graf Benedetto? — Mein Vater — ist nicht hier?"

„Nein, Signora!"

Die Matrone stutzte und Angelika dachte dem, was sie soeben gehört hatte, nach und ratschlagte, was sie thun wollte. Anfangs wußte sie nicht, was sie denken sollte und, zweimal zu fragen, war wider ihre Gewohnheit; darum suchte sie auszuweichen und wiederholte die eigenen Worte der vor ihr stehenden Matrone, indem sie sagte: „Spracht ihr nicht Graf Benedetto ist nicht hier?" —

„So sprach ich."

„Wo ist er denn?"

„Weiß ich das?"

„O! der unbarmherzige Vater" —

„Meint Ihr?"

„Kaum mit mir hieher gekommen und mich schon wieder zu verlassen?"

„Seines Bleibens ist nirgends" —

„Wie?"

„Sein Aufenthalt ist hier und dort. In Süden und Westen, im Nord und Ost ist er zu Hause und seine Gegenwart allenthalben gleich nothwendig. Der Kreis seines Wirkens erfordert Jahre, ihn zu umgehen und jede seiner Handlungen ist groß und erhaben, wie das Ziel seines Strebens.“

Angelika stutzte und schwieg. Schweigend verglich sie die letzten Worte der geschwätzigen Alten mit jener Rede ihres Vaters, da er sagte: Nur Angelika kann die Fesseln brechen, die mich seit vierzehn Jahren banden — und versuchte, durch kühner werdende Fragen die Plauderhaftigkeit der Matrone zu überlisten, aber umsonst! — ihre Antworten fielen immer zweideutiger aus und schienen bloß dahin gerichtet zu seyn, die Neugier der funfzehnjährigen Gebieterin bis zum höchsten Grade zu reizen und zuletzt doch unbefriedigt zu lassen.

Angelika wurde fast unwillig. Doch dieß machte die Alte nicht irre. Diese blieb sich

immer gleich und Angelika fühlte einen beſondern Grad von Achtung und Ehrfurcht für das Alter und Würde derjenigen, die ſie als die ihr zugegebene Duegna betrachtete, hielt ihren Unwillen zurück und bat die Matrone mit dem ihr eigenen Anſtande, ſie auf einige Minuten allein zu laſſen.

„Gern, Signora!" erwiederte die Alte, „ich finde in Eurer Foderung nichts unbilliges; nur ſeht Euch vor, daß Euch kein Unfall begegne."

Mit dieſen Worten ergriff die Alte die Thüre und gieng.

Jetzt erblickte ſich Angelika allein, nachdem ſie ſich zuvor einige Minuten im tiefen Nachdenken verlohren hatte und wieder zu ſich ſelbſt kam.

„Allein? — An einem fremden Orte? — Unter fremden Menſchen allein? — Ohne Führer, ohne Freund? — Ha! das iſt grauſam. — Wer ſie auch ſeyn mag, dieſe ehrwürdige Matrone, die ſich ein Recht anmaßt,

meine Handlungen zu prüfen und meine Schritte zu leiten, darf ich ihr trauen? — Soll die Zweideutigkeit ihrer Worte nicht Verdacht erwecken? — Und doch! — wie hätte ihr außerdem mein Vater meine Pflege und Wartung anvertrauen können, wenn er nicht eines bessern überzeugt wäre?" —

(Pause.)

„Graf Benedetto? — Wozu dieser Name? Welch Geheimniß steckt dahinter verborgen? — Ich vermag nicht, es zu enträthseln — und doch macht dieser Name eine wunderliche Sensation auf mein Inneres. — Wie? — Wenn mein Vater — aber nein! das ist unmöglich."

(Pause.)

„Welch eine bange Ahndung! — Armes Herz! was fehlt dir? — Mit so hörbaren Schlägen schlug der Hammer meines Herzens noch nie — so arbeiteten noch nie alle meine Pulse. — Das Gefühl des gegenwärtigen Augenblicks ist mir unerklärbar. — Ich weiß

nicht, was so unwiderstehlich mich nach diesem Zimmer" —

Hier öfnete sie die Thüre des Nebenzimmers, in welchem sie am Abend zuvor ihren Vater schlafend verlassen hatte und erblickte, statt seiner, auf dem am Sopha stehenden Tischchen einen offenen Brief. „Ha!" schrie sie laut, „ein Brief — ein Brief von seiner Hand!" — Mit enthusiastischer Freude drückte sie den gefundenen Schatz an ihre Lippen und perlende Thränen träufelten über ihre Rosenwangen auf das Papier hin.

Der Inhalt war folgender:

Meine gute liebe Tochter Angelika!

„In dem Augenblicke, da du dieses lie„sest, bin ich fern von dir, aber mein Geist „„umschwebt dich und keiner deiner Schritte „„bleibt mir verborgen. Möchte dein jetziger „„Aufenthalt eben so angenehm dir werden, „„als jener Wohnsitz schuldloser Freuden un„befangener Jugend! — Doch deine Be-

„ſtimmung heiſchte dieſen Wechſel. — Ve-
„nedig iſt zwar ein gefahrvoller Ort; aber
„ohne daſſelbe würdeſt du nie zum Ziel
„kommen, das die Hand einer höheren
„Macht dir ſetzte. Tugend allein ſey der
„Maßſtab deiner Handlungen, das Ziel
„deines Strebens! — Sie leite dich auf
„der Bahn, die du betrittſt und halte dich
„aufrecht; denn ich kann nicht immer bei
„dir ſeyn und die Prüfung iſt hart und
„ſchwer. Auch weiß ich nicht, wie bald
„und unter welcher Geſtalt du mich wieder-
„ſehen wirſt; denn mein Kopf iſt eines ho-
„hen Preiſes gewürdiget und der Augenblick
„des letzten Sandkorns im Stundenglaſe mei-
„ner Rettung noch nicht herbeigekommen.

„Angelika! laß dir um mich nicht bange
„ſeyn. Ich bin ein Mann — deine Be-
„ſtimmung iſt: Weib zu ſeyn. — Sie zu
„erreichen, ahme dem Vorbilde nach, das
„ich dir in Margaliſſen hinterließ. Folge
„ihren Winken! — Spotte nicht ihrer

„Schwächen! — Schone ihres Alters! —
„Ehre ihre Tugend! — Margaliſſa iſt ein
„Weib, das Klugheit, Erfahrung und
„Menſchenliebe in Einem verbindet — und
„an ihren Brüſten ſog die erſte Nahrung

Dein dich zärtlich liebender Vater
Odoardo, unter dem Namen
Graf Benedetto.

„Ha! nun iſt es klar — und auch nicht klar." — So rief Angelika, nachdem ſie geleſen hatte, ſah ſich nach ihrer Freundin um und war unwillig, ſich ſo lange von ihr verlaſſen zu ſehen; denn der Befehl ihres Vaters flößte ihr Liebe für Margaliſſen ein und erhielte ihr den erſten Platz in ihrem Herzen.

Hoffentlich werden wir nicht nöthig haben unſern Leſern durch lange Demonſtrationen zu zeigen, daß Margaliſſa und die geſchwätzige Matrone, welche wir bereits in Angelikas Morgenzimmer kennen gelernt haben, eine

und eben dieſelbe Perſon war. Sie war aus einem alten adelichen Geſchlechte, aber ohne Vermögen. Stolz darauf, Odoardos Amme geweſen zu ſeyn, ſuchte ſie, als eine getreue Anhängerin und Theilnehmerin ſeiner Schickſale, den verbannten unglücklichen Grafen Zanetti auf und ſchätzte ſich über alles glücklich, ihm zu begegnen und von neuem ihm ihre Dienſte anbieten zu können.

Sie war Witwe und kinderlos. Ihr Gemahl war Lieutenant in Dienſten des Herzogs von Peſchia geweſen, hatte aber für ſeine Anhänglichkeit und Treue gegen die Familie des vorigen Beherrſchers dieſes Ländchens mit dem Leben büßen müſſen. Sein Tod nöthigte ſie, ihr Vaterland zu verlaſſen. Geraume Zeit hatte ſie ſich zu Palermo aufgehalten, nachher aber ſich nach Venedig gewendet, wo, mehrern Nachrichten zufolge, der gerettete Prinz von Peſchia ſich inkognito unter dem Namen eines Grafen von Zanetti aufhalten ſollte.

Es gelang ihr, ihm auf die Spur zu kommen; aber mehrmals versuchte sie vergebens, an ihn zu kommen. Theils sah sie sich, um ihrer eigenen Sicherheit willen genöthiget, sich zurückzuziehen und ihren Plan aufzugeben, theils durch die Gefahren, die ihn bald von der einen, bald von der andern Seite bedrohten und nöthigten, unter erborgten Namen, auf unbestimmte Zeit da, oder dorthin zu flüchten, ihr Unternehmen vereitelt und in dem Augenblicke, da sie ihm nahe zu seyn glaubte, sich so weit von ihm entfernt, daß sie oft alle Hofnung aufgab, das Ziel ihres Strebens zu erringen; bis endlich die Menge derer, die um seinetwillen hatten fliehen und als Mitschuldige ihr Vaterland meiden müssen, in Venedig und der umliegenden Gegend größer und immer größer wurde, die Gefahr, in der er schwebte, obgleich nicht in der That verminderte, doch wenigstens zu mindern den Anschein hatte.

Dieß trug natürlicherweiſe nicht wenig bei, daß auch Frau Margaliſſa ihren Zweck erreichte und durch das Vertrauen des vermeintlichen Grafen Zanetti ſich für ihr raſtloſes Streben, ihm nützlich zu werden, endlich doch belohnt ſah.

Auch ihre Sicherheit gewann dabei und ſie bekleidete mehrere Jahre hindurch in ſeinem Hauſe die Stelle einer Wirthſchafterin und Oberaufſeherin. Aber ſie that mehr, als der Poſten heiſchte, der ihr anvertraut war. Mit raſtloſer Thätigkeit wirkte ſie im Stillen mehr, als mancher ſeiner Anhänger, der mehr zu risquiren hatte, als ſie und verſchafte durch ihre Klugheit und unermüdete Wachſamkeit ihrem Herrn und Gebieter manchen Freund, manchen Vortheil, deſſen er außerdem hätte entbehren müſſen, bis endlich an ihre Stelle diejenige trat, die zur Ausführung ſeiner tief durchdachten Pläne beſtimmt war und in einem ungleich mehr beſchränkteren Zeitraume vollen-

den sollte, woran der Graf und seine Verbündeten Jahrelang gearbeitet hatten.

Das Haus, das Angelika bewohnte, lag in einer der schönsten Gegenden der Stadt, mit der reizendsten Aussicht auf die Brenta hin. Graf Odoardo hatte es von einem reichen Partikulier, der sein Freund war, gemiethet und ganz nach seinem Gefallen einrichten lassen.

Hinter demselben war ein schöner Blumengarten befindlich, der sich weiter hin in einen Gemüsgarten umwandelte und zuletzt in ein kleines Gehölz verlohr, das, des wilden Karakters, den es an sich trug, ohngeachtet, dem einsam Lustwandelnden manch angenehmes Ruhepläzchen darbot.

Margalissens Zimmer hatte die Aussicht dahin. Mit dem Briefe in der Hand eilte Angelika, nachdem sie ihn noch zwei, dreimal mit Aufmerksamkeit gelesen hatte, ihre Freun-

din aufzusuchen, um sich von ihr über das, was ihr dunkel war belehren zu lassen, denn sie vermuthete nicht ohne Grund, daß Margaliſſa nähere Wiſſenſchaft um das Schickſal ihres Vaters haben müßte. Aber ſie fand ſie im ganzen Hauſe ſo wenig, als auf ihrem Zimmer und vermuthete, daß ſie vielleicht in den Garten hinabgegangen ſeyn könnte; daher ſie dieſen Gedanken verfolgte und ſie daſelbſt zu ſuchen, ſogleich die Stiege hinabeilte.

Sonderbar! — Kein Menſch im ganzen Hauſe; ſie war allein. Doch es war ihr in dieſem Augenblicke weniger auffallend und ſie dachte nichts, als ihrer Freundin Margaliſſa zu begegnen. Zu einer andern Zeit würde es ihr eben ſo befremdend geweſen ſeyn, keine männlichen oder weiblichen Domeſtiken im Hauſe anzutreffen, als der Garten, den ſie, ohne weiter an etwas zu denken, mit rollenden Blicken überſchaute, anziehend. Sie verfolgte ihren Weg und ſtand und ſtaunte, als ſie ſich mit einmal in einer Wildniß erblickte, aus

ter ſie keinen Ausweg zu finden fürchten mußte.

Dieſer Anblick brachte ſie wieder zu ſich ſelbſt; denn der Inhalt des Briefs hatte ſie faſt ihrer Sinnen beraubt und für die herrlichſten Gegenſtände der Natur fühllos gemacht. Nur der auffallende Wechſel derſelben konnte die Rückkehr von ihrer Sinnenbetäubung bewirken. Sie ſtand, ſah vor und hinter ſich und ſah doch nichts, als dicke Waldung von allen Seiten. Sie wähnte, Fußtritte zu entdecken, die ſie für die ihrigen hielt und wagte es, ihnen zu folgen, in der Meinung, wieder auf den Weg zu kommen, auf dem ſie ſich verirrt zu haben glaubte; aber ſie verlohr ſich immer tiefer im Gehölz. Bald gieng ſie vor, bald rückwärts, bald auf dieſe, bald auf jene Seite, je nachdem ſie hoffte, hier oder da einen gebahnten Weg zu finden. Bald glaubte ſie, näher oder entfernter Menſchenſtimmen zu hören und ihrer Erlöſung aus dieſem Labyrinthe nahe zu ſeyn, gieng dem Schalle nach

und ſchmeichelte ſich ſchon mit der angenehmen Hofnung, das Ziel ihrer dießmaligen Wünſche erreicht zu haben. Aber alles war Täuſchung. Je näher ſie dem Orte kam, woher ſie den Schall vernommen zu haben wähnte, deſto mehr ſtieg ihre Verwunderung, denn die Stimme verlohr ſich und ließ ſich gerade von der entgegengeſetzten Seite hören.

So war ſie länger, als zwei Stunden umhergeirrt. Des Narrenſpiels überdrüßig und von den Beſchwerlichkeiten ihrer Wanderung auf unwegſamen Pfade müde, warf ſie ſich unter einen Baum, der auf einem kleinen Grashügel ſtand und eine natürliche Laube bildete. Es dünkte ſie, faſt Mittag zu ſeyn, ſo war ihr die Zeit lang geworden; und doch hatte die Sonne das höchſte Ziel ihres Laufs noch nicht erreicht. Tiefes Nachdenken machte ſie jedes andere Bedürfniß vergeſſen und beſchäftigte ihren Geiſt, der ſich noch nie in ſolche Verſuchung geführt hatte. „Prüfung," — ſagte ſie zu ſich ſelbſt. — „Soll dieß viel-

leicht die Prüfung seyn, von der Graf Odoardo in seinem Briefe redet?" — Mit diesen Worten griff sie in den Busen, wohin sie den Brief verwahrt zu haben glaubte und sah ihre Verwunderung zum höchsten Grade emporsteigen, als sie in ihrer Hand ein unbeschriebenes Papier erblickte.

„Himmel! was ist das?" — Zehnmal wendete sie das Papier in der Hand um, ohne ein Wort zu reden, suchte in allen Taschen und fand nichts, wollte sich aufreißen von ihrem Ruheplätzchen und fühlte sich unvermögend und gleichsam wie von einer geheimen Macht an den Boden gefesselt. Sie wollte reden, aber die Zunge klebte ihr am Gaumen und ein penetranter Geruch, der mit einmal die Gegend erfüllte und seiner Entstehung nach ihr um so unerklärbarer seyn mußte, je weniger sie etwas anderes, als Tannen- und Nadelholz um sich her sah, betäubte ihre Sinnen und goß einen tödenden Schlaf über sie, der mehrere Stunden anhielt.

Als ſie erwachte und die Augen wieder aufſchlug, erblickte ſie ſich in ihrem Zimmer auf dem Sopha. Es war ihr alles, wie ein Traum. Nur ſchwach erinnerte ſie ſich an die begonnene Auswanderung in den Garten und das anſtoßende Gehölz, — denn ſie fühlte ſich überaus matt, ohne die Urſache dieſer Ermattung zu kennen, oder darüber nachzudenken — und die Erſcheinung eines vor ihr flehenden Knaben in weißer Kleidung unterſtützte die zerrüttete Phantaſie und brachte ſie auf den Gedanken, von vier durch die Lüfte ſchwebenden Genien getragen und aus dem verhaßten Labyrinthe in die gegenwärtige Situation verſetzt worden zu ſeyn.

Der Knabe ſtand unbeweglich und ſchien, ihre Befehle zu erwarten. Aber Angelika getraute ſich nicht, ihn anzureden und hielt ihn in der That für eine geiſtige Erſcheinung, die entweder zu ihrer Plage, oder ſie zu ſchützen, aus höhern Regionen zu ihr herabgeſtiegen wäre. Ihre ausſchweifende Phantaſie, eine

dem weiblichen Geſchlechte angeborne Furcht, und Glaube an Erſcheinungen dieſer Art, unterſtützt durch die Dunkelheit ihres Zimmers, das nur ſchwach erleuchtet war, erzeugten in ihrer Seele dieſen Gedanken gemeinſchaftlich und ließen ſie die Möglichkeit deſſen, was nicht war, in der Exiſtenz eines wirklichen Menſchen ahnden.

„Habt Ihr nichts zu befehlen, Siguera?" fragte der Knabe und Angelika ſtand einige Augenblicke an, ihm Antwort zu geben, weil ſie noch immer Bedenken trug, ihn für ein menſchliches Weſen zu halten. Doch faßte ſie ſich ein Herz und ſagte: „Bitte Frau Margaliſſen, mir ihre Gegenwart zu ſchenken."

„Frau Margaliſſen?" wiederhohlte der Knabe in einem ſchleppenden Tone und verſicherte ſeine Gebieterin, daß er Frau Margaliſſen gar nicht kenne.

Hierüber gerieth Angelika abermals in Bewegung und fühlte ſich zu neuen Zweifeln veranlaßt. „Wo bin ich?" ſagte ſie, blickte

ſchüchtern um ſich her und erſah auf dem neben ihr ſtehenden Tiſchchen den Brief ihres Vaters.

„Im Gartenhauſe des berühmten Fernando de Villa," unterbrach ſie der Knabe und ſchwieg.

„Iſt dieß nicht die Wohnung meines Vaters? — des Grafen Odoardo — Benedetto? will ich ſagen."

„Ganz recht, Signora! — Aha! jetzt weiß ichs. Meint Ihr vielleicht die alte Hausunke des Grafen, die" — mit dem Teufel einen Bund haben ſoll, wollte er ſagen; aber er kehrte um und hielt mit dieſer Herauslaſſung an ſich.

So wenig Angelika auch zum Lachen geneigt war, ſo nöthigte ihr doch die Naivetät mit welcher der Knabe dieß ſagte, ein momentanes Lächeln ab und veranlaßte ſie, den liebenswürdigen Kleinen um Beſchleunigung ihres Geſuchs nochmals zu bitten. Der Knabe

gieng und wenig Minuten nachher trat Frau Margaliſſa ins Zimmer.

„Ihr habt befohlen," ſagte Frau Margaliſſa beim Eintritt, und . .

„Ich habe euch bitten laſſen," erwiederte Angelika, ihr die Hand reichend, „Seyd mir willkommen!"

Die Alte ſetzte ſich zu ihr aufs Sopha und bat um Eröffnung ihrer Befehle.

„Ihr kennt meinen Vater?" — Mit dieſen Worten begann Angelika die Unterredung.

„Und ſchätze mich glücklich," erwiederte Margaliſſa.

„Schon lange?"

„Ja! und Nein! — Nehmts, wie ihr wollt. — Ich kenne ihn zum zweitenmale."

„Sonderbar! — Doch ja! — dieſer Brief beweißt, daß ihr Recht habt."

„Dieſer Brief?"

„Könnt ihr leſen"

„Leſen und ſchreiben."

„Das kann ich denken.“

Sie gab ihr den Brief. Frau Margaliſſa las mit ſcheinbaren Wohlbehagen und überantwortete ihn ihrer jungen Gebieterin, indem ſie ſagte: „Der Graf, Euer Vater, hat die Gnade gehabt, ſich in Anſehung meiner ſehr ſchmeichelhafter Ausdrücke zu bedienen.“

„Er ſprach doch Wahrheit?“

„Im ſtrengſten Verſtande, Signora!“

„Deſto beſſer!“

„Auch werde ich nie unterlaſſen, ſeiner und Eurer Gnade mich für die Zukunft zu verſichern und Eures Zutrauens würdig zu machen.“

„Und doch konntet ihr mich geſtern ſo lange allein laſſen?“

„Geſtern?“

„O Margliſſa! ich hab' eine häßliche Nacht gehabt.“ —

„Eine Nacht?“

„Nun ja! — Ich habe fürchterlich geträumt.“

„Das letztere will ich nicht bezweifeln; aber — mit der Nacht? — Da seyd Ihr wohl irrig, Signora!"

„Irrig?"

„War't Ihr schon mehr als eine Nacht hier?"

„Wie? — Träum' ich, oder wach' ich? — Erst eine Nacht? — und schon zweimal geschlafen?"

„Kommt Euch das sonderbar vor?"

„Ich bin das nicht gewohnt."

„Demohngeachtet." —

„O Margaliſſa! helft mir doch aus dieſem Wirrwarr."

„Kann ich das?"

„Ihr könnt." —

„Ihr habt geſchlafen?"

„Ich glaube."

„So habt Ihr auch geträumt."

„Aber ich erinnere mich. — O Margaliſſa! — Sprecht! wie bin ich aus dem Walde auf dieſes Sopha gekommen?"

„Aus dem Walde?"

„Ich ſuchte euch; im Hauſe, in dem Garten und — ich muſte mich verirrt haben."

„So geht es allen, die mit den verſchiedenen Wegen dieſes Nadelhölzchens nicht bekannt ſind."

„Iſt das der Fall gewöhnlich?"

„Man will behaupten, daß es zu manchen Zeiten nicht ſo recht geheuer darinnen ſeyn ſoll."

„Hu, hu, hu! — Ich bin zwar nicht furchtſam, glaube keine Geſpenſter, aber — ich weiß nicht — in der That, Margaliſſa! ich weiß ſelbſt nicht, was mir da begegnet iſt."

„Es hat doch weiter keine üblen Folgen?" —

„Ich glaube nicht."

„So müßt Ihr in der That nicht ſonderlich ſchreckhaft ſeyn."

„Wiſſet ihr um die Verhältniſſe?"

„Ein wenig mehr, als Nichts."

„O! ſo ſaget doch." —

„Man ſagt — man will ſagen — ich weiß ſelbſt nicht, was man alles" —

Hier bemerkte die Alte, daß ſie Blöße gegeben hatte, zog zurück und ſuchte, der Geſchichte ein Mäntelchen umzuhängen; aber Angelika ſah zu hell, als daß ſie nicht hätte die Verlegenheit gewahr werden ſollen, aus der ſich die alte Plauderin auf eine gute Manier herauszuziehen wollte.

„Was meint ihr?" ſagte die Signora, mit einem ſcharfen Blicke ins Auge der geſchwätzigen Matrone und mit Bedeutung ihre Hand faſſend — „O! Margaliſſa, ſeyd doch aufrichtig."

„Hätte ich wohl Urſache, es nicht zu ſeyn und vom Gegentheil" —

„Mein Vater ſprach zu euern Vortheil und ſeine Empfehlung macht euch meinem Herzen ſchätzbar."

„Verdiene ich dieſe Gnade? — O! Signora."

„Was meint ihr, Margaliſſa! der Ausdruck: Prüfung," —

„Ich verſtehe nicht."

„Sollte mein Vater." —

„Seine Schreibart hat in der That viel Dunkel."

„Das Ereigniß im Walde." —

„Verzeiht, Signora! — Zukünftige Dinge vorauszuſagen, iſt einzig und allein das Werk, höherer Weſen und — Euer Vater" —

„Iſt ein Menſch," —

„Aber nicht von der gewöhnlichen Gattung."

„In der That?"

„Stand und Geburt zeichneten ihn vor dem größeſten Theile ſeiner Zeitgenoſſen aus."

„War das nicht Zufall?"

„Auch unter der Maske des Bettlers — verzeiht, Signora! — Euer Vater iſt ein groſſer, groſſer Mann."

„Sprecht ihr mit Ueberzeugung?"

„Die Gaben ſeines Geiſtes ſind dem erſten Augenblicke ſeines Werdens angemeſſen."

„Margaliſſa!"

„Aber die größeſten Männer haben oft die widrigſten Schickſale." —

„Ohne Zweifel iſt dieß der Fall?"

„So iſt's!" —

„O Margaliſſa!" —

„Zürnet nicht, Signora! wenn ich über dieſen Punkt ſchweige."

„Kann dieſes Schweigen auch Zutrauen erwecken?"

„Ein Gelübde," —

„Welches, Margaliſſa?"

„Das der Verſchwiegenheit bindet meine Zunge."

„Ihr ſpannt meine Neugier aufs höchſte."

„Die Zukunft allein kann euch deshalb Befriedigung geben."

Angelika mußte ſich mit dieſer Vertröſtung begnügen laſſen. So viel Mühe ſie ſich auch gab, der Verſchwiegenheit ihrer ſechzigjährigen

Gesellschafterin Schlingen zu legen, so war sie doch nicht vermögend, weiter etwas von ihr herauszubringen.

Allmählig lenkte sich das Gespräch gleichsam von selbst auf andere Gegenstände und Angelika war eben so klug, ihren Verdruß über die Nichtbefriedigung ihrer Wißbegier nicht blicken zu lassen, als Frau Margalissa zufrieden, der Versuchung, meineidig zu werden, so trefflich Widerstand geleistet zu haben.

Sie wußte um alles, was mit der ihrer Sorge und Wartung übergebenen Signora seit ihrer Ankunft vorgefallen war, aber sie durfte ihr ja keine Aufklärung darüber geben. Sie verstand recht gut den Sinn jenes mystischen Schreibens, das Angelika auf dem Tische im Schlafzimmer ihres Vaters gefunden hatte; aber sie durfte ja ihre Meinung nicht sagen. Sie wußte recht gut, wer der Autor jenes Gaukelspiels im Nadelhölzchen war, das Angelikens am hellen Tage bethört hatte; aber sie durfte ihn nicht verrathen. Sie kannte die Ab-

ſicht des Grafen, war mit ſeinen Plänen und Entwürfen bekannt, ohne von ihm unterrichtet zu ſeyn, denn ſie war Augenzeugin ſeiner Schickſale geweſen und zog aus allen ſeinen Handlungen die richtigſte Folgerung; aber ſie durfte ihm nicht entgegen handeln und durch zu frühzeitige Mittheilung deſſen, was ſie von Zeit zu Zeit ausdrücklich, oder durch Liſt in Erfahrung gebracht hatte, Angelikas Herz beunruhigen, die jugendliche Unbefangenheit und Lauterkeit ihrer Sinnen trüben und dem Grafen, ihrem Vater, die Erreichung ſeiner erhabenen Abſichten, wo nicht vereiteln, doch wenigſtens erſchweren.

Ehe und bevor Angelika das, was ſie zu wiſſen nöthig hatte, erfahren konnte, mußte ſie einige Proben aushalten, um ihrem Karakter mehr Feſtigkeit und Selbſtſtändigkeit zu geben und ſie dadurch auf die Rolle vorzubereiten, die ihr zugedacht war. Dieß zu bewirken, war Graf Odoardo mit Frau Margaliſſen einverſtanden. Er konnte ſich auf ihre Treue

verlassen, wie auf ihre Klugheit. Zur Ausführung seines Beginnens bedurfte er solch einer Gehülfin und Angelika solch einer Führerin, solch einer Freundin, wie Frau Margaliſſa war. Ohne ſie würde dieſe Vorbereitung verpfuſcht worden, wohl gar mißlungen ſeyn; eine andere würde das nie haben leiſten können, was dieſe vermochte.

Indeß der Graf und ſeine Verbündeten von außen wirkten, war Margaliſſa daheim thätig und ließ ſich Angelikas höhere Ausbildung aufs ernſtlichſte angelegen ſeyn. Sie wußte, daß das Ziel ihrer Beſtimmung nicht bloß darinnen beſtand: ein tugendhaftes, ein vollkommenes Weib zu werden — nein! es faßte etwas mehr in ſich — und darum legte ſie das Werk der Erziehung darauf an, aus ihrer Untergebenen eine Königin zu bilden.

Das Abentheuer im Nadelhölzchen war die erſte Probe, die Angelika beſtehen mußte,

Und sie hatte sie glücklich überstanden. Graf Edoardo, der seit mehrern Jahren das Studium der Magie mit Fleiß und Ernst betrieben und dieß alles mit eigener Hand veranstaltet hatte, lächelte der jungen Heldin Beifall zu und versprach sich von seiner Arbeit den glücklichsten Erfolg.

Er war nicht verreist; dieß war ein bloßes Vorgeben. Er war nicht aus dem Hause gekommen, vielmehr in dem nemlichen Zimmer geblieben, in welchem Angelika den Brief fand; aber er hatte sich während ihrer ersten Unterredung mit Frau Margalissen hinter einer dünnen Wand verborgen, wo er jedes Wort hören konnte, das sie sprach, jeden Blick, jede Bewegung ihres Körpers beobachten.

Genommener Verabredung zufolge, hatte sich Frau Margalissa entfernt und die Domestiken, die im Hause waren, mittelst besonderer Aufträge, auf die Seite geschafft. Nichts hatte ihm gewisser geschienen, als daß Angelika, nach Lesung des Briefs die alte Dame, deren

Name ihr damals noch unbekannt war, aufsuchen würde, Aufklärung von ihr zu fordern. Mit den zu seinem Kunststücke erforderlichen Materialien versehen, war er, ohne bemerkt zu werden, ihr auf dem Fuße in den Garten gefolgt und hatte sie zwei ganze Stunden lang auf die oben berührte Weise im anstoßenden Nadelhölzchen irre geführt, durch starke dazu bereitete Spezereien den tödenden Schlummer über sie ausgegossen und sie schlafend selbst auf seinen Schultern in ihre Wohnung zurückgetragen. Die Verwechselung des Briefs mit dem unbeschriebenen Papiere war nichts, als ein Werk des Zufalls, kam aber der Ausführung seines magischen Spiels weidlich zu statten.

Jetzt war Angelika wieder allein. Ihre Einsamkeit gab ihr neue Veranlassung, über das bestandene Abentheuer ernsthaft nachzudenken und alles genau in Erwägung zu ziehen, was irgend darauf einigen Bezug haben konnte. Sie stand lange Zeit bei sich selbst an und schwankte hin und her, ob sie dasselbe für ein

wirkliches Naturereigniß, oder für ein bloßes Kunſtwerk menſchlichen Wiſſens halten ſollte. Beide Meinungen waren gleich ſtark und ſie wünſchte oft ſelbſt, auf eine dritte zu fallen, um jene beiden zu verdrängen.

Die Abweſenheit ihres Vaters, ſeine mündlichen und ſchriftlichen Herauslaſſungen, ſeine Verbannung und mehrere Gründe machten es wahrſcheinlich, daß man Abſichten auf ihre Perſon haben konnte und ſie vielleicht auf dieſe Art in die Falle locken wollte, den Preis zu verdienen, der auf ſeinen Kopf geſetzt war; denn daß Graf Odoardo dieß alles ſelbſt veranſtaltet haben könnte, ihre Standhaftigkeit zu prüfen, kam ihr gar nicht in den Sinn; einmal, weil ſie von der magiſchen Kunſt und Geſchicklichkeit ihres Vaters nie etwas gehört hatte, und zweitens darum, weil, wenn dieß auch der Fall geweſen wäre, ſie nicht abnehmen konnte, was ihn zu einer Prüfung der Art hätte veranlaſſen können, da er, nach

ihrer Meinung, wohl einen andern Weg einzuschlagen gewußt haben würde.

Auf der andern Seite aber schien es ihr eben so leicht möglich, daß die Ursache dieses Ereignisses in der Natur der Dinge und obwaltender Umstände zu suchen seyn müßte. Sie erinnerte sich, durch die Nachricht von der jähen Entfernung ihres Vaters aus dem Munde der geschwätzigen Alten eben so sehr überrascht, als durch den in seinem Schlafzimmer gefundenen Brief in Furcht und Staunen gesetzt worden zu seyn. Dieß hatte natürlicherweise die unausbleibliche Folge ihrer Bestürzung, in welcher sie, ohne zu wissen, wohin? aus einem Zimmer ins andere lief, die Stiege herab, in den Garten eilte und, gleichgültig für alle Gegenstände desselben, die außerdem ihr Auge gefesselt haben würden, in der daranstoßenden Wildniß sich verlohr.

Was ihr dort begegnete, dürfen wir nicht zum zweitenmale wiederhohlen. Genug! sie erinnerte sich dessen, jedoch mit einiger Dun-

keit und ſchrieb ihre Müdigkeit auf Rechnung einer zweiſtündigen Verirrung und ihrer in den vorhergehenden Tagen zurückgelegten Reiſe, erachtete ihr Einſchlafen für eine natürliche Folge derſelben und fand die Urſache ihrer Sinnenbetäubung in den emporſteigenden Düften aromatiſcher Kräuter, die ſie auf ihrem Ruheplätzchen erblickt und mit den Fußſohlen berührt zu haben wähnte.

Doch das war ihr nicht ſo ganz begreiflich, wie ſie wieder auf ihr Zimmer zurückgekommen war. Fragen wollte ſie nicht, weil ſie befürchtete, Schwächen zu verrathen. Wen hätte ſie auch fragen ſollen? — Frau Margaliſſen? — Dieſe geheimnißvolle Schwätzerin, die bei all' ihrer Plauderhaftigkeit auf jede Frage ſo geſchickt auszuweichen wußte und ſie jedesmal unbefriedigt ſtehen ließ? — Und doch war dieſe die einzige Perſon die ihr darüber hätte Aufſchluß geben können.

Es war Mittag. Die Tafel wurde gedeckt und Frau Margaliſſa, die dieſes Geſchäft

eigenhändig verrichtete, fragte ihre junge Gebieterin: ob sie befehle, daß aufgetragen werden sollte?

Angelika beantwortete diese Frage, die ihr um deswillen sonderbar vorkam, weil die Tafel für mehrere Personen eingerichtet war, mit ziemlicher Entschlossenheit und sagte: „In sofern es von mir abhängt, kann ich es wohl geschehen lassen. Aber es sind ja mehrere Gedecke? — Wozu diese?"

„Dieß ist hiesigen Orts der Gebrauch so," erwiederte die Matrone. Angelika schwieg und war auf die Lösung dieses Räthsels begierig.

„Der Graf," hub die Alte von neuem an, „läßt keinen Fremdling ungesättigt von dannen ziehen, er sey, wes Standes er wolle. Er hats befohlen und will, daß Ihr in seiner Abwesenheit, ein gleiches thun möget."

Auch von der Seite hatte Angelika ihren Vater noch nicht gekannt. Dieses gastfreundschaftliche Verfahren gefiel ihr um so mehr, je wohlthätiger und gastfreundlicher sie selbst

gesinnet war und hielt es daher für Pflicht, diesen väterlichen Willen und Befehl bei der nächsten vorkommenden Gelegenheit aufs pünktlichste in Erfüllung zu bringen.

Kaum hatten sich die Damen gesetzt, so klopfte es an der Thüre. Sie saßen noch beim ersten Gerichte und schon freute sich Angelika, einen Gast bei sich zu sehen, gegen den sie das Recht der Gastfreundschaft ausüben wollte, als ohne weitere Umstände und ungemeldet ein langer hagerer Greis mit silbergrauen Haaren, in einem schlechten Leinwandkittel, einem Dornstocke in der Hand und einem kleinen Bündel auf dem Rücken eintrat und sie dreust anredete. „Verzeiht, holdes Fräulein!" sagte er, „ich komme, mir meine Bezahlung zu holen," — und setzte sich ungebeten an die Tafel. Angelika stutzte; denn die Dreustigkeit dieses Mannes, den sie für nichts mehr, als einen Bettler hielt, schien ihr, an Unhöflichkeit zu grenzen und war ihr in der That auffallend. Aber Frau Margaliffens Worte: „der Graf läßt

keinen Fremdling ungesättigt von dannen ziehen, er sey, wes Standes er wolle" — ließen sie das Betragen des Greises verzeihlich finden und befahl, ihm vorzulegen. Während dieß geschah, redete sie ihren Gast folgendermaßen an.

„Eure Bezahlung? — Was bin ich euch schuldig?"

„In diesem Augenblicke Alles," erwiederte der Alte und, indem er die ihm vorgelegte Portion ergriff und vor sich hinsetzte: „wenn ich diesen Feind besiegt haben werde, Nichts."

„Erklärt euch deutlicher!"

„Jetzt laßt mich essen, Fräulein! — Zweien Herren zugleich kann man nicht dienen."

Hiermit fiel er über sein Gericht her, aß und ließ sichs schmecken und Angelika wußte nicht, was sie von dem räthselhaften Manne halten sollte. Frau Margaliffa aber lachte herzlich über ihren Gast, der sich mit nichts

zu beſchäftigen ſchien, als mit Befriedigung der Bedürfniſſe ſeines Magens, beobachtete genau jede Miene ihrer Gebieterin und verſicherte ſie: daß ſie den Alten ſchon mehrmals an der gräflichen Tafel habe eſſen ſehen.

„Gebt mir noch was!" ſagte er, als er mit der erſten Portion fertig war und reichte der gaſtfreundlichen Wirthin ſein Gedeck hin.

Angelika hatte ihre Betrachtung und war auf den Ausgang dieſer Szene begierig.

Als die Tafel aufgehoben wurde und der Greis ſeinen Wanderſtab ergriff, wiederhohlte Angelika nochmals ihre Frage: „Was bin ich euch ſchuldig?"

„Ihr habt mich reichlich bezahlt," antwortete dieſer, „Ihr würdet ewig meine Schuldnerin bleiben, wenn ihr mir das bezahlen ſolltet, was ich euch that. Ohne mich wäret ihr ein Raub des Todes geworden."

„Wie? — Wäret ihr vielleicht"

„Euer Retter von heute." —

„Um Gotteswillen!" —

Hier zog Angelika ihre Börse und wollte sie dem Greise in die Hand drücken; aber er verweigerte es und sagte: „Nicht also, Fräulein! — Geldnehmen ist meine Sache nicht; die Freude, euch gerettet und ins Leben zurückgebracht zu haben, ist mehr, als Silber und Gold. Laßt mir diese und ich bin besser belohnt, als mit dem Plunder, den unser einer doch nicht verarbeiten könnte."

„Was ist eure Beschäftigung?"

„Die Kräfte der Natur zu forschen."

„Was trägt dieser Erwerb?"

„So viel, daß ich leben kann."

„Armer Mann!"

„Arm, aber doch glücklich. — Vielleicht glücklicher, als ihr. Seht, Fräulein! das ist meine Arbeit von heute."

Hier hieng er sein Säckchen an den Stab und warf es über die Schulter.

„Täglich geh ich heraus in den Wald und sammle Blumen, Kräuter und Pflanzen, singe und pfeife mein Stückchen und bin fröh-

lich und gutes Muthes. Dieß war auch heute der Fall."

„Heute?"

„Ja, Fräulein! heute. — Ich war schon lange im Walde, als ich Euch erblickte und auf dem Rasenhügel ohnmächtig liegen sah.

Angelika fühlte sich in etwas betreten, aber sie wußte ihre Verlegenheit zu bergen und sagte: „Habt Dank, ehrlicher Greis! für den Beistand, den ihr mir geleistet habt, ich werd's euch nie vergessen."

„Nicht Ursache, Fräulein! — Nehmt Euch nur in Acht und geht sobald und besonders nicht allein in das Hölzchen."

„Warum nicht?"

„Kann euch das nicht sagen, Fräulein! — aber 's hat nun so seine Bewandniß damit. Unser einer macht sich nun wohl nichts daraus und weiß alle Tritte und Schritte; aber das könnt ihr nicht — kurz! es geht da nicht mit rechten Dingen zu."

„Tragt für mich keine Sorge! — Wenn's weiter nichts iſt.“

„Nun! nehmts nur nicht ſo auf die leichte Achſel.“

Mit dieſen Worten nahm er ſeinen Abſchied, dankte höflich für die gaſtfreundliche Bewirthung und bat um Erlaubniß, über lang oder kurz wieder einſprechen zu dürfen. Angelika verwilligte ihm dieſelbe ſehr gern und der Greis drückte ihr die Hand ſo herzlich und mit einem ſo bedeutenden Blicke, daß es ihr durch die Seele fuhr.

Kaum war er fort, ſo wurde ſie die Folgen dieſes kraftvollen Handdrucks gewahr und vermißte ihren Ring; ſie erſchrack. Aber ſie ließ ſich gegen Margaluſſen nichts merken und bat ſie, ihr auf eine kleine Promenade in dem Garten Geſellſchaft zu leiſten.

„Brecht's nicht ſo grün ab,“ erwiederte die bedenklich ſcheinende Matrone, führte ſie auf die Warnung des Greiſes zurück und bat ſie, von ihrem Vorhaben abzuſtehen; aber

Angelika lachte und beſtand auf ihrer Fode-rung.

„Ein ſonderbarer Mann!“ ſagte ſie und gieng am Arme ihrer Freundin in den Gar-ten.

„Dafür iſt er in der ganzen Gegend be-kannt“ verſetzte Margaliſſa und bewunderte die Gelaſſenheit und den Muth der jungen Signora, die ſichs mit aller Gewalt nicht ein-reden laſſen wollte, das nachbarliche Gehölz als einen verrufenen und ihrer Sicherheit gefähr-lichen Ort fürchten zu müſſen. Vielmehr be-zeugte ſie ein auſſerordentliches Verlangen, da-hin zu luſtwandeln, wo ſie einige Stunden zu-vor das ſonderbare Abentheuer beſtanden zu ha-ben, ſich erinnerte.

„Was es auch geweſen ſeyn mag und kann,“ ſagte ſie, „nichts ſoll mich abhalten, den Ort wieder aufzuſuchen, wo dieſer groſsmüthige, uneigennützige Mann mir ſeine Hand zur Hül-fe bot.“

„Signora! was beginnt Ihr?“

„Haltet ihr die Tochter des Grafen Zanetti — Benedetto, wollt' ich ſagen — für ſo aber-gläubiſch, ſo ſchwach, daß ſie ſo unbedingt der Behauptung dieſes Greiſes glauben ſollte?"

„Und doch" —

„Angelika zu überreden, bedarf es beſſerer Ueberzeugung" —

„Das iſt edel — Eurem Karakter und dem Eurer erhabenen Familie angemeſſen."

„Erhabenen? — (ſeithalben) Was mag ſie damit ſagen wollen? — Sprecht, Margaritta! was haltet ihr von dem Manne?"

„So weit ich ihn kenne, Signora! iſt er nicht von ganz gemeinem Herkommen" —

„So ſcheint es."

„Die Schickſale der Menſchen ſind ſeltſam" —

„Wohl wahr!"

„Ohne Zweifel war er nicht zu der Lebensart beſtimmt" —

„Woraus ſchließt ihr das?"

„Aus seinen Reden, seinem Anstande, seinem ganzen Benehmen" —

„Und seiner Großmuth. Sie verräth mehr, als man gewöhnlich unter dieser Kleidung zu suchen pflegt."

„Sein Vater war" —

„Was? — Sein Vater? — Kanntet ihr ihn, Margaliſſa?"

„Nein! — Bloße Vermuthung. — Vielleicht war er ein Hofmann, bekleidete einen mehr, oder weniger anſehnlichen Poſten und konnte ſeinem Sohne eine Erziehung geben, die — aber er mußte" —

„Was mußte er?"

„Den Grauſamkeiten des Herzogs auszuweichen" —

„Des Herzogs?"

Angelikas Neugier ſtieg mit jedem Worte, mit jedem Augenblicke höher und Margaliſſa benutzte dieſe Stimmung, dieſelbe den äußerſten Grad ihrer Höhe erreichen zu laſſen, um

ſie auf ſich ſelbſt und auf alles, was um ſie her vorgieng, aufmerkſamer zu machen.

„Vielleicht," fuhr ſie fort, „iſt er einer von denen, die es mit der Parthei des Prinzen hielten" —

„Des Prinzen?"

„Wohl gar der Prinz ſelbſt" —

„Der Prinz ſelbſt? — Welcher Marqaliſſa?"

„Der von Peſchia."

„Von Peſchia?"

„Iſt Euch von der Geſchichte nichts bekannt?"

„Ich erinnere mich nicht, davon gehört zu haben. Ich ſah meinen Vater zu ſelten, als daß er von ſolchen Dingen hätte mit mir ſprechen ſollen und Graf Anſelmo hielt es vielleicht nicht für rathſam" —

„Freilich wär's der Klugheit nicht gemäß geweſen, Euch mit ſolchen Dingen den Kopf warm zu machen; aber nun hat ja das nichts zu bedeuten. Ihr ſeyd über die Jahre der

Kindheit hinweg, bestimmt für die große Welt, in die Ihr bereits den ersten Schritt gethan habt. Vielmehr gereicht es zu Eurem Vortheil, davon unterrichtet zu seyn. Was würde man von Euch halten, wenn Ihr in Gesellschaft die Unwissende spieltet?" —

Während unsere Damen so sprachen, waren sie unvermerkt in das anstoßende Tannen- und Nadelhölzwäldchen gekommen und hatten bereits eine ziemliche Strecke Wegs darinnen zurückgelegt, als Angelika gewahr wurde, wo sie sich befanden und das Plätzchen erblickte, wo sie am Morgen eingeschlafen zu seyn sich erinnerte und das sie, aufzusuchen, ausgegangen war.

„Hier, Maraalissa!" sagte sie, freudig hinzuhüpfend, als ob sie einen Schatz gefunden hätte, „hier war es, wo ich diesen Morgen" —

„Um Gottes und aller Heiligen willen!" unterbrach sie die Alte, die sich stellte, als ob sie jetzt erst ihre Verirrung bemerkte. „Was

habt Ihr gethan? — Wozu habt Ihr mich verleitet? — Nie hat mein Fuß einen Ort betreten, der" —

„So angenehm war, wie dieser?"

„Laßt uns fliehen, Signora! — damit Euch nicht zum zweitenmale ein Unfall begegne; man könnte nicht wissen" —

„Possen!" entgegnete Angelika und warf sich auf den Rasen nieder. „Bleibt doch! Bleibt, Margalissa! — Es ist so schön hier und Raum genug auf diesem Hügel für uns beide."

„Nicht einen Augenblick! — Wenn Euch Euer Leben lieb ist, so folgt mir."

„Nicht von der Stelle!"

Frau Margalissa wiederhohlte ihre Bitte dringender und mit scheinbarer Aengstlichkeit, aber Angelika lachte und schalt sie abergläubisch und bigott.

„Bittet die heilige Jungfrau, daß dieser Frevel ungeahndet bleibe." — Mit die-

ſen Worten nahm die Alte ihren Weg rückwärts und gieng; Angelika aber blieb.

Jetzt war ſie allein. Gedanken drängten ſich mit Gedanken in ihrem Hirn durcheinander, ohne daß ein einziger ihr treu bleiben wollte. Es herrſchte eine Unordnung, eine Verworrenheit darinnen, die ſie ſich nicht erklären konnte und ſchon wünſchte ſie, lieber bei ihrer Freundin Laurette wieder zu ſeyn, als in ſo läſtiger Geſellſchaft leben zu müſſen. Sie war in der That froh, ſich allein zu ſehen und über die Ereigniſſe ihres ſo kurzen Aufenthalts zu Venetz nachdenken zu können, ohne zu glauben, von irgend jemand gehört und beobachtet zu werden.

Nachdem ſie nun einige Minuten geruht und ihre Gedanken geſammelt hatte, fühlte ſie ſich in den Stand geſetzt, Betrachtungen anzuſtellen.

Der erſte Gegenſtand derſelben war der Ort, an dem ſie ſich erblickte. Sie fand ihn jetzt ganz anders, als ſie ihn früh geſunden

zu haben glaubte, zwar wild, aber nicht unnatürlich und jedes Individuum deſſelben im richtigſten Verhältniſſe mit dem Ganzen. Angenehme Winde ſäuſelten durch die Lüfte und der Hügel, auf dem ſie ruhte, gewann von der Mittagsſeite her durch einige ihn beſchattende Tannen eine ſo angenehme Lage, daß ſie ihn ſogleich zu ihren Lieblingsplätzchen wählte.

„Hier war es," ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „wo ich dieſen Morgen lag und ſchlummerte. Ich war müde. Der Greis fand mich und ahndete vielleicht, daß mir etwas begegnet ſeyn könnte. Er trug mich in meine Wohnung" —

„Aber ich muß einen Todenſchlaf geſchlafen haben, daß ich durch die Erſchütterung nicht aufgeweckt worden bin. — Sonderbar! — Eben ſo ſonderbar, als der Mann ſelbſt, der mich auf ſeine Schulter lud. Ihn näher zu kennen, dieß wäre mein Wunſch."

„Wer er nur ſeyn mag? — Sein Geſicht verräth etwas Großes, etwas Erhabenes. Leicht möglich, daß er — Aber woher weiß

Margaliſſa das Alles? — Was hat ſie für Urſachen, zu vermuthen, daß er ein Partheigänger des Prinzen von Peſchia — daß er wohl gar der Prinz ſelbſt ſeyn könnte?" —

„Wie? — Wenn unter dieſer Maske? — Doch nein! — Mein Vater iſt ja verreiſt. — Hu, hu, hu! weiß ich doch ſelbſt nicht, was für ein närriſcher Gedanke ſoeben mir durch den Kopf fährt."

So verfolgte ſie einen Gedanken nach dem andern; der letzte aber, der kühnſte von allen, befahl ihr einige Minuten ſtill zu ſtehen. Sie hielt ihn feſt, ſchwieg und ſammelte all' ihre Kräfte, ihn entweder ganz auszudenken, oder auf ewig der Vergeſſenheit zu übergeben.

„Nur Angelika," fieng ſie von neuem an, bedächtig langſam die eigenen Worte ihres Vaters wiederhohlend, „nur Angelika kann die Feſſeln brechen, die mich ſeit vierzehn Jahren banden. Sagte dieß nicht Graf Odoardo, als er mich Lauretens Armen entreißen wollte und mir Trennung

befahl? — Wie? wenn ſeine Reiſe ein bloßes Vorgeben wäre? — Und dann die Worte ſeines Briefs: Mein Geiſt umſchwebt dich allenthalben; — auf meinen Kopf iſt ein hoher Preis geſetzt; — wer weiß? wenn und unter welcher Geſtalt du mich wiederſehen wirſt; — was ſollen dieſe bedeuten?" —

„Warum war Margaliſſen die Erſcheinung des Greiſes ſo gar wenig befremdend? — Iſt ſie vielleicht mit ihm einverſtanden? — Iſt er nicht einer von des Grafen Leuten? — Sein Freund? — Sein Anhänger? — Der Graf ſelbſt? — — Wie? was ſag' ich? — — Der Graf, mein Vater ſelbſt dieſer Greis? — — Nichts unmögliches! — Auf dieſer Welt ſchlechterdings nichts unmögliches!" —

Tiefes Nachdenken raubte ihr einige Minuten, dieſes Selbſtgeſpräch fortzuſetzen. Sie ſprang auf, forſchte mit einem Blicke die Gegend und wünſchte im nemlichen Moment, daß der Greis jetzt vor ſie hintreten und zu ihr ſa-

gen möchte: Ich bin es! — oder: Ich bin es nicht!

„Thörin!" sagte sie dann zu sich selbst, als sie sich vergebens nach ihm umgesehen hatte, „dieser Greis und dein Vater, welch ein himmelweiter Unterschied! — Und doch! — Margaliſſa! Margaliſſa! du warſt nicht aufrichtig."

„Dieſes Weib seine Amme? — Ohne Zweifel dieß die Urſache ihrer Anhänglichkeit. — Was anders wohl vermochte meinen Vater, mich einer ſolchen Duegna zu übergeben, als ihre Treue, ihre Theilnahme an seinen Schickſalen? — O! der gute Vater; sein Loos iſt ohne Zweifel nicht das Beſte."

„Wenn ich alles erwäge, alles überdenke, seine Unruhe, sein immerwährendes Unſtät- und Flüchtigseyn, seine geheimen Unterredungen mit Graf Anſelmo, seine eigenen Heraus-laſſungen — und dann Margaliſſens vorgebliche Vermuthungen, ihr geheimnißvolles Schweigen, ſind das nicht zureichende Grün-

de, meine Neugier aufs höchste zu spannen?" —

„Wer bin ich? — Warum gab man mir eine so glänzende Erziehung, wie diejenige war, die ich an der Seite meiner unvergeßlichen Freundin Laurette genoß? — Sagte mein Vater nicht selbst, daß meine Bestimmung etwas mehr wäre, als: bloßes Weib zu seyn? — Zu welcher Rolle ich auch hienieden bestimmt seyn mag, ich wills erwarten, ich muß es erwarten; Aufklärung muß mir am Ende doch werden."

„O Tugend!" betete sie, faltend die Hände und unter freiem Himmel sich auf die Kniee niederwerfend, „verlaß mich nicht und steh mir zur Seite auf der Bahn, die ich wandeln soll. Leite meine Schritte, waltende Vorsicht! damit mein Fuß nicht strauchele und halte mich aufrecht im Kampf der Leiden dieser Erdenpilgerung."

Durch dieses Gebet gestärkt und gleichsam vorbereitet zu jedem Ereignisse und zum Siege

über jeden ihr in den Weg tretenden Unhold, ſtand ſie auf, gieng ihr Weg rückwärts, wie ſie ihn vorwärts gegangen war und kam glücklich, obgleich unbefriedigt, aber heiter und froh in ihre Wohnung zurück.

Mehrere Tage vergiengen, binnen welchen ſich nichts merkwürdiges ereignete. Margaritiſſens Gegenwart ſchien ihr weniger Langeweile zu machen, als Anfangs. Sie wurden bekannter, vertrauter, ja! faſt unzertrennlich und Angelika ließ keinen Tag vorübergehen, ohne ihr Lieblingsplätzchen beſucht zu haben. Dort gab ſie gemeiniglich ihren Gedanken geheime Audienz, verlohr ſich in ihrer Phantaſiewelt und entfernte ſich oft von der wirklichen, dachte und grübelte ihrer Beſtimmung nach und machte ſich auf ähnliche Auftritte, wie der bereits ihr vorgekommene war, gefaßt, ohne jemals, vermöge der glücklichen Erziehung, die ſie genoſſen hatte, geneigt geweſen

zu ſeyn, Erſcheinungen und Spuckereien Glauben beizumeſſen.

Und doch lag ihr unaufhörlich dieſer Greis im Sinne. Zwar ſchien ihr Margaliſſens Umgang von Tage zu Tage intereſſanter zu werden, aber nicht befriedigender; die Abweſenheit ihres Vaters verurſachte ihr nicht geringen Kummer und erzeugte mancherlei Gedanken, mancherlei Entſchlüſſe in ihrer Seele, die eben ſo edel, eben ſo groß waren, als in der Ausführung gefahrvoll. In ſich ſelbſt verſchloſſen wandelte ſie, düſtern trüben Blickes, ihren Gang, floh die Menſchheit, fand weniger und immer weniger Behagen an Geſellſchaften und Vergnügungen jeder Art, die ihr Stand und Vermögen gewährten und Margaliſſens Eifer zu verſchaffen bemüht war und barg ſich zu ganzen Tagen einſam auf ihr Zimmer. Sie auf andere Gedanken zu bringen, war kein geringes Stück Arbeit für die ſechzigjährige Duegna, die, weniger unterrichtet von den Plänen und Entwürfen des Grafen, ihres

Wohlthäters und Beschützers, bald Ursache gefunden haben würde, an der Vollführung des großen Werks, dessen Mitarbeiter sie war, zu zweifeln.

Ihre Thätigkeit ermüdete nicht. Tief hatte sie in das Innere ihrer leidenden Gebieterin geschaut und sich von der Wahrheit dessen überzeugt, was ihr bereits vorher, ehe sie dieselbe gesehen und gekannt hatte, von den Fähigkeiten ihres Geistes, ihrem Temperamente und edlen vortreflichen Herzen bewußt war.

Angelika bedurfte Zerstreuung und Margaritta bot all' ihre Kräfte auf, ihr solche zu verschaffen. Oeffentliche Gesellschaften und Spaziergänge, Lustfahrten zu Wasser und zu Lande wechselten von dieser Zeit an auf ihre Veranstaltung unaufhörlich mit einander ab und ließen die reizende Schwärmerin fast nicht zu sich selbst kommen. Allenthalben wetteiferte man, der jungen Gräfin die Zeit zu kürzen, ihre frohe Laune wiederherzustellen und den Trübsinn von ihrer Stirne zu verscheuchen.

Hier veranſtaltete man ihr zu Ehren einen Ball und ſie erſchien als erſte Tänzerin; alles drängte ſich um ſie her und achtete es für ſein höchſtes Glück, mit ihr die Reihen hinabzufliegen. Dort hielt man Konzert und Angelika trat als erſte Sängerin auf; alles war Ohr und Niemand wagte es, laut zu athmen und durch das mindeſte Geräuſch nur einen einzigen Ton ihrer Silberſtimme ſich entgehen zu laſſen. Keine Aſſamblé ward glänzend genannt, bei welcher nicht Angelika zugegen war und kein Schauſpiel gegeben, das nicht ſie verlangt hatte.

So ſchwebte Angelika von einer Freude zur andern und Frau Margaliſſa trug zu Hauſe das ihrige redlich bei. Sie war nicht im Stande, die ihr erwieſenen Höflichkeitsbezeugungen und um ihrentwillen angeſtellten Luſtbarkeiten zu erwiedern; man war bloß darauf bedacht, ſie zu beluſtigen und von Genuß zu Genuß zu führen. In den Stunden des Vormittags wimmelte eine Menge von Anbe-

ten um ſie her und Fürſtenſöhne eilten, ihr an der Toilette zu huldigen. Keines Augenblicks war ſie mächtig; Frau Maraaliſſa kam nicht von ihrer Seite und weibliche und männliche Bediente ſtanden, wenn ſie erwachte, und harrten ihrer Befehle.

So verging ein Tag, wie der andere. Kein Wunder! wenn im ſteten Rauſche ſinnlicher Freu.. die jungfräuliche Tugend geſcheitert wäre. Aber nein! — Angelika blieb ſich immer gleich und erweckte ſich durch ihr edles Betragen immer mehr Hochachtung; ſie war der Mittelpunkt, auf dem aller Augen ruhten, der Abgott des männlichen Univerſums und der gemeinſchaftliche Gegenſtand weiblicher Bewunderung. Selbſt ihre gefährlichſten Nebenbuhlerinnen konnten ſie nicht haſſen; ſie fühlten vielmehr einen unwiderſtehlichen Drang, ihrer Tugend Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen und ein raſtlos unermüdetes Hinſtreben nach ihrem Umgange und ihrer Freundſchaft.

Oft luſtwandelte Angelika des Abends bei heiterm Wetter am Arme einer Freundin auf dem St. Markusplatze. Es war um die Zeit zwiſchen dem heil. Dreikönigstage und den Faſten, wo die karakteriſtiſchen Masken auf den Straßen und öffentlichen Plätzen umhergehen und die Spazierenden auf eine ſehr angenehme Art zu unterhalten wiſſen. Schon hatten ſich mehrere um ſie her verſammelt und durch mancherlei witzige Einfälle ihrem Ernſte ein beifälliges Lächeln abgenöthiget; aber keiner von allen hatte ihre Aufmerkſamkeit rege gemacht und ihr zum Nachdenken Anlaß gegeben.

Zufällig hatte ſie ſich von ihrer Geſellſchaft entfernt. Sie ſetzte ſich auf eine Bank, um ſie daſelbſt zu erwarten und kaum war ſie allein, ſo trat eine Maske, die ſie unter der Menge noch nicht bemerkt hatte, ſich auch übrigens vor den andern im geringſten nicht auszeichnete, ihr zur Seite. Es war einer von den bekannten Improviſatori. Mit Anſtand und Devotion deklamirte er folgende zwei Strophen:

Eine Krone deinem Haupte,
Holde Schöne! bring' ich dir.
Würg' den Unhold, der ſie raubte
Deinem Ahaherrn und auch dir.
Spare nichts zu deinem Glücke!
Haſche muthvoll Augenblicke!
Kron' und Scepter warten dein.

Aber Müh', ſie zu erringen,
Sie zu tragen — o! wie leicht. —
Flügle dich mit Adlersſchwingen
Und das Ziel iſt ſchon erreicht.
Denke an des Dichters Worte:
An der hohen Ehrenpforte
Warten Kron' und Scepter dein.

Die Maske verſchwand unter der Menge noch ehe Angelika im Stande war, ſie zu verfolgen und feſt zu halten. Sie ſtand auf, dachte der Weiſſagung des Improviſatoris nach und ſah ſich mit einmal durch das Herbeikommen ihrer Geſellſchaft, die ſie auf einige Mi-

nuten verlaſſen hatte, in ihren Betrachtungen unterbrochen.

Kaum hatte ſie ſich an dieſelbe angeſchloſſen und einige Schritte vorwärts gethan, ſo flüſterte es ihr leiſe ins Ohr: Trau' den Worten dieſes Schmeichlers nicht. Sie ſah ſich um, erblickte den Greis, deſſen Gegenwart ſie ſich ſchon längſt wieder einmal gewünſcht hatte, wollte ihm nacheilen und ſah ſich abermals getäuſcht. Die Erſcheinung verlohr ſich im Gewühle und Angelika ſtand allein.

Dieſes Ereigniß machte ihre ganze Aufmerkſamkeit rege. Unter dem Vorwande einer kleinen Unpäßlichkeit, beurlaubte ſie ſich von der Geſellſchaft, die ihr auf dem Fuße gefolgt war und gieng nach Hauſe.

„Um Gotteswillen, Signora!" ſagte Margaliſſa, ihr entgegenkommend, „was iſt Euch widerfahren? — Ihr ſeht leichenblaß." —

Angelika ſchwieg.

„Iſt Euch das Luſtwandeln ſo übel bekommen? — Habt Ihr vielleicht wieder eine Erſcheinung gehabt?" —

„Margaliſſa! wer lehrte euch ſo rathen?"

Schweigend ſtürzte ſie der betagten Freundin in die Arme, barg ihr Geſicht an ihrem Buſen und ſuchte durch Thränen ihrem Herzen Luft zu ſchaffen.

„Theilt Euch Eurer Freundin mit," hub Margaliſſa von neuem an, „ſchüttet Euren Kummer in meinen Buſen aus — vielleicht" —

„O Margaliſſa! warum ließ man mich nicht in meiner ländlichen Einfalt? — Warum entriß man mich den Armen der Freundſchaft und führte mich an einen Ort, der mir fremd war und meiner Ruhe ſo gefährlich iſt?" —

„Eurer Ruhe?"

„Womit hab' ichs verdient, daß ich ſo früh der Ball menſchlicher Launen ſeyn ſoll?"

„Werdet nicht muthlos, Signora! — Es geſchieht alles zu Eurem Beſten."

„Wie? ſo hättet ihr Wiſſenſchaft?"

„Wenn auch dieſe nicht, doch wenigſtens — vielleicht ſteht es in meinen Kräften, Euch über dieſen oder jenen Umſtand einigermaſſen zu beruhigen."

„O Margaliſſa! wenn ihr das wolltet?"

„Wollen und Können iſt nicht Eins."

„Und doch! — O Margaliſſa! mir ſchwindelt der Kopf — ich weiß nicht, was mit mir vorgeht und vielleicht noch mit mir vorgehen ſoll und wird" —

„Hattet Ihr Ahndungen?"

„Ha! mehr, als dieſe" —

„Erſcheinungen?" —

„Getroffen!"

„Doch nicht der Greis?" —

„Auch ihn. — O Margaliſſa! ihr kennt ihn. — Wenn ihr ihn kennt, ſo ſagt mir augenblicklich, wer der räthſelhafte Mann iſt, der mich allenthalben verfolgt?" —

„Sprach ihr mit ihm?"

„Er entſchwand meinen Blicken und ich vermochte es nicht, ihn einzuholen."

„Das kann ich denken" —

„Ihr könnt?" —

„Er pflegt nirgends zu weilen."

„Und doch weilte er jüngſt ſo lange hier?"

„Unter vier Augen; aber an öffentlichen Orten iſt er bald hier, bald dort."

„Margaliſſa! wiſſet ihr, was ihr neulich von ihm ſagtet?"

„Wie, ſollte ich nicht?"

„Warum erklärt' er ſich nicht deutlicher? — Warum wirft er ſich mir ſo unvermuthet in den Weg? — Warum flieht er und läßt meine Neugier unbefriedigt?"

„Weiß ich ſeine Abſichten? — Alles, was ich Euch von dieſem ſonderbaren Manne geſagt habe, iſt bloße Vermuthung. Ich ſah ihn mehrmals, aber jedesmal nur in der Abweſenheit Eures Vaters. — Gewiß! er meint es gut mit Euch, Signora."

„Aus welchen Gründen?"

„Ich meine nur so — ich glaube, daß er es gut meint. — Jene Warnung" —

„Wie soll ich seine Warnung verstehen? — Warum will er durch diese vernichten, wodurch man auf einer andern Seite meiner Phantasie zu schmeicheln sucht? — Ist es Wahrheit? — Oder ist's nur Gaukelspiel, was man mit mir treibt? — Warum will man die Ruhe untergraben, die das Glück meines ganzen Lebens ausmachte?"

„Ich verstehe nicht, Signora! was Ihr sagen wollet."

Hier erzählte Angelika, was ihr begegnet war, die Erscheinung des Improvisatori's auf dem St. Markusplatze, seine Weissagung und die bald darauf erfolgte Warnung des ihr erschienenen Greises.

„Vielleicht," hub die Alte in einem bedeutenden Tone von neuem an, nachdem Angelika ihre Erzählung vollendet hatte, „vielleicht hält man Euch gar für eine Prinzessin." —

„Wie? — Was ſagt ihr?“ —

„Für die Tochter des vertriebenen Herzogs“ —

„Margaliſſa!“ —

„Leicht möglich“ —

„In welche Verſuchung wollt ihr mich führen?“

„Was könnte mir das helfen?“

„O Margaliſſa! ſchmeichelt nicht ohne Urſache dem Stolze der unerfahrnen Tochter eures Wohlthäters“ —

„Wie könnet Ihr das ahnden? — Und geſetzt, es wäre der Fall, Euer Vater — Ihr hättet — Ihr befändet Euch ſelbſt in der Lage, was würdet Ihr thun, Signora?“

„Ich würde alles, mein Leben ſogar würde ich daran wagen, ihm die Krone wieder aufs Haupt zu ſetzen.“

„Bravo! Bravo, Signora!“

„Bravo? — Ha, Margaliſſa! auch ihr ſeyd einverſtanden mit den Schmeichlern, die

mich umgeben und ihr Narrenspiel mir für baare Münze anrechnen wollen."

„Verzeiht, Signora! wenn ich schweige und nur zu früh bereuen muß, mehr geplaudert zu haben, als die Pflicht mir erlaubte" —

„Die Pflicht?" —

„Das Gelübde der Verschwiegenheit bindet meine Zunge; die Ankunft Eures Vaters allein vermag, Eurer Wißbegier Grenzen zu setzen."

Hiermit endigte sich dieses Gespräch. Beide schwiegen; aber beide fühlten sich nicht gleich befriediget. Margaliſſa freute sich herzlich, in der ihrer Leitung anvertrauten Grafentochter diejenige gefunden zu haben, die Angelika zur Ausführung der großen Pläne ihres Vaters seyn sollte und mußte; freute sich, ihre Neugier gespannt, ihren Stolz rege gemacht und die Flamme in ihr angefacht zu haben, ohne welche Graf Odoardo seinen Zweck unmöglich erlangen konnte.

Aber Angelika war weniger zufrieden. Sie ſchalt ihre Duegna eine Heuchlerin, eine Schwätzerin — und nahm ſichs feſt vor, nie wieder über dieſen Punkt mit ihr zu ſprechen. Einſam verſchloß ſie ſich auf ihrem Zimmer und ließ ſich mehrere Tage vor keinem Menſchen ſehen. Unter dem Vorgeben einer Unpäßlichkeit ſchlug ſie alle Geſellſchaften, alle Luſtbarkeiten aus und niemand durfte vor ſie kommen, als ihre Zofe.

Ihre Seele war in ſtetem Aufruhr. Unaufhörlich kämpfte ſie mit Bildern erhitzter Phantaſie und war in der That zu ganzen langen Stunden ihrer Sinnen kaum mächtig. Pläne und Entwürfe, einer kühner, als der andere, beſchäftigten ihren denkenden Geiſt, unbekümmert, ob die Ausführung derſelben im Reiche der Möglichkeiten Statt haben könnte, oder nicht. Schon erblickte ſie ihren Vater auf dem Throne und ſeinen widerrechtlichen Gegner gefeſſelt zu ſeinen Füßen ſich im Staube ſchmiegen, ohne dieſen zu kennen,

ohne zu wiſſen, wo ſie ihn finden ſollte. Mit jedem Augenblicke loderte die Flamme höher auf, griff mit Allgewalt um ſich und drohte, alles zu verzehren, was ihr in den Weg treten würde.

Drei Tage vergiengen in dieſer fürchterlichen Kriſe, kein Schlaf war in ihre Augen gekommen und ſie hatte Urſache, ſelbſt für ihr Leben zu fürchten. Am Abend des dritten Tages fühlte ſie ihre Kräfte erſchöpft. Faſt ihres Bewußtſeyns gänzlich beraubt, ſank ſie athemlos und todtenbleich aufs Sopha nieder und fiel in einen zwar mehrere Stunden anhaltenden, aber von fürchterlichen Träumen unterbrochenen Schlummer.

Beim Erwachen fühlte ſie ſich von einer ungewöhnlichen Mattigkeit überfallen. Marigaliſſen zu ſehen war ihr erſtes Verlangen. Sie kam.

„Iſt Euch wieder beſſer?" fieng die eintretende Matrone an und nahm ihren Platz am Bette der Kranken.

„Ich habe einen fürchterlichen Kampf gekämpfet," antwortete Angelika mit matter Stimme, „mein Leben hieng an einem Faden."

„O! warum quält Ihr Euch doch selbst?"

„Es ist vorüber, Margaliſſa! — Ich bin ruhig. Die Krankheit ist gehoben und es bedarf bloß der ſtärkenden Arzenei eurer Geſellſchaft."

„Sehr ſchmeichelhaft, Signora!

„Wird mein Vater nicht bald wieder kommen?"

„Ich hoffe, bald."

„Seine Abweſenheit macht mir Langeweile und Verzögerung ſeiner Rückkehr dürfte leicht meine guten Entſchlüſſe vereiteln."

„Sobald es Zeit ſeyn wird, Signora! werdet Ihr Euch ſeiner Gegenwart gewiß erfreuen. Vielleicht iſt er Euch näher, als Ihr denkt."

Angelika ſchwieg und Margaliſſa ſetzte nach einer kleinen Pauſe ihre Rede von neuem fort.

„Zwar weiß ich seinen Aufenthalt nicht," sagte sie, „auch wäre dieß in der That fast unmöglich, weil er, wie ich schon zu einer andern Zeit Euch zu sagen Gelegenheit hatte, nirgends von langer Dauer ist; aber ich vermuthe, daß seine Entfernung nicht zu groß ist und wenn er einmal wiedergekehrt seyn wird, ihn so leicht nichts Euren Armen entreißen dürfte. Indeß laßt Euch um ihn nicht bange seyn. Verdrängt nicht selbst die Rosen Eurer Wangen und gestattet dem Kummer nicht den Aufenthalt in Eurem Herzen. Gewiß! seiner Wünsche eifrigster ist es, Euch bei vollkommener Gesundheit zu wissen. —

Sie sprach dieß Alles im bedeutendsten Tone und beobachtete sorgfältig jede Miene und Bewegung ihrer jungen Gebieterin, die mit Aufmerksamkeit der geschwätzigen Matrone zuhörte, jedes ihrer Worte zu verschlingen schien und den Sinn derselben mit Geisteskraft und Schnelle faßte.

„Zu wiſſen?“ fiel ſie ihr haſtig in die Rede, „Margaliſſa! ihr habt euch verrathen — oder mein Vater hat Auflaurer, die jeden meiner Schritte beobachten“ —

„Laßt Euch das nicht irre machen, Signora! Euer Vater hat Freunde — und ſeine Freunde ſind auch die Eurigen.“

„Freunde, ſagtet ihr?“

„Ohne welche Ihr nichts ausrichten würdet.“ —

„Hab' ich recht verſtanden? — Margaliſſa! ihr ſeyd nicht aufrichtig — eure Reden haben ſo viel Dunkel. — Ich bitte, ich beſchwöre euch — bei eurer Freundſchaft, Margaliſſa! verhehlt mir nichts“ —

„Signora!“

„Sprecht! Redet! Welche Bewandniß hat es um das Schickſal meines Vaters?“

„Ihr wollt mich alſo mit Gewalt wortbrüchig machen?“

„Ich nehme die Schuld auf mich.“

„Aber ich habe gelobet“ —

„Ich entbinde euch eures Eidſchwurs. — Margaliſſa! wenn ihr mich lieb habt, wenn ihr meine Freundin ſeyd, zaudert keinen Augenblick länger" —

„Um Gotteswillen! — Signora! was verlangt Ihr?"

„Aufrichtigkeit! — Unbedingte Aufrichtigkeit! — Sie allein kann mir die Ruhe wiedergeben, die mich floh" —

„Um der heiligen Jungfrau willen, Signora! macht mich nicht unglücklich."

„Nicht euch — mich würde dieſes Loos treffen, wenn ihr länger ſchweigen wolltet. — Nicht wahr, Margaliſſa! ich bin" —

„Aus fürſtlichem Geblüt" —

„So recht, Margaliſſa! eben das war es, was ich hören wollte."

„Eben das? — Ums Himmelswillen, Signora! ahndetet Ihr vielleicht" —

„Aus euern Reden, wie aus eurem Schweigen — aus eurem Benehmen, aus allen Umſtänden. — Ha, Margaliſſa! jetzt

wird mirs leichter ums Herz, jetzt athme ich freier. — Fürchtet nichts, liebe Freundin! — Eure Beſorgniſſe zu heben, nehme ich auf mich. — Oder meint ihr vielleicht, daß die Herzogstochter" —

„Ew. Durchlaucht" —

„Nicht in dem Tone Margaliſſa! — Als Freundin, wie zuvor."

Sie ſprachen noch lange und Angelika verſuchte, die Duegna immer treuherziger zu machen und über das, was ihr bis jetzt ein Geheimniß geweſen, mehr Licht und Aufklärung zu erlangen; aber umſonſt. Margaliſſa wich aus und zog ſich allmählig aus der Schlinge.

Sie hatte keineswegs die Grenzen der Verſchwiegenheit überſchritten; ſie war bloß ſo weit gegangen, als es die Klugheit und die Abſichten ihres erhabenen Gebieters geſtatteten und hatte ihrer jungen Freundin nur die erforderlichen Winke gegeben, ſie auf ihre Geburt aufmerkſam zu machen und zum eige-

nen Nachdenken und Selbstthätigkeit zu veranlassen.

Der Erfolg entsprach vollkommen ihren Erwartungen. Angelika dachte und handelte; aber ohne Beihülfe ihres Vaters fühlte sie sich zur Ausführung ihrer Pläne und Entwürfe zu ohnmächtig, denn sie war zur Zeit noch zu wenig unterrichtet und wußte im Grunde weiter nichts, als daß sie aus fürstlichem Geblüte entsprossen war. Daß ihr Vater ein Abkömmling der Herzoge von Peschia war, schloß sie bloß aus den Reden der eben so geschwätzigen, als verschwiegenen Duegna, aber es war deshalb keine Gewißheit; er konnte ja eben so gut aus einer andern Familie abstammen, deren es mehrere gab, die ähnliche Schicksale gehabt hatten, wie die der Grafen von Zanetti, die seit einer langen Reihe von Jahren sich im Besitz des herzoglichen Stuhls von Peschia behauptet hatten.

Aus weisen Gründen hatte man ihr die Geschichte ihrer Familie bisher verheimlichen,

aber man hatte nichts unterlaſſen, ihr diejenige Erziehung zu geben, die ihr Stand und ihre Geburt heiſchten und je näher ſie dem Ziele ihrer Beſtimmung kam, ſie die Höhe derſelben ahnden ließ.

Die Abweſenheit ihres Vaters hatte ihr zu keiner Zeit mehr Sorge und Kummer verurſacht, als ſeit ihrem Aufenthalte zu Venedig; aber nun war ſie darum weniger verlegen. Sie glaubte, die Urſache derſelben und ſeine Abſichten zu errathen, wünſchte nichts ſehnlicher, als ſeine Gegenwart wenigſtens auf einige Augenblicke, um aus ſeinem Munde ſelbſt es zu vernehmen, *was er mit ihr zu beginnen* bereit ſey und erwartete ſeine Rückkehr mit jedem Tage.

Aber es vergiengen Wochen, Monate ſogar und Angelika ſah ihre Wünſche immer nicht erfüllt. Graf Odoardo kam nicht und ſie mußte, wenn ſie gegen ihre Freundin Margaliſſa zuweilen ihre Wünſche äußerte, ſich damit be-

gnügen, daß es vermutlich noch nicht Zeit seyn würde, hervorzubrechen.

Indeß gieng im Hause alles seinen Gang, wie zuvor. Es ereignete sich nichts, das der Aufmerksamkeit werth und im Stande gewesen wäre, Angelikan auf andere Gedanken und von ihren einmal gefaßten Entschlüssen abzubringen. Sie besuchte nach wie vor, öffentliche und Privatgesellschaften, erwiederte Gastmäler und andere Lustbarkeiten und sah täglich mehr und immer mehr ihre Bekanntschaft erweitert und die Menge der ihr huldigenden Mannspersonen glänzender und zahlreicher.

Unter dem Namen einer Gräfin Benedetto hielt man sie für sehr reich, aber man ahndete keineswegs in ihr diejenige zu finden, die sie wirklich war. Man liebte und schätzte sie allenthalben, man betete sie an, man bewunderte sie und achtete über alles sich glücklich, eines Beifall lächelnden Blicks von ihr gewürdigt zu werden. Jünglinge und Männer vom ersten Range, Fürsten buhlten um ihre Liebe,

aber Angelika war unerreichbar, begegnete einem, wie dem andern und keiner konnte sich rühmen, auszeichnend von ihr begünstigt worden zu seyn.

Aber endlich gelang es einem, die schöne Spröde zu besiegen, unter tausenden dem Einzigen, dem jungen Antonio. Angelika lernte ihn auf dem Ridotte kennen. Ihre Blicke ruhten auf ihm, ehe sie noch wußte, wer er war. Antonio gieng es nicht besser. Seine Augen sahen die juvonische Schönheit und ihre Herzen fanden sich in demselben Augenblicke, ohne an eine Eroberung gedacht zu haben.

Sein Eintritt machte allgemeines Aufsehen, so einfach auch derselbe war; denn er kam bloß in Begleitung eines Mentors und ohne Dienerschaft. Wenige nur kannten ihn und die meisten hielten ihn für einen jungen Neapolitaner; aber aller Augen weilten auf ihm und man glaubte, einen Gott eintreten zu sehen. Eine minutenlange Stille herrschte im Saale. Wie mit einem einzigen Auge faßte

ihn die Venetianiſche Mädchenwelt und die anweſenden Nobles fühlten ſich wie von einem tödtenden Hauche überfallen, der auf mehr oder weniger lange Zeit ihnen das Blut in den Adern ſtarren machte.

Angelika war eben im Tanzen begriffen und hatte ſeinen Eintritt nicht ſogleich bemerkt; aber als ſie vollendet hatte und auf ihren Platz zurückgehen wollte, trat er ihr in den Weg, bat um Verzeihung und um die Ehre, den nächſten Fandango mit ihr anzutreten. Er hatte während des Tanzes ohne von ihr bemerkt werden zu können, ſeithalben geſtanden und eben ſo ſehr ihre Geſchicklichkeit bewundert, als ſich an den Zauberblicken ihres himmelblauen Augenpaars geweidet. Nie hatte er eine ſo ſchöne Fandangotänzerin geſehen. Hingeriſſen von der Grazie, mit welcher Angelika vor den Augen aller auf- und niederſchwebte, konnte er ſich nicht enthalten, ihr den Antrag zu thun, unbekümmert um die Rachſucht ihrer Nebenbuhlerinnen, die auf die Ehre, mit ihm zu

tanzen, die nemlichen Ansprüche machten und all' ihre Reize aufboten, den göttlichen Neapolitaner zu fesseln.

Gern hätte in diesem Augenblicke die edelste Venetianerin ihr ganzes Vermögen um eine einzige Schäferstunde mit diesem Gott in menschlicher Gestalt darum gegeben; gern sich losgerissen von der Hand ihres Wollust athmenden Tänzers, oder von der Seite ihres eifersüchtigen Gemahls und dem schönen Neapolitaner sich in die Arme geworfen, ihn mit der ganzen Fülle irrdischer Liebeswonnen zu überschütten; aber der Wohlstand gebot ihr Mäßigung und gestattete ihr nichts weiter, als die glückliche Angelika im Stillen zu beneiden und auf Rache an ihr bedacht zu seyn.

Angelika ahndete dieß eben so wenig, als sie es geachtet haben würde, wenn sie geglaubt hätte, es ahnden zu müssen. Denn noch war sie zu wenig mit diesem gemeinschaftlichen Laster der Venetianerinnen bekannt, als daß sie in diesem beneideten Augenblicke hätte auf den

Gedanken geruhen sollen, Eifersucht zu erwecken. Sie tanzte — so meisterhaft hatte man die reizende Angelika noch nie tanzen sehen — ohne sich um irgend einen Gegenstand außer ihr zu kümmern, oder nach dem Beifall und der Bewunderung der Zuschauer zu ringen; ihr einziger Gedanke war er, von dessen Armen umschlungen sie im leichten Tanze dahinschwebte. Sie hatte schon so oft und so viel getanzt, aber so interessant war ihr noch kein Tanz und keiner ihrer Tänzer vorgekommen, als der gegenwärtige; das hatte sie noch nie empfunden, was sie jetzt empfand.

Es war ihr unerklärbar, daß sie nicht müde wurde, vielmehr eine Begierde in sich fühlte, länger und immer länger tanzen zu wollen und es gar nicht satt werden konnte. Noch unerklärbarer aber war ihr ein zweites Gefühl, das sie mit jedem Augenblicke, mit jeder Bewegung ihres Körpers, mit jedem Hin- und Herschweben an ihren Tänzer fesselte. Eine Ewigkeit hätte sie mit ihm hin-

durchtanzen wollen, ſo ſehr vergaß ſie ſich in dem Gefühle, das ſo überſchwenglich ſich in ihre Seele ergoß und die Losreißung von dem liebenswürdigen Tänzer ihr faſt unmöglich zu machen ſchien. So hatte der Hammer ihres Herzens noch nie gepocht, ſo ſichtbar war noch nie das Steigen und Fallen ihres Buſens geweſen.

Sie gerieth in Verwirrung. Aber noch wurde ſie es Zeit genug gewahr und wollte eben ihren Tänzer um Schonung bitten, um ſich nicht zu verrathen, als ihr Antonio mit der Erfüllung dieſer Bitte zuvorkam und den Tanz beendigte. Sie floh in ein Seitenzimmer, um ſich zu ſammeln, wo ſie unbemerkt und außer Gefahr blieb, zu Stichelein Anlaß zu geben. Kaum aber hatte ſie einige Minuten daſelbſt verweilt, ſo trat Antonio in das nemliche Zimmer, forſchte und erblickte die ſchöne Tänzerin an einem kleinen Tiſchchen allein ſitzen. „Man vermißt Euch bei der Geſellſchaft, Signora!" redete er ſie an

und bot ihr ſeinen Arm dar; aber Angelika bat ihn, an ihrer Seite Platz zu nehmen und ihr noch einige Minuten zum Ausruhen zu vergönnen.

Antonio willfahrte der ſchönen Bitt nden um ſo lieber, je weniger das, was er augenblicklich geſagt hatte, in der Wahrheit beruhte und bloß die Gelegenheit zu einem Geſpräch ihm darbieten ſollte, das er ſoeben beabſichtigte. Er, für ſeine Perſon, hatte ſie vermißt; um die Geſellſchaft kümmerte er ſich wenig, alles war ihm gleichgültig, nur ſeine liebenswürdige Tänzerin nicht. Sie war ſeinen Augen verſchwunden, er wußte nicht, wie? Eine geheime Kraft zog ihn magnetiſch ihr nach; er durchlief den Saal und fand ſie nicht; er hatte weder Auge noch Ohr für etwas anderes, als für die Einzige, die des ſeligſten Gefühls Schöpferin war, das ihn ſeit wenig Augenblicken beſeelte und eben ſo leicht zum glücklichſten als unglücklichſten Sterblichen machen konnte. Die Flamme war

verzehrend, die in seinem Innern loderte, seit er die bezaubernde Schöne gesehen hatte, die sich seinen Augen verbarg und mit einmal ihm fliehen zu wollen schien. Er konnte und mochte sie nicht löschen; aber er wollte Linderung —, und diese konnte nur die Einzige ihm geben, die die Flamme angezündet hatte.

„Darf ich Euren Namen wissen?" fragte er mit einer edlen Dreustigkeit, die ihm bei Abentheuern dieser Art jedes Hinderniß überſteigen half und ſo oft ſchon ſeine Wißbegier befriediget hatte.

„Angelika," war die Antwort und mit ſüßer Stimme tönte der Name Angelika in ſeiner Seele wieder.

„Ha! reizende Angelika," ſagte er dann, als er ſich geſetzt hatte und ſeine Hand in die ihrige legte, „pflegt Ihr jedesmal mit gleichem Erfolg zu tanzen?"

„Wie meint Ihr das?"

„Ich meine, für den Glücklichen, der die Ehre hat, mit Euch zu tanzen?"

„Ich weiß nicht. — Seyd Ihr vielleicht auf dem Wege, mir eine Schmeichelei zu sagen?"

„Wenn Ihr das glaubt, so" —

„Was wollt Ihr?"

„Euch nicht Gelegenheit geben, über Langeweile zu klagen."

Er stand auf und wollte gehen. Zwar war es sein Ernst nicht. Er wollte lieber bleiben, als in den geräuschvollen Tanzsaal zurückkehren; aber seine angebohrne Bescheidenheit lehrte ihn schweigen und den Verdacht von sich abwälzen, den er wider seinen Willen auf sich geladen hatte. Auch hätte er dießmal vielleicht nicht wahr gemacht, was er im ähnlichen Falle zu thun pflegte, wenn man ihn einer Schmeichelei beschuldigte, die seinem Karakter entgegen war; denn es war, als wären ihm die Sohlen mit Nägeln an den Fußboden geheftet — und nur die Antwort, die ohne den mindesten Verzug aus dem Munde seiner reizenden Gegnerin erfolgte, konnte

die Feſſeln, die er zu zerbrechen im Begrif ſtand, ihm angenehm und weniger fühlbar machen.

So ſchwer es ihm auf der Seele lag, ungeahndeter Weiſe einer nicht beabſichtigten Schmeichelei von der Einzigen beſchuldigt zu werden, die mit Ausſchluß aller andern ſeiner ganzen Achtung werth war, für die er ſeit einer kurzen Reihe glücklicher Augenblicke zu leben und ſein Daſeyn aufopfern zu wollen ſchien, ſo leicht wurde es ihm ums Herz, als von Angelikas Lippen ihm der feierlichſte Widerruf ihrer Beſchuldigung entgegen tönte, indem ſie ſagte: „In Eurer Geſellſchaft?"

Dieſe fragende Antwort hätte er gegenſeitig eben ſo gut für eine Schmeichelei aufnehmen können; aber Angelika ließ ihm nicht Zeit, darüber nachzudenken und begleitete ihren Widerruf mit einem eben ſo bittenden, als befehlenden: „Bleibt!" — indem ſie ihn ſanft wieder an ihre Seite zog und mit ſpre-

chendem Blicke nöthigte, ſeinen vorigen Platz einzunehmen.

„Dieſer junoniſche Ernſt," erwiederte Antonio, ihrer Foderung Genüge leiſtend — „gebietet mir, zu gehorchen."

„Ich habe Euch nur bitten wollen."

„Bitten?" — wiederhohlte er langſam feierlich und brach nach einer Sekundenlangen Pauſe in voller Extaſe aus: „Iſt bitten und befehlen aus dem Munde eines ſolchen Engels nicht Eins? — Ha! Weiber und Mädchen, welche bezaubernde Kraft ward euch gegeben, Männerherzen zu feſſeln." —

„Laßt uns doch von etwas andern ſprechen."

„Angelika! ſeyd Ihr mir nicht die Antwort auf meine erſte Frage noch ſchuldig?"

Angelika ſchwieg.

„Ihr ſchweigt?"

„In der That! ich kann euch darauf keinen Beſcheid thun."

„So will ich es!"

„Ihr ſelbſt?"

Uebermannt vom Feuer der Liebe, ſchwang Antonio ſich von ſeinem Platze, ſtürzte zu Angelikas Füßen nieder und ſagte: „Wiſſet, göttliche Angelika! daß Ihr eine Eroberung gemacht habet."

„Doch nicht an Euch?"

„An wem ſonſt?"

„Stehet auf!"

Mit dem lächelnden Blicke einer Grazie neigte ſich Angelika zu dem Knieenden herab, hob mit beiden Armen ihn ſanft in die Höhe und bat: nicht Anlaß zu geben und die Augen der Anweſenden auf ſich zu ziehen.

„Laßt uns aus dieſem Zimmer gehen!" ſagte ſie, als er aufgeſtanden war, faßte ihn unter dem Arm und führte ihn durch mehrere Zimmer hindurch, über eine lange Gallerie, um auf dieſem Wege durch eine andere Thüre wieder in den Tanzſaal zu kommen.

„Wer Ihr auch ſeyn möget," hub ſie während dieſer Promenade von neuem an, „Eu-

ern Beifall errungen zu haben, schätze ich mich glücklich; aber Eure Liebe" —

Sie stockte. Das Wörtchen Liebe war so unwillkührlich ihren Lippen entschlüpft, daß sie darüber erschrack und sich schämte, es ausgesprochen zu haben.

„Meine Liebe?" fuhr Antonio fort, „Ha! ich Unglücklicher — Freilich! — Daß ich zu spät kam mit meiner Liebe, als Ihr schon an der ganzen Welt eine Eroberung gemacht hattet" —

„Das nun eben nicht, kühner Schwärmer! aber — Euer Stand" —

„Mein Stand und der Eurige können ohnmöglich so sehr von einander entfernt seyn, daß nicht Antonio in Angelikas Liebe glücklich seyn dürfte."

„Vielleicht nur auf wenig Augenblicke" —

„Nicht also! — Gesetzt auch, es wäre, der Stammerbe von Peschia" —

„Wie? was sagtet Ihr?"

„Ich ſagte — ich weiß ſelbſt nicht, was ich ſagte — verzeiht Signora!“ —

Jetzt traten ſie in den Saal. Noch hieng Angelika an Antonios Armen. Da tönte eine männliche Stimme hinter ihr: Brave, Fräulein! — ſie ſah ſich um und der Greis, deſſen Perſon ihr nicht gleichgültig war und den wir ſchon eben kennen gelernt haben, flüſterte ihr unvermerkt einige Worte ins Ohr. Gern hätte ſie ihn feſt gehalten, aber einem Bettler, wofür ihn Jedermann halten mußte, in einem öffentlichen Tanzſaale Liebe zu ſchenken, dieß hätte Aufſehen und Verdacht erweckt. In der Meinung von einem Unglücklichen angeſprochen zu werden, zog Antonio die Börſe, warf ihm einige Goldſtücken in den Hut und gieng weiter.

Er war über die Erſcheinung des vermeintlichen Bettlers um ſo weniger ungehalten, je mehr ſie ſeiner Verwirrung zu Hülfe kam und ihn aus einer Verlegenheit riß, in die er ſich durch ſeine Unvorſichtigkeit gebracht haben wür-

be, wenn Angelika ihn mit weitern Fragen bestürmt hätte, da er unerkannt zu bleiben und unter dem Namen eines gewöhnlichen Grafen einige Zeit in Venedig zuzubringen gedachte.

Jetzt saß Angelika wieder auf ihrem Platze. Einige der neben ihr sitzenden Damen, welche stolz und mit neidischem Blicke auf sie hinsahen, wünschten ihr, in einem mehr oder weniger spöttelnden Tone, zu der an dem schönen Neapolitaner gemachten Eroberung Glück. Hätten sie gewußt, oder nur geahndet, was seit wenig Minuten allein Angelika wußte, wenigstens mit Grund der Wahrheit vermuthen konnte, ihre Eifersucht würde einen weit höheren Grad errreicht haben; so aber gieng es dießmal noch sehr gnädig ab und sie hatte Ursache, sich zu gratuliren, von ihren Nebenbuhlerinnen so schonend behandelt zu werden. Vielleicht rechnete man hierbei auf ihre Neuheit, jugendliche Unerfahrenheit

und wenige Bekanntſchaft mit dem Orte ihres Aufenthalts und den Verfaſſungen Sitten und Gebräuchen deſſelben, und hielt es für etwas ſehr unbedeutendes, ihr die gemachte Beute zu entreißen, je gröſſer das Zutrauen war, das die meiſten zu den an ihrer Exiſtenz verſchwendeten Reizen einer paphiſchen Venus hatten, welche nur zu bald die noch nicht zur vollen Reife gekommenen Roſen der ſechzehnjährigen Juno verdunkeln und ſie des Siegs verſichern mußten.

Wie wenig, oder wie ſehr die neidiſchen Venetianerinnen einander unter ſich zu fürchten Urſache hatten, kommt hier in keine Betrachtung. Angelika war der einzige und alleinige Gegenſtand, auf deren Ruin ſie ihren Triumph zu halten gedachten, ſo wie der junge Neapolitaner das gemeinſchaftliche Ziel ihrer Wünſche und zu machenden Eroberungen.

Indeß ließ ſich Angelika im Genuſſe des geſellſchaftlichen Vergnügens nicht ſtören. Sie war immer auf vier, fünf Tänze im Voraus

engagirt und hatte, als sie nach einigen Minuten von dem Marchese Grimaldi aufgezogen wurde, es schon wieder vergessen, daß man sich über sie hatte lustig machen wollen. Erst am Morgen, als sie nach Hause kam und ihrer lieben Margaliſſa erzählte, was ihr begegnet war, fand sie sich einigermaßen veranlaßt, die Sticheleien der Venetianerinnen, die sie für einen bloßen Muthwillen aufgenommen hatte, zu fürchten.

Doch ihre Furcht war, wie in allen Fällen, nur ein augenblicklicher Uebergang. Sie war immer gleich wieder gefaßt und fühlte sich stark, im nächsten Moment der drohendsten Gefahr die Stirn zu bieten. Sie lachte, als Margaliſſa sie mit dem Karakter der Italienerinnen bekannter gemacht hatte, und sagte: „O! die elenden Geschöpfe — Margaliſſa! ob sie wohl Mitleid verdienen?"

„Sie sind fürchterlich in ihrer Rache und unersättlich.

„Und wenn ſie ärger wären, als die Furien der Hölle ſelbſt, Angelika hat auch Waffen" —

„Für Eure Perſon dürftet Ihr weniger zu fürchten haben; aber für den Neapolitaner" —

„Was vermag ein ſchwaches Weib wider einen Mann?"

„Nicht ſie, ſondern die Banditen, die in ihrem Solde ſtehen."

Angelika ſtutzte, wollte etwas ſagen, aber die Worte ſtarben ihr auf den Lippen und Margaliſſa ſetzte nach einer minutenlangen Pauſe hinzu: „Vor ihnen iſt kein Menſch ſicher. Sie ſind das Werkzeug weiblicher Rache, bereit mit jedem Augenblicke, ihren Durſt zu ſtillen. Am Tage, wie bei Nacht, lauren ſie den Unglücklichen auf, die auf ihrer Todesliſte ſtehen und ihre Dolchſtiche ſind ohnfehlbar."

Schauerlicher Gedanke! — Ueber kurz oder lang vielleicht denjenigen von den Händen fei-

ger, in Nacht und Dunkel umherſchleichender Miethlinge gemordet zu wiſſen, der einen ſo bleibenden Eindruck auf ihr Herz und ein Gefühl in ihr rege gemacht hatte, das mehr als Achtung, mehr als gewöhnliche Freundſchaft war. Sie wünſchte, ihn näher kennen zu lernen. Seinen Namen zu wiſſen, war ihr nicht hinlänglich; und doch wußte ſie zur Zeit nichts mehr. Er hatte ſie nicht nach Hauſe begleitet; ſie war von dem Marcheſe Grimaldi in die Geſellſchaft eingeführt worden, mithin hatte ſie auch an ſeinen Armen dieſelbe wieder verlaſſen müſſen.

„Warum will man ihn morden?“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt, als ſie allein war und vor den Spiegel hintrat, ihre Reize zu muſtern. — „Weil es ihm gefiel, der aufkeimenden Roſe den Vorzug zu geben? — War das ſein Verbrechen, daß er kalt blieb bei den erborgten Reizen geiler Buhlſchweſtern? — War es meine Schuld, daß er mir die Hand bot? — Sah ich ihn ſchon mehrmals? — O! warum

mußte ich das erstemal, ihn zu sehen zu haben, so theuer bezahlen? — Raubte mir nicht sein Anblick die Ruhe, die mir alles war? — Womit hab' ich das verdient? — Wo, wie und wenn werd' ich sie wiederfinden, die Treuloſe, die vor wenig Stunden noch mir zur Seite wandelte?" —

„Was iſt es, das mich ſo für ihn einnimmt? — So mich an ihn feſſelt? — Iſt das die Liebe? — O Antonio! Antonio! mußte ich darum dich ſehen, um vielleicht auf ein ganzes Menſchenalter unglücklich zu werden? — Warum fühlte ich nicht früher, was ich bei deinem Anblick empfand? — Warum mußte ich eben da ſtillſtehen und unter Tauſenden mir dir das edelſte Kleinod, das ich beſaß, zur Weihe bringen? — Und wenn ich dich nie wiederſehen ſollte, Antonio! dein Bild iſt mit unauslöſchlichen Farben in meine Seele geprägt."

(Pauſe.)

„Wer er nur ſeyn mag? — Doch was kümmert mich das? — Ich liebe ihn ja — und

was fragt die Liebe nach Stand und Geburt? — — Ich liebe ihn? — Wer sagte mir das? — — Armes Herz! du wirst an dir selbst zum Verräther — dieses ängstliche Pochen, dieses gewaltsame Drängen jedes Blutstropfens, dieses fürchterliche Auf- und Niederwallen meines Busens, diese höher und immer höher steigende Röthe meiner Wangen, sind das nicht die Kennzeichen der Liebe? — Sagen das nicht die Bücher —? — O ihr Heuchler! die ihr durch sie euren Namen verewigen wolltet, wenn ihr den Werken eurer Suade nicht den Stempel der Wahrheit aufdrücktet und vom ersten bis zum letzten gelogen hättet. — — Doch nein! — nein! das ist unmöglich. — Das Gefühl, das mich beseelt, ist Liebe! — Kein anderes vermags, diese Höhe zu erreichen — an ihm muß der Pinsel der Kunst zum Stümper werden." —

„Ihr seyd in einer kritischen Lage," hub Margalissa an, die so eben durch die Seitenthüre eintrat und vermöge einer dünnen Bret-

wand dieſen Monolog von Wort zu Wort angehört hatte. „Ihr ſeyd zu bedauern.“

„O Margaliſſa!“ —

Mit dieſem Ausruf ſtürzte Angelika ihrer Freundin um den Hals, barg einen Augenblick ihr Geſicht, an ihrem Buſen, riß ſich eben ſo ſchnell wieder von ihr loß und warf ſich aufs Sopha.

„Ihr ſeyd verliebt, Signora!“

Ein tiefer Seufzer war Angelikas Antwort.

„Der Neapolitaner —“

„O! daß ich ihn nie geſehen hätte.“ —

„Meint Ihr?“

„Margaliſſa! dieſer Spott —“

„Pfui, Signora! — Habt Ihr kein beſſeres Zutrauen?“

„Verzeiht!“

„Ich bitte. — Faſſet Euch!“

„Das iſt unmöglich!“

„Schlagt's Euch aus dem Sinne.“

„Wie kann ich das?“

„Mit der Zeit.“

„Nie!“

„Es wird vorübergehen.“

„Es wird nicht vorübergehen.“

„Und doch.“ —

Faſt ſchien es, als wollten Margaliſſens Bitten und Zuredungen nichts über das Herz der leidenden Gebieterin vermögen. Angelika beharrte auf ihrem Satze und der ſchwätzigen Matrone war es vielleicht nicht einmal darum zu thun, die Neigung zu unterdrücken und ihr auszureden. So hatte Angelika noch nie gefühlt, aber ſo hatte ſie auch noch nie gelitten.

Mehr, als jemals, hatte nun Angelika Langeweile. Die ganze Welt war ihr zu enge, ſie hatte an nichts ein Vergnügen und die beſten Menſchen ſogar, mit denen ſie täglich Umgang hatte und haben mußte, waren ihr läſtig. Ihr Garten, das Tannenwäldchen

ſamm: ihrem Lieblingsplätzchen hatte nun keinen Reiz mehr für ſie; die zahlreichſte Geſellſchaft war für ſie öde und leer. Ihre Seele quälte ſich mit Bildern erhitzter Phantaſie, die Ruhe und Schlaf von ihren Augen verdrängten und bei Tag' und bei Nacht ſie verfolgten.

Sie ſtand am Fenſter. „Himmel! das iſt Antonio.“ — rief ſie aus, indem drei Mannsperſonen zu Pferde die Straße paſſierten. Sie riß das Fenſter weit auf; aber zu ſpät. Sie waren ſchon vorüber und Angelika nicht genug geübt in den Künſten der Koketterie, vielleicht durch ein Geräuſch den geliebten Neapolitaner aufmerkſam zu machen, oder ihm einen Wink zu geben. Eine andere hätte gewiß an ihrer Stelle einen lauten Schrei gethan, oder augenblicklich ſonſt ein Mittel ausfindig gemacht, ihn aufzuhalten, oder wohl gar einen ihrer Domeſtiken nachgeſchickt, ihn zu einen Rendezvous einzuladen. Dieſe Art zu handeln, war ihr noch unbekannt, auch hielt ſie ſich immer in einer gewiſſen Entfer

nung von den zu ihrer Bedienung angeſtellten Perſonen. Margaliſſa war ihre einzige Vertraute, die mit jedem Tage ihr unentbehrlicher wurde und die Geheimniſſe ihres Herzens ihr zu entlocken wußte.

Ihn geſehen zu haben, den Einzigen, an dem ihre ganze Seele hieng und den ſie jetzt mit ihren Augen verfolgte, erhöhte ihren Kummer von neuem. Margaliſſa that alles, ſie zufrieden zu ſtellen, aber ihre Bemühungen waren fruchtlos und Angelika blieb düſter, in ſich gekehrt und muthlos.

Einige Tage nachher luſtwandelte Angelika einſam auf dem St. Markusplatze. Es war ein trüber Tag, aber der Stimmung ihrer Seele angemeſſen. Wenig Menſchen begegneten ihren Blicken und unter dieſen Wenigen nicht ein Bekannter, nicht eine Freundin. Schon begann der Abend heraufzudämmern und Angelika dachte noch nicht ans Nachhauſe-

geben. Es war, als ob eine höhere Macht, ſie zurückhielt und mit leiſer Stimme irgend der Schutzgeiſt eines Freundes ihr zuflüſterte: Bleib! — In Gedanken verlohren ſaß ſie da, als mit einmal eine lange männliche Figur vor ihr ſtand und mit den Worten: „So allein, Signora?" — ſie anredete.

Welch eine angenehme Ueberraſchung! — So ſehr auch in dieſem Augenblicke Angeli-kens Seele ſich mit der Perſon desjenigen be-ſchäftigte, deſſen Gegenwart für jetzt das Ziel ihrer Wünſche war, ſo kam ihr doch dieſe Ue-berraſchung einigermaaßen unvermuthet, denn ihr Geiſt ſchweifte umher, wogte von einem Gedanken zum andern ſich, in tief und immer tieferes Nichtbewußtſeyn verſinkend und An-gelika fühlte ſich wie aus einem Todesſchlum-mer geweckt und durch den ſanften Ton ſei-ner Stimme aufgefodert, ein neues Leben zu beginnen.

Wer konnte es anders ſeyn, lieben Leſer! als der Neapolitaner? —

„Seyd Ihr es, Antonio! oder iſt's Euer Geiſt?" — tönte mit etwas ſchüchterner Stimme über die Roſenlippen der reizenden Huldgöttin, die das Herbeikommen des vor ihr ſtehenden Mannes gar nicht bemerkt zu haben glaubte.

„Ich bin es ſelbſt" war Antonios Antwort und die Veranlaſſung zu einem Geſpräch, bei welchem ſie das Einbrechen der Nacht heranplauderten und das ohngefähr auf folgende Art von ihnen bewürkt wurde.

„Wo waret Ihr ſeit dem Tage unſers Bekanntwerdens?"

„Ich war allenthalben und nirgends fand ich, was ich ſuchte."

„Was ſuchtet Ihr denn?"

„Euch, ſchönſte Signora!"

„Antonio!"

„Ihr hattet damals vergeſſen, mir Eure Wohnung zu ſagen." —

„Verzeiht!" —

„Der Wohlſtand erlaubte mir nicht, Euren Begleiter"—

„Wen meint Ihr?"

„Den Marcheſe"—

„Ich erinnere mich. — Ihm hab' ich Eure Bekanntſchaft zu danken."

„Aber ihn zu verdrängen"—

„Waret Ihr zu beſcheiden."

„Erlaubt Ihr, daß ich Euch die Hand küſſen darf?"

„Waret Ihr immer ſo genügſam?"

„Angelika!"—

„In der Schule venetianiſcher Frauen"—

„Signora"—

„Man ſagt, Venedig ſey ein verführeriſcher Ort"—

„Und eben ſo gefährlich."

„Habt Ihr dieſe Erfahrung auch ſchon gemacht?"

„Mein Herz huldigte noch keiner."

„Was thatet Ihr denn?"

„Ich floh ihre Sirenenlockungen und litt im Stillen.“

„Ihr litet?“

„Um Euertwillen.“

„Antonio!“ —

„Angelika!“ —

Man ſetze ſich an beider Stelle, denke ſich beider Gefühle — frage ſich dann: Wie würde dir zu Muthe geweſen ſeyn? — Wie würdeſt du gehandelt haben? — — Man denke ſich einen Jüngling von ein und zwanzig und ein Mädchen von noch nicht ganz ſiebenzehn vollendeten Jahren, in der mächtigſten Epoche emporſtrebender Mannbarkeit, eins wie das andere ausgerüſtet an Leib und Seele mit unnennbaren Reizen, verſchwenderiſch über ſie hingegoſſen von den Mutterhänden der ſpendenden Natur, unverdorben und rein und makellos wie der Gottheit würdigſter Seraph, Hand in Hand, Auge gegen Auge, von keinem menſchlichen Weſen belauſcht, beneidet, oder beeinträchtiget in der Wonnegefühle ihrer Her-

gen Höchſtem, unausſprechlichſtem, das in einem Moment ihre Lippen einander näher brachte und ihre Seelen unauflösbar verkettete mit dem Bande ewiger, unverbrüchlicher Treue — ſo denke man ſich Antonio und Angelika und das Reſultat iſt und kann kein anderes ſeyn, als: gegenſeitiges Geſtändniß, freiwillige Hingebung von Seiten der Einen und rechtliche Behauptung des genommenen von Seiten des Andern.

In dieſem Augenblicke, der der ſeligſte ihres ganzen Lebens war, hätte vielleicht ſo manche irdiſche, in den Künſten buhleriſcher Raub- und Mordſucht geübtere Venus ſich an Angelikas Stelle gewünſcht, um den Becher der Wolluſt von Antonios Lippen zu ſchlürfen und ihn für die begünſtigte Nebenbuhlerin mit Kolchiſchem Gifte zu füllen. Doch dieſe Wonne wurde keiner zu Theil. Antonio und Angelika waren allein, ohne menſchliche Zeugen, nur dem Auge des Allſehenden ſichtbar, wie die Zuſicherungen ihrer Gefühle

und die Beeidigungen derſelben ſeinen Ohren hörbar.

Sie hatten lange geſeſſen. Noch hielt Antonio mit triumphirenden Armen die ſchöne Beſiegte umſchlungen, noch ſaugte er von Angelikas Lippen den Honigſeim der Liebe in vollen Zügen ein, noch glühte ihre Wange an der ſeinigen hoch auf, noch drängte ſich mit ungeſtümen Schlägen der wallende Buſen ſeines Mädchens feſt und immer feſter an ihn an, als mit einmal das Rauſchen männlicher Fußtritte von ferner ſie aufmerkſam machte und ihre Stellung zu verlaſſen mahnte. Es kam näher und näher. Ein Mann mit klirrendem Sporn, in einen Mantel gehüllt und mit einem runden Hute bedeckt, gieng mit langſamen Schritten bei ihnen vorüber.

Antonio ahndete ſo wenig, als Angelika. Beide ſchwiegen, beide ſprachen nicht und verfolgten, eins wie das andere, unwillkührlich und mit unverwandtem Blicke den Vorübergehenden, ſo weit ihre Augen das Dunkel der

Nacht zu durchdringen vermogten. Das Stillstehen des Unbekannten, der ſich ſo eben umgewendet hatte und wieder rückwärts zu kommen ſchien, hatte auf die liebenden Beide eine zwiefache Würkung. Angelika, ſonſt nicht gewohnt, der Furcht in ihrem Herzen Raum zu geben, ſchmiegte ſich ſchüchtern und immer ſchüchterner an Antonio an und dieſer, durch eine augenblickliche geheime Ahndung veranlaßt, faßte den Näherkommenden feſt ins Auge, griff an den Degen und machte ſich auf einen Ueberfall bereit.

Jetzt ſtand der Mann vor ihnen. Angelika zitterte — und Antonio, unerſchrocken und furchtlos, war eben im Begriffe, ihn anzureden, als dieſer das Stillſchweigen brach und mit rauher Stimme ihn auffoderte, ſeinen Platz zu verlaſſen, indem er ſagte: „Auf ein Wort, Signor!" — Hören und Aufſpringen war eins. — „Was iſt dein Begehr?" fragte Antonio und „Prinz! ihr ſeyd erkannt

und verrathen".— raunte ihm der Fremde heimlich ins Ohr.

Antonio bebte einen Schritt rückwärts, ſtaunte und rathſchlagte, ob er den Verräther beim Schopf faſſen und wegen der bewürkten Drohung zur Rede ſtellen ſollte, oder nicht. Er zog den Degen und wollte ſchon mit bewaffneter Fauſt auf ſeinen Gegner eindringen, als er zu ſeinen noch gröſsern Erſtaunen ſich allein und ſein Beginnen fruchtlos ſah. So weit ſein Auge reichte, entdeckte er keine menſchliche Seele; der Fremde war verſchwunden und hatte es ihm überlaſſen, mit Schatten zu fechten, oder auf Sicherheit bedacht zu ſeyn.

„Was war das, Antonio?" fragte Angelika, haſtig aufſpringend und unter dem Arm ihn faſſend,— „Eine Einladung? — Eine Warnung?"

„Keins von beiden."

„Komm, Lieber! laſs uns den Weg nach Hauſe antreten; das Dunkel der Nacht kann uns keine Sicherheit gewähren."

Schweigend folgte Antonio der reizenden Räuberin, die ihre Aengstlichkeit zu bergen suchte, um ihren Gesellschafter nicht aus der Fassung zu bringen, mit forschendem Auge die Gegend durchspähend, vor und hinter sich blickend und immer auf seine Huth bedacht. Schon waren sie der romantischen Wohnung nahe, ohne durch das mindeste Ereigniß aufgehalten worden zu seyn, als Antonio bei Eröffnung des Eingangs Abschied nehmen und der liebenswürdigen Angelika noch einen zärtlichen Kuß zur guten Nacht mit auf den Weg geben wollte; aber die Besorgnisse des bängsteten Mädchenherzens liesen ihn nicht scheiden und er schlug, auf wiederhohltes Bitten, die Einladung, in der schönen Wasserburg zu übernachten, nicht aus.

Frau Margaliffen war zwar dieser nächtliche Besuch etwas ungewöhnliches, aber doch nichts auffallendes. Mit dem brennenden

Wachslichte in der Hand kam die beſorgte Duegna ſelbſt ihrer jungen Gebieterin bis auf die unterſte Stufe entgegen und hatte eine Freude, dieſe von ſo angenehmer Geſellſchaft begleitet zu ſehen. Den Neapolitaner von Kopf bis zu den Füßen mit ihren Augen meſſend, dankte ſie ihm in den verbindlichſten Ausdrücken für die der Signora geleiſtete Geſellſchaft und gratulirte ſich wegen der Ehre ſeiner Bekanntſchaft, ohngeachtet ſie ihren Gaſt nicht kannte und aus Beſcheidenheit ihrer Neugier Grenzen ſetzte. Sie wußte ja, daß ihr nichts verhohlen blieb und, wenn nicht der Zufall ſie darüber belehren ſollte, es doch das erſte war, was Angelika ihr freiwillig entdecken würde, ſobald ſie mit ihr allein wäre.

Nach Venetianiſcher Sitte, zu Nacht zu eſſen, trug Margaliſſa auf, was Küche und Keller vorräthig hatten, erwartete die weiteren Befehle ihrer Gebieterin und ließ ſie …

ihrem Begleiter, den ſie für den bewußten Neapolitaner hielt, allein.

Es entſtand eine Pauſe. Antonio wünſchte eben ſo ſehr, ſie abgekürzt zu ſehen, als Angelika; aber keins von beiden wollte den Anfang machen und mit dem Thema hervortreten, wovon ſie, eins wie das andere, zu ſprechen wünſchten. Im Stralenauge der Göttlichen ſich zu ſonnen, hieng Antonios Blick unabläſſig an Angelikas Blicken, ihre ſamtenen Hände erwiderten kraftvoll den Druck der ſeinigen, ihr Schwanenarm umſchlang ſeinen Nacken und beider Lippen begegneten ſich im nemlichen Moment, mit welchem Angelika das Stillſchweigen brach und, an den Buſen des Geliebten ſich drängend, ihn auffoderte, mit ihr von ihrer Liebe zu ſprechen, indem ſie folgendermaaßen begann.

„Wovon plauderten wir, Antonio?"

„Von gleichgültigen Dingen."

„Laß uns von etwas wichtigen ſprechen"—

„Von unſrer Liebe?"

„Getroffen!"

„Angelika!"

Abermals eine Pauſe, aber kürzer, als die vorige. Angelika verbarg ihr Geſicht an Antonios Buſen und überließ ſich dem Gefühle, das in dieſem Augenblicke ſich über ihr ganzes Weſen ergoß und ſie ihres Daſeyns vergeſſen machte. Heftig arbeiteten all' ihre Pulſe, ſie war ſich ſelbſt nicht mächtig und fühlte ſich in einer Bewegung, die es nothwendig machte, zu ruhen und Kräfte zu ſammeln.

Antonio ließ ihr Zeit; aber das mehr und immer mehr überhandnehmende Arbeiten ihres Buſens machte ihm bange und veranlaßte ihn, dieſer fürchterlichen Kriſe Einhalt zu thun. Sanft und liebevoll redete er ſie alſo an: „Angelika! was iſt dir? — Warum bebſt du? — Haſt du Urſache, dich deiner Liebe zu ſchämen?" —

„Zu ſchämen?" wiederhohlte Angelika, blickte wehmüthig an ihm hinauf und eine

Thräne, die auf ihrem Auge entquoll, ſchien ihrem Herzen Luft machen zu wollen. Antonio haſchte ſie mit ſeinen Lippen, eben da ſie über die glühende Wange des erſchütterten Mädchens hinabrollte, und bat ſie, ruhig zu ſeyn.

„Theures, liebevolles Mädchen!" ſagte er, „was quälſt du dein Herz? — Laß fahren die grauſen Bilder erhitzter Phantaſie und kehre zur Beſinnung zurück!" —

Angelika ſeufzte.

„Schöne Seele! deine Liebe iſt rein und wahr. — So liebte wohl noch keine deines Geſchlechts!" —

„Noch keine!"

„Wer du auch ſeyn magſt, Angelika! fürchte nichts." —

„Antonio!"

„Wer auch dein Vater ſeyn mag — mir gilt das gleich — meine Liebe iſt ein Fels, den keine Ewigkeit zu zertrümmern vermag!" —

„Wie aber, wenn — ? — Antonio! bedenke" —

„Ich denke nichts, als Liebe! — Liebe zu dir, Angelika! Einzige in dem weiten Schöpfungsall mir Erkohrne! — Erste und Einzige deines Geschlechts, würdig, zu lieben und geliebt zu werden, laß nicht umsonst flehen und bitten den Erben eines Herzoglichen Stammes, der zu deinen Füßen dir schwört, mit dir zu gehen durch Leben und Tod" —

„Halt ein, Antonio!" fiel Angelika ihm in die Rede und bat ihn, diese erniedrigende Stellung zu verlassen.

„Bevor du mir nicht versprichst, die Besorgnisse, die deinen Geist beunruhigen und deinem Herzen Kummer machen, aus deiner Seele zu verdrängen, wird es nicht geschehen."

„Ich verspreche es und werde es halten."

Jetzt war Angelika gefaßter. Der Paroxism, in welchem kindliche Liebe mit der Liebe zu Antonio einen fürchterlichen Kampf in ihrem Innern gekämpft hatte, war vor-

über und hatte ſeine höchſte Stufe erreicht. Die Feſtigkeit und Selbſtſtändigkeit ihres Karakters machte ſie gefaßt, alles anzuhören und alles zu erwidern, ohne ſich und ihren Stand zu verrathen, ſo leicht dieß auch hätte geſchehen können, da es ihrem Stolze ſchmeichelhaft ſeyn mußte, von dem Sohne eines Fürſten mit Liebe begünſtiget und ausgezeichnet zu werden. Wie gefährlich konnte nicht dieſe Auszeichnung, dieſe Liebe ihr werden, wenn ihr Karakter ſie weniger zu ſchützen vermocht hätte? —

Angelika zog ſich nicht zurück. Eine andere hätte es an ihrer Stelle vielleicht mit affektirter Beſcheidenheit gethan und durch die Kunſt ihre Reize noch mehr zu erhöhen und ſich dem fürſtlichen Buhlen unentbehrlicher zu machen geſucht. Aber nein! dieß that Angelika nicht. Sie blieb ſich gleich. Ihr Gefühl ſagte ihr: Ich liebe Antonio und außer ihn keinen und Antonio liebt mich. — Seine Gemahlin zu werden, daran dachte ſie nicht, we-

nigſtens in dieſem Augenblicke nicht; ihn zu lieben, ihn, wenn ers verdiente, anzubeten, konnte kein Geſetz ihr wehren. Sie bog ſich zu ihm herab, küßte dreimal die wolkenfreie Stirn des liebebegeiſterten Prinzen, umſchlang ihn mit ihren Armen und drückte ihn ſo feſt an ihr Herz, als wollte ſie ſagen: Dieß iſt mein Eigenthum! — und ſank mit namenloſen Entzücken, indem ſie nahm und gab, was Liebe ſo gern zu nehmen und zu geben pflegt, allmählig aufs Sopha in eine ſolche Stellung zurück, deren Darſtellung nur für den Grabſtichel eines Chodowiecky erreichbar iſt. Wir ziehen einen Vorhang drüber hin und überlaſſen es dem Gefühl eines Jeden, ſich dieſe Szene nach Kräften ſeiner Phantaſie ſelbſt zu bilden, um nicht der Delikateſſe desjenigen Theils des leſenden Publikums zu nahe zu treten, welchem wir ganz vorzüglich dieſes Werkchen als einen Beitrag zur einſamen Unterhaltung in die Hände geben mochten.

Was achtet Liebe Stand und Geburt? — Noch hatte Antonio nicht gefragt: Angelika! wer iſt dein Vater? — Angelika noch nicht: Antonio! wie heißt das Land, das dich erzeugte? — Beiden hatte der hohe Grad ihrer Liebe dieſe Fragen eben ſo gleichgültig, als politiſche Abſichten, ſie zu vermeiden, ihnen zum Geſetz gemacht. Antonio war Prinz; aber er lebte unter dem Namen eines Grafen von [illegible], und dieſen mußte er beibehalten, ſelbſt gegen Angelikan konnte und durfte er über dieſen Punkt nicht ganz offenherzig ſeyn. Angelika wußte ſelbſt nicht einmal, wer ſie eigentlich war; der Augenblick ihres Werdens war gewiſſermaaßen noch in Dunkel gehüllt und ihr Vater allenthalben unter dem angenommenen Namen eines Grafen von Benedetto bekannt. Dieß war alles, was ſie ſelbſt wußte, alles, was ſie äußerſten Falls hätte ausplaudern können, wenn es Antonio zu wiſſen verlangt hätte. Doch dieß kam beiden nicht in den Sinn.

Sonderbar! — Eine neue Szene, lieben Leſer! — Der Vorhang wird wieder aufgezogen und — Antonio ſtand am Fenſter, zählte die Scheiben und wagte es nicht, Angelikken, die auf dem Sopha lag und in erquickendem Schlummer ſich wiegte, aufzuſchrecken, ſo gern er ſie auch eingeladen hätte, den ſchönen Morgen an ihrer Seite im Freien zu genießen.

Es war ſchon heller Tag, als Angelika erwachte. So ſanft, ſo ruhig hatte ſie in ihrem ganzen Leben noch nicht geſchlafen. Sie ſtannte, ſich in dieſer Attitüde zu ſehen, konnte ſichs faſt nicht erklären, wie ſie auf dem Sopha eingeſchlafen war und erſchrack, als ſie Antonio am Fenſter erblickte. Seine Gegenwart erinnerte ſie an das nächtliche Abentheuer auf dem St. Markusplatze und an den übrigen Theil der Nacht, den ſie mit ihm verplaudert zu haben wähnte. und unterdrückte eine Frage, die ſie eben thun wollte, als das

Geräuſch, das ihr Aufſtehen verurſachte, ihn vom Fenſter weg an ihre Seite zog.

„Guten Morgen Angelika!"

„Guten Morgen!"

„So lakoniſch?"

Angelika ſchwieg.

„Du biſt böſe, Angelika?"

„Ich glaubte, du wärſt nach Hauſe gegangen" —

„Iſt dir meine Gegenwart läſtig?"

„Antonio!"

Antonio merkte, was ihr auf dem Herzen lag, denn ſie vermochte es nicht, ihm gerade ins Geſicht zu ſehen. So glühten die Roſen ihrer Wangen nicht, als er ſie das erſtemal auf dem Ridotte ſah. Triumphirend und kühn weidete er ſein Auge am Anblick derſelben und freute ſich des Siegs von der entflohenen Nacht. Nicht muthwillig ſpöttelnde Freude war es, was ſeinen Buſen belebte, nein! — das edelſte Gefühl, das über

alles Irdiſche ihn erhob und Stand und Würde vergeſſen machte.

Anders verhielt ſichs mit Angelikan. Es fehlte ihr etwas, aber ſie wußte es nicht zu nennen. Ihre Augen ſchienen das Verlohrne zu ſuchen und weilten unwillkührlich auf Antonios Blicken, der liebevoll ihre Hand faßte und ihrem Herzen Troſt einzuſprechen begann. Aber dieſes Weilen war nur momentan. Gewaltig ſtürmte es in ihrem Innern und es war, als könnte ſie ſeinen Blick nicht ertragen. Ihre Seele umſchwebte der Geiſt ihres Vaters, laut tönten ſeine Lehren, ſeine Warnungen ihr in das Ohr und ſchon war ſie im Begriffe, ſich von Antonio loszureißen, mit dem Entſchluſſe, ihn nie wieder ſehen zu wollen; aber eine geheime Macht feſſelte mit magnetiſcher Kraft ſie an die Seite desjenigen, den ſie für den Autor ihres Kummers erkannte und doch durch Vorwürfe zu kränken nicht vermochte.

Es herrſchte ein anhaltendes Stillſchweigen unter ihnen, aber keins von beiden war un-

thätig. Sorgfältig beobachtete Antonio jede Bewegung des mit sich selbst kämpfenden Mädchens, erwog genau seine That und die Folgen derselben und schalt sich selbst den Räuber ihrer Ehre, ihrer Tugend. Seiner glänzenden Abstammung und dem ersten Augenblicke seines Werdens angemessen dachte er zu edel, als daß er je hätte ohne Trost fliehen und ihrem Kummer überlassen sollen. Zwar stand es nicht in seiner Macht, wiederzugeben, was er genommen hatte; aber er erblickte sich in einer Sphäre, die es ihm möglich machte, hundertfältig zu vergelten, was besiegte Weiblichkeit ihm zum Opfer dargebracht hatte.

Angelika saß noch immer mit tief gesenkten Blicken, unschlüssig, was sie thun, ob sie gehen, oder bleiben sollte. Sie fühlte sich in der drückendsten Verlegenheit und wünschte, sich auf eine gute Art, ohne dem liebenden Herzen Antonios Wehe zu thun, herausgerissen zu sehen. Eben stand sie auf dem entscheidendsten Punkte mit der Wage in der Hand, als An-

konio das Stillſchweigen brach und die Schale auf ſeine Seite ſank.

„Zürne nicht, Liebe!“ ſagte er in einem ſo bittenden, ſo zu Herzen gehenden Tone, der augenblicklich für ihn entſchied und die Beleidigte mit ihm ausſöhnte.

„Darf ich hoffen?“ — fuhr er fort, indem ſie ſich wieder zu ihm wendete und mit einem bedeutenden Blicke ihm Verzeihung zuſicherte — „Angelika! dein Herz hat verziehen?“

„Antonio! —“

„Biſt du nun wieder ruhig?“

„Ich bin nicht mehr, was ich geſtern noch war —“

„Angelika! —“

„Mein Stolz iſt gedemüthiget —“

„Ach! —“

„Meine Ruhe verlohren —“

„Um Gotteswillen! —“

„Meine Tugend ein —“

„Halt ein, Angelika! — Sprich das Wort nicht aus! —“

„Fühlſt du es Antonio?"

„Ich fühl' es; aber ich kann dir nicht wiedergeben, was ich dir nahm — doch meine Liebe wird dich entſchädigen —"

„Deine Liebe?"

„Zweifelſt du daran?"

„Wie wird — wie kann ſie das?"

„Beim Namen der heiligen Jungfrau ſchwöre ich —"

„Schwöre nicht, bevor du nicht überzeugt biſt, dieſen Schwur zu halten."

„Das bin ich! — Ha, Mädchen meiner Seele! dieß iſt meine erſte, aber auch meine letzte, meine einzige Liebe."

„Antonio!"

„Was ſoll dieſer trübe, ernſte Blick?"

„Die Zeiten ändern ſich —"

„Willſt du mich Lügen ſtrafen?"

„Menſch bleibt Menſch —"

„Ich weiß, was du ſagen willſt —"

„Antonio! wenn du den Schwur brechen könnteſt, den nur geſtern erſt deine Zunge ſprach —"

„Angelika! —"

„Du hängſt nicht von dir ſelbſt ab —"

Antonio merkte, wohin dieß zielte.

„Wer will, wer kann's mir wehren, dich zu lieben?"

„Verhältniſſe —"

„Bin ich nicht Herr meines Gefühls?"

„Aber nicht deiner Perſon."

„Angelika!"

Angelika ſchwieg und Antonio ſah wohl ein, daß er ſich ſchon zu einer andern Zeit zu weit herausgelaſſen hatte, als daß er die Beſorgniſſe ſeiner Geliebten nicht gegründet finden ſollte. Er wünſchte, ſie deßhalb zufrieden zu ſtellen und ſchlug eine Spazierfahrt auf der Brenta vor, um ſie auf andere Gedanken zu bringen und durch den Anblick der ſchönen Natur im reizenden Morgengewande eine glücklichere Stimmung ihrer Seele zu bewirken.

Er ſchien, in Erreichung ſeiner Abſichten glücklich zu ſeyn; wenigſtens beſaß Angelika zu viel Gegenwart des Geiſtes, als daß ſie nicht hätte dieſelben errathen und durch Einwilligung ſeines Vorſchlags unterſtützen ſollen.

He, Kammerad!

Was giebts?

Kennſt du Graf Benedetto?

Wie mich ſelbſt.

Bravo!

Haſt du Auftrag?

Binnen vier und zwanzig Stunden.

Was iſt der Preis?

Hundert Zechinen.

Dummkopf!

Dieß ſagſt du mir nur einmal.

Wenn du kein Neuling wärſt.

Rollo!

Was willſt du?

Halbpart —?

Viel zu wenig für den Kopf eines Banditen-Hauptmanns.

Was ſagſt du?

Kennſt du Odoardo nicht?

Du Narr!

Deine Bekanntſchaft iſt verdammt klein. — Seit wie lange dienſt du dem Orden?

Seit fünf Tagen.

Und weißeſt nicht, daß Odoardo und Graf Benedetto derſelbe iſt?

Wer ſagte mir das?

Der dich warb.

Franzesko di Rota.

Kennſt du die Geſetze nicht?

Geſetze?

Keinen zu morden, deſſen Tod nicht einſtimmig von den Brüdern genehmiget worden.

Aber hundert Zechinen?

Gehören dem Bunde.

Ich verſtehe nicht —

Du bekennſt dich zu dem Bunde und weißeſt ſeine Verfaſſung nicht?

Wie ſollte ich das?

So ſchwurſt du noch nicht auf Schwerd und Geſetz?

Morgen!

So ſpare auch deinen Eifer bis morgen und wetze den Stahl nicht eher, bis du den Mann im Auge haſt, den der Orden ſeit einem Monate als das alleinige Oberhaupt anerkennt. Ohne ſeinen Befehl darf niemand morden und in ganz Venedig binnen dreien Tagen kein Blut fließen.

So endete das Geſpräch zweier Banditen, die ſich zufällig trafen und von welchen der eine erſt ſeit einigen Tagen ſich zu dieſem Handwerk bekannte. Widrige Schickſale hatten ihn genöthiget ſein Vaterland zu verlaſſen und dieſe Lebensart zu ergreifen, bei welcher er in einem fremden Lande unerkannt zu bleiben hoffen durfte. Er war von guter Familie und von Geburt ein Florentiner, ohngefähr zwei und zwanzig Jahr alt und eben ſo wenig zu dieſer Lebensart gebohren als in der Wiege dazu be-

ſtimmt. Seine Ahnen ſtammten aus fürſtlichem Geblüte, er ſelbſt aber hatte bereits eine Stelle als Lieutenant bei der Garde des Herzogs von Peſchia bekleidet. Mehrmals ſchon übergangen und hintenangeſetzt, hatte er Beſchwerde geführt; man wieß ihn zurück, er wurde unwillig und vergieng ſich an ſeinen Vorgeſetzten. Er wurde kaſſirt. Ohne Vermögen, ohne Freunde irrte er einige Zeit lang umher, bis er ſich in die drückendſte Nothwendigkeit verſetzt ſah, Bandit zu werden.

Franzesko de Rota war ſein Landsmann und der einzige Bekannte, den er zur Zeit in Venedig hatte. Ihm vertraute er ſeine mißliche Lage und ſchätzte ſich glücklich, durch ihn in einen Bund aufgenommen zu werden, der durch ganz Italien gleich einer Kette an einander hieng und jedem, der ſich dazu bekannte Schutz und Sicherheit gewährte.

Odoardo, den Namen des großen Banditen zu hören, erfüllte ſein Herz mit Freude,

ihn zu nennen, ſich an ihn anzuſchließen, machte ihm alle ihm angethane Beleidigungen und alle beſtandene Leiden vergeſſen; durch ihn und mit ihm hoffte er zu würken und ſich an ſeinen Feinden zu rächen. Er hatte von dieſem berüchtigten Manne gehört, deſſen Kopf kein Schwerd ſpalten, den keine Kugel treffen und kein Dolch durchbohren konnte; der allenthalben war und nirgends einem menſchlichen Auge ſichtbar wurde; alles wußte, was in einem Augenblicke in ganz Italien ſich ereignete, und keine höhere Inſtanz anerkannte, als ſeine eigene Perſon; der allenthalben verbannt und geächtet war und von keiner irdiſchen Macht feſtgehalten wurde.

Der Preis, der auf den Kopf dieſes gefürchteten Mannes geſetzt war, hätte ihn auf lange Zeit für drückenden Mangel ſchützen können; aber einmal fühlte er ſich zu ſchwach, mit einem ſolchen Gegner anzubinden und auf der andern Seite konnte ja dieſer Fang doch nicht ihm für ſeine eigene Perſon Sicherheit

gewähren. Ueberdieß besaß er eben so wenig Muth, als Rutine und Bekanntschaft mit dem Orte seines Aufenthalts. Der Auftrag, den Grafen Benedetto in die andere Welt zu transportiren, war nichts, als eine Prüfung, welcher sein Freund de Rota, ihn ohne besondere Veranlassung des Ordens unterworfen hatte, um bis zur Einführung in die Versammlung ihn zu beschäftigen und mit den Individuen der Venetianischen Welt, so wie mit den mannichfaltigen Plätzen und öffentlichen Gelegenheiten bekannter zu machen.

Seine Einführung in die geheimen Versammlungen dieses finstern Ordens geschah in der Nacht zwischen dem siebenten und achten Tage seiner Anwesenheit zu Venedig. Hier mußte er, nach einer getreuen, aufrichtigen Darstellung seiner Geschichte, über welche der Orden entschied, ob sie ihn der Aufnahme würdige? — seine Geduld, Standhaftigkeit und Bravour mehrern Prüfungen unterwerfen, die er glücklich überstand und ohne welche

er ſchlechterdings nicht aufgenommen werden konnte.

Der Ort der Verſammlung war ein weiter, nur ſchwach erleuchteter Saal, der über und über ſchwarz ausgeſchlagen war, zu welchem er, durch zwei Mitglieder des Bundes geleitet, mit bedecktem Antliz, mehrere Treppen auf- und niederſteigend durch einen ſchmalen finſtern Gang gelangte, wo ihm beim Eintritt, in der Mitte des Saales die Binde von den Augen genommen wurde. Die Verſammlung war eben ſo zahlreich, als ernſt und feierlich.

Er mußte ſchwören, jeden Auftrag, der ihm von männiglich ertheilt werden würde, dem Orden bekannt zu machen und ohne Bewilligung deſſelben nicht zu vollziehen; übrigens, mit Befolgung der ſtrengſten Verſchwiegenheit und Treue, von allem, was er den Tag über in Erfahrung bringen würde, einem der oberſten Mitglieder des Bundes zu berichten und Verhaltungsbefehle von ihm zu

erwarten. Zufälligerweiſe traf ihn das Loos, damit an den Grafen Benedetto ſelbſt gewieſen zu werden, dem er immer zur Seite ſeyn mußte.

Der weitere Verfolg ſeiner Aufnahme enträthſelte ihm bald den von ſeinem Freunde de Rota erhaltenen Auftrag, dieſen Mann aufzuſuchen, den er wirklich in der Perſon des Oberſtuhlherrns der Verſammlung als den berüchtigten Banditenhauptmann Odoardo kennen und in kurzer Zeit eben ſo ſehr fürchten lernte, als er ihn ſchätzte und liebgewann.

Der erſte Auftrag, den er von Seiten des Ordens erhielt, war, auf den bekannten Neapolitaner ein wachſames Auge zu haben und jeden ſeiner Schritte ſorgfältig zu beobachten, bei unausbleiblicher Todesſtrafe aber nicht Hand an ihn zu legen, vielmehr ihn zu warnen und vor Ueberfällen anderer ernſtlich zu ſchützen, ohne ſich um die Urſachen und Abſichten dieſes Verfahrens von Seiten der oberen Glieder des Bundes zu bekümmern.

Lorenzo, ſo hieß der junge Pandit, der vielleicht in der Folge eine bedeutendere Rolle ſpielen dürfte, vollzog die Befehle des Grafen, den er nun einmal für ſeinen Vorgeſetzten anerkannt hatte, wirklich mit der gelobten Treue, Klugheit und Vorſicht und kümmerte ſich Anfangs wenig, oder nichts um die Motive; denn er ahndete nichts weniger, als in dem ſeiner Beobachtung übergebenen Neapolitaner einen Mann kennen zu lernen, für den er alle nur mögliche Achtung fühlte, deſſen Erſcheinung aber ihm die beſte Gelegenheit darbieten könnte, ſich an ſeinen Feinden und Verfolgern zu rächen.

„Warum muß mir das Schickſal juſt ihn in den Wurf führen?" ſagte er zu ſich ſelbſt, als er den vermeintlichen Neapolitaner an einer Farobank ſtehen ſah, zu der er ſich hinzugedrängt hatte und in ihm den Prinzen von Peſchia, den einzigen Erben dieſes Herzoglichen Throns erkannte. „Morden ſoll ich ihn nicht? — Und doch könnte ich mich nicht

nachdrücklicher an dem ſtolzen Severo rächen, der ſich meiner Verwandſchaft ſchämt. — Was kann mir helfen, wenn ich ihm, der mir nichts zu Leide that, den Lebensfaden durchſchneide und vielleicht im nächſten Augenblicke von zwanzigen meiner Kammeraden belauſcht, mich zur Strafe gezogen ſehe, der ich freiwillig mich unterwarf?" —

Er deliberirte lange und ſtand bei ſich an, was er thun ſollte. Die Abſichten des Ordens, deſſen Mitglied er war, konnten, bei reiferer Ueberlegung, ohnmöglich etwas gemeines in ſich enthalten. Zwar durfte er als jüngerer Bruder des Bundes nicht in die Geheimniſſe der älterern eindringen; aber er fand Urſachen, zu glauben, daß der Orden etwas groſſes im Werke haben müſſe; wie könnte ihm außerdem die Perſon des Prinzen ſo intereſſant geweſen ſeyn? —

Je mehr und je ernſtlicher er der Sache nachdachte, deſto wichtiger ſchien ſie ihm zu werden. Seine Mordſucht verminderte ſich

mit jedem Augenblicke, je mehr auf der andern Seite ſeine Neugier ſtieg und der auf die Ueberſchreitung des Befehls geſetzte Trumpf und die Liebe zum Leben ſeine Hand zurückhielten, den Mordſtahl wider den unſchuldigen Antonio zu zucken.

Es vergiengen mehrere Tage und er konnte nicht an ihn kommen. In ſeiner Wohnung durfte er ihn nicht ſuchen, es mußte im Freien geſchehen; in Begleitung anderer konnte er ihn nicht angreifen, wie leicht hätte man ſich nicht ſeiner Perſon verſichern und ihn dem Tribunal der Staatsinquiſition übergeben können? — Und doch ſchien auf der Vollſtreckung des erhaltenen Befehls viel, ſehr viel zu beruhen; was? und wie viel? aber blieb ihm doch ein Geheimniß.

Dieß reizte ſeine Neugier immer mehr und ſpornte ihn an, mit möglichſter Aktivität ſeinem Ziele entgegen zu arbeiten. Er achtete weder Schlaf noch Ruhe und ſcheute keine Gefahr, — denn ihm war daran gele-

gen, ſich bei ſeinem Hauptmann beliebt zu machen und vielleicht hinter die Abſichten des Bundes zu kommen.

Nach vieltägigem Mühen und Streben gelang es ihm endlich, dem Gegenſtand ſeiner Wachſamkeit, auf dem St. Markusplatze zu begegnen und die Warnung in der ihm aufgetragenen Maaße zu bewirken. Dieß geſchah am Abend jenes trüben Tages, an welchem Antonio und Angelika ſich zum zweitenmale ſahen und in den Bogengängen dieſer angenehmen Promenade luſtwandelten, in dem Augenblicke, da ihre Herzen ſich Liebe ſchwuren und durch ſein Herbeikommen im erſten Genuſſe derſelben auf eine ſehr unangenehme Weiſe unterbrochen fühlten.

Dieſe Szene wird — wir hoffen es — noch jedem erinnerlich ſeyn, daher wir nicht nöthig haben, ſie zu wiederhohlen, ſondern den Faden der Geſchichte wieder anknüpfen, wo wir ihn vor wenig Augenblicken fahren ließen.

Antonio und Angelika kehrten zwar von der Lustfahrt auf der Brenta, wenigstens dem Anscheine nach, ruhiger und einigermaaßen zufrieden gestellt, wieder in die schöne Wasserburg zurück, wo sie fast den ganzen noch übrigen Theil dieses Tags in herzlichen Ergießungen zärtlicher Gefühle verlebten; aber Schmerz und Kummer nahmen augenblicklich von ihrem Herzen wieder Besitz, sobald sie allein war.

Wem sollte sie sich vertrauen? — Wem sich mittheilen? — Sie fühlte, daß sie unrecht gethan und die Grenzen jungfräulicher Tugend überschritten hatte und getraute sich nicht, es irgend jemanden zu gestehen, sogar ihrer Freundin Margaritta nicht. Sie schämte sich vor sich selbst, schalt sich eine Ungehorsame, die die väterlichen Warnungen aus der Acht gelassen hatte und haderte allmählig mehr und mehr mit dem gewöhnlichen Vertrauten weiblicher Reize, ihrem Spiegel, der nicht mehr, wie sonst, ihr so aufrichtig zu seyn schien und die Unbefangen-

heit ihrer Roſen mit der gewohnten Treue und Wahrheit vor Augen ſtellte.

„Das iſt nicht die ſchuldloſe Miene," ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „mit der Angelika ſonſt vor Jedermann hintreten und ſtolz ſeyn konnte, ein Abglanz himmliſcher Tugend genannt zu werden. Unſchuld und Tugend ſind dahin und mit ihnen Ruhe und Unbefangenheit der Seele. Du biſt tief herabgeſunken, Angelika! von der Höhe, auf der du zu ſtehen wähnteſt. Wo iſt dein Glanz? — Wo dein Stolz? — Zerſtoben, wie eine Wolke und zertheilt in den Lüften wie Rauch."

„Antonio! mußte ich darum der Liebe zu dir in meinem Herzen Raum geben, um durch dich ſo empfindlich gedemüthiget zu werden? — Warum juſt dir hingeben, was ich ſo ſorgfältig als das edelſte Kleinod meiner Weiblichkeit bewahrte, um mich einſt ohne Trug und Falſchheit demjenigen in die Arme zu werfen, dem Graf Odoardo meine Hand zuſicherte."

„Dieſes brennende Roth iſt nicht jener Purpur, der Wang' und Lippen überzog, als ich noch im Garten der Unſchuld mir Roſen brach. — Dieſes Feuer, das all meine Adern mächtig durchglüht, nicht jene reine, für Wahrheit und Tugend lodernde Flamme; es iſt eine verzehrende Glut, die Herz und Verſtand vergiftet und zum Wahnſinn führt."

„Warum beſaß ich nicht Muth und Kraft, ihm den Sieg aus der Hand zu winden? — Warum umſchwebte mich nicht in dem Augenblicke, da ich erliegen ſollte, der Geiſt meines Vaters, oder irgend einer Freundin, oder einer Heiligen, der mir zugewinkt und mich aufrecht gehalten hätte, damit mein Fuß nicht ſtraucheln konnte? — Armer, betrogener Vater! glaube ja nicht, deine Tochter ſo rein, ſo makellos wiederzufinden, als du ſie verließeſt; dieſes Aushängebret wird dich eines andern belehren und dir zeigen, daß nichts, als eine Buhlerin in dieſen Mauern wohnt."

So quälte ſich Angelika mehrere Tage ununterbrochen. Sie wurde faſt unwillig und konnte nicht begreifen, wie ihr Vater es übers Herz bringen könnte, ſie ſo allein und juſt in der gefährlichſten Epoche ihres Walleus ihrem Schickſale zu überlaſſen. Doch die Liebe behielt die Oberhand und minderte nach und nach ihren Kummer. Antonio ſetzte ſeine Beſuche täglich fort, ſprach ihrem Herzen Troſt zu und ſie wurde ruhiger.

Einſt träumte ſie, ſie läge in Antonios Armen und ſchlürfte von ſeinen Lippen den Nektar, den Liebe kredenzt, in unaufhaltbaren Zügen hinab. Im namenloſeſten Entzücken ſchwebte ihr Geiſt von Stufe zu Stufe höher, als hätt' er der irdiſchen Hülle ſich entriſſen, im Genuſſe himmliſcher Wonnen der Menſchheit zu vergeſſen, eben da ſie wähnte, von der Hand eines Engels in die eliſiſchen Wohnungen eingeführt zu werden. Ein lindes Wehen, wie das Wehen eines Heiligen, berührte dreimal ihr Antlitz und mit leiſer, ſanfter

Stimme tönte ihr der Name: Angelika — zu wiederhohlten Malen in die Ohren.

Sie erwachte und glaubte die Stimme noch einmal zu hören: „Wer ruft mich?" fragte sie, schlug die Augen auf und vermochte nicht, sich von ihrem Lager aufzureißen. Sie fühlte sich wie von den Händen einer höhern Macht gehalten und die Erscheinung eines vor ihrem Bette schwebenden geistigen Wesens hielt ihren Blick eine Zeitlang gefangen. Allmählig erkannte sie in demselben, so weit die matte Erleuchtung ihres Schlafzimmers es verstattete, die Gesichtszüge ihres Vaters. Mit einem lauten Schrei bebte sie zurück, indem sie sagte: „Heilige Jungfrau! was ist das?" —

„Fürchte dich nicht, Angelika!" erwiederte der Geist, mit der Hand sanft ihre Stirn berührend. — „Ich bin's, dein Vater." — Mit langsamen Schritten verschwand der Geist durch die Thüre des Seitengemachs ihren Augen. Ein aromatischer Duft breitete mit seinem Verschwinden sich über das Lager der Ru-

henden und wiegte ſie, ſinneberückelnd, wieder in Schlummer.

Wenig Minuten und ihre Seele beſchäftigte ſich von neuem mit Bildern erhitzter Phantaſie. Aber dieſe waren nicht ſo angenehm, als die vorhergehenden, immer eins grauſender, als das andere. Bald wollte man ihr den Geliebten entreißen, den ſie mit ihren Armen umſchlungen hielt, bald erblickte ſie ihren Vater, mit einem Löwen kämpfend, ſie ſah die Gefahr, in der er ſchwebte, ſtürzte über den Unhold hin, der ihn mit ſeinen Klauen zerfleiſchen wollte und riß ihm den Rachen weit auf. Bald ſah ſie beide im ſchmutzigſten Gefängniſſe ſchmachten und wie Miſſethäter zum Blutgerüſt führen. Bald die ſchöne Waſſerburg, in der ſie hauſte, in hellen Flammen lodern und ſich ſelbſt, als die Braut eines mächtigen Fürſten im feſtlichſten Pomp zu den Stufen des Hochaltars geführt und bald als ein Opfer der Grauſamkeiten ihres eiferſüchtigen Gemahls im ſchmutzigſten

Kerker an den Leichnam ihres vermeintlichen Buhlen gefeſſelt.

So wälzte ſie ſich die ganze Nacht hindurch bis an den hellen Morgen in fürchterlichen Träumen auf ihrem Lager und erwartete mit Sehnſucht den Tag. Sie fühlte ſich mehreremal im Schlafe aufgeſchreckt, aber nicht ein einzigesmal das Bedürfniß zu ruhen befriediget, vielmehr ſtärker und immer ſtärker daſſelbe überhandnehmen, je mehr bei jedesmaligem Erwachen ihre Kräfte erſchöpft wurden und die Angſt und Unruhe ihres Herzens ſich vergrößerte.

Schon hatte Phöbus die Spitzen der Berge mit ſeinem Stralenglanze vergoldet, als ſie erwachte und Schlaf und Ruhe von ihrem Lager flohen. Sie fühlte eine auſſerordentliche Mattigkeit, die ihr das Aufſtehen unmöglich machte und ihre Seele war im fürchterlichſten Aufruhr; denn die nächtlichen Traumgeſichte, die ihr Schlaf und Ruhe vergällt hatten, traten jetzt zum zweitenmale vor

ihre Augen und beunruhigten wachend ihren Geist.

So wenig sie sonst auf Träume und Erscheinungen der Art etwas zu halten geneigt war und sich nicht erinnern konnte, von solchen Dämonen jemals befehdet worden zu seyn, so auffallend war es ihr jetzt, von ihnen in ihrer glücklichen Ruhe auf eine so empfindliche Weise beeinträchtiget zu werden.

Ihre Träume schienen ihr außerordentlich und bedeutend, um so mehr, da sie beim Aufwachen den Ring wieder am Finger erblickte, den sie zu einer andern Zeit, wie wir uns erinnern, auf eine ihr eben so unerklärbare Art vermißte. Frau Margaliffa war für Träume, Geistererscheinungen und derlei Geschichten weit mehr eingenommen und besaß in der Auslegungskunst derselben eine besondere Fertigkeit. Angelika hatte seit ihrer Bekanntschaft mit ihr mehrmals darüber zu lachen sich nicht enthalten können, diesmal aber fand sie die Meinungen der abergläub-

ſchen Matrone weniger lächerlich und
ſchmackt und hielt es der Mühe nicht unw
die Erzählung ihrer gehabten Träume und
ſcheinungen derſelben mitzutheilen und
mehr oder weniger günſtige Deutung aus
Munde ihrer Freundin zu erwarten.

Sie ſchellte. Margaliſſa kam und
an der Seite ihrer jungen Gebieterin Pla

„Dieß war die unruhigſte und ſchre
ſte Nacht meines ganzen Lebens," hub
lika an, „ich habe viel und fürchterlich
träumt."

„Geträumt?"

„Ja! geträumt."

„Ich glaubte nicht, daß Ihr je
Träume etwas achten könntet."

„Aber ſie ſind von Bedeutung."

„Sind ſie das, Signora?"

„Ich ahnde es und wünſche, die Deu
aus euerm Munde zu hören."

Träume zu hören und zu deuten war
galiſſens ſchwache Seite. Sie war ganz

und hörte Stundenlang mit gröſſeſter Aufmerkſamkeit zu, wenn man ſie mit Geiſter- und Traumgeſchichten unterhielt und ihrem Geiſte Gelegenheit zum Denken verſchaffte.

Angelika erzählte; und nachdem ſie geendet und ihr ſogar den Fingerring gezeigt hatte, deſſen ſie ſeit der Erſcheinung jenes Greiſes bei Tafel ſich beraubt ſah, nahm Margaliſſa das Wort und bat ihre wiſsbegierige Freundin, ſie nunmehro eben ſo aufmerkſam anzuhören und ihrem Beiſpiel zu folgen. Angelika verſprachs und dachte bei ſich ſelbſt: Es kann doch wenigſtens nicht ſchaden.

„Ihr habt allerdings recht, Signora!“ fieng die Duegna mit einem Blicke voll des feierlichſten Ernſtes an: „Träume der Art ſind von der wichtigſten Bedeutung und Winke, durch welche die Vorſicht den Menſchen auf dieſs oder das, es ſey gut oder böſe, aufmerkſam zu machen pflegt. Dieſs iſt unleugbar. Die Schickſale der Sterblichen ſind in ihrer Hand und der ſchwache Menſch vermag es

nicht, mit dieſen Augen das Dunkel des nächſten Augenblicks zu ergründen. Zuweilen aber iſts denn doch der Fall, daß ſie ſeinem Blicke die vor ihm liegende Zukunft enthüllt und mit dem weiſen Plane ihrer Leitung bekannt macht." —

Hier ruhte Margaliſſa ein wenig, weil ihr das anhaltende Sprechen ſauer wurde; Angelika benutzte die Pauſe und ſagte: „Der Menſch hat ſeinen freien Willen" —

„Wohl hat er — aber die waltende Hand der Vorſicht weicht nicht um ein Haar breit von ihrem Plane. Ihre Wege ſind ſo wunderbar, als weiſe und gut — und gewiß, Signora! Ihr befindet Euch im ähnlichen Falle."

Sie ſagte dieß mit ſolcher Bedeutung in Miene und Ausdruck, daß Angelika, die abermals einen Einwand auf der Zunge hatte, ſogleich umkehrte und es nicht wagte, damit hervorzutreten, ſondern von Moment zu Moment aufmerkſamer wurde und jedes Wort

von den Lippen der Traumdeuterin verſchlungen zu wollen ſchien.

„Im Buche des Schickſals iſt viel und mancherlei zu leſen," fuhr Margaliſſa fort, „auf Euch ſcheint die Vorſicht ihr Augenmerk ganz beſonders gerichtet zu haben. Durch die Erſcheinung Eures Vaters wollte ſie ohnfehlbar Euch einen Wink geben, der Lehren, die er Euch beim Abſchied gab, eingedenk zu ſeyn und muthvoll und ſtandhaft auszuharren in der Prüfung, die ſie Euch auferlegte. Denn, glaubt mir, Signora! Ihr ſeyd zu großen Auftritten beſtimmt. Gemeinen — oder ich will ſagen, gewöhnlichen Menſchen, die in der Geſchichte keine Epoche machten, begegneten ſolche Ereigniſſe nie, wie die Eurigen zum Beiſpiel."

„Was iſt der Greis, den Ihr kennen gelernt habt, anders, als ein Weſen mit mehr als irdiſchen Kräften und Einſichten begabt? — Wem anders, als ihm, habt Ihr Eure Rettung im Nadelwäldchen zu danken? — Habt

Ihr ihn nicht oft ſchon bei dieſer und jener Gelegenheit? — War er nicht ſogar dieſe Nacht gegenwärtig?" —

„Wie? — Was ſagt ihr? — Margaliſſa! dieſe Nacht?"

„Beweiſt das nicht der Ring, den Ihr am Finger tragt? —"

„Wie? — So hätte er ihn damals —"

„Allerdings! — Glaubt mir, Signora! ich habe ſchon ſo manche Nacht ſchlaflos und mit Nachdenken über dieſen unerklärbaren Mann zugebracht, aber hier ſteht mir der Verſtand und — ich waſche meine Hände in Unſchuld."

„Doch daß ich vollende und nicht zu lange Euch die Deutung der nächtlichen Truggeſtalten vorenthalte, ſo höret mich noch einen Augenblick und benutzt die Summa deſſen allen zu Euren Frommen nach Gutdünken."

„Je fürchterlicher der Verfolg Eurer Träume zu ſeyn ſcheint, deſto günſtiger für Euch ihre Deutung. Die Gefahr, in welcher Ihr

Vater und Geliebten erblicket, wird Euch ſtark machen, den Feind unter Eure Füße zu treten, der ſich wider Euch und Sie auflehnt. Die lodernde Flamme, die Eurer Burg den Untergang drohte, deutet auf den Glanz der Euch umgeben wird, wen Ihr als Braut ſtatt des Kranzes auf Eurem Haupte eine Krone —"

„Haltet ein, Margaliſſa! — eure Deutung könnte mir mehr ſchädlich, als nützlich werden. — Was auch im Buche des Schickſals über mich beſchloſſen ſeyn mag, ich will, ich muß es erwarten. — Aber dieſe Täuſchung — Ha! Margaliſſa — eine Prüfung, bei welcher meine jugendliche Unerfahrenheit gewiß erliegen müßte."

Hier ſank ſie in die Arme ihrer Freundin und verbarg ihr Geſicht in ihrem Buſen.

Margaliſſen wurde die Deutung nicht ſchwer, ſo wenig ſie auch außerdem ſich darauf verſtand und in der That nicht ſo abergläubiſch war, als ſie es ſchien. Es gehörte aber zu der Rolle, die ſie ſpielte; mithin wußte ſie

das alles ſo glücklich zu deuten und auf Angelikens dereinſtige Beſtimmung anwendbar zu machen. Sie wußte, daß die nächtliche Erſcheinung des Grafen Odoardo kein bloßes Phantom, ſondern Thatſache war und einen Theil der Prüfung ausmachte, welche Angelika nach dem Plane ihres Vaters zu beſtehen hatte. Mittelſt des Zutrauens ihres Herrn und Gebieters, der die ganze Zeit über nur zum Scheine abweſend war und jeden Schritt, jede Handlung ſeiner Tochter, ihr unwiſſend, ſorgfältig beobachtete, wußte ſie jeden Umſtand, auch den geringſten, der ſich in und außer dem Hauſe ereignete und auf die Vollführung ſeiner großen Pläne und Entwürfe Bezug hatte. Sie wußte ſogar, wer Antonio war; unterſtützte, ſo weit es von Seiten ihrer möglich war, das Liebesverſtändniß, das Angelika mit ihm unterhielt und ſtattete dem Grafen gegenſeitig treulichen Bericht ab, von allem, was unter ihren Augen zu geſchehen pflegte.

Mit inniger herzlicher Freude ſah der Graf, daß ihm alles nach Wunſche gieng; demohngeachtet war er immer noch nicht am Ziel, ſo ſehr er ſich auch mit Rieſenſchritten demſelben näherte. Die ſeiner Tochter Angelika zugedachte Prüfung war nur zu einem ſehr geringen Theile vollendet; der wichtigſte mußte noch begonnen werden. Hierzu aber bedurfte es noch einer Friſt, binnen welcher ſich ein Fall ereignen mußte, auf den er in ſeinem Plane gerechnet hatte und wovon die Verfolgung, oder Abänderung deſſelben abhieng.

Graf Odoardo dachte zu edel, als daß er ſeiner Rache einen Unſchuldigen hätte opfern ſollen, der an den ihm zugefügten Beleidigungen keinen Theil hatte. Vielmehr behagte es ſeinem Vaterherzen überaus ſehr, zu ſehen, daß Angelika an dem vermeintlichen Neapolitaner eine Eroberung gemacht hatte, zu der ſie ſich Glück wünſchen konnte, denn

ſie war ſo wenig über, als unter ihrem Stande und ganz ſeinem Plane anpaſſend.

Er ſelbſt forſchte mit möglichſter Behutſamkeit, bald unter dieſer, bald unter jener Maske, nach dem wahren Namen, Stande und Geburt des edlen Jünglings, der, kaum eingetreten, der Abgott der ganzen Venetianiſchen Mädchen- und Weiberwelt und das Zentrum war, auf welchem all ihre Wünſche und Begierden ſich vereinigten. Er führte ein wachſames Auge über jeden ſeiner Schritte und wo er nicht ſelbſt ſeyn konnte, vertraten mehrere ſeiner Anhänger, die mit ihm und um ſeinwillen im Exil ſchmachteten, ſeine Stelle, traten dem Jünglinge zur Seite, wenn er in Gefahr war und ſchützten ihn mit ihrem Arm vor den Dolchſtichen feiger Miethlinge, die verſchmähte Liebe im Solde hielt.

Kein Bandit in ganz Venedig legte Hand an Antonio. Ihm galt die Macht und das Anſehen des Hauptmanns mehr, als jede ihm dargebotene Summe und faſt begann es Auf-

ſehen zu machen, daß Niemand ſich dazu verſtehen wollte, den ſtolzen Neapolitaner für die Kälte zu züchtigen, mit der er den Wollust heiſchenden Venetianerinnen begegnete und ihre verliebten Stelldicheins verlachte. Demohngeachtet ließ ihn Graf Odoardo von Zeit zu Zeit für Verfolgungen der Art warnen — ja! oft that er es ſelbſt in eigener Perſon — um auch ihn zu prüfen und durch die ihm drohenden Gefahren zu größerer Anhänglichkeit und Treue gegen Angeliken zu veranlaſſen.

Es gelang ihm und der Zeitpunkt trat nun ein, der ihn mahnte, von Augenblick zu Augenblick thätiger und wirkſamer zu werden. Angelika fieng an zu kränkeln. Ihre Wangen bleichten, ihre Augen matteten ſich; ihr ganzes Weſen ſchien, eine andere Geſtalt zu gewinnen und ſich einer großen Veränderung unterworfen zu haben. Sie fühlte und wußte nicht, was? — nicht, was ſie ahndete und fürchtete; und der Spiegel, dieſer

Wahrheit liebende Geſellſchafter ihres Geſchlechts, der eben ſo ungeſcheut weibliche Mängel, als Reize vor Augen ſtellt, zeugte von Tage zu Tage mehr von der Hinfälligkeit ihrer Roſen. Sie wurde ſchwermüthig, in ſich verſchloſſen, menſchenfliehend. Sie hatte niemanden, dem ſie ſich mittheilen und um die Urſachen ihrer Krankheit fragen konnte. Sie ſchämte ſich gegen Margaliſſen, ohne die Quelle dieſer Schaam zu kennen und fand ihren Umgang läſtig. Sie wünſchte oft die Rückkehr ihres Vaters — denn ſie glaubte ihn abweſend und ahndete nicht, von ſeinen Augen beobachtet zu werden — und eben ſo oft, daß er nie wiederkommen, wenigſtens nicht ſie in dieſem Zuſtande treffen möchte.

Antonio bangte für ihre Geſundheit, ſo reizend auch Angelika in dieſer fürchterlichen Kriſe ſeinen Augen erſchien und ſtärker und immer ſtärker ihn an ſich feſſelte. Er kam nicht von ihrer Seite. Er ſah ihre Wangen bleichen, ihre Augen ſich matten, ſah ihren Kum-

mer, den Kampf, den Körper und Seele kämpften und konnte ihr doch nicht helfen; Versicherungen, Schwüre, Küsse waren alles, was er für die Leidende hatte, sie zu trösten und ihren Muth nicht sinken zu machen. „Sonderbarer Gedanke!" sagte er zu sich selbst, einen Augenblick ans Fenster tretend — „wie? wenn Angelika schwanger wäre?" — An sich war der Gedanke eben so wenig sonderbar, als unrichtig, aber aus dem Munde eines so unerfahrnen Jünglings? — —

Eben trat Margaliſſa ein. Angelika ſchlummerte ein wenig und Antonio benutzte dieſen Augenblick. Dringend und faſt mit Ungeſtüm bat er die ehrwürdige Matrone, ſich der Pflege und Wartung ſeiner Geliebten aufs angelegentlichſte zu unterziehen, ſie nicht allein und ihm von der mindeſten Veränderung, oder Verſchlimmerung ihres Zuſtandes unverzüglich Bericht ertheilen zu laſſen.

„Seyd außer Sorgen, Signor!" erwiederte die ſchlaue Alte, „es wird ſich alles ge-

den; das ſind die gewöhnlichen Vorboten" — Aber Antonio war eben ſo delikat, als beſcheiden, ſich in ein längeres Geſpräch über dieſen Punkt einzulaſſen, wünſchte Angeliken eine ſanfte Ruhe — und gieng.

„Jetzt iſt es Zeit, hervorzutreten und die Maske auf die Seite zu legen," ſagte Graf Odoardo, als er mit Margaliſſen allein war und über den Zuſtand ſeiner Tochter mit ihr rathſchlagte. — „Das ſoll er mir nicht umſonſt gethan haben! — Laß ſehen, wie er denkt und handelt."

„O Graf!" erwiederte die Vertraute ſeines geheimen Thuns und Wirkens, „Antonios Denkart iſt eben ſo edel, als feſt. Prüft ſeinen Karakter und Ihr werdet meine Behauptung wahr finden."

„Gut für Antonio, wenn dem ſo iſt. Iſt er der Liebe Angelikens werth, ſo iſt er auch werth, Odoardos Sohn zu ſeyn. Wo nicht,

ſo wird ihn dieſer Arm vernichten und für den Frevel züchtigen, durch den er die Familie der Zanettis auf immer entehrte."

Mit dieſen Worten gieng er auf ſein Zimmer zurück und erwartete, mit der Vollendung ſeiner großen Pläne ſich beſchäftigend, am offenen Fenſter den Tag.

„Freuet Euch, Signora!" ſagte Margaliſſa, als Angelika erwachte und ſich durch einen erquickenden Schlaf geſtärkt fühlte — „Euer Vater iſt dieſe Nacht von ſeinen Reiſen zurückgekommen und harret Eurer Gegenwart.

Welch eine angenehme Botſchaft! — Aber auch wie darniederſchlagend für Angelikan. — Doch kindliche Liebe und Ehrfurcht machten ſie ſtark, der Pflicht Genüge zu leiſten. Sie riß ſich auf von ihrem Lager, warf ihre Morgenkleider über und verließ, jedoch mit ſchwerem Herzen, ihr Zimmer, um ſich zu den Fü-

ſien ihres Vaters zu werfen und Verzeihung oder Tod von ſeinen Händen zu empfangen.

„Ums Himmelswillen, Kind! wie ſiehſt du aus?" ſagte Graf Odoardo, als er Angelikan in ſeine Arme ſchloß und an das väterliche Herz drückte. — „Iſt das der Purpur, der Wang' und Lippen überzog, als ich das letzte Mal dir Lebewohl ſagte? — Iſt das der Kriſtall deiner Augen? — Das der reine unbefangene Mädchenblick, der die ſchönſten Hofnungen mir in das Herz lächelte? —"

„Mein Vater! —"

„Ungehorſames Kind! warſt du der Lehren deines Vaters ſo wenig eingedenk? — Achteteſt du ſeine Verſicherungen für Nichts? — Für ein Phantom? —"

„Verzeih —"

„Kannſt du, ſo entſchuldige dich."

„Ich kann!"

„Und ich erwarte es."

„Ich wußte ja nicht, zu welcher Rolle eigentlich mein Vater mich beſtimmt hatte —"

„Wenn du das auch nicht wüßteſt, ſo ſollteſt du doch nicht aus den Schranken weiblicher Tugend und Sittſamkeit herausgehen —"

Angelika erſchrack.

„Sollteſt nicht hingeben, was aller Erde Thronen dir nicht wiederzugeben vermögen —"

„Mein Vater —"

„Ein Mädchen hat tauſend Dinge zu verſchenken, die von keiner Erheblichkeit ſind, aber ihr Herz muß immer in ihrer Gewalt bleiben."

„Verzeihung! — Der Mann, dem Angelika ihr Herz ſchenkte, iſt nicht unwerth, Euer Sohn zu ſeyn —"

„Wie? — Er wäre mein Sohn? —"

„Noch iſt ers nicht."

„Wer? —"

„Antonio."

„Antonio dein Gemahl?"

„Dieſes Wort kam noch nicht über meine Zunge."

„Noch nicht? — Logſt du je unverſchämter, als dießmal?"

„Bei Gott!"

„Schweig! — Trägſt du den Beweis nicht an dir ſelbſt?" —

„An mir ſelbſt?" —

„Du wirſt Mutter werden" —

„Mutter? — Um Gotteswillen! — O mein Vater —"

Hier ſtürzte ſie, wie vom Bliz darniedergeſchmettert, zu Boden, rang die Hände und umfaßte ſchweigend die Kniee ihres Vaters. Sie wollte reden, aber ſie vermochte es nicht; der Schmerz überwältigte ſie und das Wort Mutter hatte ihr die Augen geöffnet und ihr Vergehen in ſeiner ganzen Geſtalt gezeigt.

„Steh auf!" ſagte der Graf nach einer Weile, mitleidsvoll ſich ihrer erbarmend, hob ſie auf und gab ihr durch einen rechtväterlichen Handdruck deutlich zu verſtehen, daß ſein Herz ihr verziehen habe.

„Meine Tochter!“ fieng er dann wieder von neuem an, „wer iſt der Mann, dem Angelika ihr Herz gab?“

„Antonio ſein Name, aus einem der edelſten Geſchlechter Italiens.“

„Ohnfehlbar dem deinen gleich?“

„Ich hoffe, ja! in ſo fern ich das meinige kenne.“

„In ſo fern du? —“

„Verzeihung, mein Vater! — Iſt der Name Benedetto? —“

„Wahr! — Staatsverhältniſſe, über die du bald Aufklärung erlangen dürfteſt, nöthigten mich, dich unter dieſem Namen in der großen Welt auftreten zu laſſen. — Wie? wäre der Mann, den du deiner Liebe werth achteteſt, vielleicht in ähnlichen Verhältniſſen?“

„Vater! wie meint Ihr das?“

„Ich meine — Sagte er dir nie den Namen ſeines Ahnherrn?“

„Der Umſtand war meinem Herzen zur Zeit noch gleichgültig; doch man hält ihn allgemein für einen Neapolitaner.“

„So!“ — —

Nach einer kleinen Pauſe, binnen welcher der Graf zu überlegen ſchien und Angelika das Endurtheil ihres Fehltritts erwartete, ſagte er noch folgendes:

„Wer er auch ſeyn mag, Angelika! du biſt entehrt.“ — Dieſes Wort ſchlug mit einmal all ihren Muth darnieder, hemmte ihr die Sprache und entlockte ihren Augen viele Thränen, die dem gefühlvollen Vaterherzen der deutlichſte Beweis ihrer Reue waren.

„Werde nicht muthlos, Angelika!“ fuhr er fort, liebevoll ihre Hand faſſend. — „Iſt er deiner Liebe werth, ſo iſt er auch werth, deine Hand zu nehmen und er wird, wenn anders der Schluß von deinem Herzen und Verſtande nicht trügt, gewiß nicht ſich entbrechen, dir deine Ehre wiederzugeben. Jetzt

iſt es Zeit, ihn feſt zu halten und der Welt die Binde über die Augen zu werfen. Beſchleinige dein Werk, ehe die Folgen ſeines Raubes an dir ſichtbar werden und handle mit Klugheit und Schnelle. —"

„Doch nicht ohne Euren Beiſtand?"

„Ich kann nicht bei dir bleiben —"

„Wie? — Ihr wolltet mich abermals verlaſſen?" —

„Ich muß! — Meines Bleibens iſt nirgends, ſo lange du nicht biſt, was du ſeyn mußt, dem Schickſale deines Vaters eine glücklichere Wendung zu geben." —

„Kann ich das?"

„Du allein kannſt es!" —

„Wie, mein Vater?"

„Durch dich ſelbſt."

„Ich bin begierig" —

„Den Räuber deiner Ehre ſo zu feſſeln und feſt zu halten, daß er weder vor- noch rückwärts kann, iſt nur das Werk deines eigenen Wiſſens; aber ihn zu züchtigen und, im

Fall er nicht thut, was die Pflicht von ihm heiſcht, Rache an ihm zu nehmen, dieß iſt Sache deines Vaters."

„Ha! jetzt wird es mir heller. — O mein Vater! wenn Ihr das wollet — wenn das Euer Schickſal mindern kann —"

„Nicht mindern, Angelika! — gerade zum Gegentheil umſchaffen."

„Seyd Ihr denn ſo ganz unglücklich?"

„Ich wars; jetzt aber bin ich es nicht mehr. Ohne dich wär' ich's wohl nie geworden, wenigſtens nicht auf dieſem Wege. Den erſte Schritt iſt gethan, Angelika! — und iſt dir daran gelegen, das Glück und die Ruhe deines Vaters dauerhaft zu wiſſen, ſo thue den zweiten."

„Das bin ich Euch ſchuldig."

„Wohlan! ſo laß uns ſcheiden —"

„Scheiden?" —

„Zum letztenmale ſcheiden, um uns dann auf ewig an einander anzuſchließen und die Bahn des Lebens zu wallen, ohne durch ei-

was, als durch den Tod getrennt zu werden?"

„Vater!" —

„Angelika!"

„Nur noch einen Tag — "

„Nicht eine Minute!"

„Ach!" —

„Die Zeit ist edel. Ein Augenblick Verzug bringt oft um Jahre rückwärts und die Reue kommt dann zu spät. Meines Wissens ist keine Stunde länger. Ich kam bloß auf kurze Zeit, dich einmal zu sehen; eine Ahndung — "

„Was, Vater! eine Ahndung?"

„Jüngst weckte eine Stimme, wie die deine, mich vom Schlafe. Ich erwachte und meine erhitzte Phantasie war Schuld, daß ich wachend noch dich in der Gefahr erblickte, von der ich einen Augenblick zuvor träumend dich bedroht sah — "

Angelika wollte ihn unterbrechen, aber der Graf ließ sie nicht dazu kommen.

„Du flohſt," fuhr er fort, „aber der Löwe ereilte dich und du fielſt unter ſeinen Klauen. —"

„Gott!" —

„Faſſe dich, Angelika! es war ja nur ein Traum."

Angelika fühlte nur zu tief, wohin der Traum deutete, ſenkte ihre Augen beſchämt vor ſich nieder und ſchwieg.

„Lebe wohl, Angelika!"

„Wirſt du —"

„Halte mich nicht länger!"

„Euern Segen."

„Meinen Segen mit dieſem Vaterkuſſe! — Leb' wohl! —

„Lebt wohl!" —

„Beginne muthvoll und ende glücklich!"

Mit dieſen Worten verließ er ſie, eilte ins Nebenzimmer und machte ſie durch die ſchleunigſte Entfernung glauben, daß er wirklich verreiſte.

Die Zeit wurde Angelikan unerträglich lang, ohngeachtet ſeit der Trennung von ihrem Vater bis zur Ankunft ihres geliebten Antonios nur ein kurzer Raum von wenig Stunden vergieng, nach welchem ſie denſelben an der Toilette erwartete.

Der Kopf ſchwindelte ihr. Eine Menge Gedanken drängten ſich in ihrem Hirn gegen und durch einander, keinen konnte ſie faſſen, denn die Sinne ſchwanden ihr und der Geiſt wirbelte durchhin, wie in einem Labyrinthe, aus welchem kein Ausgang zu hoffen war.

Der Verlauf alles deſſen, was ſich bisher ereignet hatte, ſchien ihr ſo ſonderbar und mit ſo vielen Erſcheinungen verknüpft, die das Gepräge des Ungewöhnlichen und Ueberirdiſchen an der Stirn trugen. Die Wenigen, die um ſie herum waren, beobachteten gegen ſie ein ſo myſtiſches Betragen, daß ſie gar nicht wußte, unter was für einer Gattung Menſchen ſie eigentlich lebte. Margaliſſa ſpielte die Heilige; die Zofe, die ihr zur Be-

dienung zugegeben war, die Unwiſſende und ein alter Bedienter, der in Abweſenheit des Grafen die Aufſicht über das Haus führte, den Stummen.

Das harte Schickſal ihres Vaters, das ihn immer von ihr abweſend hielt, ſeine Unſtät- und Flüchtigkeit, ſeine dunkeln Reden und Anſpielungen, ſeine Warnungen und ihre eigene Lage, in der ſie ſich befand, machten ihr den Kopf wirre und unfähig, das alles in gehöriger Reihe zu ordnen, und zu denken. Gern hätte ſie in Margaliſſens Buſen ihren Kummer ausgeſchüttet; aber die Treuloſe ließ ſich den ganzen Vormittag über nicht wieder ſehen und jede Minute ſchien ihr eine Stunde zu werden.

Endlich kam er, den ſie ſo ſehnlich erwartete. Sie ſaß an der Toilette. Aber ſie dachte nicht daran, — wie das ſonſt gewöhnlich der Fall iſt, wenn man an der Toilette ſitzt — ihre Reize zu muſtern, ihre Haare zu kräuſeln, das Buſentuch in mehr oder weni-

ger verführerische Falten zu legen; nein! sie tändelte unwillkührlich mit den braunen Haarlocken und dachte bloß an dasjenige, was sie dem lieben Trauten sagen wollte. Sie hatte ihm so viel zu sagen und wußte in der That nicht, was? und wie? sie es ihm sagen sollte und sah sich, so sehnlich sie auch ihn erwartete und seines Besuchs sich freute, durch seinen Eintritt überrascht.

Schon lag Antonio zu ihren Füßen und bedeckte mit brennenden Küssen ihre Lilienhand, als sie über sich selbst erschrack und über die Attitüde, in der sie sich erblickte, unwillig zu werden schien. „Verzeiht, Ritter!" sagte sie, der Wohlstand —"

„Was wollt Ihr, Angelika?"

„Euch bitten, einige Augenblicke, in diesem Nebenzimmer —"

„Wozu das?"

„In dieser Kleidung —"

„Ist sie nicht schön?"

„Aber der jungfräulichen Sittſamkeit gefährlich —"

„Iſt das Eure Bedenklichkeit? — O, Signora! dieſe Kleidung erhöht durch ihre Simplizität nur noch mehr die Mannichfaltigkeit Eurer Reize —"

„Eben das ſollte ſie nicht."

„Angelika!"

„Antonio!"

„Soll ich noch gehen?"

Angelika ſeufzte tief.

„Ha, Mädchen meiner Seele! dieſer Seufzer aus der Tiefe deines Herzens entſtiegen, ſprach mein Urtheil und — ich bleibe."

„Antonio! —"

Hier neigte ſie ſich zu dem Geliebten, der noch knieend ihre Hand in der ſeinigen hielt, herab, umſchlang ihn mit beiden Armen, drückte ihn feſt an den ſchwellenden Buſen und ſagte: „Schreibt es mir nicht zu hoch auf die Rechnung —"

„Was, denn, Angelika! was?"

„Mich ſo ſpät noch im Morgengewande getroffen zu haben. Es war nicht meine Schuld; die Anweſenheit meines Vaters —"

„Wie? — Ihr ſagt: die Anweſenheit Eures Vaters? —"

„Ja! — Er war hier."

„Er war?"

„Nur auf eine Nacht."

„Und ich wußte das nicht?"

„Ich wußte es ſelbſt nicht."

„Was ſagt Ihr?"

„Sein Kommen iſt ſo ſchnell, als ſein Verſchwinden."

„Woher das?"

„Seine Verhältniſſe —"

„Um Gotteswillen! — Angelika! — Iſt Euer Vater nicht ſicher? —"

„Das weiß nur der dort oben!"

„Hattet Ihr nie Gelegenheit, mit ihm davon zu ſprechen?"

„Nie."

„Ha! Vater meiner Angelika, unglücklicher Benedetto! könnt' ich dich retten —"

„Ihr könnt es!"

„Ich kann? — Sprich, Angelika! wie? und wodurch kann ich es?"

„Durch Eure Liebe."

„Durch meine Liebe? — Warum nicht mit meinem Leben? —"

„Davon sprach er nichts."

„So müßte er schon längst gerettet seyn!"

„Aber es fehlt noch etwas —"

„Und das ist?"

„Antonio! —"

„Ich verstehe dich nicht.

„Wie? — Du verstehst mich nicht? — Antonio! denke zurück an die genossenen Freuden und frage dein Herz —"

Antonio schwieg.

„Sieh mich an, Antonio! und — was sagt dein Auge?"

„Angelika!" —

„Warst du es nicht, der mir den Purpur von der Wange stahl? —"

„Um Gotteswillen! —

„Der mir Liebe schwur —"

„Und auch halten wird, so lange ein Tropfen Blut in diesen Adern rollt!"

„Antonio! bedenke, was du thun mußt, das Vergangene wieder gut zu machen. — Sieh mich an, aber schaudere nicht zurück! — Vielleicht, daß über lang oder kurz die blühende Farbe meiner Rosen wieder auf diese Wangen rückwärts kehret — vielleicht aber auch — Ha, Antonio! wie bald kann es nicht geschehen, daß die Knospe, vom Sturm geknickt, dahinwelkt, ehe sie ihrer gänzlichen Entfaltung sich naht? — Wie dann, wenn ich sterben müßte, Antonio! und dein Gewissen dich als die Ursache meines Todes anklagte?"

„Um Gotteswillen, Angelika! mit was für schrecklichen Bildern quält dich die erhitzte Phantasie?"

„Nicht das, Antonio! — Mir wäre dann wohl; aber —"

„Aber —?"

„Bebe nicht zurück, wenn das Wörtchen Genugthuung in deinen Ohren wiederhallt —"

„Genugthuung? —"

„Ich werde Mutter werden —"

„Was ſagteſt du? —"

„Was ich dir länger nicht verheelen durfte."

„Angelika! —"

„Ha! der gute Vater — Ja, ja! er hatte wohl recht. — Eine Ahndung führte ihn zu mir. — Und der Traum, der in jener Nacht, als das unerfahrne Mädchen den Lockungen der Liebe Gehör gab und der Uebermacht des Räubers ihrer Ehre und ihrer Tugend erlag, ſeine Seele beſchäftigte — Ha, Antonio! dieſer Traum verrieth ihm das Geheimniß jener Schande. Er konnte nicht ruhen und nicht raſten. Er kam — und der Augenſchein übe

zeugte ihn von dem Falle seiner unglücklichen Tochter —"

— Sie schwieg. Ihren Augen entstürzten Thränen und Antonio war in einer Bewegung, die in dem ersten Augenblicke dieser mahlerischen Szene ihn unfähig machte, die Weinende zu besänftigen.

„Was weinst du?" fieng er endlich an — „Schwur ich dir nicht im Angesichte dessen, der Zeuge unsers seligsten Genusses war, ewige unverbrüchliche Treue? — Wer auch dein Vater seyn mag, göttliche Angelika! heute noch will ich durch Priestershand mich mit dir verbinden und vor menschlichen Zeugen dir den Eid der Treue schwören. Ich bin dir diese Genugthuung schuldig, auch wenn das Wohl und das Wehe deines Vaters nicht dabei im Spiele wäre."

Ob Antonio auch Wort halten wird? — Eine Frage, deren Beantwortung wir noch

auf einige Augenblicke verſparen müſſen, um unſern Leſern dasjenige mitzutheilen, was ihm in der kurzen Zeitfriſt, die er zur Ausführung ſeines edlen Vorhabens beſtimmt hatte, begegnete.

Angelikens dringende Bitten und Vorſtellungen, daß einzig und allein ihre Verbindung mit ihm das Schickſal ihres Vaters beſtimmen könnte, trieben ihn an, ſeinen Vorſatz aufs ſchleunigſte ins Werk zu ſetzen.

In dem Augenblicke ſeiner Zuſage dachte er nichts, als ſeine Liebe und das Strafbare ſeiner Handlung, die ihn in ſeinen Augen ſelbſt zum Verbrecher machte. Sein Stand kam gar nicht in Betrachtung und eben ſo wenig, daß irgend ein Hinderniß ſeiner Verbindung mit Angeliken in den Weg treten könnte. Gern entſagte er auf wenige Stunden des ſeligen Genuſſes, zu welchem die Liebe ihn einladete und eilte nach Hauſe, die nöthigen Anſtalten zu treffen und ſo bald als möglich wieder in die Arme ſeiner Huldin zurückzukehren.

Kaum war er in ſeiner Wohnung angekommen, als er der Sache in etwas ernſtlicher nachdachte und alles in Erwägung zog, was für und wider ſeine Handlung zu ſtreiten ſchien.

Seine Geburt war der erſte Stein des Anſtoßes, der ihm Bedenklichkeiten erregte. Doch dieſer Umſtand war bald gehoben. Sein Herz entſchied für die Genugthuung, die er der Beleidigten ſchuldig zu ſeyn glaubte, gewährte ihm Beruhigung durch das göttliche einer That, die er beginnen wollte und ließ ihn mit freudigen Augen hinblicken auf eine wonneſelige Zukunft, die ihn alles Irdiſche vergeſſen machen und über ſich ſelbſt erheben würde. Seine Liebe ſchien ohne Grenzen zu ſeyn und Muth und Standhaftigkeit ihm zu gewähren, jeden Feind zu beſiegen, jedes Hinderniß aus dem Wege zu räumen.

Sie war es wirklich. Angelika ſein Eins und ſein Alles, das höchſte Ziel ſeiner Wünſche, mehr, als Gold und Kronen, ihm werth;

ſein einziger Gedanke bei Tag und bei Nacht. Ihr Bild, tief ins Innerſte ſeiner Seele ge-prägt mit unauslöſchlichen Farben, wandelte um und neben ihm und mahnte ihn, die ſchö-ne That zu beſchleunigen.

Ein einziger Umſtand aber empörte ſein Herz und ſchien, ihm die Ausführung erſchwe-ren zu wollen. Dieß war die Einwilligung und der Segen ſeines Vaters. Ohne dieſe konnte und durfte er es ja als Prinz nicht wagen, ſeine Hand einer Perſon zu geben, de-ren Stand und Geburt vielleicht zweideutig ſeyn konnte, um ſo weniger, je mehr er nicht von ſich ſelbſt abhieng, ſeine Perſon das Ei-genthum eines Staates und ſein Wünſchen und Wollen dem Willen und Befehle eines grauſa-men Vaters unterworfen war, der es, wenig-ſtens an der unſchuldigen Angelika und ihrem unglücklichen Vater, hart ahnden würde.

Es ſtiegen mehrere Fragen in ſeiner Seel auf, die ihn beunruhigten und an der Vollen-dung ſeines Beginnens zögern ließen.

„Wer und was iſt Angelikens Vater? — Iſt der Name Benedetto nicht nur ein erborgter Name? — Was iſt die Urſache ſeines Weilens in Nacht und Dunkel? — Warum iſt er nicht ſicher? — Warum verfolgt man ihn?“ — Dieſe und mehrere Fragen, jenen gleich, beſchäftigten ſeinen Geiſt; aber er war nicht vermögend, hindurchzudringen und die Urſache deſſen Allen zu ergründen. — Sollte er den Vater ſeiner Angelika, den vermeintlichen Benedetto, für einen Verbrecher, oder ſonſt dem Staate gefährlichen Mann halten? — Dazu dachte ſein Herz zu edel und ſtellte ihm die Unmöglichkeit derſelben in ihrem ganzen Umfange vor Augen. —

Er war ſich allenthalben nicht klug genug und ſaß eben im tiefſten Nachdenken verlohren, als leiſe die Thüre ſeines Zimmers ſich öffnete und ein alter Mann eintrat, deſſen dürftige Kleidung vermuthen ließ, daß er ihn um ein Allmoſen anſprechen wolle. Auronio, in dieſer Meinung ſtehend, zog ſogleich ſeine Börſe

und wollte ſie dem vermeintlichen Terminirer in den Hut werfen; aber der Mann ſagte: Prinz! Ihr ſeyd auf falſchem Wege; ſolches Plunders hab' ich genug. — Antonio ſtaunte, an einem Manne der Art ſolche Großmüthigkeit zu finden und war noch zu ſehr zerſtreut, als daß er mehr hätte ſagen können, als: Du haſt? —

Der Mann, der kein anderer war, als jener Greis, den wir ſchon bei mehrern Gelegenheiten kennen lernten und auf dem Ridotte Angeliken, von Antonios Armen geführt, in den Weg treten ſahen, machte eine Bewegung, die Antonios Aufmerkſamkeit erregte und, wie aus einem Traume, ihn weckte.

„Irgend ſchon einmal ſah ich dein Geſicht" ſagte er und ſtaunte ihn lange und mit Verwunderung an.

„Leicht möglich," erwiederte der Greis, indem er einen Beutel aus ſeinem Buſen zog und mit auffallender Gleichgültigkeit auf den

Tisch warf. — „Kennt Ihr diesen Beutel?"

„Was ist das? — Alter! wie kamst du zu dem Besitze?" —

„Auf dem Ridotte."

„Ha! ich erinnere mich — "

„Ich konnte ihn Euch damals nicht wiedergeben, ohne Aufsehen zu erregen. Er ist noch, wie er war, als Ihr ihn mir zuwarft."

„Was willst du damit?" —

„Euch wieder erstatten, was Euer Eigenthum ist."

„Ich gab ihn dir — "

„Er gehört nicht mein; ich nahm ihn bloß an mich. Sünde würde es seyn, mich an dem zu bereichern, das eines andern ist."

„Wie? — So wolltest du lieber in Mangel und Dürftigkeit leben?"

„Ich habe, was ich brauche; wer mehr wünscht, ist ein Thor."

„Wohl wahr!"

(Kurze Pause.)

„Prinz! Ihr seyd krank —"

„Wer sagte dir das?"

„Ihr liebt —"

„Wie keiner noch liebte."

„Aber Ihr dürft nicht krank werden —"

„Ach! —"

„Euer Vater —"

„Ist ein harter Mann."

„Dieß sagt sein Name."

„Kennst du ihn?"

„Ja! und Nein!" —

„Sonderbar! — Ja? und Nein? — Wie soll ich das nehmen?"

„Wie Ihr wollt."

„Alter! wer bist du?"

„Ein Mann, den jahrelange Erfahrung klug gemacht und Kummer und Leiden abgehärtet haben, jedem Unfalle, auch dem schrecklichsten, die Stirn zu bieten."

„Was ist deine Absicht?"

„Trösten und Warnen."

„Mich?"

„Euch, Prinz?“ —

(Pauſe.)

„Ihr ſeyd in einer üblen Lage.“

„Woher weißeſt du das?“

„Meine phiſionomiſchen Kenntniſſe müß-ten ſchlecht berathen ſeyn, wenn Euer Geſicht trügen ſollte.“

„Mein Geſicht? — Was ſagt das?“

„Es deutet auf Krieg.“

„Auf Krieg?“

„Der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach.“

„Erkläre dich deutlicher!“

„Euer Herz und Euer Vernunft ſtehen nicht im beſten Vernehmen; dieſe ſetzet all' ihre Kräfte dran, aber jenes wird ſiegen.“

„Gründe?“

„Der ſchwächere Theil wird der Gewalt des ſtärkeren unterliegen —“

„Iſt dieß nicht gewöhnlich der Fall?“

„So iſt es! — Prüft Euer Herz und werft Euch einmal ſelbſt die Frage auf: Welche Liebe iſt ſtärker?"

Antonio ſeufzte und ſchwieg.

„Erinnert Ihr Euch nicht der Worte jenes heiligen Dichters: Er wird Vater und Mutter verlaſſen —?"

„und an ſeinem Weibe hangen" ſetzte Antonio bloß in Gedanken und ohne in Worte auszubrechen, hinzu.

„Prinz! folgt dieſer Ladung und werdet nicht wortbrüchig."

Antonio ſtutzte betrachtete den Greis einen Augenblick mit forſchendem Ernſte, getraute ſich aber doch nicht, zu fragen: Wer biſt du? — Menſch, oder Geiſt? —

„Ihr ſchwurt, heute noch Angelikan Eure Hand zu geben —"

Antonio fühlte die Wahrheit des Geſagten und wurde immer aufmerkſamer auf die Rede des unbekannten Sprechers.

„Zwar werdet Ihr durch dieſe Verbindung den Zorn eines tiraniſchen Vaters reizen; aber ſprecht ſelbſt, was würdet Ihr thun, wenn Euch unter zweien Uebeln die Wahl zugelaſſen wäre?" —

„Das kleinere wählen."

„Sehr vernünftig!"

„Aber noch haſt du mir nicht geſagt, welches das größere iſt?" —

„Tod!"

„Tod?" —

„Würdet Ihr nicht lieber des Throns entſagen und leben, als herrſchen und ſterben wollen?"

„Ich verſtehe dich nicht. — Alter! wer du auch ſeyn magſt, flößte nicht dein graues Haupt mir Achtung ein, ich könnte — "

„Was, Prinz! was könntet Ihr?"

„In dieſem Augenblicke — "

„Einen Mord begehen? — Ha, Ohnmächtiger! hier ſtehe ich. — Zerreißt den Fa-

den meines Lebens und der nächste Augenblick iſt nicht mehr Euer."

„Was ſagſt du?" —

„Die Macht Eures und meines Freundes iſt groß. Seine Rache würde Euch finden, auch im entlegendſten Winkel dieſes Erdenrunds. Doch was bedürfte es nur der Friſt von einer einzigen Minute? — Das Gerücht von meinem Tode würde ihm zu Ohren dringen noch ehe mein Geiſt ſich losgeriſſen hätte von dieſer irdiſchen Hülle. — Um Gottswillen, Prinz! wagt es nicht, Hand anzulegen und ein Gebäude niederreißen zu wollen, das Ihr nicht aufgeführt habt. — Ich glaubte, Euch einen Dienſt zu erweiſen und Ihr könntet mirs ſo mit Undank lohnen wollen, daß ich Euch warnen, daß ich Euch retten wollte —"

„Retten? —

„Ja, Prinz! Ihr ſeyd verlohren, wenn Ihr nicht Wort haltet."

„Wer ſpricht das?" —

„Ich!" —

Eine lange Pauſe. Der Greis ſtand unbeweglich und Antonio ſchien zu überlegen. Unwillkührlich erhob er ſich von ſeinem Platze, maaß mit großen langen Schritten einigemal die Länge und Breite ſeines Zimmers und warf ſich wieder aufs Sopha.

„Mann mit dieſer eiſernen Stirn," hub er an in einem Tone, der ſeinem Herzen und Verſtande gleich Ehre machte, „deine Drohungen ſchrecken mich nicht. Wiſſe! daß du es mit einem kraftvollen Jünglinge zu thun haſt, deſſen Arm ſtark genug iſt, zehen deines Gleichen zu vernichten. Doch das bei Seite! — Biſt du der Mann, der Wort und That verbindet, ſo ſprich: Wer iſt Angelikens Vater?" —

„Dieſe und mehrere Fragen der Art ſind ein Geheimniß, worüber kein Menſch, als der Graf ſelbſt, Euch Aufſchluß zu geben vermag."

„Wo iſt er?" —

„Allenthalben.“

„War das auch Wahrheit?“

„Ich mein' es wahrlich gut mit Euch, Prinz!“

„Und doch willſt du nicht mit der Sprache heraus?“ —

„Ich darf nicht.“

„Wer legte dir dieſes Stillſchweigen auf?“

„Benedettens Freundſchaft.“

„So biſt du ſein Geſandter?“ —

„Mit nichten! — Euch zu retten, kam ich aus eigenem Antriebe — und gewiß! Ihr werdet mirs Dank wiſſen. — — Prinz! vielleicht wäret Ihr ſchon längſt ein Opfer verſchmähter Liebe geworden, hätte nicht der Arm meines Freundes Euch in Schutz genommen und ſein Auge über Eurer Sicherheit gewacht — “

„Was ſagſt du?“

„Keinem venetianiſchen Mordſtahl war es möglich, Euch zu treffen, Benedetto wendete ſie alle von Euch; aber verachtet Ihr

Angeliken, ſo werden Millionen Dolche ſich in Eurem Blute baden und fürchterlich die Schande rächen, die Ihr über ſie gebracht habt. — Nun wählet!" —

„Mein Entſchluß iſt gefaßt. Benedettens Schickſal kann allein meine Verbindung mit Angeliken beſtimmen. Sollte es auch mit Aufopferung meiner Ruhe und zeitlichen Wohlfahrt geſchehen, ſo will ich doch alles daran ſetzen, Angeliken und ihren Vater glücklich zu machen und ihn dem Dunkel zu entreißen, das ihn umgiebt." —

„Bravo! Bravo! — Dieſer Entſchluß iſt edel, wie Euer Herz —"

„Was auch Herzog Severo, mein Vater, zu dieſer Verbindung ſagen möchte —"

„Halt! — Eben dieß war der Punkt, den ich noch zu berühren nöthig finde. Der Herzog, Euer Vater, darf ſchlechterdings nichts von Eurer Verbindung wiſſen, ſie muß ihm, wie der ganzen Welt, ein Geheimniß bleiben."

„Warum das? — Iſt Angelika nicht —"

„Eurer würdig? wolltet ihr fragen."

„Getroffen!"

„Sie iſt es, Prinz! — Bei Gott! ſie iſt Eurer würdig. — Wäre ſie es weniger, vielleicht würdet Ihr weniger Gefahr laufen, ihn durch dieſe Verbindung zum Zorn zu reizen. — Doch es iſt Zeit, Prinz! — Schreitet zur Vollendung! — Im nächſten Minoritenkloſter will ich Eurer warten."

Der Greis gieng und Antonio folgte ihm auf dem Fuſie, an weiter nichts denkend, als an ſeine Liebe und ſein Glück, das dieſe ihm zu Angelikens Armen gewähren ſollte.

Angelika war ſchon angekleidet und eben im Begriffe, am Arme ihrer Freundin ihrem Bräutigam entgegen zu gehen, als Antonio eintrat und ſeine theure liebenswürdige Angelika zum erſten und letztenmale als Braut be-

grüßte. Die Freude war von beiden Theilen gleich groß.

„Im nächsten Minoritenkloſter alſo habt Ihr die Trauung beſtellt?“ ſagte Angelika und riß ihn am Arme mit ſich fort.

„Wer ſagte Euch das, holde Signora?“

„Euer Bedienter.“

„Mein Bedienter? — Was iſt das? —“

„Den Augenblick war er hier.“

Antonio konnte ſich nicht erinnern, ſeinem Bedienten Auftrag gegeben zu haben und er merkte bald, daß dieß das Werk des unbegreiflichen unbekannten Greiſes ſeyn mußte, der in ſeinen Augen etwas mehr, als gewöhnlicher Menſch zu ſeyn ſchien. So unbedeutend auch an ſich dieſer Fall ſeyn mochte, ſo war er doch wichtig genug, ihm auf alles, was um ihn her vorgieng, aufmerkſamer zu machen und ſelbſt gegen Angelikan über dieſen Umſtand ein pythagoriſches Stillſchweigen zu beobachten.

Von Margaliſſen begleitet verfolgten nun Antonio und Angelika ihren Weg längs der

Brenta hin und ſtiegen in ein kleines Fahrzeug, das eben zugegen und für ſie beſtellt war, wie der Schiffer ihnen eröfnete, als ſie es miethen wollten.

Auch das war ein Werk des Greiſes, den er von Minute zu Minute mehr für ſeinen Freund zu halten begann, je ſtärker ſeine Liebe zu Angelikten war, die jeden Verdacht aus ſeiner Seele verbannte und jeden emporkeimenwollenden ungleichen Gedanken in der Geburt erſtickte.

Laut tönte ihnen der Wechſelgeſang der vom jenſeitigen Ufer herüberkommenden Schiffer entgegen, von einer ſanften Muſik hinter dem nahen Gebüſche begleitet. Sie ſtiegen in die Gondel und kamen nach Verlauf von einer Stunde, von den Wellen des Stroms geſchaukelt, glücklich an dem Orte ihrer Beſtimmung an, wo ſie beim Ausſteigen auf die nämliche Weiſe von einer angenehmen Muſik bewillkommt wurden, die ihnen bis in die Kapelle

folgte, der Trauhandlung mehr Feierlichkeit zu gewähren.

Kaum waren ſie in das Heiligthum eingetreten, ſo kam ihnen der Abt des Kloſters ſelbſt entgegen, die Trauung in eigener Perſon zu verrichten. Ihm folgte ein Mann in militäriſcher Kleidung, der ſchweigend ſeinen Platz an Antonios Seite nahm, ohne von dem Frauenzimmer bemerkt worden zu ſeyn. Sein Geſicht war das des Greiſes, wofür ihn auch Antonio erkannte; aber ſeine Kleidung kontraſtirte zu ſehr mit jener, in der er ihn das erſtemal geſehen hatte, als daß dieſe Metamorphoſe ihm nicht hätte auffallend ſeyn ſollen.

Der Mann betete mit gefalteten Händen und gen Himmel gerichteten Blicken, und Antonio, ſelbſt von heiliger Andacht durchdrungen, wagte es nicht, den frommen, ihm noch unbekannten Zeugen dieſer religiöſen Handlung zu ſtören. Der Trauakt begann. Feierliche Stille herrſchte durchs ganze Haus und noch lagen Antonio und Angelika auf den Knien

des Altars knieend und beteten, als vom Chor herab der Schlußgeſang tönte und den Neuvermählten verſtattete, ihr Gebet zu enden und in ihren Stand zurückzukehren. Antonia ſtaunte, den ſeinigen leer zu finden. Der Greis war verſchwunden; niemand hatte ſein Hinweggehen bemerkt.

Dieß veranlaßte den Jüngling zum Nachdenken und ſtörte ihn wirklich in ſeiner Andacht. Er wünſchte, die feierliche Handlung beendet und ſich bald wieder mit Angelikan allein zu ſehen, um ihr ſeine Gedanken über dieſes ſonderbare Ereigniß mittheilen zu können. Aber noch war ihm Margaliſſa im Wege und er mußte es alſo bis zu ihrer Nachhauſekunft verſparen.

Es war ſchon ſpät, als ſie das Kloſter verließen und von dem Abte deſſelben Abſchied nahmen. Der Sonnenwagen hatte ſein Tagewerk vollendet und an ſeiner Stelle erſchien Luna

am groſsen Firmament und beleuchtete mit ihren sanfteren Stralen die ſchlagenden Wellen der Brenta. Die Fahrt dauerte dieſsmal länger, da ſie Stromauf fuhren; doch die Zeit wurde ihnen nicht lang, denn ihre Verbindung, ſo wie überhaupt ihre Liebe, gab ihnen Stoff genug zur Unterhaltung. Margaliſſa ſpielte die fromme Andächtige und ſtörte die Liebenden nicht in dem Genuſſe ſtiller Freuden, denen ſie ſich überlaſſen fühlten. Sie allein wuſste, was indeſs zu Hauſe vorgegangen war und vermied es daher abſichtlich, ſie auf eins oder das andere aufmerkſam zu machen, was ſie augenblicklich bei ihrer Ankunft überraſchte und in die unangenehmſte Lage verſetzte.

Angelika hofte zuverſichtlich, ohne zu wiſſen aus welchen Gründen, nun bald die Knie ihres Vaters mit kindlicher Liebe umfaſſen und ſich ſeines Umgangs ungeſtört erfreuen zu können; denn die Bedingung war ja erfüllt, die ihm Sicherheit gewähren und ſeine Lage und

Verhältniſſe zu ſeinem Vortheile wenden und beſſern ſollte. Auch Antonio freute ſich, denjenigen kennen zu lernen, den ſein Herz Vater nannte und der durch ſeine Verbindung mit Angeliken in den Stand geſetzt werden ſollte, eine glücklichere Laufbahn zu beginnen. Beide aber hoften und freuten ſich vergebens.

So viel Menſchen hatte Angelika noch nicht in ihrer Wohnung geſehen, als ſie beim Eintritt in dieſelbe erblickte. Lauter Geſichter, deren keines ihr jemals vor Augen gekommen war. Alles lief durch und wider einander; man ſprach heimlich und Niemand ſchien ſich ihr, als der Gebieterin des Hauſes, nahen zu wollen. Selbſt Margaliſſa hielt ſich von ihr entfernt, ſpannte ihre Neugier und ſchien im höchſten Grade verlegen, als ſie auf ausdrücklichen Befehl der Signora, die länger nicht in Ungewißheit bleiben mochte, erſcheinen mußte, Rechenſchaft zu geben, was dieſer Auflauf von Menſchen zu bedeuten habe.

„Es ſind Eures Vaters Leute, Signora!" ſagte ſie, „ohnfehlbar wird der Graf ſelbſt kommen."

„Er wird? — Ich glaubte, er wäre ſchon gekommen."

„Ich weiß nichts anders — dieſe Leute — ſie ſind — "

„In des Grafen Dienſten?"

„Ohne Zweifel!"

„Und wahrſcheinlich vorausgeſchickt?"

„Das glaub' ich ſelbſt — "

„Ihr glaubt? — Ihr wiſſet nicht? — Margaliſſa!"

„Wie ſollt' ich das?"

„So pflegte er ſonſt nicht zu kommen."

„Sonſt und jetzt, Signora! — die Zeiten ändern ſich — wenn nur nicht — "

„Was, Margaliſſa?"

„Irgend etwas ſich ereignet hat, das — "

„Margaliſſa! ihr macht mir bange — eure Aengſtlichkeit — "

„Verzeiht, Signora!"

„Sprecht! Redet! Habt ihr Urſache, etwas zu fürchten? — Woraus ſchließet ihr —"

„Ich weiß es ſelbſt nicht. — Verzeiht! — Vielleicht iſts ein bloßer Irthum —"

„Vielleicht? — Spracht ihr nicht mit des Grafen Leuten?"

„Ja! — Nein! — Eben das — ihr Benehmen iſt ſo ſonderbar, ſo geheimnißvoll —"

„Warum das? — Ich bitte euch, Margaliſſa! macht mir nicht ohne Noth bange. — Doch, was kann es ſeyn? — Der Graf — er iſt ja — er hat ja nichts zu fürchten. — Wer weiß? was er beabſichtigte — aus welcher Urſache ſeine Leute —"

Hier brach Angelika ab und Margaliſſa ſuchte ſie in der Meinung zu beſtärken, daß dieſe Unbekannten zu dem Gefolge ihres Vaters gehören müßten und von ihm vorausgeſchickt wären, ſeinen Einzug glänzender zu machen, da er nun keiner Gefahr mehr aus-

geſetzt und durch ihre Verbindung mit Antonio allenthalben ſicher wäre.

Aber wie erſchrack ſie, als ſie ſich getäuſcht und abermals durch ſchmeichelnde Hoffnungen betrogen ſah. Der Menge von Menſchen ohnerachtet, die ſie jetzt um ſich her erblickte, war es tod in ihrem Hauſe. Traurig und gedankenvoll gieng einer wie der andere umher, ohne Beſchäftigung, ſchien etwas zu ſuchen und keinem ſeiner Kameraden ſich mittheilen zu wollen. Schon verringerte ſich wieder die Zahl der Anweſenden und ſie wußte immer noch nicht die Urſache dieſes allgemeinen Mißvergnügens. Mit Mühe gelang es ihr endlich, einen dieſer Unzufriedenen, die ihr beſtändig aus dem Wege gegangen wären, auf die Seite zu ziehen und nach vielfältigen Bitten und Verſprechungen zum Geſtändniſſe zu bringen.

„Ich thue es ungern; aber Ihr zwingt mich, Signora! — Wer vermags, Euch zu widerſtehen?“ — So ſprach der Mann, der

ihr in den Wurf kam und nicht hatte ausweichen können, oder nicht hatte ausweichen wollen. — „Der Graf iſt arretirt und unter dem Namen des geächteten Banditenhauptmanns, wofür man ihn erkannt hat, der Staatsinquiſition übergeben worden. Eure Verbindung mit dem Prinzen — mit dem Neapolitaner, wollt' ich ſagen — konnte ihn nicht retten; er iſt des Hochverraths angeklagt und es wird ihm Mühe koſten, ſich zu vertheidigen. Liſt iſt das einzige Mittel, ihm ſeine Freiheit zu verſchaffen. Wollt ihr uns anführen Signora! ſo ſollt ihr noch heute die dazu benöthigten Kleidungsſtücke aus meinen Händen empfangen."

Das hatte ſich Angelika nicht vermuthet. Doch ſie faßte ſich ein Herz, verſprach dem treuen Diener ihres unglücklichen Vaters Hülfe, Beiſtand, Rath und nahm ſich vor, mit Antonio deshalb zu rathſchlagen.

Sie erwartete ihn; er kam nicht. Sie ſchickte in ſeine Wohnung; er war nicht zu

Hause. Das war ihr auffallend, und es vergiengen mehrere Tage, binnen welchen sie ihn nicht sah. Sie wußte nicht, was sie denken und von seiner Entfernung halten sollte.

Sie sah sich allein und von aller Welt verlassen, ohne Freund, ohne Rath. Das Gerücht von der Verhaftnehmung ihres Vaters hatte sich allenthalben verbreitet; man floh ihre Gesellschaft und niemand erbot sich, ihr hülfreiche Hand zu leisten. Unthätiger und ungeschickter war Margaliſſa nie ihr vorgekommen, als eben jetzt in dieſer kritiſchen Lage. Sie hatte sich immer bei ihr Raths erhohlen können, dießmal aber war sie so arm an gutem Rath und Einſchlägen, daß es leichter gewesen seyn würde, einen Stein redend zu machen. Sie war troſtlos, wie eine Mutter um den Verluſt ihres Sohnes; Klagen und Thränen machten sie unfähig, die leidende Signora zu beruhigen und mit mütterlichen Rathe zu unterſtützen.

Sich beſchimpft, verachtet und als die Tochter eines Banditen von aller menſchlichen Geſellſchaft ausgeſtoßen zu ſehen, war ihrem Herzen äußerſt empfindlich; doch hätte ſie dieſen Schimpf gern ertragen und lieber in den Sandwüſten Arabiens mit Durſt und Hunger kämpfen wollen, als ſich eben jetzt, von demjenigen verlaſſen ſehen, den ſie mehr, als ſich ſelbſt liebte und darum ſo heiß, ſo innig liebte, weil ſeine Verbindung mit ihr ihrem unglücklichen Vater Freiheit und Sicherheit gewähren ſollte. Sie nannte ihn treulos, ohne ihn zu verdammen und konnte ſich nicht überreden, daß ein Menſch ſo gar unedel handeln und ſo bald wortbrüchig werden könne. Sie hatte tief in das Innere ſeines Herzens geſchaut und war überzeugt, alle ihre Kräfte aufgeboten zu haben, ihn, nach den Wünſchen ihres Vaters, zu feſſeln und feſt zu halten. Daher wars ihr gar nicht denkbar, daß Antonio untreu ſeyn und ſie ſo bald habe vergeſſen und verlaſſen können.

Es mußte ihm etwas begegnet ſeyn, das ihn gänzlich außer Stand ſetzte, ihr von ſeinem Befinden Nachricht zu geben. Sie ſah mit jedem Augenblicke ſeiner Ankunft entgegen und ſchmeichelte ſich, in ihm den Retter ihres Vaters zu umarmen; aber umſonſt! — Statt ſeiner trat ein Mann bei ihr ein, den ſie nicht kannte, der aber das Anſehen eines gemeinen Banditen hatte und beim erſten Anblicke Furcht und Schrecken ihr einflößte.

„Faſſt Euch, Signora!" redete er ſie an, „ich komme als Freund, nicht als Euer Feind. Iſt Euch daran gelegen, Euern Vater gerettet zu ſehen, ſo eilt! — Benutzt den gegenwärtigen Augenblick, oder Ihr ſeht ihn nie wieder. Man hat ihn des Hochverraths gegen einen der italieniſchen Fürſten angeklagt und es iſt noch um eine Stunde zu thun, ſo ſitzt er unter den Bleidächern."

Gott! welch eine Botſchaft. — Unter den Bleidächern? — Im ſchrecklichſten Gefängniſſe, das man ſich denken kann, wo der

Verhaftete Gefahr laufen muß, von der für
terlichſten Sonnenhitze verbrannt zu werden

Ihren Vater als Staatsverbrecher an
klagt und verhaftet zu wiſſen und über k
oder lang auf dem Schaffott ſterben zu ſeh
dieſer Gedanke beſtimmte augenblicklich ih
Entſchluß und machte ſie alles um ſich h
ſogar ihre Liebe zu Antonio vergeſſen.

Und hätte es auch mit Aufopferung ih
eigenen Lebens geſchehen ſollen, ſo zaud
ſie keinen Augenblick länger, Hand ans W
zu legen, ihren Vater zu retten und, o
zu unterſuchen, ob er ſchuldig ſeyn kön
oder nicht, für weiteren Verfolgungen zu ſ
ten und in Sicherheit zu bringen.

„Was iſt zu thun?" ſagte ſie. — „D
Leben eines Menſchen iſt ja keine taube Nuß
und das Leben meines Vaters gilt mehr,
das meinige. Wer ſind ſeine Ankläger?
Wer ſeine Richter? — Doch! wer ſie
ſeyn mögen führe mich zu ihm, Freund!

ge mir den Weg, daß ich ſeine Feſſeln löſe und dem Kerker ihn entreiße."

„Heil Euch, edle Jungfrau!" erwiederte der Bote des Unglücks, „ich und meine Kameraden werdens Euch Dank wiſſen, unſern Hauptmann gerettet zu haben."

„Euern Hauptmann?" —

„Ja, Signora! Graf Odoardo iſt unſer Hauptmann, wir ſind ſeine Knechte. Legion iſt unſer Name; aber keiner von uns darf es wagen, ſich dem Gefängniſſe zu nahen. Euch iſt ſeine Rettung vorbehalten. Ihr allein vermöget, was Tauſende von uns nicht vermögen. — Hier! nehmt dieſen Dolch, im Fall Ihr Gewalt brauchen müßtet. Ein gutes Trinkgeld und dieſes Papier, wovon Ihr zu ſeiner Zeit Gebrauch zu machen wiſſen werdet, dürfte ſeine Wächter leicht zum Schweigen bringen."

Von kindlicher Liebe beſeelt und ohne das mindeſte Mißtrauen folgte ſie, nachdem ſie ſich zuvor mit den benöthigten Kleidungsſtücken, die

ihr der Unbekannte sogleich verschaffte, und mit einer gut gespickten Börse versehen hatte, ihrem Führer nach dem St. Markusplatze und war so glücklich, unbemerkt von der Menge, den Ort zu erreichen, den man ihr als das Gefängniß des angeblichen Grafen Benedetto anzeigte.

Auch dem edlen Antonio war es nicht gleichgültig, sich in seinen schmeichelnden Hofnungen getäuscht zu sehen.

Wir verließen ihn gleich nach seiner Vermählung mit Angeliken, die er in ihre Wohnung begleitet hatte. Der größte Theil der Nacht entschwand ihm in den feurigsten Umarmungen der Liebe, mithin war er bei der Unterredung zwischen Angeliken und Margaritissen gegenwärtig und Selbstzeuge der Unordnung und des Aufstandes, die bei ihrer Rückkehr aus dem Kloster in dem Hause seiner anbetungswürdigen Gemahlin herrschten. Gegen

Morgen erſt beurlaubte er ſich von ihr, um einige Stunden der Ruhe zu genießen und dann wieder bei ihr zu erſcheinen.

Aber er war nicht ſo glücklich, ſeine Wohnung zu erreichen. Kaum noch hundert Schritte von derſelben entfernt, ſah er ſich von der Wache umringt und genöthiget, dem Anführer, den er für einen Venetianiſchen Fante *) hielt, zu folgen. Der Ueberfall kam ihm um ſo ſonderbarer vor, je weniger man Gewalt brauchte und auf die Frage: Wohin man ihn führen wolle? — keinen Beſcheid gab. Man brachte ihn in ein Haus, das ihm ganz unbekannt, aber in der Nähe des Pallaſts des heil. Markus war und in ein Zimmer, das nichts weniger, als mit einem Gefängniſſe Aehnlichkeit zu haben ſchien.

Hier ſollte er ſein Schickſal erwarten. Keines Verbrechens ſich bewußt, ſchmachtete er hier vier und zwanzig Stunden lang, die ihm

*) Offizier von der Staats-Inquiſition.

eine Ewigkeit zu werden begonnen, ohne eine menſchliche Seele zu ſehen, oder einen Laut zu hören, der ihn hätte vermuthen laſſen, daß lebendige Weſen ihn beobachteten.

Er erblickte ſich in der fürchterlichſten Lage und mußte befürchten, in der ihm angewieſenen Wohnung, die ſeinem Stande völlig angemeſſen war und ihm möglichſte Bequemlichkeit gewährte, Hungers ſterben zu müſſen, wenn dieſer Zuſtand lange hätte dauern ſollen, da er ſich von aller Welt verlaſſen glaubte, ſo wenig körperliche Bedürfniſſe er auch zu fühlen glaubte.

Beim Eintritt in das einſame Gemach, in dem er ſich befand, hatte er nicht bemerkt, von welcher Seite er da hineingekommen war. Der einbrechende Tag machte ihn aufmerkſamer und er wußte nicht ſogleich, auf welche Art ſeine Wohnung erleuchtet wurde, da er auf keiner Seite derſelben ein Fenſter erblickte, das ihn in den Stand geſetzt hätte, irgend die Lage derſelben von außen zu entde-

cken, bis er endlich im Mittelpunkte der Decke eine Oefnung gewahr wurde, durch welche das Tageslicht hindurchzudringen vermochte. Aber auch diese war so klein, daß die Beleuchtung äußerst schwach und sich immer gleich war; doch konnte er vermittelst derselben alles genau unterscheiden, was sich seinen Blicken darstellte.

Das Zimmer selbst war von einer ungewöhnlichen Höhe, gewölbt und mit einigen Pfeilern versehen, auf welchen das Dachwerk ruhte; der vordere Theil desselben, der eigentlich seine Wohnung ausmachte, glich einer geräumigen Halle, durch welche man in den hintern Theil kam, der mit einem Berhause nichts unähnliches hatte, sobald man es beim Eintritte mit einem flüchtigen Blicke überschaute. Die Wände waren überaus dick und nirgends die Spur eines Ausgangs zu finden, die ihn hätte in dem Gedanken, sich durch die Flucht zu retten, bestärken können; sogar die Thüre, durch die er in dieses ungeheure Ge-

wölbe eingegangen war, vermochte er nicht wieder zu finden und er ſah ſich, ſo zu ſagen, zwiſchen undurchdringlichen Mauern lebendig begraben.

Indeß hatte er doch in dieſer ſonderbaren Wohnung alles, was mehr als bloße Nothdurft heiſchte; Tiſch, Stühle, Sopha und alle nur mögliche Erfoderniſſe eines gewöhnlichen Wohnzimmers. Ueberdieß noch eine kleine auserleſene Handbibliothek und mehrere muſikaliſche Inſtrumente, die ihm vergönnt zu ſeyn ſchienen, ſich die Langeweile zu kürzen, nur Speiſe und Trank fehlten ihm. Aber er achtete den dargebotenen Gebrauch der erſteren eben ſo wenig, als die letzteren entbehren zu müſſen und fühlte kein Bedürfniß mehr und ſtärker, als — Freiheit, um thätig ſeyn zu können, den Vater ſeiner theuren Angelika aufzuſuchen, ſeinen Segen zu erflehen und mit ihm in eine Einöde zu fliehen, um für weiteren Verfolgungen ſicher zu ſeyn.

Seine Liebe gieng ihm über alles; und obgeachtet er Stand und Geburt seiner ihm angetrauten Gemahlin zur Zeit noch zu wenig kannte, als daß er hätte Ursachen haben können, sich ihrer zu schämen, oder darauf stolz zu seyn, so ließ er sichs doch im mindesten nicht in den Sinn kommen, daß eben diese Verbindung die Ursache seiner Verhaftnehmung und Einkerkerung seyn könne. Denn die Trauhandlung selbst war noch zu neu, als daß sie schon so bekannt geworden seyn könnte und überdieß wußte, oder glaubte er wenigstens, mit möglichster Vorsicht und Verschwiegenheit die Sache verhandelt zu haben. Mithin konnte er ganz und gar nicht abnehmen, was zu diesem Ereignisse Veranlassung gegeben haben mochte.

Mit jedem Augenblicke erwartete er, vor seine Richter gefordert zu werden und von ihnen Aufklärung über seine gegenwärtige Lage zu empfangen. Aber umsonst! — Unbeweglich saß er, mit dem Arme auf den Tisch ge-

lehnt, und ſtarrte unwillkührlich die vier Wände an, in der Meinung, daß irgend in einer derſelben eine Thüre ſich aufthun und der Kerkermeiſter eintreten ſollte, die Ladung an ihn zu bewirken. Bücher und Inſtrumente blieben unberührt; alles, was er zu wiederholtenmalen that, wenn er aufſtand und mit großen ſchnellen Schritten das Zimmer maaß, war, an Wänden und Fußboden Unterſuchungen anzuſtellen, ob ſich vielleicht irgendwo ein verborgener Zugang entdecken ließe. Aber alle Unterſuchungen waren fruchtlos und er wußte nicht, ob er mit ſich ſelbſt, oder mit dem Schickſale hadern ſollte, das ihn in ein Labirinth geführt zu haben ſchien, aus dem er keinen Ausweg zu finden vermochte.

Die Nacht brach herein und kein Schlaf kam in ſeine Augen. Undurchdringliches Dunkel ſenkte ſich über ſeinen an ſich ſchon düſtern Aufenthalt her und verſetzte ihn in eine qualvolle Unthätigkeit. Aber ſein Geiſt war unaufhörlich beſchäftiget. Ungewiß, wenn? und

wie? er aus ſeinem Kerker hervorgehen würde, ſich wegen dieſes, oder jenes ihm angedichteten Verbrechens vor Gericht vertheidigen zu ſollen, ſann er auf Mittel und Wege, ſeiner Gefangenſchaft ein Ende zu machen, entwarf Pläne und verwarf eben ſo ſchnell wieder und wünſchte in der nemlichen Minute zehenmal, daß das fürchterlichſte Orkan über ihn hereinbrechen und die Mauern ſeines Gefängniſſes zuſammenſtürzen möchte, um ſich unter dem Schutte hervorarbeiten zu können.

Er ſprang mehrmals wüthend von ſeinem Platze auf, tappte im Finſtern und warf ſich eben ſo ſchnell wieder in ſeine Stellung zurück. Die wenigen Stunden der Nacht dünkten ihm, Jahrhunderte zu ſeyn und die mit jedem Augenblicke mehr ſich erhitzende Phantaſie ſchuf ihm die ſchrecklichſten Bilder.

So von Gedanke zu Gedanken übergehend, ſaß er noch immer in ſich ſelbſt verlohren, als mit einmal der fürchterliche Schall einer dumpfen Glocke ihn wie aus einem Traume weckte

und durch zwölf langsame Schläge, deren einer so feierlich tönte, wie der andere, ihn auf die grause Stunde der Mitternacht aufmerksam machte.

Kaum hatte der Ton des letzten Schlags sich verlohren, so begann eine minutenlange eben so feierliche Stille und dieser folgte ein fürchterliches Rauschen, wie das Rauschen des Windes im nahenden Gewitter und über seinem Haupte entstand ein krachend Gepolter, wie rollende Donner, von kreuzweisfahrenden Blitzen verkündet. Eiskalt fuhrs ihm über die Haut, so wenig furchtsam er sonst war; denn sein Herz bebte nicht und sein Auge entsetzte sich nie bei Naturereignissen der Art, wofür er auch im ersten Moment das gegenwärtige zu halten geneigt war. Aber der Erfolg machte ihn zweifeln und fast begann sein Muth zu schwanken, als er mit einem übernatürlichen Geprassel die Todesnacht seines schauerlichen Aufenthalts in hellodernden Flammen schwinden sah.

Wie vom Blitz getroffen, fühlte er sich unwillkührlich von seinem Platze an die Wand geschleudert, stand sinnlos und betäubt, starren Blicks und voll Erwartung, wie diese fürchterliche Katastrophe enden werde.

Schon war er, durch das linde Wehen eines wohlthätig erquickenden Lufthauchs wieder zu sich selbst gebracht, im Begriffe, niederzufallen, ein Ave Maria zu beten, als er seinen Namen nennen hörte und das fromme Unternehmen vereitelt sah.

„Wer ruft mich?" fragte er mit wiederkehrendem Muthe und Entschlossenheit und

„Ein Freund," antwortete der Unsichtbare, „der dich gerettet und beim Leben erhalten zu wissen wünscht."

„Wer und wo du auch seyn magst, Mensch, oder Geist," erwiederte Antonio, „sprich! was ist deine Foderung?"

„Wieder gut zu machen, was du aus jugendlicher Uebereilung übel machtest."

„Was nennest du gut, oder übel?"

„Angeliken zu entſagen und deine Verbindung mit ihr aufzuheben.“

„Aus welchen Urſachen?“

„Weil ſie geſetzwidrig iſt.“

„Wer ſpricht das?“

„Vernunft und Politik.“

„Beweiſe!“

„Antonio! willſt du der Warnung kein Gehör geben?“

„Ich lache deiner Warnung —“

„Frevler! — Sind dir Tod und Leben ſo gleichgültige Dinge?“

„Ich verſtehe nicht —“

„Der Zorn deines Vaters wird dich treffen —“

„Herzog Severo iſt ein Tirann; ich fürchte ſeinen Zorn nicht.“

„Antonio! zum letztenmale —“

„Was willſt du?“

„Die Tochter eines Banditen kann nicht die Gemahlin des Herzogs von Peſchia werden.“

„Wie? — Was ſagſt du? — Die Tochter eines Banditen? — Ha! Verläumder — Graf Benedetto ein Bandit? — "

Mit dem Degen in der Hand, der zufällig neben ihm auf dem Tiſche lag, wagte er es, den unſichtbaren Gegner, der ihm weiter keine Antwort gab, aufzuſuchen, zu verfolgen und zum Beweiſe dieſer entehrenden Behauptung zu zwingen; aber auch dieſes Unternehmen miſslang. Er hatte kaum zwei Schritte vorwärts gethan, ſo ſchwand die blendende Beleuchtung und die vorige Dunkelheit kehrte wieder in ſeine Wohnung zurück. Da ſtand er abermals, wie betäubt, wußte nicht, ob er vor- oder rückwärts ſchreiten ſollte und fühlte ſich, ohne menſchliche Fußtritte gehört zu haben, mit einmal gepackt, überwältigt und zu Boden geworfen.

Ein Geräuſch, wie das Kommen und Gehen mehrerer Menſchen, von einem Geraſſel, wie Ketten, begleitet, weckte ihn aus ſeiner Betäubung, in der er einige Minuten ſinnlos da gele-

gen hatte. Er raffte ſich auf, grif nach ſeinem Degen, fand ihn aber nicht und ſah ſich durch das nächtliche Dunkel ſeines Gemachs außer Stand geſetzt, ſich zu vertheidigen. Er fürchtete einen neuen Ueberfall. Doch dießmal war ſeine Ahndung ohne Folgen. Der Lärm entfernte ſich mehr und immer mehr, ſeine Beſorgniſſe ſchwanden und das Bedürfniß zu ruhen nöthigte ihn, abzuſtehen von weiteren Nachforſchungen, denn er fühlte ſich durch die Mißhandlungen ſeines Gegners wie am ganzen Leibe gelähmt und ſo heftig erſchüttert, daß er Mühe hatte, das Sopha zu erreichen.

Schlafen konnte er nicht; das war unmöglich. Das beſtandene nächtliche Abentheuer gab ihm den reichhaltigſten Stoff zum Nachdenken und eine überaus ungewöhnliche Mattigkeit, deren Entſtehung er kaum zu ergründen vermochte, auch keineswegs in dem gehabten Ereigniſſe zu ſuchen geneigt war, verſagte ihm Schlaf und Ruhe. Graſſe Bilder erhitzter Phantaſie beſchäftigten ſeine Seele und ſchon

begann der Morgen heranzudämmern und allmählig ihm die Gegenstände seines Gefängnisses sichtbar zu machen, als er noch immer auf seinem Lager schlaflos sich hin und her wälzte.

Er fand, als er die Augen aufschlug, noch alles in der gehörigen Ordnung und wäre fast auf den Gedanken gerathen, die Begebenheit für einen bloßen Traum zu halten, wenn er sich hätte erinnern können, die ganze Nacht hindurch nur eine Minute geschlafen zu haben. Da nun aber dieß der Fall nicht war und er also im mindesten noch keine Befriedigung des nothwendigsten Bedürfnisses fühlte, ohne welches der Mensch auch bei der zureichendsten Kost nicht bestehen mag, so versuchte er es noch einmal, sich aller verunruhigenden Gedanken zu entschlagen und aus Tag Nacht zu machen.

Es war wirklich schon heller Tag, ehe ihm das Kunststück gelang, dem unermüdet arbeitenden Geiste so viel abzugewinnen, der heischenden Natur Befriedigung zu verschaffen und durch einige Stunden Schlaf sich zu erholen.

um neuen Auftritten muth- und kraftvoll entgegen zu gehen.

Als er erwachte, feſſelte ein neues Schauſpiel ſeine Augen. Eine Tafel, auf zwei Perſonen gedeckt, ſtand in der Mitte des Zimmers, reichhaltig mit Wein, Früchten und Backwerk beſetzt. Der eine Platz war noch leer; auf dem andern aber ſaß jener Greis, der ihn einſt mahnte, ſeine Verbindung mit Angelikan zu beſchleunigen und ihrem unglücklichen Vater das Kleinod zu erhalten, deſſen er ihn beraubt hatte.

Er ließ ſichs treflich ſchmecken, ohne ein Wort zu reden. Antonio ſtutzte, ſah ihm mit Verwunderung zu und wußte nicht, ob er anfliehen und ſeinen Gaſt anreden ſollte, oder nicht. Allmählig fieng er an, mißtrauiſch zu werden. Er faßte den Mann immer ſchärfer ins Auge und war begierig, wo das alles hinaus ſollte. Endlich brach der Greis, der ſeinen Hunger geſtillt zu haben ſchien, das Still-

ſchweigen und ſagte: „Prinz! wollt Ihr nicht eſſen?"

„Ich habe keinen Appetit," erwiederte Antonio mit ſcheinbarem Unwillen und blieb unbeweglich.

„Ich hab' das meinige gethan und danke für Eure Gaſtfreundſchaft," ſagte der Greis, erhob ſich von ſeinem Platze und gieng.

Antonio verfolgte ihn mit forſchendem Blicke, ſah und hörte keine Thüre ſich öffnen und der Greis verſchwand vor ſeinen Augen ohne das mindeſte Geräuſch.

Abermals Stoff zu neuen Betrachtungen.

Wer iſt dieſer Mann? — Wie iſt er hier hereingekommen, wo kein Aus- und Eingang zu finden iſt? — Iſt er mehr, als Menſch? — Iſt er ein Weſen, dem übernatürliche Dinge möglich ſind? —

Unſchlüſſig, ob er von ſeinem Lager ſich aufſchwingen und dem Orte nachſpüren ſollte, wo er den Greis hatte verſchwinden ſehen, oder nicht, lag er lange, in dieſen und ähn-

lichen Betrachtungen verlohren, die ihm den Kopf schwindeln machten. In seinem Gehirn kreuzten sich tausend und abermals tausend Gedanken mitten und durch einander und er verspürte eine solche Verworrenheit der Ideen, daß er gar keine Möglichkeit vor Augen sah, sich aus diesem Labyrinth herauszufinden.

Jetzt erinnerte er sich der nächtlichen Szene mit möglichster Lebhaftigkeit und dachte mit jedem Augenblicke ernstlicher der Sache nach. „Hier liegt Betrügerei zum Grunde," sagte er zu sich selbst — „die Sache mag einen Ausgang gewinnen, welchen sie wolle, eure Absicht sollt ihr doch nicht erreichen. — Was man auch durch diese Tausendkünsteleien zu bewirken sich getraut, meine Liebe zu Angeliken ist ein Felß, dessen Grundvesten keine Gewalt zu untergraben vermag. Gesetzt auch, ihr Vater wäre was der nächtliche Verläumder von ihm sagte, Bandit, so ist er doch gewiß keiner vom gemeinen Schlage und widrige Schicksale nöthigten ihn, diese Lebensart zu

ergreifen. — Doch nein! das iſt unmöglich — Angelikens Stand iſt dem meinigen angemeſſen und ſie ſelbſt meiner Liebe werth. — Sagte das nicht der Greis, als er mich mahnte, nicht von ihr zu laſſen, ihr meine Hand zu geben und — "

„Wie? wenn dieſer Greis und der unſichtbare Warner von voriger Nacht eine Perſon wäre? — Wenn der Graf — doch nein! — nein! das iſt nicht — kann nicht ſeyn! — Und doch! — Iſt ſeine Erdenwanderung nicht mit ſo mancherlei Geſtalten verknüpft, unter denen er hier, oder dort, erſcheint, um ſeinen Verfolgern zu entgehen? — "

(Pauſe.)

„Wie er ſo andächtig betete. — Ja gewiß! — mein Herz ſagt mir: Er war es! — Dieſer Greis — jener fromme Zeuge meines Eidſchwurs an den Stufen des Altars iſt und kann kein anderer ſeyn, als der Vater meiner Angelika. Was könnte ihn ſonſt veranlaßt haben, ſo warmen Antheil an dieſer

feierlichen Handlung zu nehmen, wenn er es nicht wäre? — Wenn nicht persönliches Interesse seine Schritte leitete? —"

So verfolgte Antonio einen Gedanken nach dem andern und überzeugte sich mehr und immer mehr, daß der fromme Krieger, der so andächtig in der Kirche betete, als er, Antonio, zum Altar gieng, seine Hand in die seiner anbetungswürdigen Angelika zu legen, und der Greis, der so eben von ihm hinweggegangen war, eine und ebendieselbe Person seyn mußte. Nach allen Umständen zu urtheilen, zu welchen noch die auffallendste Gleichheit der Gesichtszüge dieser beiden Personen hinzuzusetzen ist, war und konnte nichts gewisser seyn, als die Vermuthung, daß Graf Benedetto unter diesen und mehrern ähnlichen Gestalten umhergieng und vielleicht einem großen Ziele entgegenwirke.

Diese glückliche Meinung gewährte ihm einen nicht geringen Vortheil. Weniger, als es außerdem geschehen seyn würde, fühlte er

den Druck ſeiner Gefangenſchaft und entſchuldigte gern in ſeinem Herzen das Verfahren des Grafen, den er wirklich für den Autor des nächtlichen Gaukelſpiels zu halten Urſache hatte. Denn daß ſein Vater, Herzog Severo, ſchon Wiſſenſchaft um ſeine Verbindung mit Angelikan haben ſollte, ſchien ihm faſt unmöglich und die Behandlung ſeiner Perſon der Härte deſſelben nicht angemeſſen. Er kannte den wüthenden Ungeſtüm und Zorn dieſes Tirannen, der keinen Augenblick gezaudert haben würde, ſich Angelikens zu bemächtigen und ihn in einem unanſtändigeren Gefängniſſe die Strafe abbüßen zu laſſen.

Sich von Angelikan getrennt zu ſehen, war das einzige Unangenehme, was ihm Kummer und ſeine Gefangenſchaft verhaßt machte, wenn er zuweilen in ſeinen Betrachtungen rückwärts gieng und nicht abzunehmen vermochte, was der Graf, wenn er ihn wirklich als den Urheber ſeiner Gefangenhaltung anzuſehen hätte, dadurch beabſichtige. Er fieng

dann an, in ſeiner Meinung zu ſchwanken, haderte mit ſeinen Peinigern und faßte den Entſchluß, das Aeußerſte zu wagen, im Fall man dieſe Nacht das Gaukelſpiel von der vorigen zu wiederholen ſich erfrechen ſollte.

Kaum hatte er dieſen Vorſatz gegen ſich ſelbſt geäußert, ohne zu glauben, von irgend Jemanden, als von ſeinen vier Wänden belauſcht zu werden, als in der nächſt darauf folgenden Minute das Spiel ſchon wieder ſeinen Anfang nahm und ihn in dem Entſchluſſe beſtärkte, ſich dieſe Nacht des Schlafs zu enthalten und auf jeden eintretenden Fall gefaßt zu machen.

Dieß geſchah, indem er mit bedächtig langſamen Schritten im Zimmer auf und niederging, ſorgfältig jede Pfoſte des Fußbodens unterſuchte und eben auf dem Platze ſtand, wo er vor wenig Stunden den räthſelhaften Mann hatte verſchwinden ſehen, der unaufhörlich ſeinen Geiſt beſchäftigte und ſein Herz ſo für ſich eingenommen hatte, daß kein un-

gleicher Gedanke über ihn an ſeiner Seele haftete. Kaum vermochte er, wegen der immer ſtärker eindringenden Nacht die Gegenſtände des ungeheuern Gewölbes, in dem er ſich befand, gehörig und deutlich zu unterſcheiden und er glaubte ſchon, dieſe Nacht wieder in undurchdringlichem Dunkel tappen zu müſſen, als er mit einmal das Zimmer erleuchtet ſah und ſchmeichelnde Hofnungen ſeine Seele erfüllten.

„Woher dieſe Beleuchtung?" — Zwei Wachskerzen auf dem Tiſche, Leuchter an den Wänden und mitten im Zimmer von der Decke herabhängend ein prächtiger Kronleuchter feſſelten ſein Auge und machten ſeine Aufmerkſamkeit von neuem rege. Da ſtand er, ſah und ſtaunte und wußte nicht, wie ihm geſchehen war.

Wem ſollte er dieſe Wohlthat verdanken? — Er war ja allein, in der großen weiten Halle auſſer ihm keine menſchliche Seele, die ſeine Aeußerungen gehört und in ſein In-

neres hätte ſchauen können, um den Wünſchen ſeines Herzens zuvorzukommen.

„Bin ich von geiſtigen Weſen umgeben, die den geheimſten meiner Gedanken zu erforſchen vermögen?" — So ſprach er und dachte nicht, daß der Eintritt dieſes magiſchen Kunſtſpiels im gegenwärtigen Augenblicke zufällig und man bereits vom Anfange darauf bedacht geweſen ſeyn könnte, ihm dieſe Wohlthat zu erzeugen; vielmehr hielt er, durch den blendenden Glanz der Kerzen zu ſehr überraſcht, dieſes Ereigniß für das Werk einer höheren unſichtbaren Macht, die, ihn zu ſchützen, ihre Hand über ihn ausbreitete und fühlte ſich von einer faſt kindiſchen Freude übermannt, als er im nemlichen Moment ſeinen Degen erblickte, deſſen er ſich ſeit der vorigen Nacht beraubt geſehen hatte.

Er lag auf dem Tiſche, den er ſeit der Entfernung des Greiſes ſchon mehrmals mit herzlicher Sehnſucht angeſtaunt, demſelben aber ſich zu nahen nicht gewagt hatte, weil

Furcht und Mistrauen mehr sein Herz bestürmt hatten, als Durst und Hunger seinen Magen. Mehr als hundertmal war er mit bewundernswürdiger Enthaltsamkeit, der schmeichelhaften Einladung nicht achtend, bei ihm vorübergegangen und hatte ihn über dem emsigen Forschen und Suchen fast ganz aus den Augen gelassen; jetzt aber war er ihm weniger gleichgültig. Die Nahrungsbedürfnisse nahmen über Hand und er vermochte nicht länger, der Foderung des bellenden Magens zu widerstehen. Der Worte des Greises sich erinnernd, nahte er sich der Tafel, ergriff die Flasche, mit dem Gedanken: ob es auch Gift seyn könnte? — trank ein Glas voll Weins und nahm einiges Backwerk zu sich.

Der Genuß belehrte ihn eines Bessern, denn er fühlte sich gestärkt und veranlaßt, dem Beispiele des Greises zu folgen, der eine ganze Flasche rein ausgeleert hatte.

Ihm war nun wohl, wie dem Helden im Schlachtfelde, Tod und Gefahren nicht scheuend,

wenn die Trommete ertönt, mit dem Feinde zu ſchlagen. Muthvoll und des Siegs verſichert, ergriff er jetzt ſeinen Degen, unbekümmert, wie er wieder zu dem Beſitze ſeines Eigenthums gekommen war, überſchaute mit einem Blicke ſeine Wohnung und wählte ſich einen Standpunkt, auf welchem er rückenfrei den Feind zu erwarten gedachte.

Die Stunde der Mitternacht kam. Die fürchterliche Glocke tönte und mit dem letzten Schlage derſelben verlöſchten alle Kerzen mit eins. Eine neue Ueberraſchung; er hatte ſie nicht geahndet. Dunkel umhüllte ihn abermals; aber er fürchtete den Feind nicht, der im Anzuge war und ſein Kommen durch eine ſchreckliche Muſik verkündete.

Winde rauſchten, Blitze kreuzten durch und wider einander und Donner rollten auf allen Seiten. „Immer treibe dein Weſen, Unſichtbarer! deine Kunſt hat doch nichts Schreckendes für mich."

Ungleich heftiger, als in der vorigen Nacht, war das Gewitter und von einem so ſtarken Platzregen begleitet, daß das Dachwerk ſeines Käfichs in Gefahr war, eingedrückt zu werden.

„Immer beſſer!“ ſagte er dann, ſchwang ſich auf ſeinem Platze und wagte einen Schritt vorwärts.

Aber wie ſtaunte er, als das Wetter, Schlag auf Schlag, von Augenblick zu Augenblick ärger wurde, das kleine Fenſterchen in der Decke ſeiner Wohnung zertrümmerte und der Regen durch die gewonnene Oefnung, gleich einem Wolkenbruche, dermaßen auf ihn hereinſtrömte, daß er in Zeit von weniger, als einer Minute, bis über die Knöchel im Waſſer zu ſtehen glaubte.

Faſt wäre ihm der Muth geſunken, als er gegen das Ende dieſer fürchterlichen Kataſtrophe weit bis über die Kniee im fluthenden Waſſer ſich erblickte und weder vor- noch rückwärts konnte.

„Wirſt du nun bald dein Müthchen gekühlt haben, unſichtbarer Wandler in Nacht und Graus! der du es wagſt, der Gottheit durch dein erkünſteltes Machwerk Hohn zu bieten? Hier ſteh' ich! — Biſt du mehr als Menſch, ſo vernichte mich." — Kaum hatte er dieß geſagt, ſo fuhr ein Blitzſtral, der ihn faſt ſeiner Sinnen beraubte, ſeinen Augen vorüber und ein Schlag, der ſchrecklichſte von allen, erſchütterte das ganze Haus und ſchien, dem Spiele ein Ende machen zu wollen.

Aber Antonio faßte ſich, rafte all' ſeine Kräfte zuſammen und hielt ſich, der Flamme, die ſeinen Kerker gefaßt hatte und auch ihn zu packen drohte, ohngeachtet, auf ſeinem Platze mit unerſchütterlichem Muthe und unverwandten Blicken auf den Theil ſeines Gemachs, in welchem der Unhold wüthete.

So hatte er eine lange Weile geſtanden und eine ähnliche Auffoderung, wie die von voriger Nacht, erwartet, als die Fluth, die ihn umgab, ſich allmählig wieder verlohr und ihm ver-

ſtattete, frei und ſicher zu ſtehen und Fuß zu faſſen. Daß er ſich in einem Zimmer befand das durch menſchliche Hände eingerichtet war, magiſche Künſte zu treiben, wurde ihm mit jedem Augenblicke mehr zur Gewißheit. Sein Muth wurde immer größer und begann faſt, in Verwegenheit auszuarten, denn ſchon war er im Begriffe, mit dem Degen in der Fauſt, ſich in die Flamme zu ſtürzen und einen Weg zu bahnen, um wenigſtens hinter das Geheimniß zu kommen, oder vielleicht gar ſich in Freiheit zu ſetzen. Er glaubte nichts gewiſſer, als daß ſich hinter derſelben der Magiker verborgen halte und ein Ausgang zu finden ſeyn müſſe.

Dem ſey, wie ihm wolle; der Aufruf, der ihn mit einmal ſtehen machte, tönte ihm von einer andern Seite zu und hemmte die Ausführung ſeines Beginnens.

„Verwegener! was beginnſt du?" — donnerte eine Stimme ihm ins Ohr, die ſein ganzes Weſen gewaltig erſchütterte und ihm ſo nahe zu ſeyn ſchien, daß er glaubte, ſeinen

Gegner hinter ſich zu erblicken. Er wendete ſich ſchnell um und ſah ſich getäuſcht.

„Unbegreiflicher!" ſagte er dann — „wo weilſt du?"

„Allenthalben!"

„Wirſt du nicht bald aufhören, dein Unweſen zu treiben?"

„Bald, oder nie!"

„Gieb mir meine Freiheit!"

„Unſinniger! was foderſt du!"

„Was du mir nahmſt!"

„Ich?" —

„Du, oder ein anderer, gleichviel! — Wer du auch ſeyn magſt! — Haſt du ein Recht an meiner Perſon, ſo zeige dich mir in deiner wahren Geſtalt, damit ich niederfalle und anbete, oder mit dir mich meſſe und die Stärke meines Arms dich fühlen laſſe —"

„Ohnmächtiger! wie du daſtehſt und nicht vermagſt, den Arm aufzuheben gegen ein Weſen, das du nicht kennſt. Doch du ſollſts

erfahren, wer? wo? und was? ich bin. Jetzt, Antonio! was iſt dein Entſchluß?"

„Derſelbe, der er geſtern war."

„Thor! um eines Weibes willen des Throns deiner Voreltern dich begeben?" —

„Das will ich nicht!"

„So wirſt du Angelikens entſagen?"

„Nein!"

„Beides kann nicht beſtehen —"

„Es kann!" —

„Wirſt du beharrlich bleiben bei dieſem Gedanken?"

„Bis in den Tod!"

„Unglücklicher! höre dein Urtheil —"

„Wer ſetzte dich mir zum Richter?"

„Herzog Severo —"

„Wie? — Herzog Severo? — Sprich! was kann er über mich verhängen?"

„Ewiges Gefängniß."

„Ich bin Prinz!" —

„Er Vater!"

„Und Tiraun!"

„Schweig! damit dich nicht der Zorn deines Vaters ereile. Jetzt iſts noch Zeit, ihm zu entgehen, wenn du willſt, ehe das Stundenglas ausgelaufen iſt, das dein Schickſal beſtimmt. Vier und zwanzig Stunden noch, Jüngling! eine kurze Friſt, aber doch lange genug, zu überlegen und zu wählen. Leben und Freiheit, beides hängt von dir ſelbſt ab. Benutze die dir verſtattete Bedenkzeit und gieb dann entſcheidende Antwort."

Das augenblickliche Schwinden der Flamme, die wiedereintretende Finſterniß und ein minutenlanges Gepolter und kettenartiges Geraſſel ließ ihn ahnden, daß auch der Geiſt verſchwunden ſeyn müßte, der ihn auf eine ſo ſonderbare Weiſe ſchon zweimal beunruhiget hatte.

Todtenähnliche Stille herrſchte nun wieder im ſchauerlichen Gewölbe. Unbeweglich ſtand Antonio, von nächtlichem Dunkel umhüllt, mehrere Minuten auf demſelben Platze, glaubte noch immer die Stimme des Warners zu

hören, noch immer die lodernde Flamme zu sehen, die seine Augen blendete und ihm Bewunderung entlockte, als er sich mit einmal durch das linde Wehen eines balsamischen Lufthauchs wie aus einem Traume geweckt fühlte und im nemlichen Augenblicke eine Hand die seinige faßte, deren sanfter Druck deutlich bewieß, daß es die Hand eines Weibes war.

Sein ganzes Wesen gewann eine andere Richtung. Er glaubte, in Versuchung zu gerathen, als eine bekannte Stimme leise ihn anredete und auffoderte, ihr zu folgen.

„Man will Euch morden," sagte die Stimme — „Säumet keinen Augenblick, auf Eure Rettung bedacht zu seyn."

„Wer bist du?" fragte Antonio, unschlüssig, ob er folgen, oder bleiben sollte, denn er war wirklich durch diese Erscheinung mehr überrascht und erschüttert, als durch die ganze vorhergehende Szene. Es mit einem Weibe zu thun zu haben, erregte Mißtrauen in seiner Seele. Weiber haben schon so manches

Unheil geſtiftet, dachte er bei ſich ſelbſt — Wie? wenn dieſes Gaukelſpiel das Werk eines Weibes wäre? —

„Kennt Ihr Margaliſſen nicht?"

„Gieb mir ein Zeichen!"

„Welches?"

„Angelikens Leibſtück."

„Il tempo vola —"

„Wie kamſt du in dieſen Kerker?"

„Davon zu einer andern Zeit. — Nur der gegenwärtige Augenblick kann Euch retten, ſonſt keiner."

„Wohin willſt du mich führen?"

„Wohin Ihr es wünſchet."

„Zu Angeliken? — Wo iſt ſie?"

„Bei ihrem Vater."

„Im Kerker?"

„Graf Benedetto war nie im Kerker."

„Nie? — Was ſagſt du? — Wo war er denn?"

„Das werdet Ihr von ihm ſelbſt hören."

Mit dieſen Worten faßte ſie ihn abermals bei der Hand und zog ihn langſam mit ſich fort. Er folgte ihr unwillkührlich und faſt mechaniſch, eben ſo ſehr von Mistrauen, als von Begierde erfüllt, von der ſich ihm darbietenden Gelegenheit Gebrauch zu machen. Denn es war ja nichts wahrſcheinlicher, als daß ſeine Führerin, die er wegen des undurchdringlichen Dunkels in den Gängen, durch die er ihr folgen mußte, nicht zu erkennen vermochte, um die Betrügerei wußte, wofür er das Ganze des nächtlichen Ereigniſſes hielt, da ihre Erſcheinung ſo augenblicklich auf daſſelbe erfolgte und er nicht abnehmen konnte, wie es ihr außerdem möglich geweſen wäre, in das räthſelhafte Verhältniß einzudringen, in welchem er, alles Strebens und Forſchens ohngeachtet, keinen Ausgang zu entdecken vermögend geweſen war. Ihm durch das gegebene Zeichen ſich kennbar zu machen, konnte ihr etwas Leichtes ſeyn, da es ja nichts unmögliches war, daß ſie eine Bekannte, viel-

leicht gar eine Freundin Angelikens seyn konnte, die auf seine Person Absichten hätte und ihn immer tiefer ins Labirinth hineinführen wolle, in dem er sich bereits erblickte.

Der Weg, auf dem seine Führerin ihn leitete, gieng Treppen auf, Treppen nieder. Er folgte ihr schweigend, begierig auf den Ausweg, den diese Wanderung gewinnen würde und mit dem Vorsatze, sich, wenn er im Freien seyn würde, durch die Flucht zu retten. Doch es blieb nur beym Vorsatze; denn die Ausführung stand nicht in seiner Gewalt und er sah sich, nach Verlauf von einigen Minuten, aufs neue getäuscht und in seiner Meinung bestärkt, als seine Führerin ihm sagte: daß sie nunmehr am Ziel wären — und ihn bei Eröfnung einer Thüre, die von selbst aufzuspringen schien, in ein Zimmer hineinschob, dessen glänzende Beleuchtung seinen Augen fast unerträglich war und mittelst eines aromatischen Duftes seine Sinnen benebelte.

Er hatte Mühe, ſich aufrecht zu halten und der Wirkung der Luft, die ſeinen neuen Aufenthalt erfüllte, Widerſtand zu leiſten. Seine Führerin war verſchwunden und er allein, ſich ſelbſt überlaſſen. Da ſtand er und wagte es kaum, die Augen aufzuſchlagen und allmählig nur gewöhnte er ſich an die Luft, die ihn umgab und an den ungewöhnlichen Glanz und die Pracht ſeines Zimmers, das im höchſten Geſchmacke der Zeit möblirt war und von dem Stande ſeines Beſitzers zeugte, der wenigſtens der eines Fürſten ſeyn mußte.

An den Wänden und Pfeilern deſſelben waren Gemälde aufgehangen, die ſeine Aufmerkſamkeit weckten und ihm die Ahnenreihe der Herzoge von Peſchia kennen lehrten. Ein Umſtand, der ihn einige Augenblicke ſtehen machte und zum ernſteſten Nachdenken auffoderte.

„Wo bin ich?“ ſagte er. — „In dieſem Zimmer? — Wie kamen dieſe Gemälde hieher? — Wie der Eigenthümer deſſelben in ihren Beſitz? — Was hat Matgaliſſa hier zu

ſchaffen? — War ſie es, oder war ſie es nicht?" — Dieſe und mehrere ähnliche Fragen drängten ſich auf einander, indeß er beim weitern Verfolg der Kunſtwerke, die ſeine Augen feſſelten und ſeiner Denkkraft Beſchäftigung gewährten, das Bildniß jenes andächtigen Beters wahrnahm, der bei ſeiner Einſegnung in der Kapelle gegenwärtig war und mit dem bekannten Greiſe vollkommene Aehnlichkeit hatte.

Kein Wunder, wenn er bei dieſem Bilde länger weilte, als bei den vorhergehenden allen, jeden Pinſelſtrich, jeden Zug mit den Zügen dieſes räthſelhaften Mannes genau verglich, dann ihn, vielleicht als den letzten ſeines Stammes, unter einer Reihe glorreicher Regenten, denen er ſelbſt ſo nahe verwandt zu ſeyn glaubte, abgebildet zu finden und die dunkeln Reden ſeiner liebenswürdigen Angelika über die eben ſo dunkeln Schickſale ihres Vaters erwog und von Moment zu Moment, in ernſthaften Betrachtungen ſich verlierend, auf

die Löſung dieſes Geheimniſſes begieriger wurde.

Unermüdet ſtand er vor dem Bilde, das in der Gallerie dieſer herzoglichen Ahnen den Beſchluß machte unter welchen er bereits den Namen ſeines eigenen Stammvaters bemerkt zu haben glaubte. Dieß veranlaßte ihn, ſie der Reihe nach von unten hinauf und wieder zurück noch zwei- dreimal zu paſſiren und ſeine Betrachtungen bei der jedesmaligen Rückkehr zu dem letzten derſelben wieder von vorne anzufangen.

Unwillkührlich, ohne an Ruhe oder Schlaf zu denken, ſetzte er ſich auf ein neben ihm ſtehendes Sopha, das elaſtiſch und geräumig genug war, ihn zum Genuß einer zwölfſtündigen Ruhe einzuladen. Kaum hatte er Platz genommen, ſo ſah er ſich mit einmal in ſeinen Betrachtungen unterbrochen und durch ein auf der entgegengeſetzten Seite ſeines Zimmers, um die er ſich bis jetzt noch gar nicht bekümmert zu haben ſchien, hängendes Bild eines

Mädchens auf eine sehr angenehme Weise aufgeschreckt und durch und durch erschüttert. „Himmel! was ist das?" rief er und schwang sich schnell wieder empor. — „Ja! sie ist es — das ist Angelikens Bild — alle Züge, so deutlich, so treffend, als ob es das Original selbst wäre. — Aber doch nur das Bild? — Nicht das Original selbst? —"

So unzufrieden er auch war, sich bloß am Bilde seiner angebeteten Angelika begnügen zu müssen, so fühlte er doch Linderung seines Schicksals, glaubte, ihr nahe zu seyn und lebte der gewissen Hofnung, sie bald wieder in seine Arme zu schließen. Jeder Argwohn wider die wohlthätige Person, die ihn wenig Minuten zuvor aus dem Kerker geführt hatte, schwand aus seiner Seele und ein herzliches Dankgefühl nahm an dessen Stelle Platz. Denn so unbekannt ihm auch sein neuer Aufenthalt war; so glaubte er doch gewiß, diesen Ort für das Eigenthum des Grafen ihres Vaters halten zu müssen und erwartete stündlich, ja!

faſt augenblicklich, nähere Auflöſung und Enträthſelung des Ganzen.

Nichts, als ſeine Liebe denkend, ſtand er vor dem Bilde, das mit unauslöſchlichen Farben ſchon längſt ſeiner Seele eingeprägt war, muſterte jeden Zug, jeden Pinſelſtrich und fand zwiſchen dem Bilde und dem Originale ſelbſt weiter keinen Unterſchied, als den einer kraftvollen Herausarbeitung aus ſich ſelbſt, welchen ein Zeitraum von ohngefähr vier Jahren auf Seiten des letztern bewirkt haben konnte.

Je länger er ſtand und ſah und ſein Auge am Anblick dieſes herrlichen Meiſterſtücks bildender Kunſt weidete, deſto gröſſer wurde ſein Verlangen nach ihr und die Zeit entſchwand ihm ſo ſchnell, daß er glaubte, kaum einige Minuten in ſeinem neuen Aufenthalte verweilt zu haben, als er durch das linde Wehen eines aromatiſchen Lufthauchs, rein und heiter und ſüß, wie Maienhiazinthenduft, ſich in ſeinem glücklichen Traume geſtört ſah und mit ihm den Morgen heraufdämmern zu ſehen wähnte.

Er athmete ſchnell und freier, als er in ſeinem Kerker, den er ſeit wenig Stunden erſt verlaſſen hatte, wagen konnte und glaubte mit jedem Augenblicke, ſich dem gewünſchten Ziele zu nähern. Aber eine unverhofte Mattigkeit, die er ſich nicht erklären konnte, überfiel ihn in dem glücklichſten Momente, deſſen er ſeit zweimal vier und zwanzig Stunden genoß. Er hatte Mühe, das Sopha zu erreichen. Ihm war, wie einem Trunkenen, ſeine Sinne ſchwanden und er fiel, in gänzlichem Nichtbewußtſeyn ſeines Selbſts, in einen anhaltenden Schlummer.

„Wir ſind am Ziele," ſagte Graf Benedetto zu Angeliken, mit ſeinen Armen ſie umſchlingend — „der Prinz iſt in unſrer Gewalt; nur auf dich wird es ankommen, dir die Krone aufs Haupt zu ſetzen, die man deinem Vater ſchändlich verweigerte."

Mit dieſen Worten begann die erſte Unterredung zwiſchen Angeliken und ihrem Vater, nachdem ſie ihn der Gefahr, als Staatsverbrecher auf dem Schaffott ſterben zu müſſen, entriſſen zu haben glaubte, in der ſie ihn vor wenig Tagen noch erblickt hatte, ohne zu wiſſen, oder im mindeſten zu ahnden, daß ſeine Gefangenhaltung bloß zum Schein von ihm ſelbſt veranſtaltet geweſen. Abſichtlich ließ er ſie bei dieſer Meinung, ſuchte ſie mehr und immer mehr zur Ausführung ſeines groſſen Beginnens anzufeuern und ihren Durſt nach Rache durch mancherlei triftige Gründe zu unterhalten. „Deine Verbindung mit Antonio," ſagte er — „war nothwendig, um durch ſie den Prinzen zu fangen, deſſen Entfernung allein mir den Weg zum herzoglichen Stuhl von Peſchia bahnen kann und muß. Ohne ihn vermag der Herzog nichts wider den Anhang, den ich mir durch Jahrelange Arbeit zu verſchaffen wußte. Mich der Perſon des Prinzen zu verſichern, war das Ziel dieſer Arbeit. Es

zu erringen, ſcheute ich keine Mühe, keine Gefahr; und um deinetwillen, Angelika! wagt' ich ſchon mehrmals mein Leben. Die Bahn iſt gebrochen; zu vollenden, was ich angefangen habe, überlaß ich nun dir. Mit dieſem Dolche — Angelika! du verſtehſt mich — an ihm klebt das Blut eines Ahnherrn und ſchon zuckte man ihn gegen deinen Vater, als ein treuer Diener des gemordeten Herzogs mich aus der Wiege riß, mit ſeinem Arm mich ſchützte und bis ins achtzehnte Jahr meines Lebens als ſeinen Sohn erzog. Von ihm unterſtützt' erneuerte ich meine Anſprüche; aber er wurde ein Opfer ſeiner Anhänglichkeit an der gerechten Sache. Ich muſte fliehen und zu ſchwach gegen meinen Gegner damals die Ausführung meines Unternehmens bis auf einen glücklichern Zeitpunkt verſparen. Ich floh nach Sizilien, vermählte mich mit der Tochter eines mächtigen Vaſallen, der ſich meiner Gerechtſame annahm und mit vereinten Kräften den Herzog von Peſchia zur Abtretung meines

väterlichen Erbes zu zwingen ſich erkühnte. Aber vergebens! Graf Villavecchia wurde meuchelmörderiſcher Weiſe umgebracht und ich als Majeſtätsverbrecher zu lebenswierigen Gefängniß verurtheilt. Umſonſt flehte Bianka um meine Loslaſſung — die Stunde deiner Geburt war die Stunde ihres Todes! — Harm und Verdruß über mein grauſames Schickſal hatten ihre Kräfte erſchöpft und ſie erlag im Kampfe.'!

Minutenlange Pauſe. Eine Thräne perlte im Auge des Grafen. Dank- und gefühlvoll faßte Angelika die Hand ihres Vaters, trocknete mit dem Schweißtuche ihm die naſſe Wimper und ſagte: Dieſe Thräne — ha! ſie gilt dem Andenken meiner Mutter —

„Meiner Bianka! — "

Begierig auf das Ende dieſer Geſchichte, wagte es Angelika nicht weiter, ihren Vater zu unterbrechen. Ihr Entſchluß war gefaßt; aber ſie hielt es der Klugheit gemäß, ihn ausreden zu laſſen und ihm dann zu zeigen, mit welcher Entſchloſſenheit ſie bereit wäre, alles

zu thun, ihn in den Beſitz ſeines väterlichen Erbtheils zu bringen.

„Herzog Severo," fuhr der Graf fort — „war bereits ſeinem Vater in der Regierung gefolgt. Um ſeinen Thron zu ſichern, glaubte er vollenden zu müſſen, was jener angefangen hatte und entfernte die wenigen Rechtſchaffenen, die noch um ihn waren und ihm gefährlich ſchienen, je dringender ſie baten, ſeinen Grauſamkeiten ein Ziel zu ſetzen und ſich mit mir, als dem rechtmäßigen Erben von Peſchia, in Unterhandlungen einzulaſſen. Einige ſogar wurden ein Opfer ihres Patriotismus, wenige nur entgiengen ſeiner Rache durch die Flucht und freiwillige Entſagung ihrer Würden. Unter den letzteren, die man als verbannt und geächtet deklarirte und ihrer Güter beraubte, war Graf Anſelmo. Ihm haſt du deine Erziehung zu danken. Er war es, der dich mit väterlicher Sorgfalt pflegte und deiner ſterbenden Mutter die Augen zudrückte. In ihm lernte ich einen Freund

kennen, mit ihnen auf der ganzen weiten Erde fand, der mit Verachtung seines eigenen Lebens, das Aeußerste wagte, die Unschuld zu retten. Edel, groß und unternehmend, wie sein Vater, begann er das Wagstück, das, wär er verrathen worden, ihm den Kopf gekostet haben würde. Während der fürchterlichen Katastrophe, in der so mancher edle Peschianer das Schaffott zierte, arbeitete er stillschweigend, mit Zuziehung einiger wenigen an meiner Befreiung, schafte sein ganzes Vermögen in Sicherheit und entsagte noch an dem nämlichen Tage, an dem es ihm gelungen war, meine Wächter zu bestechen und die Pforten meines Kerkers zu sprengen, seinem Posten. Er floh nach Neapel, kaufte sich ohnfern dieser königlichen Residenz ein kleines Landguth und widmete sich seit dieser Zeit dem stillen Landleben und deiner und Laurettens Erziehung. —"

„O! der Edle — daß ichs ihm danken könnte. —"

„Er hielt redlich Wort, leiſtete alles, was er als Freund und Erzieher thun konnte und übergab dich, rein und unverfälſcht und vorbereitet auf die Rolle, die du einſt übernehmen ſollteſt, den Händen deines Vaters. Ohne ihn würdeſt du nicht geworden ſeyn, was du biſt; denn meine Verfaſſung geſtattete mir nicht, immer um dich zu ſeyn und du ſahſt mich nur ſelten, Anfangs gar nicht, weil meine Verbannung mir nicht erlaubte, irgendwo lange zu weilen, bis ich mir Freunde erworben hatte, bei denen ich abwechſelnd Schutz und Obdach fand. Ich lebte im ſtrengſten Inkognito und war genöthiget, aus Tag Nacht und aus Nacht Tag zu machen, um diejenigen aufzufinden, die um meinetwillen Haus und Hof verlaſſen mußten und, wo nicht in Mangel und Dürftigkeit, doch wenigſtens in möglichſter Eingezogenheit und Dunkel lebten. Sie zu gewinnen und ihrer Treue und Ergebenheit mich zu verſichern, koſtete mir Schweiß und Mühe und Jahrelanges Wirken und Thä-

tiaſeyn, um mich endlich an ihre Spitze zu ſtellen und die beleidigten Peſchianer zu rächen. Bis dahin war es nothwendig, unter mancherlei Geſtalten umherzugehen, um den Nachforſchungen, die der Tiraun von Peſchia noch immer fortſetzte, auszuweichen und ich erſchien bald als Terminirer dieſer oder jener armen Kloſtergemeinde, bald als reiſender Soldat, Magiker und Taſchenſpieler, bald als Bettler und bald als Bandit. Doch dieſe Nothwendigkeit hat nun ihr Ziel erreicht. Ich werde von nun an unter keiner andern, als meiner wahren Geſtalt erſcheinen, unter keinem Namen auftreten, als unter dem Namen Odoards Graf von Zanetti, und als dieſer durch dich meine Anſprüche auf den herzoglichen Stuhl von Peſchia gültig zu machen und zu behaupten wiſſen. — Jetzt, Angelika! iſt es an dir, meine Arbeiten zu krönen und dich des Thrones würdig zu machen, zu dem du gebohren wurdeſt."

Mit dieſen Worten gab er ihr den Dolch, verließ auf einige Minuten das Zimmer und

gestattete ihr Zeit zum Nachdenken. Doch die Frist war von kurzer Dauer und sie stand noch in derselben Stellung, wie betäubt und sinnenberauscht, als der Graf wieder eintrat und durch die Frage: Nun, Angelika! was ist dein Entschluß? — wie aus einem Traume sie weckte.

Man kann sich den Zustand ihrer Seele denken; die ausserordentliche Wirkung, welche die Erzählung aus dem Munde ihres eigenen Vaters auf sie machte und die glänzenden Aussichten, die nothwendig ihrem Herzen schmeicheln mußten. Alles um sich her vergessend, dachte sie nichts, als den Ursprung ihres Daseyns, die Wiedererlangung einer Krone, um die man sie so schändlich gebracht hatte und die Ausführung ihres Beginnens, der gerechten Foderung ihres Vaters Genüge zu leisten.

Der Prinz von Peschia schien ihr die einzige Ursache von der Gefangenhaltung ihres Vaters zu seyn und noch stand die Szene, wie sie seine Wächter bestochen und durch ein von ihm

ſelbſt erhaltenes Arkan eingeſchläfert zu haben glaubte, zu neu und zu lebhaft vor ihren Augen, als daß ſie nicht hätte den zweiten Schritt wagen und ihn einer ſeinen Abſichten im Wege ſtehenden Perſon entledigen ſollen.

„Vater!" ſagte ſie mit heiſchendem Blicke und hochglühender Wange, nach Rache dürſtend — „wo werd' ich ihn finden?"

„Im zweiten Zimmer der dritten Gallerie dieſes Hauſes, erwiederte der Graf, nahm ſie bei der Hand, führte ſie die Stiege hinauf und öffnete eine Thüre, die in ein dunkeles Gemach führte, das nur matt erleuchtet und mit zwei Seitenthüren verſehen war, zu deren einer er ihr den Schlüſſel gab, indem er ſagte: Aber hüte dich, ihn ſchlafend zu morden, damit er nicht in ſeinen Sünden dahinfahre und dich dort oben anklage, daß du ihm nicht Zeit ließeſt, ſeine Seele zu retten."

Er trat ſeitwärts und kaum hatte Angelika die Flügelthüre aufgeriſſen, als ſie hinter einer Gardine ſtand, die ſich ſogleich bei ihrem

Eintritte, ohne von ihrer Hand berührt zu werden, von einander that und ihren Augen ein außerordentlich überraſchendes Schauſpiel darſtellte.

Das nemliche Zimmer, in welchem wir Antonio ſchlafend verließen, ſetzte auch Angelikan in Verwunderung und Staunen und ſie vermochte ſo wenig wie er, den Anblick zu ertragen, den die blendende Beleuchtung und der ungewöhnliche Glanz deſſelben gewährten. Sie ſtand mehrere Minuten, wagte es kaum, die Augen aufzuſchlagen, fühlte ſich wie betäubt und nur allmählig durch einen angenehmen Duft, der ſich um ſie her verbreitete, wieder zu ſich ſelbſt gebracht und geſtärkt, ſich aufrecht zu halten.

„In dieſem Zimmer?" ſagte ſie, indem ſie wieder die Augen aufſchlug, ſorgfältig die Gegenſtände deſſelben maß und unter ihnen den ihrer zu vollendenden Rache ſuchte.

Abermaliges Staunen bemächtigte ſich ihrer, als ſie einen Schritt vorwärts thuend,

auf dem ihr in die Augen fallenden Sopha den Unglücklichen zu finden glaubte, der ein Opfer ihrer Rache werden ſollte. Sie nahte ſich ihm leiſe, als wollte ſie ſeine letzte Ruhe nicht ſtören und hätte gern den Mordſtahl, in der Hand ihn ſchwingend, in ſein Blut getaucht; aber ihn ſchlafend zu morden, war ja wider den Befehl ihres Vaters und wider ihr eigenes Gefühl, Barmherzigkeit zu üben und ihn nicht im Rauſche ſeiner Sünden ohne Buße und Bekehrung hinfahren zu laſſen. Und doch hätte ſie ſo gern vollendet, was ihr aufgetragen war.

Schon war ſie im Begriffe, umzukehren und ihren Vater um Aufſchub ihrer Rache bis zu einem günſtigern Augenblicke zu bitten, als ſie dicht ans Lager des Schlummernden hintrat und ſich feſt überzeugen wollte, ob er wirklich ſchlafe, oder vielleicht ſchon auf eine natürliche, oder unnatürliche Weiſe ſeiner Laufbahn Grenzen geſetzt hätte. Der Prinz lag mit dem Geſichte nach der Wand zugekehrt

und genoß eben eines ſanften Schlummers. Sie bog ſich über ihn um ſeinen Athemzug zu belauſchen und — Himmel! welch Entſetzen — jetzt erſt erkannte ſie in dem Schlummernden, zum Gegenſtande ihrer Rache beſtimmten Unglücklichen ihren lieben treuen, zärtlichen Antonio.

„Jeſus Maria! Antonio? — Mein Gemahl!“ ſchrie ſie mit lauter Stimme, ſchleuderte den Dolch weit von ſich und ſtürzte ſich über Antonio hin, der in demſelben Augenblicke durch ihr Geſchrei erwachte und ſich aufrichten wollte, den Neider ſeines glücklichen Schlummers zu ſtrafen.

Gott! welch ein entgegengeſetztes Gefühl in dem Herzen dieſer beiden Liebenden. Freude, unausſprechliche Freude von der einen, wüthender Schmerz und Jammer von der andern Seite.

Angelika wußte nicht, wie ihr geſchah. Kindliche Liebe hatte bis jetzt die Oberhand behalten, aber der gegenwärtige Augenblick

ſetzte ihr neue Grenzen und die Liebe zu Antonio nahm ihre Stelle ein. Dieſer ſchätzte ſich über alles glücklich, ſie, die er mehr als ſein Leben liebte, nach einer Trennung von zweien langen Tagen wieder in ſeine Arme zu ſchließen und war über ihr Erſcheinen im mindeſten nicht betreten, da er, ſeit ſeinem Aufenthalte in dieſem Zimmer, in das ihn Margaritta ſelbſt geführt hatte, ihr nahe zu ſeyn glaubte und ſich mit jedem Augenblicke ihres Eintritts verſah.

Angelika war außer ſich. Zwar ſuchte ſie ſich zu faſſen, aber die Ueberraſchung war zu ſchnell, als daß ſie ihre Verlegenheit hätte bergen können und Antonio juſt in einer ſolchen Stimmung, in welcher ihm der geringſte Grad von Schmerz, Betrübniß, oder anſcheinender Kälte auffallend und empfindlich ſeyn mußte.

Von ſeinen Armen umſchlungen, lag ſie einige Minuten ſprachlos, und barg, ſchluchzend, ihr Geſicht an ſeinem Buſen. „Um

Gottes willen, Angelika!" redete er ſie an — „was iſt dir? — — Du ſchweigſt? — Das iſt nicht Gefühl der Freude, das dich belebt, das iſt Gefühl des Schmerzens! — So brannten deine Thränen nie." —

„Laß uns fliehen, Antonio! — Sie wollen dich morden —"

„Morden? — Wer könnte das?" —

„Der Unglückliche, dem dein Großvater ſein väterliches Erbe raubte."

„Mein Großvater?" —

„Ich bin die Tochter eines Herzogs und mein Vater der große Bandit, auf deſſen Kopf ein hoher Preis geſetzt iſt." —

„Was ſagſt du? — Angelika! Dein Verſtand leidet — du ſprichſt im Wahnſinn."

„Siehſt du nicht dieſen Dolch?"

„Himmel! was ſeh' ich?" —

„Er galt deinem Leben" —

„Gott!" —

„Laß uns fliehen! — Oder in dieſem Augenblicke mich in deinen Armen ſterben."

„Um Gottes willen, — Angelika! was that ich? — Was thateſt du?" —

„Ich kam, dich zu morden" —

„Du mich? — Auf weſſen Befehl?"

„Auf Befehl meines Vaters."

„Was that ich deinem Vater, daß er meinen Tod fodern könnte?"

„Der unrechtmäßige Beſitz einer Krone, die ihm gehörte" —

„Wie? — So wäre dein Vater" —

„Herzog von Peſchia."

„Angelika!" —

„Seine Rache verfolgt dich." —

Indem ſie dieſes ſprach, trat Graf Odoardo ein, ohne von beiden ſogleich bemerkt zu werden, denn er hatte inſt eine Stellung gewonnen, in der er ungeſehen Aug'- und Ohrenzeuge ihrer Unterredung ſeyn konnte. Unausſprechliche Freude belebte ſein Inneres, und ſein Auge weidete ſich am Anblick der Liebenden, die ſich feſt umklammert hielten

und, Stand und Reichthum vergeſſend, nichts als ihre Liebe dachten.

Beider Herzen waren in der heftigſten Bewegung. Lieber hätte Angelika ſich in ihre vorige Unwiſſenheit und Unbefangenheit zurückgeſetzt geſehen und gern aller Anſprüche auf Reich und Krone entſagt; lieber nicht wiſſen wollen, aus fürſtlichem Blute entſproſſen zu ſeyn und ihren geliebten Antonio gern für einen gemeinen von Adel gehalten, um mit ihm in irgend einem Winkel der Erde ihre Tage in ſtiller Einſamkeit verleben zu können. Sie war ja bisher ſo glücklich geweſen, ohne dieß alles zu wiſſen, warum ſollte ſie denn nun mit einmal unglücklich ſeyn und ihre Hände mit dem Blute eines Unſchuldigen beflecken, mit dem ſie ſich ſogar durch die heiligſten Bande vereinigt hatte? — Warum wollte man dieſe Bande auf eine ſo ſchreckliche Weiſe trennen und ſie zur Verbrecherin machen, wenn, was ſeit einer Reihe von mehr als funfzehen Jahren nach ihrer

Meinung ins Reich der Unmöglichkeiten gehörte, mislingen ſollte? — Warum durch ihre Hand ausführen, was männliche Kräfte nicht vermocht zu haben ſchienen? — Gedanken, die ihr den Kopf wirbelnd machten und ihr Herz ſogar wider denjenigen empörten, dem ſie ihr Daſeyn zu danken hatte und kindliche Liebe und Ehrfurcht ſchuldig zu ſeyn glaubte. Dieſes Gefühl, das ſo ganz ihre Seele erfüllte, hatte den höchſten Grad erreicht, aber der gegenwärtige Moment lehrte ſie, daß das Gefühl der Liebe zu Antonio mächtiger und allgewaltiger war und ſie ſtark machte, mit ihm, wider den ſie unwiſſend den Dolch ergriffen hatte, in den Tod zu gehen. Denn ſie glaubte gewiß, daß ihr Vater ihr folgen und ſich von der Ausführung ihres mörderiſchen Beginnens würde überzeugen wollen und dachte in der ſchrecklichſten Verwirrung nicht an die Worte, die er einſt zu ihr ſagte: Deine Verbindung mit Antonio war nothwendig.

Nicht minder groß war Antonios Verwirrung. Nur zu bald hatte ſich die Freude, Angeliken wiederzuſehen, in Schmerz und Traurigkeit verwandelt. Wie groß, wie ſtark ſeine Liebe zu ihr war, dieß zu fühlen, war außer ihm keinem menſchlichen Weſen möglich. — Und er ſollte ſich wieder losreißen von ihr? — Sollte von ihren Händen ſelbſt das Band aufgelöſt ſehen, das ihn erſt vor wenig Tagen mit ihr verbunden hatte? — Es war ihm alles, wie ein Traum. — Keiner unedlen Handlung ſich bewußt, ſollte er das Opfer der ſchrecklichſten Rache werden, mit welcher Angelikens Vater ſich den Weg bahnen wollte zum Throne, den er, Antonio, einſt rechtmäßiger Weiſe zu beſteigen gedachte? — Wozu all' die Vermahnungen des Greiſes, der ſo herzlichen Antheil an ſeiner Verbindung mit Angeliken genommen zu haben ſchien? — Wozu all' die miſtiſchen Verhandlungen und Verfügungen, die ihm auf die Löſung dieſer räthſelhaften Kataſtrophe eben ſo aufmerkſam, als begierig und

ſtark machten, ſie mit männlicher Standhaftigkeit zu erwarten? — Wie? wenn dieß alles nur Prüfung wäre? — Sollte nicht ſeine Verbindung mit Angelikan das einzige Mittel ſeyn, ihren unglücklichen Vater zu retten? — War dieſe Bedingung nicht erfüllt? — Wäre es nicht von Seiten ihres Vaters der äußerſte Grad von Undank und Grauſamkeit geweſen, ihn dennoch ſeiner Rache zu opfern, um ſich in den Beſitz ſeines Eigenthums zu bringen, an deſſen Beraubung er doch nicht den mindeſten Theil hatte? —

Unmöglich! ſo dachte und handelte Angelikens Vater nicht.

„Ruhig, Angelika!" ſagte er, mit heißer Inbrunſt ſie an ſein Herz drückend, auf jeden neuen Ueberfall gefaßt und von der glücklichſten Meinung beſeelt. „Der Mann," fuhr er fort auf den Dolch zeigend, der ſeitwärts zu ihren Füßen lag — „der dir den Mordſtahl in die Hand gab, war nicht dein Vater."

„Er war es!"

„Er war es? — Graf Odoardo war es? — Ha, bei Gott, Angelika! hättest du den Dolch wider mich gezückt, namenlos wäre das Opfer geweſen, das du der Rachſucht eines erzürnten Vaters dargebracht hätteſt. —" „Nein! nein, Angelika! das war der Wille deines Vaters nicht — in der Abſicht gab er dir den Dolch nicht."

„Antonio! — Wie hätte er wiſſen können —"

„Sprich! wo iſt er?"

„Im nächſten Zimmer."

„So laß uns keinen Augenblick verweilen!"

„Antonio! was willſt du?"

„Zu ihm! — Zu ihm! — Niederfallen, ſeine Kniee umfaſſen und um ſeinen Segen flehen —"

„Antonio —"

„Unmöglich! — Biſt du Odoardos Tochter, ſo kann dieſer Sieg uns nicht entgehen. Mit vereinten Kräften laß uns ſein Herz beſtürmen und durch die Harmonie unſrer Seelen Friede ſtiften zwiſchen ihm und Herzog Severo."

Dieſes edle, mit männlicher Entſchloſſenheit verbundene Beginnen gewährte Angelikan neuen Muth und brachte Ruhe und Zufriedenheit in ihre Seele zurück.

Kaum hatte Antonio geendet, ſo ſchwang ſie ſich von neuem ihm um den Hals, drückte einen dreifachen Kuß ihm auf die Lippe und ſicherte durch die feurigſte Umarmung ihm einen glücklichen Ausgang ſeines Unternehmens.

Schon waren ſie im Begriffe, zu vollenden und das Zimmer zu verlaſſen, als Graf Odoardo aus ſeinem Hinterhalte hervor und ihnen in den Weg trat, indem er ſagte: Ich will euch die Müh' erſparen — beider Hände faßte und beide zugleich mit ſeinen Armen umſchlang, indem ſie niederfallen und ſeine Knieg umfaſſen wollten.

„Mein Vater!" — war alles, was Angelika ſagte und

„Auch mein Vater!" — alles, was Antonio in dem Augenblicke vermochte, der ſo glücklich ihn überraſchte und in einer Perſon

mit eins ſeinen Freund, den mahnenden Greis, jenen frommen Beter in der Kapelle und den Vater ſeiner Angelika kennen lehrte.

„Es war alles nur Prüfung," begann der Graf — „aber ihr habt beide gut beſtanden. Ich bin euch Dank ſchuldig, dafür, daß ihr mir den Weg bahntet zur Ausſöhnung mit Herzog Severo und ich hoffe, ihr werdets dem väterlichen Herzen gern verzeihen, daß ich ſo und nicht anders handelte. Fragt mich nicht um die Urſache. Laßt euch vor der Hand begnügen zu wiſſen, daß mein Plan Anfangs nur dahin gerichtet war, mich durch Liſt meines Eigenthums zu bemächtigen und fürchterlich der mir zugefügten Beleidigungen halber zu rächen. Aber Zeit und Umſtände änderten meinen Vorſatz. Meine Rache iſt geſättiget. Hätteſt du aber — Antonion meinend — die Probe weniger ausgehalten, weniger meiner Bitten und Drohungen, die ich wechſelsweis an dich ergehen ließ, geachtet, dann wäre ich bei Gott! nicht um ein Haar breit von meinem Plane

gewichen — hätte dem Herzoge, deinem Vater, die Schwere meines Arms fühlen laſſen und zwiefach ihn durch deinen Tod für das Unrecht gezüchtigt, das er mir anthat. Doch um deinetwillen ſey es vergeſſen."

„Großmüthiger Mann!" fiel ihm Antonio ins Wort — „iſt das Eure ganze Rache?"

„Sie iſt es! — Ohne mich wäreſt du ſchon längſt nicht mehr. Bekannt unter dem Namen und Karakter eines neapolitaniſchen Noble war dein Leben mehrmals in Gefahr, aber kein Dolch, den verſchmähte Reize venetianiſcher Buhlſchweſtern wider dich gedungen hatten, konnte dich treffen und kein Bandit durch ganz Italien würde es gewagt haben, ohne meinem Befehl ſeine Hand in deinem Blute zu baden. Mein Arm ſchützte dich und mein Auge wachte über dir. Doch konnte es ohne Prüfung nicht geſchehen. — Der Dolch, den Angelika mit ſich führte, konnte dir nicht ſchaden; es war nur Täuſchung damit."

Hier nahm er den Dolch, der noch auf dem nemlichen Flecke lag und überzeugte sie von der Unschädlichkeit desselben durch eine Feder, mittelst welcher der Stahl in den Heft zurückgetrieben wurde. Angelika staunte, es nicht bemerkt zu haben und wußte in diesem Augenblicke nicht, ob sie ihrem Vater danken, oder mit ihm zürnen sollte, daß er ihrem Herzen Weise gethan. Sie wollte reden; aber Graf Odoardo ließ sie nicht zum Worte kommen und setzte die Erzählung dessen, was bereits in der Streitsache zwischen ihm und Antonios Vater, dem regierenden Herzoge von Peschia vorgefallen und verhandelt worden war, folgendermaßen fort.

„Herzog Severo ist von allem unterrichtet, sagte er. — Während der Zeit eures Umgangs arbeitete ich, von mächtigen Freunden unterstützt, mit unermüdeter Thätigkeit an dem großen Werke, zu dessen Grundlegung ich zwölf Jahre verwendete und Mühe und Gefahren nicht scheute, Männer auf meine Seite zu bringen,

die meine Feinde waren. Ich ließ nicht ab, bis ich ſo glücklich war, meinen Zweck zu erreichen. Daß ich mich zuweilen ſolcher Mittel bediente, die unter andern Umſtänden nicht die rechten geweſen ſeyn würden, entſchuldigte die Lage der Dinge. Meine Sicherheit war das erſte, worauf ich bedacht ſeyn mußte und darum die Lebensart nothwendig, von der ich nur den Namen mir borgte. So lange ich für das galt, was ich in der That nicht war, wurde weniger Blut vergoſſen, als jemals, denn der Bandit von Profeſſion hatte mehr Urſache, mich zu fürchten, als jeder andere. Nur dann erſt würde ich gethan haben, was ich zu wollen ſcheinen konnte, aber mit äußerſter Strenge gegen mich ſelbſt als das wichtigſte Geheimniß in meinem Buſen verborg, wenn die Hofnung, die eure Erziehung mir gewährte, mich getäuſcht hätte. Auch die deinige, Antonio! war mein Werk und deine Lehrer meine Freunde. Von ihr

ſtand alles für mich und für uns alle zu erwarten, Sieg oder Tod."

Wahr, nur auf den Fall fehlſchlagender Hofnungen würde Graf Odoardo ſich der Macht und des Anſehens bedient haben, das er während ſeiner Verbannung ſich zu erwerben gewußt hatte. Sein Sinn ſtand darauf, wenigſtens ſeine Tochter Angelika in den Beſitz des herzoglichen Stuhls von Peſchia zu bringen. Hierzu bedurfte es nun natürlicher Weiſe Zeit, Arbeit und Mühe und das Wichtigſte hieng, nach der Abänderung ſeines Plans, die eine Folge ſeines gemilderten Zorns war, von ihr ſelbſt ab. Hätte er grauſam ſeyn wollen, ſo wäre es ihm etwas leichtes geweſen, früher zu vollenden, was er beabſichtigte; aber der edle Karakter des Prinzen, der, ſo zu ſagen, unter ſeiner Führung, ohne es zu wiſſen, herangewachſen war, ſchmeichelte ihm mit erleichterter Ausführung ſeines Beginnens und Angelikens noch nicht erfolgte Entfaltung jungfräulicher

Reize nöthigte ihn, Anſtand damit zu nehmen.

Durch ſeine Verbindung mit den vornehmſten Männern des Staats, die mit Aufopferung ihres Lebens, wenigſtens ihrer Würden und Reichthümer, ſich für ihn verintereſſirten, gelang es ihm, den Haß Severos zu mindern und mit gütlichen Vergleichsvorſchlägen ſich ihm zu nähern. Der Anhang, den er ſich verſchaft hatte, war zu groß und bedeutend, als daß der widerrechtliche Beſitzer des herzoglichen Stuhls nicht hätte geneigt ſeyn ſollen, ſich mit einem ſo gefährlichen Gegner, wie Graf Odoardo zu werden begann, in Unterhandlungen einzulaſſen.

Schon waren die Friedenstraktaten ſo weit gediehen, daß der gänzliche Abſchluß nur noch auf der Einwilligung ihrer Kinder beruhete, welche die gegenſeitige Neigung derſelben beſtimmen ſollte. In dieſer Abſicht hatte Graf Odoardo die Ankunft des Prin-

gen zu Venedig veranſtaltet und ſeine Bekanntwerdung mit Angeliken als das Werk eines bloßen Zufalls zu veranlaſſen ſich bemüht. Alles, was ſeit dieſer Zeit ſich ereignete, geſchah durch ſein perſönliches Thun und Wirken, da er, wie wir geſehen haben, auf mancherlei Weiſe und unter mancherlei Geſtalten ihnen folgte, über jeden ihrer Schritte ſorgfältig wachte und mittelbar, oder unmittelbar, auf ihre Herzen wirkte.

Hätte er ſich in ſeinen Erwartungen getäuſcht, ſeine Bemühungen fruchtlos und ſeine Abſichten auf die Perſon des Prinzen durch dieſen ſelbſt vereitelt geſehen, ſo war es ja immer noch Zeit, ſeinen Plan zu verfolgen, wie er Anfangs war; allein da glücklicher Weiſe ſich Antonio in ſeine Wünſche fügte, er auch überdieß noch ohne männliche Erben war, ſo konnte er ſichs ja wohl gefallen laſſen, einen Theil ſeiner Foderung nur erfüllt zu ſehen und ſich, was ſeine Perſon anbetraf, gegen anſtändige Schadloshaltung der

Anſprüche auf den herzoglichen Stuhl von Peſchia zu begeben.

Dieß geſchah; jedoch unter der Bedingung, daß Herzog Severo freiwillig der Regierung entſagte und den Szepter Angelikan, als der rechtmäßigen Erbin und Beſitzerin des Reichs, übergab, die ihn ſodann den Händen ihres Gemahls überlieferte und mit ihm gemeinſchaftlich zu führen berechtiget wurde.

Nachdem dieß geſchehen war und die Einwohner von Peſchia ihr den Eid der Treue geleiſtet hatten, veranſtalteten die verſöhnten Väter eine dreitägige Vermählungsfeier ihrer Kinder, bei welcher an Pracht und Glanz nichts verabſäumt werden durfte und viele von denjenigen zugegen waren, die den verbannten und geächteten Grafen Odoardo in ſein Exil begleitet hatten. Unter dieſen fand Angelika ihren Pflegevater, den Grafen Anſelmo und ſeine liebenswürdige Tochter, Laurette, ihre einzige Jugendfreundin und Geſpielin ihrer Kindheit wieder, welche von dieſer Zeit an nicht mehr

von ihrer Seite kam, bis der Tod das Band der Freundſchaft trennte, das ihre Seelen umſchlungen hielt. Ihre Hand und ihr Herz ſchenkte ſie dem jungen Lorenzo, den wir in der Geſchichte als einen Blutsverwandten des Grafen kennen lernten. Er erhielt einen ſeinem Stande angemeſſenen Poſten am Ruder des Staats und war der Freund und Vertraute Antonios und Angelikens. Auch Margaliſſa genoß des unbedingten Wohlwollens dieſes jungen Fürſtenpaares und war ſo glücklich, den kleinen Thronerben, deſſen Pflege und Wartung man ihren Händen anvertraute, unter ihrer Aufſicht heranwachſen und groß werden zu ſehen.

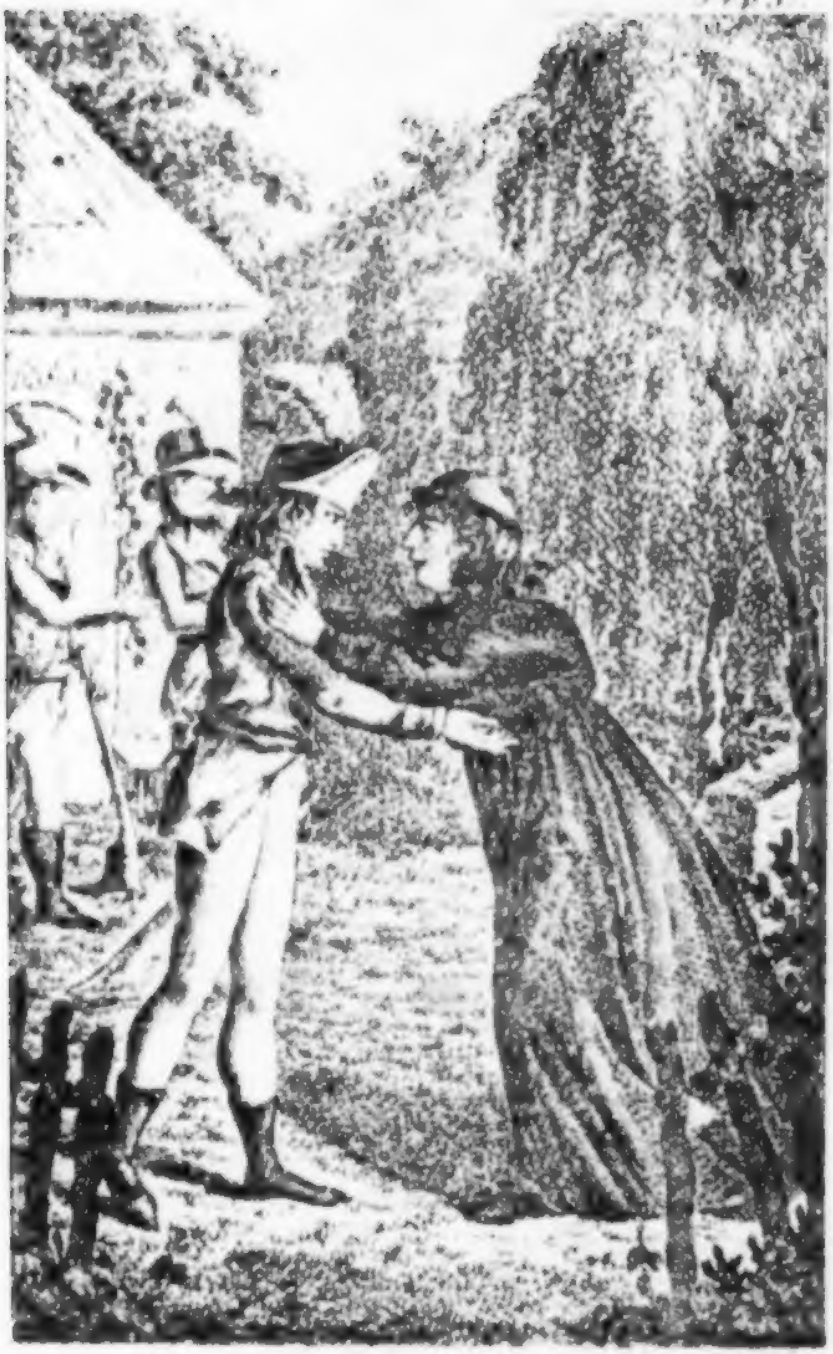
Angelika und Antonio waren glücklich, wie Perſonen ihres Standes zu ſeyn berechtiget ſind, glücklich als Fürſten, glücklich als Gatt' und Gattin, ſo wie als Vater und Mutter. Ihre Pilgrimſchaft glich einer ſteten Luſtwandlung auf blumigen Auen und Wieſen, mit ſüßduftenden Gärten verbunden. Liebe

und Eintracht waren die Grundpfeiler ihres häuslichen Glücks und das unermüdete Bestreben, wohlzuthun, Menschen glücklich und Leiden und Drangsale vergessen zu machen, die Stütze ihres Throns bis in die spätesten Zeiten. Graf Odoardo und Severo aber begnügten sich mit einem Jahrgehalte, wovon sie standesmäßig leben konnten und beschlossen ihre irdische Laufbahn in der Einsamkeit des stillen Landlebens, wo der eine sich mit thätigem Einwirken in die Angelegenheiten des Staats beschäftigte und dem erlauchten Fürstenpaare mit väterlichem Rathe ununterbrochen zur Seite gieng; der andere aber, seinem rauheren Karakter gemäß, in dem Vergnügen der Jagd Beschäftigung und Zerstreuung fand.

So rächte sich Odoardo, der große Bandit, der mit mächtigem Arm alle Dolche Italiens gebunden hielt und nachdem er ohne Blutvergießen das Ziel seines jahrelangen Strebens erreicht hatte, sich damit begnügte,

den braven Peſchianern das Joch abgenommen zu haben, das unter der Regierung der letztern Herzoge ihren Nacken gebeugt hatte, ihnen in Antonios und Angelikens Enkeln und Urenkeln würdigere Regenten gegeben und dieſen den Beſitz ihres väterlichen Erbes bis in die ſpäteſten Zeiten der Nachwelt geſichert zu haben.

Ende.



Jüngling, du hast gesiegt, dein Leben
ist außer Gefahr.

Kasper

der

Wildschützenhauptmann

oder

die Brüder des grauen Ordens.

Eine Räubergeschichte

von

Verfasser der Angelica etc.

1ter Band

Mit Kupfern.

LEIPZIG 1804

bey [illegible]

Kaſpar

der Wildſchützenhauptmann

ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Erſter Theil.

Erſtes Buch.

Nächtliches Dunkel ſenkte ſich über die Flur, dumpf hallten die Glocken der Thürme jenſeits des rauſchenden Stroms, fürchterlich heulten die Winde, die Wipfel der Bäume ſchlugen krachend zuſammen und die Erde bebte unter den Fußtritten der Wandernden. Keine Hoffnung des Beſſerwerdens belebte die Herzen der glücklichen Thalbewohner des ſchönen Tyrolerlandes! die rauhe Spatzeit des ſterbenden Jahres brachte es nicht anders mit ſich, hüllte allmählig die Natur ins Trauergewand und überzog die Spitzen der Berge mit Schnee und Eis. Keine menſchliche Seele war zu hören noch zu ſehen. Nur die getreuen Knechte des unglücklichen Grafen Deuterichs von Ballenſtein aus Schwabenland ſchlugen ſich auf unwegſamem Pfade, Wind und Wetter nicht ſcheuend, durchs Dickigt der kahlen Wälder hindurch.

Absichtlich vermieden sie die Heerstraße und schlugen Nebenwege ein, auf welchen sie das Ziel ihrer Reise eher und sicherer zu erlangen glaubten, die aber oft beschwerlicher und unsicherer waren, als jene. Die Nacht übereilte sie. Sie kamen vom Wege ab; denn es war so finster, daß sie einander auf drey Schritte weit nicht sehen konnten. Kein Wunder, wenn sie auf unbekanntem Pfade sich verirrten und tiefer und immer tiefer in den Wald hineinkamen. Das undurchdringliche Dunkel der Nacht machte es ihnen unmöglich, weiter vorwärts zu dringen und mit dem Schwerdte sich einen Weg durch Dorn und Gesträuche zu bahnen; sie mußten umkehren und eben so mühsam und gefahrvoll rückwärts gehen, um auf die Heerstraße zu kommen, von der sie nach ihrer Berechnung, einige hundert Schritte weit entfernt waren. Ohne daran zu denken, daß sie sich umgewendet hatten, verfolgten sie sorglos und ohne Furcht ihren Rückweg und entfernten sich immer mehr von derselben, weil sie sich auf eine falsche Seite

geſchlagen hatten. Ohngefähr eine halbe Stunde mochten ſie ſo im Finſtern getappt haben, als ſie in einiger Entfernung menſchliche Stimmen vernahmen. Sie giengen darauf los. Schneller, als ſie geahndet hätten, donnerte eine rauhe Baßſtimme ihnen ein ziemlich unhöfliches Wer da? in die Ohren und eine lange männliche Geſtalt vertrat ihnen den Weg.

„Wer ihr auch ſeyn möget!“ erwiederte Wolf, ohne vor ſeinem Gegner zu zittern, der Kopfs länger als er und, ſo viel ihm die Dunkelheit der Nacht zu ſehen verſtattete, bewaffnet war — „wir ſind Reiſende, haltet uns nicht auf und übet Barmherzigkeit.

„Wo gedenkt ihr hin?“

„Nach Italien.“

„Da ſeyd ihr aber falſch.“

„Wir ſind unbekannt. Kennet ihr die Wege beſſer?“

„Wie mich ſelbſt.“

„So habt Mitleid und zeigt uns einen andern Weg.“

„Was gilt's?“

„Wir ſind arme Ritterſsknechte! der dort oben wird für uns bezahlen.“

„Die Anweiſung iſt ſicher! nur möchte die Zahlung ziemlich ſpät erfolgen.“

Wolf und ſein Gefährte merkten wohl, mit wem ſie es zu thun hatten. Dieſer einzige zwar, den ſie nicht ohne Grund für einen Räuber anſahen, vermochte es nicht, ihnen Furcht einzujagen, aber konnten nicht mehrere im Hinterhalte ſtecken? — Leicht möglich! — Um ihr Leben wars ihnen ihnen weniger zu thun, als um die bey ſich habenden Schätze, die ſie gern in Sicherheit gehabt hätten. Darum mußten ſie vorſichtig ſeyn, und ſich auf keine Weiſe durch einige Furchtſamkeit verrathen.

Wie gedacht, ſo geſchehen. Kaum hatte der furchtbare Mann ſie eine Strecke Wegs geführt und aus dem Labyrinthe heraus ge-

bracht, ſo geſellten ſich mehrere zu ihm, die gleichen Gelichters waren und nicht viel Gutes verſprachen. Der eine fragte dies, der andre das; und wollten ſie wohl, oder übel, ſo mußten ſie den Männern folgen, die ihnen zur Seite und vor und hinter ihnen giengen.

Unter dieſer Begleitung kamen ſie ohngefähr nach einer Stunde, an ein mitten im Walde befindliches Häuschen, das ihnen eben ſo wohlthätig einige Ruhe anzubieten, als ihre Beſorgniſſe zu mehren ſchien. Sie trugen Bedenken, hinein zu gehen; doch minderte das Bedürfniß der Ruhe ihre Furcht und die Männer ſchienen weniger zu ſeyn, was ihr Anſehen und Kleidung verrieth. Der matte Schein einer düſtern Lampe erleuchtete das Zimmer, das ſie beim Eintritt nicht ſo gleich zu überſehen vermochten, als ein gemeinſchaftliches Willkommen! ihnen aus mehrern Kehlen entgegen tönte. Die Männer ſetzten ſich um eine runde Tafel, und Wolf und ſein Gefährte mußten ſich zu ihnen geſellen und er-

zählen, was ihnen auf der Reiſe begegnet war und in welcher Abſicht ſie nach Italien zu gehen gedachten.

„Dem verbannten Grafen Deuterich von Ballenſtein zu folgen, hub Wolf an, und Jammer und Elend mit ihm zu theilen. Widrige Schickſale nöthigten ihn, Haus und Hof mit dem Rücken anzuſehen und im Auslande ſein Glück zu ſuchen.“

„Was war ſein Verbrechen?“ fragte einer von den Männern, der ihm zunächſt ſaß und aus einem hölzernen Becher ihm zutrank.

„Liebe um Liebe.“

„Und die koſtete ihm ſo viel?“

„Der Graf hatte eine ſchöne Gemahlin. Sie zog das Auge des Herzogs von * * * auf ſich und wurde ein Opfer ſeiner Leidenſchaft. Gleichviel, wer ihn zum Hahnrei gemacht hatte, der Graf mochte den Schimpf nicht ertragen, ſo wenig, als den Verluſt einer Gattin, die er zärtlich liebte; er ſann auf Rache.“

„Das war recht!“ fiel ihm einer von den Umſitzenden ins Wort und trank auf die Geſundheit des unglücklichen Grafen.

„Und was that er? fragte ein zweiter.“

„Er erwiederte gleiches mit gleichem, fuhr Wolf in ſeiner Erzählung fort. — Der Graf war ein eben ſo ſchöner, als gefälliger Mann; ſeine Bildung feſſelte das Auge der Herzogin und ſeine Artigkeit bezauberte ihr Herz. Mathilde begünſtigte den kühnen Ritter, der Anfangs mehr aus Rache, als Neigung um ihre Reitze buhlte und ſich ihr unentbehrlich zu machen wuſte. Der Herzog, der ſich durch dieſe Wiedervergeltung aufs empfindlichſte beleidigt fand und auf ſeinem Haupte das Geweih erblickte, womit er ein Jahr zuvor ſeinen Vaſallen beehrt hatte, ergrimmte baß und beſchloß, den Frevel fürchterlich zu ahnden. Im Stillen rechnete er ſichs zum Verdienſt an und war der Meinung, der Graf müßte ſichs ſo, mir nichts, dir nichts, gefallen laſſen; aber Poſſen! — dem Grafen ſaß das Herz auf

dem rechten Flecke. Er ſetzte, ſo zu ſagen, dem Herzog den Stuhl vor die Thüre und kam nicht nach Hofe.“

„Und es fügte ſich doch, daß er an die Herzogin kam?“

„Was ſeyn ſoll, ſchickt ſich wohl — hub Weiſ von neuem an und die Männer hörten ihm aufmerkſam zu. — Nach Verlauf eines Jahres, binnen welchem die Gräfin Kunigunde einen todten Sohn zur Welt brachte, unter den Geburtsſchmerzen aber erlag, wagte es der Graf, ſeine Dienſte dem Herzog von neuem anzubieten, ohnerachtet es ihm im Ernſte darum nicht zu thun war; aber Rache kochte in ſeinem Buſen und er erreichte glücklich ſeine Abſicht. Zu ſpät kam ihm der Herzog auf die Spur, der es dem Grafen gar nicht zutraute, daß er der Sache ſo lange gedenken würde, und in der Meinung ſtand, daß ſchon längſt wieder Gras darüber gewachſen wäre; aber die Karte war gemiſcht und die unglückliche Mathilde mußte eben ſo hart da-

für büßen, als der Graf, der unvorſichtig genug war, ſich ſelbſt zu verrathen.“

„Das brachte nun den ſtolzen Herzog noch mehr in Harniſch. Einer von des Grafen Feinden, der zufälliger Weiſe in die Karte geguckt haben mochte und auf die Herzogin auch nicht wohl zu ſprechen war, gegen beide aber ſich falſchfreundlich ſtellte und ihr Zutrauen zu erſchleichen wußte, verrieth dem Herzog den ganzen Handel. Er kannte die Abſicht des Grafen, führte über ihn und die Herzogin ein wachſames Auge und gab ſich alle erſinnliche Mühe die Liebenden ſicher zu machen und in dem Herzen des Grafen ſolche Gefühle zu erwecken, die den der fürſtlichen Buhlerin gleich wären und den Gedanken: aus Rache zu lieben, aus ſeiner Seele verdrängten.“

„Nun war der unvorſichtige Denterich eben ſo leidenſchaftlicher, als vorſetzlicher Verbrecher. Schimpf und Rache war vergeſſen und er dachte nichts, als Mathilden und ſeine Liebe und — in dem Augenblicke, da er, von

ihren Armen umſchlungen, den Wolluſtbecher bis auf die Hefen hinabſchlürfte, gelang es dem Böſewicht auf den Fall des unglücklichen Grafen ſein Glück zu begründen. Von allem unterrichtet, gieng er mit triumphirender Schadenfreude zum Herzog, der faſt unwillig geworden wäre, ſich von einem glücklichen Schlummer aufgeſchreckt zu ſehen, mahnte ihn aufzuſtehen und ſagte: Jetzt, Ew. Durchlaucht! jetzt iſt es Zeit, der Schlange den Kopf zu zertreten, die Euch in die Ferſe ſtach. Sprach ich eine Lüge, ſo vernichte der nächſte Augenblick mein Daſeyn! — Willig unterwerfe ich mich dem Urtheil, das Ihr über mich ausſprechet, wenn nicht der gegenwärtige Augenblick den Verbrecher, in den Armen ſeiner Gebieterin ſchwelgend, überraſcht. Die Wache iſt beſtellt."

„Der Duckmäuſer hatte das alles ſo gelartet. Sorglos ſchwelgte Deuterich und

lag eben an der Seite ſeiner Gebieterin, die Hölle nicht ahndend, die ſich unter ihm öffnete, als der Herzog, von dem Verräther begleitet, eintrat. Ihnen folgte die Wache; aber der Graf war ſo glücklich, durch eine Seitenthüre zu entrinnen und ſich durch die Flucht zu retten. Man ſuchte ihn allenthalben; aber vergebens und er entkam bey Nacht und Nebel aus der Reſidenz. Auch in ſeinem Hauſe war er nicht ſicher, denn man verfolgte ihn als einen Staatsverbrecher von einem Orte zum andern, und er gewann nicht einmal ſo viel Zeit, daß er Geld und Brieftaſchen hätte in Sicherheit bringen können. Man machte ihm den Prozeß und zog ſeine Güter ein. Auch wir wurden verhaftet; weil man aber nichts auf uns bringen konnte, wieder frey gelaſſen. Nun ſuchen wir ihn ſchon ſeit mehrern Monaten, aber vergebens; ob wir ſchon Vermuthung haben, daß er ſeinen Weg nach Italien genommen haben muß, ſo haben wir ihm doch noch nicht auf die Spur kommen können.“

So viel wahres auch die Geschichte an sich selbst hatte, so hütete sich Wolf doch, gegen Leute, die er nicht kannte und, allem Anschein nach, mit der Ehrlichkeit nicht im besten Einverständnisse zu stehen schienen, ganz aufrichtig zu seyn. Da er sie für gewöhnliche Räuber hielt, so verhehlte er ihnen weislich, daß er und sein Gefährte noch Geld und einige Kostbarkeiten von Werthe bei sich hatten, die sie ihrem unglücklichen Herrn zuzustellen gedachten. Das Betragen der Männer, in deren Mitte er sich befand, schien ihm höchst sonderbar; er glaubte, daß sie ihn mit List fangen wollten und sann auf eine Gegenlist, sich und seinen Kameraden mit guter Manier aus der Schlinge zu ziehen.

„Höre, Kameraden! fieng einer an, der an der Tafel oben an saß — das wär' ein Mann für uns, der Graf." — Dieser Ausdruck machte Wolfen von neuem stutzig; doch ließ er sichs nicht merken und erzählte immer fort.

Als er geendet hatte, fragte der nämliche, der aller Wahrscheinlichkeit nach den obersten

Platz in dieſer handfeſten Verſammlung zu behaupten ſchien: Wiſſet ihr das gewiß, daß der unglückliche Graf auf dieſem Wege nach Italien gegangen iſt?

„Wir vermuthen es.“

„So laßt uns ihn aufſuchen!“

Dieſe Aufforderung erſchütterte die treuen Knappen des Grafen; ſie fürchteten für ſein Leben, denn ſie wüßten, daß er nicht ganz leer von Hauſe weggegangen war; aber der Mann beruhigte ſie bald wieder.

„Fürchtet nichts für euern Herrn und Gebieter, ſagte er — wir ſind keine Mörder, keine Räuber. Aber wir bedürfen eines Oberhaupts, das die Glieder unſerer Kette zuſammen hält. Wir ſind über dreihundert an der Zahl, aber zerſtreut und unſers Führers beraubt. Morden und Rauben iſt unſers Handwerks nicht; aber wir müſſen auf Vertheidigung bedacht ſeyn, um nicht der Gerechtigkeit in die Hände zu fallen, die uns allenthalben

verfolgt. Dies zu bewirken, ſind wir unſerer zu wenig; ein großer Theil unſerer Leute iſt in Italien zerſtreut und die übrigen flankiren in kleinern Haufen an der teutſchen Grenze umher. Wir mußten der Uebermacht weichen. Einige unſerer Kameraden wurden von einem Kommando neapolitaniſcher Truppen aufgehoben, zur Verantwortung gezogen und enthauptet. Gleiches Schickſal widerfuhr unſerm Hauptmann im Toskaniſchen. Dieſen Schimpf zu rächen, ſteht unſere Abſicht dahin, den Toskanern eins ans Bein zu binden, zuvor aber müſſen wir deß einig geworden ſeyn, wem wir dieſen Poſten übertragen wollten. Was meint ihr, Kameraden! wäre der Graf Ballenſtein nicht der Mann, den wir unſere Leitung und Handhabung unſerer Geſetze anvertrauen könnten? — Stand und Geburt geben ihm die rechtlichſten Anſprüche darauf, und ſeine Einſichten und Kenntniſſe verſprechen uns den glücklichſten Erfolg."

Einſtimmig pflichteten die Männer der Meinung ihres Vorſitzers bei, tranken auf das Wohlſeyn ihres neuen Hauptmanns und meinten: unmöglich könnte der Graf durch widrige Schickſale ſchon ſo mürbe gemacht worden ſeyn, daß er ſein Leben in einer langweiligen Unthätigkeit zuzubringen geſonnen, oder ein ganzes Menſchenalter hindurch unſtät und flüchtig umherzuſtreichen beſtimmt ſeyn ſollte.

Aber nun entſtand die Frage: wo werden wir ihn finden?

„Sollte nicht der Klausner dort unten im Thale uns Nachricht geben können? — Wie? wenn der Graf bei ihm übernachtet hätte?“

„Leicht möglich.“

„Wir wollen zu ihm gehen und forſchen; Bruder Klinkhardt iſt ein rechtlicher Mann.“

„Hol mich der Teufel, Kamerad! das iſt er. Ich war erſt vor drei Tagen bei ihm

und ich müßte mirs in den Bart hineinlügen, wenns mir nicht bei ihm gefallen hätte.“

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen verging die Nacht. Man sprach noch viel von dem unglücklichen Grafen und wurde endlich einig, denselben durch die Mitglieder der Versammlung aufsuchen zu lassen, zwei oder drei aber aus ihrem Mittel an den Bruder Klinkhardt abzuschicken, um von ihm zu forschen, ob nicht bereits der Mann, den sie zu ihrem Oberhaupte erwählt hatten, bei ihm vorübergegangen wäre und vielleicht gar eingesprochen hätte, oder im Fall dies noch nicht geschehen wäre, ihn zu bitten, denselben bei sich fest zu halten und vorläufig mit ihrer Absicht, die sie dem Bruder Klausner mittheilen sollten, bekannt zu machen.

Der Vorschlag wurde allgemein genehmigt; da es aber noch tief in der Nacht war, und die Finsterniß und der schlechte Weg es unmöglich machte, augenblicklich aufzubrechen, so wurde die Ausführung verschoben, bis es

ſagte. „Halt! dachte Wolf bei ſich ſelbſt — bei dieſer Gelegenheit könntet ihr mit guter Manier davon kommen“ — getraute ſich aber zur Zeit noch nicht, mit dieſer Herauslaſſung aufzutreten und Mißtrauen gegen die Männer zu verrahten, die ihn in ihrer Mitte hatten. Einige derſelben hatten ſich ſchlafen gelegt, die andern aber zechten noch wacker und tranken den rüſtigen Knappen derb zu. Wolf allein bot ihnen die Stirn, Ulrich aber, ſein Gefährte, vermochte nicht, ſich zu halten; er war der Strapatzen und des Trinkens weniger gewohnt, als jener, und ſank, vom Schlafe überwältigt, unbekümmert und ſorglos, auf ſeinen Torniſter hin.

Nun ſah ſich Wolf allein, von vier rüſtigen, eben ſo handfeſten Männern, als er, eingeſchloſſen. Seiner Stärke ungeachtet, auf die er ſich verlaſſen konnte, wäre es doch, dem Schein nach, nicht rathſam geweſen, Gewalt zu brauchen; er mußte ſchlechterdings zur Liſt

seine Zuflucht nehmen. In dieser Absicht faßte er den kühnen Entschluß, seine Gegner zu Boden zu trinken und durch langweilige Erzählungen mannigfaltiger Ereignisse, wovon er Augenzeuge gewesen zu seyn vorgab, einzuschläfern, seinen Kamerad zu wecken und sich sodann in aller Stille davon zu machen. Aber er erreichte seine Absicht nur halb. Schon graute der Tag und er saß noch beim vollen Kruge, den bald ein rüstiger Jüngling von ein und zwanzig Jahren, bald ein alter graubärtiger ränke- und schwänkevoller Spaßmacher abwechselnd ihm zutranken. Es kostete ihm in der That Mühe, Stand zu halten und er ärgerte sich nicht wenig, seinen Plan vereitelt zu sehen.

„Holla, Kameraden! schrie der Graubart, als es tagte, daß die Wände wiederhallten, und kaum hatte er die letzte Silbe ausgesprochen, so geschah ein allgemeiner Aufstand; die Männer schwangen sich von ihrem Strohlager und Bänken empor, schnallten ihre

Hirschfänger um, hiengen die Jagdflinte über die Schulter und standen, einer wie der andere, bereit, an ihr Tagewerk zu gehen. Jetzt schien Wolf einiges Licht zu gewinnen und die Männer für das anzusehn, was sie waren, Wildschützen; demungeachtet traute er ihnen doch nicht ganz und machte von der Gelegenheit Gebrauch, die sich in diesem Augenblicke von selbst darbot, als Leuermann, der älteste in der Versammlung das Wort nahm, die Posten austheilte und dem muntern Jünglinge, an dessen Seite Wolf die Nacht schlaflos durchwacht hatte, den Auftrag ertheilte, mit dem klugen Swerkowetz den ehrwürdigen Klausner heimzusuchen und Erkundigung bei ihm einzuziehen.

„Wie? fiel der schlaue Wolf ihm in die Rede, — wenn nun ich und mein Kamerad den eurigen Gesellschaft leisteten? — Es wäre doch wohl besser, im Fall der Graf noch nicht bei ihm vorüber gegangen wäre; wir könnten dem frommen Manne Merkmahle angeben,

die ihm den Grafen, der unſtreitig ſeine Reiſe in pilgerlicher Kleidung macht, kennbarer machen dürfte.“

Das war ein glücklicher Einfall, auf den ſich der ehrliche Wolf was zu Gute that. Wenn du nur erſt wieder heraus ins Freie biſt, dachte er bei ſich ſelbſt — mit zweien wollt ich wohl fertig werden; Ulrich iſt ja auch nicht auf den Kopf gefallen, und was ihm ja noch an männlicher Stärke abgehen dürfte, wird ſein jugendlicher Muth und ſeine Schlauheit leicht erſetzen.

Man überlegte den Vorſchlag und die Mehrheit der Stimmen billigte ihn.

Wer war froher als Wolf, als Swerkowetz und Banner die Thüre ergriffen und ihn und ſeinen Kamerad aufforderten ihnen zu folgen.

Wie ſollte ers nun aber klug genug anfangen, Ulrichen, der die ganze Nacht hindurch ruhig geſchlafen hatte, von ſeinem Vor-

haben zu unterrichten. An ihn zu kommen und allein mit ihm zu sprechen, war unmöglich, denn ihre Begleiter waren ihnen stets zur Seite; und im Stiche konnte er den armen Scheim doch nicht lassen, wenn er sich auch hätte durch die Flucht retten können und wollen. Ueberdies mußte er ja, da die Bursche scharf geladen hatten, befürchten, nicht mit heiler Haut davon zu kommen und durch eine derbe Ladung vielleicht gar außer Vertheidigungsstand gesetzt zu werden. Mithin überlegte er sich die Sache ernstlicher, gieng seinen Gang still vor sich hin und beschloß, die Männer treuherzig zu machen, vielleicht durch einige Geschenke zu gewinnen und die Ausführung seines Beginnens nach der Aussage des Klaus-ners zu bestimmen.

So still und ruhig bis jetzt Wolf seinen Führern gefolgt war, so gesprächig wurde er mit einmal, als nach einer Stunde, die ihm unerträglich lang geworden war, am Ausgange des Waldes der Weg auf glattem Sar-

de einige hundert Ellen tief zu einem schauerlichen Thale hinabführte, das auf beiden Seiten von ungeheuren Felsenmassen beschränkt war, die zuweilen dicht beisammen standen, daß am hellen Tage kaum ein Lichtstrahl die unterste Tiefe desselben beleuchtete, allmählig aber weiter wurde und zu einer schrecklichen Wildniß führte, in der unmöglich etwas anders, als wilde Thiere zu Hause seyn konnten. Seine Gesprächigkeit war mehr Folge einer unwillkührlichen Angst, als das Kind froher Laune, denn er ahndete nichts weniger, als mitten in dieser Wildniß die Wohnung de frommen Klausners zu finden. Wer weiß, sagte er zu sich selbst — was das für ein Vogel ist? Gleich und gleich gesellt sich gern, dachte er, wie das Sprichwort sagt, und war der festen Meinung, in einen neuen Aufenthalt menschlicher Raubthiere geführt zu werden.

Bald aber überzeugte er sich eines Bessern.

Am Ausgange eines schmalen Wegs, der kaum so breit war, daß ein einzelner Mann

gehen konnte und bald rechts, bald links durch Dornen und Gesträucher zu einer kleinen Höhle führte, die durch den Felsen gieng, welcher bis jezt ihrer Wanderung ein Ziel zu setzen geschienen hatte, fühlten sich die bedrängten Knappen des Wallensteiners sehr angenehm überrascht. Sie giengen hindurch, und ein zweites offnes Thal, dessen Karakter dem des vorigen gar nicht gleich war, stellte sich ihren Blicken dar. Sanftere Gebirge erhoben sich zu beiden Seiten, ein kleiner schmaler Bach rieselte mitten durchs Thal, über den sie zu verschiedenen Malen übersetzen mußten und sie kamen endlich durch mancherlei Krümmungen an ein umzäunes Gärtchen, in dessen Hintergrunde ein von Weiden geflochtenes Hüttchen sich erhob, das dem äußern Anschein nach nur für einen einzigen Mann Raum haben konnte.

Hier hauste der fromme Mann, den Wolf und Ulrich kennen zu lernen vor Begierde brannten. Er saß an der Thüre seiner klei-

nen einſamen Wohnung und freute ſich, ſchon von fern einen ſeiner Wohlthäter zu erblicken, die ihm zuweilen ein Stück Wild in ſeine Küche lieferten, wogegen er ihnen etwas aus ſeinem Gemüſegärtchen überließ. Er ſtaunte, vier Mann auf ſein Hüttchen zukommen zu ſehen; denn ſoviel hatten auf einmal noch nie bei ihm eingeſprochen. Die Männer kamen noch näher und ſeine Verwunderung erreichte einen weit höhern Grad, als er die beiden Knappen in Geellſchaft der Grauen erblickte, die ihn für einen heiligen Mann anſahen, dem ſie Achtung und Ehrfurcht ſchuldig zu ſeyn glaubten.

Er gieng ihnen langſam entgegen, reichte dem Schützen, der zuerſt auf ihn zukam, die Hand, und bewillkommte ihn freundlich. Sein Blick war feierlich ernſt, ſeine Stirn ſtralte ſtille Zufriedenheit und Ergebung in den Willen des unerbittlichen Schickſals, dem er hatte unterliegen müſſen.

„Seyd mir willkommen, ihr Männer aus Welſchland! redete er die beiden Schützen an

— ſo zahlreich ſprecht ihr noch nie bey mir ein. Wer ſind eure Gefährten?“

„Wir ſind Reichsländer,“ — erwiederte Wolf, der gleich beim erſten Anblick den frommen Mann ſo lieb gewann, daß er hätte vor ihm niederfallen und den Saum ſeines Gewandes küſſen mögen.

„Das giebt eure Sprache.“

„Und Knechte des unglücklichen Grafen von Wallenſtein — ſetzte der treuherzige Knappe noch unwillkührlich hinzu.“

„Habt ihr Bothſchaft von ihm?“

„Gut für uns, ehrwürdiger Herr! wenn wir dieſe hätten. Kennt ihr ihn?“

„Ob ich ihn kenne? — Nun ja! ich kenn' ihn.“

„Sprach er vielleicht einmal bei euch ein?“

„Ich ſah ihn an der Heerſtraße, ſein Weg gieng nach dem heiligen Lande.“

„Gott und alle Heiligen! — Iſt das ſchon lang her?“

„Monate vergiengen, ſeit ich ihn nicht mehr geſehen habe. Gedenkt ihr, ihn einzuholen?“

„Das war unſere Abſicht.“

„Ich ſollte faſt meinen, daß dies unmöglich wäre, er muß ſchon weit voraus ſeyn.“

„Wir ſcheuen die Länge des Weges nicht, wenn wir ihn nur finden.“

„Eben das iſt es, was ich fürchte.“

„Wenn ihn nicht die Würmer ſchon aufgezehrt haben, ſo finden wir ihn gewiß.“

„Geſund war er, demungeachtet zweifle ich — “

„Nichts für ungut, ehrwürdiger Herr! habt ihr deß Urſache?“

„Wohl hab' ich. — Unmöglich kann ſeines Bleibens dort lange ſeyn.“

„Wie möget ihr das ahnden?“

„Aus seinen Herauslaſſungen. Ich werde bald wieder bei euch zuſprechen, ſagte er, als er von hinnen ſchied; nehmt indeß dieſen Ring und dieſes Bildniß in eure Verwahrung.—“

„Wie? Was? Ihr habt ſeinen Ring, ſein Bildniß in eurer Verwahrung?“

„Ueberzeugt euch ſelbſt.“

Hier führte der Klausner ſeine Gäſte in ſein Weidenhüttchen, und öffnete ein unter dem Fußboden verborgenes Käſtchen, das Ulrich und Wolf ſogleich für das Eigenthum ihres unglücklichen Herrn erkannten und ſich baß wunderten, daſſelbe in den Händen dieſes Mannes zu ſehen, der kein Auge von ihnen verwendete, und jeden ihrer Blicke, jede ihrer Bewegungen ſorgfältig beobachtete.

„Daß ich keine Lüge ſagte, ſoll der Augenſchein euch lehren. — Kennt ihr dieſen Ring?“

„Das iſt Demerichs Ring! tönte in einem Moment von den Lippen beider Knappen.“

„Und dieſes Bild?“

„Das iſt er! das iſt er!“

„Bei Gott! das iſt er, wie er leibt und lebt.“

„Ein ſchöner Mann! ſagte Swerkowetz — hol mich alle Teufel! Faſt wüßte ich unter der ganzen Brüderſchaft nicht einen einzigen, der ſo ſchön wäre wie dieſer Mann, nicht wahr, Bauer?“

„So wahr ich ein ehrlicher Wildſchütz bin! ganz zu dem Poſten geſchaffen, den wir ihm zugedacht haben. Meinſt du nicht auch, Swerkowetz? — Wie alt er wohl ſeyn mag?“

„Noch nicht volle acht und zwanzig, ſchrie Wolf, und drückte das Bild mit enthuſiaſtiſcher Freude an ſeine Lippen.“

„Juſt ſo das rechte Alter.“

„Auf Knappenwort und Treue! ein bra ver lieber Herr.“

„Deſto beſſer!“

„Mit Gunſt! welche Abſichten habt ihr auf ihn? fragte der einſame Thalbewohner.“

„Wir haben unſern Hauptmann verlo ren, erwiederte Swerkowetz — könnten wir wohl einen tüchtigern Mann finden, als den Grafen von Ballenſtein?“

„Leicht möglich! — Ja, ja! ihr habt recht — der Graf iſt ein rüſtiger Mann, ſo weit ich ihn kenne; Schade nur, daß —“

So beantwortete der Klausner in abgebrochenen Sätzen die Frage des kühnen Wildſchützen, der noch immer mit ſichtbarem Wohlbehagen das Bild des Grafen betrachtete und ſich daran nicht ſatt ſehen konnte.

„Vielleicht kömmt er bald wieder in die Gegend zurück, begann der fromme Mann von neuem — Wie? wenn ihr euch nun in

Geduld faßtet? — Denn ihn aufzusuchen, dürfte schier ein schweres Stück Arbeit seyn; die Welt ist groß, und wer weiß, unter welcher Gestalt er umherstreicht. Wisset ihr was, ich will auf Erkundigung ausgehen; unser einem vertraut sich gern Jedermann. Vielleicht bin ich so glücklich, seinen Aufenthalt zu entdecken; auf diesen Fall wollte ich es schon auf mich nehmen, ihn mit eurem Antrage bekannt zu machen. —“

„Wenn ihr das wolltet ehrlicher Klausner, wir würdens euch Dank wissen.“

„Und wir auch, fiel Wolf hastig ein — gewiß auch!“

„Ohne Umstände! — Ihr seyd ehrliche Teutsche. — Wollte der Himmel! ich könnte — aber — laßts gut seyn! — Das Schicksal ist vielleicht euch allen günstig. — Der Graf — vielleicht ist er schon in der Nähe — vielleicht heute oder morgen — doch das ist

keine

keine kleine Sache; ſie bedarf reifliche Ueberlegung — es wäre denn doch beſſer, ihr kämet in einigen Tagen wieder — ſollte ich früher zu einiger Nachricht gelangen, ſo komme ich zu euch.“

„Wir wollten gern bei euch bleiben, hub Wolf mit einer ganz beſondern Treuherzigkeit an, die dem Klausner zu Herzen gieng und ihn beinahe auſſer Faſſung gebracht hätte — um euch den Weg zu erſparen und mit einem Strohlager unter freiem Himmel vorlieb nehmen, wenn wir nur gewiß wüßten —“

„Nichts kam dem ehrlichen Knappen ſauerer an, als wieder umzukehren und bei den Wildſchützen Nachtlager haben zu ſollen; lieber wäre er geblieben, wo er war, denn der freundliche Klausner behagte ihm beſſer, als die grauen Männer, die, ſo glimpflich ſie ſich auch betrugen, doch ſeinen Beifall nicht hatten. Ihre Lebensart wollte ihm durchaus nicht gefallen; lieber hätte er ſeinem unglückli-

chen Herrn in die Hölle folgen und unter tausend Schwerdtstreichen ihn bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen wollen, als ein solches Leben führen; und doch mußte er sich so gut, wie die beiden Schützen bey der Resolution des frommen Mannes beruhigen, der sich ihm augenblicklich entdeckt haben würde, wenn er mit Ulrichen allein gewesen wäre.

Zwischen Freude, Furcht und Traurigkeit schwebend folgte nun Wolf seinen Begleitern, aber auf einem andern Wege, wieder rückwärts nach dem Häuschen im Walde, das mit jedem Augenblicke mehr Ekel und Abscheu ihm erregte. Gegen Mittag erreichten sie das Ziel ihrer Wanderung, wo eine frugale Mahlzeit ihnen Labsal und Erquickung darbot. Ulrich ließ sichs trefflich schmecken; aber der nicht aß und trank, war Wolf. Er setzte sich in einen Winkel und hätte gern dem Gott des Schlafs ein Opfer dargebracht, wenn nicht die Unruhe seines Herzens ihn daran verhindert hätte. Unaufhörlich war er darauf bedacht, sich und

ſeinen Kamerad in Freiheit zu ſetzen aber er war keinen Augenblick mit ihm allein; von Zeit zu Zeit kamen immer mehr, die ſich um ihn herum drängten und durch mancherlei Fragen ihm läſtig wurden. Er konnte nicht ausweichen. Gern hätte er ſich unſichtbar und bei Nacht und Nebel auf und davon gemacht, ſeinen Herrn aufzuſuchen und vor dem Unglück zu warnen, das demſelben, nach ſeiner Meinung bevorſtand. Aber das war unmöglich! Er mußte ausharren und ſich nach und nach an die Menſchen, die um ihn waren, und an ſeinen Aufenthalt, der ihm der ſcheuslichſte Kerker zu ſeyn ſchien, gewöhnen.“

„Schon wurde es wieder Tag, ſchon wieder Nacht und wieder Tag und noch war alles in derſelben Verfaſſung. Die Hoffnung, mit der ſich Wolf geſchmeichelt hatte, begann allmählig zu ſchwinden und ſchon faßte er den Entſchluß, wenn Liſt ihm nicht gelingen ſollte, ſich mit Gewalt einen Ausweg zu bahnen und

ſeine Freiheit vielleicht mit ſeinem Leben zu erkaufen. Dieſen Entſchluß gedachte er auszuführen, ſo bald eine Gelegenheit ſich ihm darbieten würde und verſuchte es in dieſer Abſicht, die Männer, die ihn gefangen hielten, ſicher zu machen, oder durch Geſchenke zu gewinnen. Aber ſeine Gegner waren ſchlauer, als er. Sie merkten ſeine Abſicht, führten ein wachſames Auge über ihn und ſetzten ihn durch ungewöhnlich ſtarke Getränke, die ihn in einen Todtenſchlaf wiegten, außer Stand, ſeinen Entſchluß zur Wirklichkeit zu bringen.

Am dritten Abend, als mehr denn funfzig Mitglieder des Ordens beiſammen waren und wie Heringe in dem engen Raume, der ſie umgab, auf einander geſchichtet ſaßen und ſtanden, und mehrere von ihnen unwillig zu ſeyn ſchienen, daß die Aelteſten des Ordens nicht beſſer dafür geſorgt hatten, ihnen ein neues Oberhaupt zu geben, einige ſogar ſich erkühnen wollten, ſich ſelbſt dafür zu erklären

und die höchſte Gewalt des Ordens an ſich zu nehmen, begann der ehrliche Wolf von neuem einige Hoffnung zu ſchöpfen. Er rechnete auf die Uneinigkeit der Anweſenden und beſchloß, im Fall eines allgemeinen Aufſtandes ſich mit ſeinem Kamerad, den er glücklicherweiſe im Gedränge auf ſeine Seite gezogen hatte, hindurch zu ſchlagen. Aber zu ſeinem großen Leidweſen wurde die Sache ſchneller beigelegt, als er vermuthete; die Aufwiegler zur Ruhe verwieſen und allgemein beſchloſſen, mit anbrechendem Tage eine neue Geſandtſchaft an den Waldbruder Klinkhardt zu beordern und hierauf die Nachforſchungen nach dem Aufenthalte und der Perſon des Grafen von Ballenſtein zu verdoppeln.

Kaum war die Ruhe wieder hergeſtellet, ſo klappten ſchon die hölzernen Krüge; man trank aufs Wohl des unglücklichen Deuterichs und zechte tief bis in die Nacht hinein. Schon taumelten mehrere, vom Dunſt des Weines berauſcht, und ſuchten hinter dem Ofen und

und auf den Bänken ein Nachtlager, als es mit einmal an der äußern Thür klopfte, daß die morſchen Fenſterſcheiben des den Einſturz drohenden Waldhäuschens klirrten, und einige, die an Geſpenſter und Erſcheinungen glaubten, hoch aufhorchten und am ganzen Leibe zitterten wie Espenlaub. Die Verſammlung feierte mit eins ein pythagoriſches Schweigen, und — es klopfte zum zweiten Male. „Jüngſter Bruder! begann der Vorſitzende — geh und forſche! und öffne dem Klopfenden die Thüre, wenn er ſonder Trug und Gefährde erſcheint als Freund, oder irrender Wanderer; forſche ſeinen Namen, Gewerbe und Abſicht, und führe ihn ein in die Verſammlung, daß wir ihm thun nach Willen und reichen den Labebecher, Beſcheid zu thun den Brüdern des grauen Ordens.“

Kaum war die letzte Silbe der Lippe des Sprechers entrollt, ſo klopfte es zum dritten Male und der flüchtige Wildſchütz flog aus der Verſammlung ins Vorhaus, fragte: Wer

da? — und erkannte ſogleich in dem Klopfenden den Waldbruder Klinkhardt, welcher eingelaſſen zu werden verlangte. Sonder Bedenken willfahrte er ſeinem Geſuch, öffnete die äußere Pforte und führte ihn in die Verſammlung.

„Heil! Heil dem Waldbruder Klinkhardt!“ tönte aus vollen Kehlen dem Eintretenden entgegen, daß die Wände widerhallten und der Vorſitzende Ruhe gebieten mußte. „Willkommen!“ redete er hierauf den nächtlichen Pilger an. — „Willkommen, glücklicher Bewohner des friedlichen Hüttleins im Thale! Im Namen des Ordens: Euer Wohlſeyn! — Deß thut Beſcheid!“ — Mit dieſen Worten ſchwang er den hölzernen Becher, trank und reichte ihn dem ehrwürdigen Klausner, um den die Brüder des Ordens mit entblößtem Haupte ſtanden, wie vor dem Geſalbten.

„Bringt ihr uns Bothſchaft von unſerm Hauptmann? fragte der Sprecher, ſobald der vermeintliche fromme Mann Beſcheid gethan hatte, und den Becher wieder auf die Tafel ſetzte.“

„Von eurem Hauptmann?“

„Nun ja! — Graf Deuterich von Ballenſtein iſt unſer Hauptmann.“

„Noch iſt er es nicht.“

„Aber er wird, er ſoll, er muß es werden!“

„Wer ſpricht das?“

„Ich, Gerraſius Lauermann, im Namen des Ordens.“

„Poſſen!“

„Allen Reſpekt für eure Perſon, ehrwürdiger Klausner! — Fern ſey jede Beleidigung gaſtfreundſchaftlicher Rechte! Wir wiſſen ſie zu ahnden.“

„Ich fürchte deine Drohung nicht.“

„Sprecht! was habt ihr für Nachricht?“

„Dieſelbe, die ſie vor drei Tagen war.“

„Wo iſt der Graf?“

„Da, wo ihrs nicht ahndet.“

„Nahe oder fern!“

„Ja und Nein!“

„Pah — Wir haben ihn zu unſerm Hauptmann gewählt —“

„Wer gab euch daß Fug und Recht?“

„Die Geſetze des Ordens.“

„Sie binden den Grafen nicht“ —

„Und doch —“

„Der Graf iſt ein freier Mann“ —

„Wir wollen, und unſer Wille leidet keinen Widerſpruch.“

„Mit Zwang werdet ihr nichts ausrichten.“

„Das wollen wir ſehen!“

„Das wollen wir ſehen? — Ja, ja! das wollen wir ſehen! —“

Bei dieſen Worten warf er ſeine Einſiedlerkleidung von ſich, riß den Bart herab und ſagte in einem Tone, der die ganze Verſammlung ſtaunen machte: Wohlan denn! hier ſte-

he ich — ich ſelbſt, Deuterich Graf von Ballenſtein. — Verſuche es doch, kühner Sprecher! ob du und dein Orden mich zwingen mag, einen Poſten anzunehmen, den ich nur freiwillig, ohne Zwang, annehmen, oder ausſchlagen werde.

Die Männer, die um ihn her ſtanden, fühlten ſich wie vom Blitz getroffen, die Verwandlung war ihnen ein Räthſel, und der großmäulige Sprecher des Ordens wußte nicht, was er ſagen ſollte.

„Himmel! — Der Graf ſelbſt? — Ihr — Graf Deuterich?“

„So iſt es! — Wo ſind meine Ballenſteiner?“

„Hier ſind ſie! Hier ſind ſie!“ tönte durch die Menge und mit dem Ausruf: Graf Deuterich! — lagen Wolf und Ulrich zu den Füßen ihres unglücklichen Herrn.

„Seyd ihr Ballenſteiner?“

„Das ſind wir!“

„So stehet auf und folget mir.“

Gesagt und gethan. Die Knappen schwangen sich auf und brannten vor Begierde, ihren Herrn zu begleiten, aber man vertrat ihnen den Weg, und der Vorsitzende schrie laut: „Nicht von der Stelle, Graf! ihr seyd unser.“

„Ich bin frey!“

„Frei! — Vogelfrei!“

„Wer sagt das?“

„Graf! ihr seyd geächtet.“ —

Der Graf stutzte.

„Unser Hauptmann!“ —

Der Graf schwieg.

„Oder sollen wir euch den Händen der Gerechtigkeit überliefern, die mit strafendem Arm euch bis in die entlegensten Winkel des Weltalls verfolgt?“

„Zurück! Zurück! schrie der Graf, riß sich durch die Menge, die ihn umringt hatte,

ergriff den hölzernen Becher, schwang ihn und trank aufs Wohl der Brüder des grauen Bundes. — „Aus diesem Becher soll keiner mehr trinken!“ sagte er dann, warf ihn auf die Erde und trat mit dem Fuße drauf, daß er in Stücken sprang. — „Jetzt bin ich euer!“— Wüthend riß er dem, der ihm zunächst stand, den Hirschfänger von der Seite, ergriff ein Gewehr, das auf der Tafel lag und sprang, ohne aufgehalten zu werden, durch die Menge hindurch.

Niemand wußte, wie das zugieng; alle standen, sahen einander an und bewunderten den sonderbaren Mann, der vor ihren Augen verschwunden war, wie ein Schatten.

Welf und Ulrich standen wie verblaßt.

„Eilt ihm nach! Eilt ihm nach!“ schrien die Aeltesten, die an der Tafel saßen und mehr denn zwanzig junge Bursche schwangen sich, flogen hinaus und theilten sich in verschiedene Gegenden, ihn aufzusuchen, kehrten aber,

einer früher, der andere später, unverrichteter Sache wieder zurück. Banner war der einzige, der so glücklich gewesen war, ihn, in einer Entfernung von mehrern Stunden, auf dem Abhange eines Felsen zu treffen, wo er, mit Verzweiflung ringend im Begrif gestanden hatte, sich in die Fluthen des darunter weggehenden Stroms hinabzustürzen. Er war, ohne von ihm bemerkt zu werden, von hinten zu an ihn gekommen, hatte ihn schnell gefaßt und mit jugendlicher Stärke von dem Abgrunde, der ihn verschlingen sollte, hinweggezogen.

„Sein Zustand war jammervoll, sagte der Jüngling, als er spät am Abend, der rauhen kalten Witterung ungeachtet vom Schweisse triefend, in die Versammlung der Brüder des grauen Ordens eintrat — es kostete mir Mühe, ihn dem Verderben zu entreissen.“

Niemand war mehr um ihn besorgt gewesen, als Wolf und sein Kamerad, Ulrich. Sie wußten nicht, wie ihnen geschehen war.

ſtanden und weinten, wie die Kinder und glaubten ihren Herrn und Gebieter ſchon von den Fluthen des reißenden Stroms verſchlungen.

„Faſſet euch, begann der rückkehrende Jüngling von neuem mit edlem Anſtande und warmer, herzlicher Theilnahme am Schickſal des Grafen von Ballenſtein, deſſen Freund er zu werden, ein ſehnliches Verlangen fühlte — Knappen! fuhr er fort, ſich an die Reiſige des Grafen wendend, die ihm jede Sylbe von dem Munde hinwegreißen zu wollen ſchienen — Hemmet eure Thränen, ſie ſind gerecht, aber ſie können weder euch, noch ihm etwas fruchten. Ich haſte mit meinem Kopfe für das Leben eures Herrn und nehme es auf mich, ſein Arzt zu ſeyn.

„Iſt er krank?“ fielen Wolf und Ulrich mit gleicher Haſtigkeit ihm in die Rede.“

„Sein Körper iſt außer Gefahr, aber ſeine Seele leidet deſto ſtärker.“

„Der gute Graf —!“

„Bei Gott, Brüder! Graf Deuterich iſt ein edler Mann, unſrer Aller Achtung würdig. Aber Zwang vermag nichts über ſein Herz; ihn zu gewinnen und unſerm Willen geneigt zu machen, müſſen wir ihn von einer andern Seite faſſen.“

„Ich habe euch verkannt; unterbrach Wolf den jungen Sprecher mit einem biedern Handdruck — wer kennt ſein Herz beſſer, als ich, der von Jugend auf um ihn war, ihn auf dieſen Armen wiegte und in Freude und Leid ihm zur Seite ſtand? — Jüngling! ihr habt tief in ſein Inneres geſchaut.“

„Ich hoffe nicht, daß es mich gereuen ſoll! war die Antwort des ſtolzen Jünglings, der durch ſein edles Betragen die Meinung, die Wolf von den Brüdern des grauen Ordens hatte, den er noch zu wenig kannte, zum allgemeinen Vortheil wendete. — Lauermanns Worte und Drohungen waren Oel, ins Feuer ge-

geſſen. Ich hab' ihn mit einem Blicke durchſchaut. — Graf Deuterich iſt ein eigener Mann, der auf eine eigene Weiſe behandelt ſeyn will; er iſt gut —"

„Seelengut! ſetzte Wolf hinzu — man kann ihn um einen Finger wickeln, aber zwingen läßt er ſich nicht."

„Das war der Knoten! — Ich glaube, ihn gelöſt zu haben."

„Meinſt du?" — ſagte der graubärtige Lauermann, der als Verweſer des Ordens oben an ſaß und das Wort führte.

„Die Bahn iſt gebrochen — und es ſoll mir wenig Mühe koſten, zum Ziel zu kommen."

„Wohl dir! wenn du es kannſt. Ich mit meiner Rauheit und Ungeſtüm würde das freilich nicht können, was du mit deinem ſchmeichelnden Weſen, mit deiner jugendlichen Zuthulichkeit vermagſt. — Fahre fort, Banner! Vollende das Werk, das du angefangen haſt! —

Im

Im Namen des Ordens übertrage ich dir die Ausführung unſers Beginnens. Drei Tage werden hinreichend ſeyn, ſo lange, Brüder! müßt ihr euch noch gedulden.“ —

Einſtimmig bejahte die Verſammlung den Vorſchlag ihres Ordensverweſers. Alles drängte ſich um den Jüngling her, der darauf ſtolz war, zu dieſem Geſchäft mit allgemeiner Einwilligung des Ordens beauftragt zu ſeyn, und, ſeinen Dank zu bezeugen, aufs Wohl der ganzen Verſammlung einen vollen Becher leerte.

„Aber wo habt Ihr denn den Grafen gelaſſen?“ fragte Wolf, nachdem es ruhiger wurde und man ſich um die Tafel herumſetzte, Gram und Mißmuth zu vertrinken und auf Wiedergeneſung des Wallenſteiners die vollen Flaſchen zu leeren.

„In ſeinem Weidenhüttchen“ antwortete Banner, — „Matz und Putzſchka ſind bei

ihm; ihnen habe ich Pflege und Wartung des Kranken übertragen bis zu meiner Rückkehr. Morgen, wenn es tagt, werde ich mich zu ihm auf den Weg machen und ihr seht mich morgen, oder nie wieder.“

„Was sagst du?“ fuhr ihm einer ins Gesicht, der ihm gegenüber saß und mit strafenden Blicken messen zu wollen schien.

„Ich meine, erwiederte Banner mit Gelassenheit, morgen ist Deuterich unser Hauptmann, oder ich werde den Schimpf nicht überleben, der mich treffen müßte, im Fall mein Auftrag mißlingen sollte.“

Distelkopf, — so hieß der unfreundliche Gegner, der ihn so hart anließ, — schwieg, und: Es lebe unser Hauptmann! — Es lebe der Ballenſteiner! — tönte einmal ums andere die halbe Nacht hindurch in der handfesten Versammlung der Brüder des grauen Ordens.

Es wurde Tag. Banner machte ſich auf den Weg. Wolf und Ulrich wollten ihn begleiten; aber er gab's durchaus nicht zu.

„Nein! ſagte er — ich muß allein ſeyn; eure Gegenwart könnte ihn umſtimmen und mich ſammt ihm und euch vernichten. Bleibt! Sobald es Zeit ſeyn wird, werdet ihr die Rolle überkommen, die euch zugedacht iſt. Auf mein Wort, Knappen! iſt der Graf für den Orden gewonnen, ſo wird euch nichts mehr dann von ſeiner Seite trennen.“

Er ſprachs und flog zur Thüre hinaus, und die gutmüthigen Ballenſteiner gafften ihm ſtaunend nach, unſchlüſſig, ob ſie bleiben, oder ihm folgen ſollten. Indeß war Banner ſchon eine Strecke Wegs fort, wenn ſie auch das letztere hätten wagen wollen, das ihnen aber die Uebermacht verbot, in deren Gewalt ſie ſich erblickten.

Schon ſaß der Graf, den wir zum letzten Male in ſeiner Einſiedlerwohnung beſuchen, am

Eingange seines Weidenhüttleins, in seiner gewöhnlichen Kleidung, ernst und nachdenkend, als Banner auf ihn zukam und ihn eben so freundschaftlich, als ehrfurchtsvoll grüßte. Mats und Putzicka standen in einiger Entfernung von dem erhabenen Besitzer dieses armseligen Eigenthums, mit derjenigen Achtung, die sie ihm als ihrem Hauptmann schuldig zu seyn glaubten, schweigend und seine Befehle erwartend. Noch hatte er aber kein Wort mit ihnen gesprochen, hatte ihrer Dienste nicht nöthig gehabt und unaufhörlich in einem fort düster vor sich hin gesehen. Nur die Ankunft des so eben vor ihn hinuretenden Wildschützen, dem er die Rettung seines Lebens vom vorhergehenden Tage zu danken hatte, konnte ihn in etwas aufheitern und die Runzeln von seiner Stirne hinwegnehmen. Mit Ernst und Würde erwiederte er den glühenden Handdruck des biedern Jünglings, der ihm weniger gleichgültig war, als seine Kameraden, die mit Sklavenfurcht neben ihm standen, und nicht ihn anzureden sich getrauten. Kein Wölkchen

trübte den Himmel, rein wehte die Luft und die Natur feierte gleichsam eine heilige Stille, als der edle Deuterich den Mund aufthat und in einem sanften, liebevollen, zu Herzen dringenden Tone fragte: Was willst du?

„Mich nach Eurem Wohlseyn befragen.“

„Du bist sehr freundschaftlich.“

„Ich kenne meine Schuldigkeit.“

„Jammer und Schade! daß du zu einer Lebensart bestimmt wurdest, die“ —

„Dem Anschein nach entehrt? — Verzeiht, Graf! dies beweist, daß Ihr von unserer Lebensart noch nicht hinlänglich unterrichtet seyd.“

„So hoffe ich, es durch dich zu werden.“

„Die Gesetze unsers Ordens sind auf Vernunft und Religion gegründet. Wir wissen, die Menschheit zu ehren und das Leben und Eigenthum unserer Mitbrüder zu schätzen und zu erhalten. Rauben, Stehlen und Mor-

den iſt unſers Handwerks nicht; wir leben bloß von den überflüſſigen Erzeugniſſen der Natur, die dem Emporkommen der andern Schaden und Nachtheil bringen, und kümmern uns nicht um das, was dieſem oder jenem einzelnen Mitgliede der menſchlichen Geſellſchaft gehört; unſer Abſehen iſt aufs Ganze gerichtet. Wir halten ſtreng über unſere Geſetze und ſtrafen den Uebertreter eben ſo nachdrücklich, als wir fremde Beleidigungen fürchterlich ahnden.“ —

„Du ſprichſt ſchön, Jüngling! — Willſt du mich in die Falle locken?“

„Nicht doch, Graf! — Ihr habt ja euern freien Willen.“

„Glattzüngiger Bube! —“ Erinnerte ich mich nicht des geſtrigen Augenblicke, der meinem Daſeyn Vernichtung drohte, ich könnte“ —

„Was, Graf! was könntet ihr?“

„Dich für deinen Muthwillen züchtigen.“

„So grauſam könnet ihr unmöglich ſeyn! — Mein Leben ſteht ja ohnedies in eurer Gewalt.“

„Wie meinſt du das?“

„Zu Aufrechthaltung unſers Ordens und der Geſetze deſſelben bedürfen wir eines Oberhaupts, das Würde und Anſehen mit tiefer Einſicht und gründlichen Kenntniſſen verbindet. In euch, Graf! haben wir den Mann gefunden, der dieſem Poſten vorzuſtehen vermag. Ich bitte euch, laßt mich nicht unverrichteter Sache von hinnen gehen! — Im Namen des Ordens bitte ich euch, uns zu Willen zu ſeyn und unſere Wünſche zu befriedigen. Ja! oder Nein! — Leben oder Tod!“

„Was ſagſt du?“

„Mit Genehmigung des Ordens habe ich es auf mich genommen, eure Zuſage zu erbetteln; abſchlägige Antwort allein kann mich ins ſchrecklichſte Verderben ſtürzen.“

„Durch mich ſollſt du nicht elend werden.“

„Ihr wollet alſo?“

„Muß ich nicht?“

„Ohne Zwang, Graf! — Nicht um mei-netwillen, um euer ſelbſtwillen!“

„Edler Jüngling! auch du verdienteſt, auf einem beſſeren Platze angeſtellt zu ſeyn.“

„Das Schickſal fügte es ſo.“

„Recht, Jüngling! und du biſt zufrieden?“

„Seyd ihr es nicht auch?“

„Pah! — wer kann wider den Strom? — Das Schickſal iſt unerbittlich — Jüngling! ich ſtand auf der Spitze eines Felſen und blickte lachend um mich her; Frevel und Uebermuth machten mich kühn, — ich wähnte nicht, daß der Boden unter mir ſinken könnte und ich ſtürzte, ohne Rettung, von der ſchwindelnden Höhe herab zur grundloſeſten Tiefe.“

„Ihr ſeyd noch nicht veraltert.“ —

„Was willſt du damit ſagen?“

„Ihr habt vielleicht noch eine lange Bahn zu durchlaufen“ —

„Gott!“ —

„Einen weit umfaſſenden Wirkungskreis zu betreten.“ —

„Jüngling! wozu verleiteſt du mich?“

„Ihr ſeyd ein einſichtsvoller Mann.“ —

„Die Zukunft iſt dunkel und menſchliche Sehkraft vermag es nicht, durchhin zu ſchauen; aber es öffnen ſich mir Ausſichten, die mit deinen ſchmeichelnden Worten um den Rang ſtreiten. — Jüngling! du haſt geſiegt — dein Leben iſt außer Gefahr; ſey mein Freund!“

Hier ſtürzte der Graf dem jungen Wildſchützen in die Arme und fühlte ſtärker und immer ſtärker das Unvermögen, ihm zu widerſtehen. „So, oder ſo! ſagte er zu ſich ſelbſt, — wie es das Schickſal fügt, ich gehorche! — Was man geſtern mit Gewalt nicht erlangen konnte, das gewinnt man heute durch Bitten

mir ab. Der Mensch iſt ein wunderliches Geſchöpf — heißt das auch freier Wille? — Warum zaudert' ich geſtern? — Warum vollendete ich nicht früher? — War das auch freier Wille? — Oder war's Fügung einer höheren Macht? — Schickſal? — Schickſal, was iſt es für ein Ding? — Armer, elender Menſch! was biſt du doch mit deinem freien Willen für ein erbärmliches, ohnmächtiges Geſchöpf gegen das unerbittliche Schickſal! — Du willſt, und weißt nicht, was der nächſte Augenblick über dich verhängt; — du ſchwingſt den Dolch und er entſinkt deiner Hand? — Iſt das auch freier Wille? — Kurzſichtiger Sterblicher! würdeſt du wohl Minuten haſchen, wenn dein Blick tiefer einzudringen vermöchte?" —

So philoſophirte der Graf und ſchwelgte am Buſen ſeines jungen Freundes, deſſen Bitten er um ſo weniger zu widerſtehen vermochte, jemehr er, einen Blick in die Zukunft werfend, Gelegenheit zu finden glaubte, ſich an ſeinen Verfolgern zu rächen.

In dieſer Rückſicht nahm er das Anerbieten des Ordens der grauen Brüder an, befahl den beiden Wildſchützen, Matz und Putzſchka, dem Orden unverzüglich von ſeiner Einwilligung Nachricht zu geben und die Aelteſten und Vornehmſten deſſelben auf den kommenden Tag zu ihm zu beſcheiden. Sie zauderten keinen Augenblick, ſeinen Befehl zu vollſtrecken; Banner aber mußte bei ihm bleiben, denn er bedurfte ſeiner Geſellſchaft, theils um ſich aufzuheitern, theils ſich mit den Verfaſſungen des Ordens, dem er vorſtehen ſollte, bekannt zu machen.

Lange war Deuterich nicht ſo vergnügt geweſen, lange hatte er ſich nicht ſo glücklich gefühlt, als an dieſem Tage. Seit geraumer Zeit verfolgte ihn das Schickſal auf die ſchrecklichſte Weiſe; allenthalben, wo er weilte, lief er Gefahr, ergriffen und der Gerechtigkeit überliefert zu werden; die Einſamkeit allein konnte ihn retten, nicht aber ihn ſchadlos halten. Schon mehr als einmal ſtand er auf dem

Punkt, den Faden seines Lebens selbst abzukürzen, aber entweder der Zufall hielt ihn zurück, oder er dachte der Sache reiflicher nach, wagte es nicht, dem Urheber seines Daseyns vorzugreifen, und schamte sich vor sich selbst, solch eines Gedankens fähig gewesen zu seyn. Kein Wunder, wenn die Liebe zum Leben in einem Manne von sieben und zwanzig Jahren das Uebergewicht behauptete, und durch schmeichelnde Aussichten besserer Zukunft den mehrmals gefaßten unseligen Gedanken, Selbstmörder zu werden, in ihm erstickte. Gegenwart des Geistes hatte ihn so oft schon den Schlingen des ungünstigen Schicksals entrissen, aber sie konnte ihn doch nicht allenthalben vor den heimlichen Nachstellungen seiner Feinde schützen. Glücklicherweise hatte er bei seiner Flucht einiges Geld und Pretiosen in der Geschwindigkeit zusammen gemacht, die ihn lange Zeit vor Mangel und Dürftigkeit schützten; aber Sicherheit konnten sie ihm nicht gewähren. Er kam in die Einöde, fand, was er nirgends mehr zu finden glaubte, bei dem ein-

ſamen Bewohner des Thales, Schutz und Obdach, weilte einige Zeitlang bei ihm, gewöhnte ſich an die Lebensart des von aller menſchlichen Geſellſchaft abgeſonderten Mannes und ſchien ſeinen thätigen Geiſt in dieſer Einöde vergraben zu wollen.

Bruder Klinkhardt — ſo hieß der freundliche Mann, der ihn beherbergte — war ein Greis von etlichen ſiebzig Jahren, ſchwach und kränklich und dem Ziele ſeiner Erdenpilgerung nahe. Vierzig Jahre ſchon hauſte er in dieſem unbekannten Thale, wo ſeit undenklichen Zeiten kein menſchlicher Fuß geweilt hatte. Ein Hund und eine Jagdflinte waren ſeine ganze Geſellſchaft; mit eigener Hand hatte er ſich ſeine kleine Wohnung daſelbſt erbauet, einen Brunnen gegraben und ein Gärtchen angelegt und mit einem kleinen Zaune umgeben. Dieſen zu bearbeiten war ſeine einzige Beſchäftigung; zuweilen ſchoß er ein Stück Wild, das er, trotz der erfahrenſten Köchin, ſchmackhaft zuzubereiten wußte; außerdem waren

Früchte die er theils selbst erbaute, theils bei den Bewohnern der nahgelegenen Dorfschaften, mit denen er in gutem Vernehmen stand, einsammelte, seine Nahrung. — Gewöhnlich sprach er aller vierzehn Tage bei ihnen ein, unterhielt sich zu mehrern Stunden mit ihnen vom Feld- und Ackerbau und kehrte nie in seine Einsamkeit zurück, ohne von ihnen reichlich beschenkt worden zu seyn. Sie kannten und ehrten ihn als einen klugen Mann, von dem sie viel Gutes lernten, ohne jemals seinen Aufenthalt von ihm zu erfahren. Auch ist die Ursache seiner Verbannung nie an den Tag gekommen; selbst Deuterich, der seiner letzten Tage Zeuge war und ihm die Augen zudrückte, konnte weiter nichts von ihm erfahren, als daß widrige Schicksale ihn veranlaßt hatten, sein Leben in der Einsamkeit zuzubringen und in diesem unbekannten schönen Theile des furchtbaren Thales seinen Tod zu erwarten.

Ohngefähr zwei Monate lebten Klinkhardt und Deuterich in dieser Einöde, wie

Vater und Sohn; jener gewann dieſen lieber und immer lieber, und der letztere ſchien mit einmal die Vergangenheit vergeſſen zu haben, gewöhnte ſich ſchneller, als er ſelbſt geglaubt hätte, an die Einſamkeit und erleichterte ſeinem alten Freunde jede Arbeit, der ihn dafür in allem unterrichtete und beſonders mit einer ausgebreiteten Kenntniß der im Thale und auf den Gebirgen daſelbſt vegetirenden Pflanzen und Kräuter bereicherte. Der Greis vermochte nicht lange mehr, dem Wild nachzujagen; dies überließ er ſeinem Zögling, wie er Deuterichen zuweilen nannte, um ſo williger, je mehr er von Tage zu Tage ſeine Kräfte ſchwinden ſah und kaum mehr vermochte, aufs nächſte Dorf zu gehen. Ein Schlag endete ſein Leben. Sprachlos fand ihn Deuterich an der Thürſchwelle ihres Weidenhüttleins hingeſunken, als er eines Tages in der Abenddämmerung nach Hauſe kam und ein Stück Wild erlegt hatte, das ihren Nahrungsbedürfniſſen auf einige Tage abhelfliche Maaße verſchaffen ſollte. Er hob ihn mit vieler Mühe

auf, aber es war nur noch wenig Leben in ihm und er vollendete bald nachher in ſeinen Armen.

Deuterich begrub ihn, ohne je ſeinen wahren Namen und Stand von ihm erfahren zu haben, im Hintergrunde ſeines Gärtchens, wo er ihm zwei Zypreſſen pflanzte und täglich zweimal, Abends und früh wallfahrtete. Nun ſah er ſich mit einmal im Beſitz einer Erbſchaft, die ihm in der That ein ſtilles Lächeln abnöthigte und der Wahrſcheinlichkeit nach niemals irgend Jemand ſtreitig machen würde, denn ſie beſtand außer dem Gärtchen und dem dazu gehörigen Weidenhüttlein, in nichts, als einer armſeligen Einſiedlerkleidung, einem großen langen Pilgerſtabe, einigem hölzernen Haus- und Tiſchgeräthe, einer Jagdflinte und dem alten treuen Pylax, der, müde und lebensſatt, vor Gram und Alter wenig Wochen nachher ſeinen hündiſchen Geiſt aufgab und neben dem Grabe Klinkhardts ſeine Ruheſtätte fand."

Nach

„Nach dem Tode meines Erblaſſers — ſo endete Deuterich ſeine Erzählung — nahm ich aus Abſichten den Namen Klinkhardt an, bediente mich ſeiner Kleidung und wanderte, unerkannt, wie er, an ſeinem Pilgerſtabe in der umliegenden Gegend umher, gewann die leichtgläubigen Dörfler, denen ich wunderliche Dinge von Klinkhardts Verſcheiden erzählte, und war ſo glücklich, denſelben Platz in ihren Herzen zu behaupten und von ihnen für einen eben ſo klugen Mann gehalten zu werden. Unentdeckt zu bleiben, brauchte ich dieſelbe Vorſicht, ſie nicht mit meiner Geſchichte bekannt zu machen und den Ort meiner Einſamkeit wiſſen zu laſſen, den ſie vielleicht am allerwenigſten in dieſem Thale vermuthen, weil ſeit Menſchengedenken Niemand von ihnen in dieſe berüchtigte Gegend gekommen iſt, die als unſicher von ihnen gefürchtet wird. Die älteſten Bewohner des Dorfs ſogar, zu welchem dieſes Thal und ein Theil des Waldes gehört, in welchem die Brüder eures Ordens herum-

ſtreifen, ſind mit der Gegend ſo unbekannt, daß ſie weder Weg noch Steg wiſſen und bloß vom Hörenſagen erzählen, was Furcht und Aberglaube ihren Voraltern ſchon einflößten und ſo von einer Generation zur andern ſich auf ſie verpflanzte. Kein Wunder daher, wenn auch ich unentdekt geblieben wäre und vielleicht ein ganzes Menſchenalter in dieſer Einöde verlebt hätte; aber des Schickſals Wille ſtimmte nicht mit meinem Entſchluſſe. Auch war ich in der That von Jugend auf nicht an dieſes ſtille einſame unthätige Leben gewöhnt. Ob gleich die Bearbeitung meines Gärtchens, die Kenntniß und Einſammlung der vielfältigen Kräuter und Blumen, die in dieſer Wildniß zu Hauſe ſind, die Betrachtung der Natur überhaupt und der Umgang mit den glücklichen Bewohnern der umliegenden Gegend mir vielfältig Beſchäftigung gewährten, ſo war ſie doch viel zu wenig für meinen ſtrebenden Geiſt. Ich fühlte allenthalben Leere, nirgends Befriedigung, die Bedürfniſſe meines Herzens waren eben ſo groß, als die meines Geiſtes;

ich war ohne Freund und in einen thatenloſen Wirkungskreis eingeengt.“

„In dieſem Zuſtande befand ich mich, als du und einige deiner Kameraden das erſte Mal bei mir einſprachen. Damals kannten wir uns nicht ſo, als wir uns jetzt kennen. Ihr hieltet mich vielleicht für einen Mann, deſſen unbedeutendes Eigenthum euch aus mancherlei Urſachen unverletzbar dünkte; ihr ſchienet, bei euren Beſuchen euer Intereſſe zu beabſichtigen und meine Zurückhaltung war eine natürliche Folge eures Benehmens und eurer Handthierung, die mir, beide gleichſtark, Furcht einflößten und mich mahnten auf meiner Huth zu ſeyn. Jetzt iſt es anders. Würde es aber ſo ſeyn, wenn nicht der Zufall meine Jungen den eurigen in die Hände geführt und ein zweites Ohngefähr euch eures Oberhaupts beraubt und auf den Gedanken gebracht hätte, den unglücklichen Deuterich aufzuſuchen und ihm dieſen Poſten zu übertragen?“ —

So koste Deuterich noch lange mit seinem Freunde Banner und fand ihn mehr und immer mehr seiner Freundschaft werth.

Der Abend nahte heran. Eine frugale Mahlzeit erquickte den einsamen Hüttenbewohner und seinen Gastfreund und die Stunde der Mitternacht fand sie noch beim Becher der Freundschaft im traulichen Gespräche.

Deuterich hatte eine unruhige Nacht; weniger sorg- und kummervoll schnarchte Banner an seiner Seite dem kommenden Morgen entgegen. Er beneidete den Jüngling eben so sehr um diese glückliche Ruhe, als er ihn wegen seiner undankbaren Lebensart bedauerte. Und doch bekannte er sich seit wenig Stunden selbst dazu? — Er mochte sich die Sache überlegen wie er wollte, der Verstand blieb immer der entscheidende Theil, so sehr auch sein Herz widersprach und an der Lebensart der Brüder des grauen Ordens wenig, oder kein Behagen

fand. „Sie rauben, morden und ſtehlen ja nicht, ſagte er zu ſich ſelbſt, eingedenk der Worte ſeines ſchlummernden Freundes. — Würde der Bube wohl ſo ruhig ſchlafen können, wenn er ſeine Hand mit Menſchenblute zu beſudeln pflegte? — Leicht möglich, daß ſie nicht alle ſind, wie dieſer; aber ſie ſind den Geſetzen des Ordens unterworfen und die Geſetze ſind gut. — Sie ſind ohne Führer, und wählen mich zu ihrem Oberhaupte. Warum gerade mich? — Warum nicht einen aus ihrer Mitte? — Sollte denn keiner von ihnen fähig ſeyn, dieſen Poſten zu bekleiden? — Oder iſt gegenſeitige Mißgunſt, allgemeine Schwäche, oder allgemeine Unpartheilichkeit die Urſache ihrer Wahl? — — Dem ſey, wie ihm wolle! Ich habe mein Wort gegeben und ich werde es halten; werde das Zutrauen dieſer Männer benutzen und mich des Poſtens würdig machen, den ſie mir zu übertragen einig geworden ſind. Ausgebreiteter, vielumfaſſender iſt der Wirkungskreis, den ich betreten ſoll, als meine Einſamkeit, in der Wiſſen-

ſchaften und Talente veraltern und vermodern und der Geiſt ſich höchſtens nur mit der Theorie, aber nicht der practiſchen Anwendung beſchäftigen kann. — Und wie wenig iſt des Guten, das ich hier ſtifte und ſtiften kann! — Wie ſelten nähert ſich meinem Hüttchen ein Armer, dem ich eine Wohlthat erzeigen, — wie ſelten ein Verirrter, den ich zurecht weiſen kann! — Wie unbedeutend ſind meine botaniſchen Kenntniſſe! — Wie eingeſchränkt, wie unzureichend und unbekannt meine mediziniſchen Wiſſenſchaften! — Nur einzelne bedürfen ihrer; nur wenige benutzen ſie. — Der Held, der Staatsmann wird vergeſſen, vergißt ſich ſelbſt, wird zum Weibe und, wenn's lange dauert, zum Kinde. — Nein! mich lebendig zu begraben, bin ich noch zu jung. Ich fühle mein Blut mit Heftigkeit durch die Adern rollen, alle meine Nerven geſpannt und Luſt und Drang und Stärke in mir, thätig und wirkſam zu ſeyn. — Kann ich das hier? — O ich Thor!" —

„Fort! Fort, in die Welt, unter Menſchen! — Dort ſchätzt und belohnt man Verdienſte; nicht hier unter Kartoffeln und Krauthäuptern. Fort! die Einſamkeit paßt nur für kleine Menſchen; große Geiſter gehören für die Welt. Dort bietet ſich mir ein weites Feld dar, wo ich mich austummeln und meine Gefühle auslaſſen kann, bis ſie von ſelbſt verſtumpfen. — Iſt der nicht ein Thor, der ſie vor der Zeit muthwillig abſtumpfe und einſchläfert! — Und wo geſchieht es ſchneller und gewiſſer, als in der Einſamkeit?“ — —

„Verzeihung, guter, ehrlicher Klinkhardt! bei dir litt das wohl eine Ausnahme; denn du warſt wahrlich kein kleiner Menſch. — Doch — Ruhe deiner Aſche! — vielleicht iſt dies die letzte Nacht, die ich hier verlebe.“ —

„Ja! ich will hinaus unter die Menſchen, wo man allein Gutes zu thun vermag. — Sind die Brüder des grauen Ordens nicht auch Menſchen? — Und hab' ich's denn bloß mit ihnen zu thun? — Bin ich denn nur al-

lein und einzig an sie gekettet? — Und wenn dies auch wäre, wer wehrt es mir, als Oberhaupt des Ordens Gutes zu stiften unter den Brüdern des Ordens, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben und über die Gesetze zu halten? — Doch nein! meine Verbindung mit ihnen wird und muß mich in den Stand setzen, auch Andern nützlich zu seyn. — Wohlan! die mächtigere Hand des Schicksals gebeut und ich folge ihrem Winke."

Dies ungefähr der Inhalt der Betrachtungen, mit welchen Deuterich den letztern Theil dieser Nacht hinbrachte, die seinem Eremitenleben ein Ende machen zu wollen schien. Der Morgen brach herein und verkündigte einen schönen Tag. Noch wälzte sich der junge Wildschütz sorglos auf seinem Strohlager und der ernsthafte Deuterich machte sich ein Gewissen daraus, seinen Schlummer zu stören. Er ließ ihn schlafen, stand auf und war darauf bedacht, was Küche und Kellerei des Einsiedlers vermochten, zum Morgenimbiß aufzutragen.

Er war noch nicht ganz mit Einrichtung seiner Tafel fertig, als Banner schon in der Thüre des Weidenhüttleins stand und seiner Rückkehr harrete, sein Gehen und sein Kommen hatte diesen aufgeweckt und ans Aufstehen erinnert.

Sie wurden immer vertrauter und der Ton ihrer Unterhaltung gewann mit jedem Augenblicke einen höheren Grad von Aufrichtigkeit und Offenherzigkeit. Sie erzählten sich gegenseitig die wichtigsten Begebenheiten ihres Lebens, ihre jugendlichen Streiche, Liebschaften und Abentheuer, und verkürzten sich auf diese Art die Langeweile, bis sie sich endlich durch die Ankunft einiger Mitglieder des grauen Ordens, unter welchen auch Wolf und Ulrich sich befanden, unterbrochen sahen.

Der Leser verzeihe, wenn wir hier über einen Zeitraum von wenigstens achtzehn Monaten hinwegschlüpfen, binnen welchen sich nichts ereignete, das einiges Interesse für uns haben könnte und nur kürzlich dasjenige berühren, was während dieser Zeit geschah.

Die Aelteſten und Vornehmſten des Ordens, welche ihren neuen Hauptmann in ſeiner Eremitage zum erſten Male die Honnörs machten, waren Lauermann, Swerkowetz und Klatſchka; ihnen folgten, auſſer Matz und Putzſchka noch eilf andere. Ein allgemeines Freudengeſchrei erfüllte die Luft und: Es lebe unſer Hauptmann! — tönte es zu wiederholten Malen von den das Thal beſchränkenden Felſenmaſſen zurück. Lauermann führte, wie gewöhnlich, das Wort, bat wegen ſeines Ungeſtüms vom vorhergehenden Tage um Verzeihung, gratulirte Dannern, der ſo glücklich geweſen war, durch ſein ſanfteres, einnehmenderes Betragen den Grafen Deuterich für den Orden zu gewinnen, wiederholte noch einmal den beſchehenen Antrag und unterwarf ſich zuerſt dem Befehl des gewählten Oberhaupts.

Graf Deuterich, der jetzt kein Bedenken mehr fand, den Antrag anzunehmen, gab ihnen den Handſchlag und verſprach, den Geſetzen des Ordens gemäß, Thätigkeit und

Treue, Aufrechthaltung der Geſetze und ſtrenge Handhabung derſelben. Dagegen gelobten die Anweſenden Mitglieder des Ordens ihm Unterwürfigkeit und Treue für ſich und im Namen der abweſenden Brüder deſſelben und trugen darauf an, die Gegend ſobald als möglich zu verlaſſen und nach Italien zu gehen, wo mehrere von ihnen zurückgeblieben, andere bereits ſchon wieder vorausgegangen waren.

Beſonders hatten ſie ihre Abſichten dahin gerichtet, ihre Streifereien im Toskaniſchen zu erneuern und ſich wegen Hinrichtung ihres vorigen Hauptmanns zu rächen und ſodann aus gleichen Abſichten im Neapolitaniſchen ihr Heil zu verſuchen. Wie ſie dies bewirkten, ob ſie in ihren Unternehmungen glücklich waren, oder nicht, ob einer oder andere von ihnen mehr oder weniger Abentheuer zu beſtehen hatte, kann uns um ſo gleichgültiger ſeyn, je weniger all' dieſe Umſtände auf gegenwärtige Geſchichte Bezug haben, welche nach Verlauf derſelben erſt ihren Anfang nimmt und unſer Augenmerk verdient.

Deuterich erfüllte pünktlich, was er den Brüdern des Ordens zugesagt hatte, unter welchen seit seiner Verbindung mit ihnen die strengste Subordination herrschte. Sie hatten ihm manche Verbesserungen zu danken, die ihnen Vortheil und mehrere Sicherheit gewährten, und waren, nachdem sie sich bei Trident zusammengezogen hatten, in drei Kolonnen unter der Anführung der tapfersten und klügsten an verschiedenen Orten in Italien eingedrungen. Bei jeder derselben waren auf militärischen Fuß zwei derselben als Lieutenants und mehrere als Unteroffiziers angestellt. Die erste führten Lauermann und Klatschka über Roveredo nach Mantua; die andere Swertewetz und Würger durch die Gebürge von Primolano nach Castelfranco und die dritte Banner unter dem Oberkommando Deuterichs auf dem Wege und durch die Waldungen von Bergamo in das Herz Italiens ein. So drangen sie ohne große Hindernisse immer vorwärts, streiften bald rechts, bald links, bald vor: bald rückwärts und setzten sich endlich

nach Verlauf von achtzehen Monaten an den Grenzen von Teutſchland wieder feſt, in der Abſicht, einige Zeit dahier zu ruhen und ſodann ihre Unternehmungen auf Neapel und Sizilien zu beginnen.

Das erſte, was Deuterich bei ſeiner Rückkehr nach Teutſchland that, war die Beſitznehmung ſeiner Eremitage, die er ſeit anderthalb Jahren nicht geſehen hatte und zu ſeinem Hauptquartier machte. Eine ſonderbare Laune beſtimmte ihn, dieſelbe zu ſeinem Aufenthalte zu wählen und einen Theil ſeiner Leute um ſich her zu lagern. Zu ſeiner Bedienung hatte er zwei der jüngſten Brüder des Ordens, zwei andere hielten abwechſelnd die Wache vor ſeinem Gezelt, das einige Schritte von ſeiner kleinen Eremitage aufgeſchlagen war; Wolf und Ulrich aber, ſeine Getreuen waren ſtets um ihn und beſorgten die Küche und alle übrigen nothwendigen Bedürfniſſe.

Vanner war sein liebster, sein beständiger Gesellschafter, ohne ihn vermochte er nicht, einen Tag zu leben, dieser nicht ohne ihn; einer war des andern geheimster Geheimnisse Vertrauter, der Wunsch des einen des andern Wille. Kurz! sie waren einander alles. Kein weibliches Geschöpf durfte und konnte sich jemals rühmen, das Auge des einen, oder des andern gefesselt und in ihren Herzen andere Gefühle erweckt zu haben, so sehr sie auch auf ihren Durchzügen in den schönsten und grössesten Städten Italiens Gelegenheit gehabt hatten, Eroberungen zu machen. Freundschaft galt ihnen über alles; kein Gedanke erfreute mehr ihre Herzen, keiner belebte mehr ihren Geist. Eine einzige Stunde des Tages hatte Deuterich für sich allein, die er dem stillen Nachdenken und der Einsamkeit im strengsten Verstande widmete und entweder bei verschlossener Thüre in seiner Eremitage, oder am Grabe seines Freundes Klinkhardt, durch dessen Tod er in den Besitz derselben gekommen war, oder, wenn es die Witterung irgend er-

laubte, in einem abgelegenen Theile des Thales, oder auf den ſanfteren Anhöhen deſſelben zubrachte. Banner war jedesmal der erſte, der ihm entgegen kam, wenn er von ſeiner Morgenwanderung zurückkehrte und der letzte, der ihm: Gute Nacht! wünſchte; und doch trennte der Zufall beide auf eine geraume Zeit.

Deuterich war ſeit einigen Tagen mißmuthig und traurig; niemand bemerkte dies ſchneller als ſein Freund Banner. Er mußte länger als gewöhnlich auf ihn warten und faſt jede Frage ihm ablocken, jede Antwort ihm abzwingen. Der Druck ſeiner Hand war weniger herzlich, ſeine Küſſe kälter; Banner wußte nicht woran er war, und es hätte nicht ein Haar gefehlt, ſo wäre auch er mißmuthig geworden — denn vergebens bot er alle ſeine Kräfte auf, ſeinen Freund zu beruhigen und aufzuheitern — wenn nicht der Zufall einen Mann herbeigeführt hätte, auf den er ſeine ganze Hoffnung ſetzte. Schon fünf Tage ſah er ſeinen Freund leiden, den fürchterliche

Träume, bange Ahndungen beunruhigten, und er wußte in der That nicht mehr, was er angeben sollte, ihn zu zerstreuen, als am sechsten Tage eine Gesellschaft reisender Musikanten den Wald passirte und Bannern, dem sie gerade in den Wurf kam, auf den Gedanken brachte, mit dieser sein Heil zu versuchen und sie zu dem Hauptmann zu führen. Gedacht und gethan. Er fragte, ob sie Lust hätten, Geld zu verdienen und versprach ihnen eine gute Belohnung, wenn sie gesonnen wären, ihm zu folgen.

„Eine Stunde früher, oder später, fieng der eine an — was thut's? — Wir gehen halter nichts um; laß man sehen, was der Herr kann?"

Es schien ihnen ein sonderbares Ereigniß; denn der Fall war ihnen noch nicht vorgekommen, mitten im Walde angehalten und aufgefordert zu werden, Proben von ihrer Kunst abzulegen.

„Ist

„Iſt das genug?“ fragte Banner und drückte dem Muſiker vier Dukaten in die Hand, der es um ſolch einen Preis ſchon der Mühe werth hielt, ihm zu folgen.

„Aber ſingen müſſet ihr, ihr Herren! ſagte Banner, indem er die Künſtler ins Thal hinabführte — und ſpielen, was drauf iſt. Graf Deuterich iſt ein eben ſo großer Kenner, als Freund der Muſik; er ſpielt ſelbſt die Laute, aber die Saiten ſeines Inſtruments ſind eben ſo ſehr verſtimmt, als ſeine Laune. Laßt ſehen! ob ihr ſie wieder in den Gang bringen möget.“

„Das haben wir durch unſer Spiel ſchon oft zu Wege gebracht, ſagte einer und ſtolperte über eine hervorſtehende Baumwurzel dermaßen, daß er gerade hinſtürzte und unwillig werden wollte. — Das iſt ja ein verdammter Weg! ſagt' er — wo wird uns der Herr noch hinführen?“

„Laſt euch nicht bange ſeyn! erwiederte Banner — wir ſind gleich an Ort und Stelle.“

Aus gutem Vorbedacht führte er die gedungenen Muſiker auf einem ungewöhnlichen und faſt gefahrvollen Wege von einer andern Seite ins Thal hinab, theils den Hauptmann um ſo ſicherer zu überraſchen, theils den im Thale und auf den Höhen zerſtreut umherliegenden Wildſchützen nicht in den Wurf zu kommen. Glücklich erreichte er ſeine Abſicht und die vom Schweiſſe triefenden Muſikanten, die von der ungewohnten Bergkletterei ziemlich müde waren, begannen wieder friſchen Athem zu ſchöpfen, als ſie ſich in demjenigen Theile des Thales erblickten, in deſſen Hintergrunde die kleine Eremitage ſich erhob, die ſie für das Lieblingsplätzchen eines in der Nähe befindlichen Burgbeſitzers anzuſehen geneigt waren. Sie ſahen ſich am Ziele ihrer diesmaligen Wanderung und fiengen ſchon an ihre Inſtrumente zu ſtimmen, um nicht durch Mißlaute das Ohr desjenigen zu beleidigen, deſſen üblen Humor

ſie durch Spiel und Geſang hinwegzaubern ſollten.

„Halt! — ſagte Banner — einen Augenblick Geduld und ich bin wieder bei euch.“

Kaum war die letzte Sylbe ſeinen Lippen entrollt, ſo verſchwand er vor ihren Augen, kehrte aber in drei Minuten wieder zurück. Ihm folgten zwei bärtige Männer in grauer Livrei mit grünen Aufſchlägen, welche den harrenden Kunſtgeigern Bewunderung abnöthigten und, nach dem ſie ihnen Wein und Zwieback zum Imbiß vorgeſetzt hatten, ſchweigend ihren Weg wieder rückwärts nahmen.

„Laßts euch ſchmecken!“ ſagte Banner — ſobald ich dem Grafen eure Ankunft gemeldet haben werde, will ich euch rufen laſſen.“

Er gieng. Begierig, den Mann kennen zu lernen, der in dieſem romantiſchen, an die ſchrecklichſte Wildniß gränzenden Gelände das vor ihnen liegende Hüttlein zu ſeinem Vergnü-

gungsörtchen, wie ſie ſich einbildeten, erwählt hatte, warfen ſich die Tonkünſtler auf den Raſen nieder und fielen über das ihnen zur Erquickung vorgeſetzte Frühſtück her, in der Meinung, bald von ihrem Führer abgerufen zu werden, vor ihrem Mäcen zu erſcheinen. Aber ſie waren geſchwinder damit fertig, als ſie es nöthig gehabt hätten und es blieb ihnen immer noch Zeit genug übrig, ſich mit Vermuthungen und Fragen den Kopf zu zerbrechen, die ſie vielleicht bei ihrem dereinſtigen Hinſcheiden, mit zum Grabe nehmen mußten, bis ihr Führer zurück kam und ihnen gebot, ihm zu folgen.

Eine ganze Viertelſtunde weit mußten ſie nach im Thale durch Krümmungen rechts und links vorwärts gehn, ehe ſie Halt machten, und ihre Inſtrumente in Bewegung zu ſetzen, Befehl erhielten. Sie ſahen und hörten niemanden, für den ſie aufſpielen mußten. Ein ungeheurer Buchenwald, deſſen oberſter Wipfel ihren forſchenden Blicken unerreichbar war, erhob ſich zu ihrer Rechten, links ſtrömte mit

fürchterlichem Rauſchen ein kriſtallhelles Waldwaſſer durch unerbittliche Steinmaſſen vom jenſeitigen Felſen hernieder und verlor ſich in mehrern kleinen Ausflüſſen im murmelnden Bache, der wohlthätig das Thal bewäſſerte.

Ihr Führer hatte ſich unvermerkt ihren Blicken entzogen und ſchon hatten ſie eine ganze halbe Stunde geſpielt, als ſie von oben herab Befehl erhielten, heraufzuſteigen und ihren Vorrath muſikaliſcher Kunſtſachen von neuem auszukramen. Mühſam erſtiegen ſie den Platz, auf dem ihr Führer ſtand und der von der Natur zu einem Heiligthum gebildet zu ſeyn ſchien, wo man niederfallen und anbeten müßte. Die höchſten Buchenſtämme formirten einen Halbzirkel, der das Anſehen eines Tempels gewann und durch die dicken, in einander verwebten Wipfel zum ſchauerlichſten Dunkel ward, in deſſen Hintergrunde ein Mann, in einen grauen Mantel gehüllt, ſich auf einer Raſenbank hingeſtreckt hatte. Er ſaß unbeweglich und kein tändelndes Allegretto, kein

ſchmelzendes Adagio, kein rauſchendes Preſtiſſimo vermochte ſeine Uebellaune in Frohſinn umzuſtimmen.

Schon gab der edle Banner alle Hoffnung auf, ſeinen Zweck zu erreichen, als mit einmal die Söhne Apollo's abwechſelnd ihre Stimmen erhoben und mit einer ſanften Inſtrumentalmuſik begleiteten. Dies ſchien den mürriſchen Deuterich allmählig wie aus einem Todtenſchlafe zu wecken und ſein Ohr für die ſanfteren Töne empfänglich zu machen. Nichts aber wirkte mehr auf ſein Herz und gab ſeiner Laune eine ganz andere Wendung, als folgende Romanze, die ein alter grauköpfiger Harfner meiſterhaft ausführte, Sie lautete ſo:

Wohl ſchwanken die Tage der Jungfrau Mathilde
In Freude und Wonne dahin;
Leicht hüpft ihr Füßlein durch Reihengefilde,
Nichts trübte den fröhlichen Sinn
Der ſchönen Mathilde.

Es buhlten der Prinzen mit ſeidenen Locken,
Von Kaiſer- und Königsgeblüt

Gar viel um die Dirne bei Spindel und Rocken
Vergebens: den lachend entflieht
Die spröde Mathilde.

Nur einem zum Eigenthum gab sie ihr Herzlein:
Den zog sie den andern wohl vor.
Der liebelt', der bübelt' und fachte ein Kerzlein,
Das lodert zur Flamme empor
Der armen Mathilde.

Bald ward es ihr unter dem Mieder zu enge,
Es glühten ihr Wange und Mund;
Es schwoll ihr der Busen; es zog in die Länge
Die Zeit sich von Stunde zu Stund'
Der bangen Mathilde.

Bis endlich der Buhle zum Altar sie führte
Im hochzeitlich-seidnen Gewand,
Der güldene Trauring den Finger berührte,
Zu knüpfen das ehliche Band
Der frommen Mathilde.

Kaum Wochen vergiengen, so nahet die Stunde,
Ein Söhnlein die Mutter gebar,
Das ähnlich dem Vater vom Fuß bis zum Munde
Und theuer dem Mutterherz war,
Der guten Mathilde.

Bald aber, zu bald nur in taumelnder Kunde
Vergaß ſich, vom Weine berauſcht,
Der Schwelger am Arme der reizenden Kunde
Erkennt ſie, verlachet, vertauſcht
Die keuſche Mathilde.

Ein Jahr lang mit Kundchen ſein Weſen er treibet —
Doch hatt' wohl der Schwarze ſein Spiel —
Das heimliche Böbeln verborgen nie bleibet;
Deß härmt ſich und grämt ſich gar viel
Die treue Mathilde.

Drauf ſich entrüſtet der Lehnsmann und ſchwöret,
Zu rächen am Buhlen den Schimpf;
So gleiches mit gleichem vergeltend, bethöret
Er wieder mit liſtigem Glimpf
Die traute Mathilde.

Zwei Weiblein mit einmal zur Schlachtbank hinwandern.
Durch ſchmeichelnde Liebe bethört;
Der einen ward Tod und Verbannung der andern;
Die Wange allmählig verzehrt,
Die fromme Mathilde.

Ihr Singen, ihr Beten, nichts fruchtet ihr ferner,
Sie härmt ſich, ſie grämt ſich gar ſehr;

Bei ſeinen fünf Sinnen verbleibet Herr Werner
Und achtet des Söhnleins nicht mehr
Der guten Mathilde.

Und weit ach! von hinnen der Buhle muß fliehen,
Von blutiger Rache bedroht;
Muß unſtät und flüchtig das Weltall durchziehen;
Drum wünſchet ihm lieber den Tod
Die fromme Mathilde.

„Die fromme Mathilde!“ erwiederte der Graf mit einem tiefen Seufzer und — ſchon war der graue Harfner im Begriff ein anderes Stück aufzuſpielen, als jener ihm mit der Hand gebot, eine Pauſe zu machen und befahl, die Geſchichte zu erzählen, die zu dieſem Gedichte Veranlaſſung gegeben hatte.

„Nichts für ungut, geſtrenger Herr Ritter! begann der alte Minneſänger, mit entblößtem Haupte näher hinzu tretend — man erzählt ſich wunderbare Dinge. Als wir durchs .... iſche reiſten und unweit der Grenze übernachteten, wurden wir aufgefor-

dert, der geſtrengen Beſitzerin des Dorfs Proben unſerer Kunſt abzulegen.“

„Ein ſchmuckes Weiblein von höchſtens zwei und zwanzig Jahren hieß uns freundlich willkommen und öffnete uns mit eigener Hand die Thüre eines kleinen Landhäuschens, das in einer ziemlich weiten Entfernung von den Hauptgebäuden abgeſondert lag und mehr das Anſehen einer kleinen Einſiedelei hatte, in welcher die reizende Beſitzerin die ſchönſten Tage ihres Lebens in Thränen und Seufzern zu vertrauern ſchien. Traun, Herr Ritter! ſchöner ſah ich mein Lebtage kein weibliches Geſchöpf. Doch, muthets meinem abgeſtumpften Pinſel nicht zu, euch Geſtalt und Anſehen dieſer Liebesgöttin zu konterfeien; was könnt' es auch fruchten? — Genug! ihr ſchmachtend himmelblaues Auge bezaubert einen jeden beim erſten Anblick und perlende Thränen träufelten über die blaßrothen Wangen herab. Auf ſchneeweißen Armen wegte ſie einen liebenswürdigen Knaben, ganz das Ebenbild ſeiner leidenden

Mutter, der erſt wenig Wochen zählte und ſich ſo feſt an ihren Buſen ſchmiegte, als wollt' er mit ſeinem Körper den Mordſtahl ihres Henkers abwehren."

„Wir mußten mehrere Stunden lang bei ihr verweilen und als wir von ihr ſchieden, beſchenkte ſie uns, eine anſehnliche Belohnung ungerechnet, mit dem Werk ihrer eigenen Hände. Nun ſahen wir wohl, mit wem wir's hatten zu thun gehabt, als wir wieder im Freien waren und den verdienten Lohn unter uns theilten. Ihr könnet euch unſer Staunen ſelbſt denken, als wir uns überzeugten, in der reizenden Dulderin, die unglückliche verwaiſte Gemahlin des Herzogs von * * * kennen gelernt zu haben."

Aufmerkſam hatte der Graf dem Erzähler ſein Ohr geliehen, länger aber vermochte er es nicht und der graue Harfner mußte das Lied von Anfange bis zu Ende noch einmal aufſpielen und ihm ſodann das von der Herzogin erhaltene Blatt ohne Weigerung überlaſſen, wo-

für er ihn so räsonnabel bezahlte, daß er mit seinen Kameraden länger als einen ganzen Monat davon leben konnte.

Der Graf war wieder allein und hieng seinen Gedanken nach, ergriff dann die Laute und spielte und sang das Lied von der schönen Mathilde, bis er es auswendig konnte. Banner kam zu ihm.

„Hauptmann! sagte dieser — ihr seyd wunderbar gelaunet; doch gefallt ihr mir heute besser, als gestern.“

„Meinst du? — Leicht möglich!“

„Und die Ursache dieser glücklichen Veränderung?“

„Errathst du nichts?“

„Hauptmann? —“

„Wareſt du nicht einmal mein Arzt? — O Banner —“

„Alſo hätte ich meine Abſicht erreicht?“

„Gewiß haſt du das. — Wie gefällt dir das Lied von der ſchönen Mathilde?“

„Gedoppelt ſchön, Hauptmann! wenn es euren Beifall hat und das bewirkte, was ich durch die geſtrige Muſik im Ganzen beabſichtigte.“

„Dank, Freund meiner Seele! Tauſend Dank für dein raſtloſes Streben, mich aus dem verderblichen Schlummer dieſes unthätigen Lebens zu wecken. Der Zufall unterſtützte dich.“ —

„Welcher Zufall?“

„Banner! iſt die Geſchichte meines Lebens ſo ſchnell deinem Gedächtniße fremd geworden.“

„Ha! ich verſtehe.“ —

„Weißeſt du nicht, daß die Herzogin von —“

„Deuterichs Geliebte war?“

„Daß der Säugling, den sie auf ihren Armen wiegt“ —

„Euer Sohn ist?“

„Daß sie von ihrem Gemahl verstoßen wurde.“ —

„Wenn anders die Erzählung des Harfners nicht auf Unwahrheit gegründet ist.“

„Banner!“ —

„Was wollt ihr?“

„Rache!“

„Seyd ihr nicht schon hinlänglich gerochen?“

„Für den Schimpf, den der Herzog einst mir anthat, als er das Weib seines Vasallen zur Hure machte; aber nicht für das Unrecht, das er an seiner eigenen Gemahlin ausübte.“

„Was kümmert ihr euch deß?“

„Kurzsichtiger! — Hat es die Unglückliche nicht um mich verdient?“

„Wußte ich das?“

„Eigene Ruhe heiſcht dies eben ſo ſehr, als Pflicht gegen die Herzogin.“

„Und eure Abſicht?“

„Denn Tirannen zu züchtigen.“ —

„Aber der Preis, der auf euren Kopf geſetzt iſt?“

„Haſt du Luſt, ihn zu verdienen?“

„Hauptmann!“ —

Deuterich ſchwieg, blickte wild um ſich und knirſchte mit den Zähnen.

„Ihr werdet bitter und ernſt.“

„Meinſt du?“

„Euer Blut iſt in Wallung.“

„Wie magſt du das ahnden?“

„Der Druck eurer Hand iſt eben ſo kraftvoll, als fürchterlich der Blick eures Auges“ —

„Ich fürchte den Tod nicht.“ —

„Wer zweifelt je, daß der Graf von Wallenstein“ —

„Schweig!“

(Pause.)

„Banner!“

„Hauptmann.“ —

„Jetzt bin ich ruhiger.“

„Seyd ihr's?“

„Aber nicht so ruhig, daß ich gleichgültig zusehen und ungeahndet lassen könnte, wozu der Tirann berechtiget zu seyn sich einbildete.“ — Wir werden uns trennen.“

„Wo wollet ihr hin?“

„Zu Mathilden.“

„Zu ihr?“

„Zum Herzog, will ich sagen.“

„Hauptmann!“

„Du

„Du ſtaunſt?“

„Ich fürchte.“ —

„Was?“

„Für euren Verſtand.“

„Pah! — Noch ſchwindelt mir der Kopf nicht; ich weiß, was ich will, was ich muß.“

„Ihr ſeyd ein kluger Mann. Das beſtändige Einerlei eines thatenleſen Lebens macht euch Langeweile, ihr wollet Beſchäftigung.“ —

„Getroffen!“

„Aber ich wage nicht, zu entſcheiden, ob ihr dieſe in den Armen der Minne zu ſuchen geſonnen ſeyd, oder in der Befriedigung eurer Rache, die von neuem in Flammen auszubrechen ſcheint?“

„So iſt es!“

„Ihr werdet aber doch nicht?“ —

„Blut vergieſſen wollen?“

„Verzeiht!“

„Mehr noch, als das! — Banner!“

„Ihr ſpannet meine Neugier auf den höchſten Grad.“

„Sie ſey dir verziehen! — Du biſt mein Freund, der Vertraute meiner Geheimniſſe; dir allein ſey es vergönnt, einen Blick in das Dunkel der Zukunft zu werfen.“

„O! ſo endet doch, Hauptmann! endet!“

„Nur noch einen Augenblick.“

(Pauſe.)

Mit in einandergeſchlagenen Armen und tiefgeſenkten Blicken gieng der Graf einige Mal auf und nieder und maß mit langſamen Schritten den Boden; dann blieb er mit einmal ſtehen, faßte die Hand ſeines Freundes und ſagte: „Banner! — Nach Bären und Wölfen zu jagen, bin ich, für jetzt wenigſtens, verdorben; aber ich weiß etwas, das ſich der Mühe beſſer lohnt. Horch! — Im Thiergarten des Herzogs weiß ich ein junges

Reh; das will ich ihm wegfangen und groß ziehen, daß er ſeine Freude haben ſoll.“ —

„Um Gottes willen! — Hauptmann! hab' ich euch recht verſtanden?“

„Ich denke.“

„Das wäre ſchreckliche Rache!“

„Das ſoll, das muß ſie ſeyn!“

„Blutiger als morden und rauben.“

„Beides gehört zum Handwerk feiger Miethlinge, meine Rache heiſcht mehr. Unerſchrockenheit, muthvolles Ausharren, jahrelange Arbeit ſind nothwendig, das Ziel zu erreichen, das ich mir ſetzte und ohne Überwindung mancher Hinderniſſe und Beſchwerden nicht erreicht werden kann.“

So endete dieſe Unterredung und Banner gelobte ſeinem Freunde tiefes Stillſchweigen wegen des ihm vertrauten Geheimniſſes, berufte, auf Deuterichs Veranlaſſung, die Ver

nehmiſten des Ordens zuſammen und übernahm mit allgemeiner Bewilligung ſeinen Poſten, den er mit möglichſter Sorgfalt und Klugheit in Abweſenheit des Hauptmanns zu verwalten, ſich durch einen Eid verbindlich machte, den die Brüder des Ordens ihm vorlegten. Deuterich aber trat, nachdem er durch Zurücklaſſung ſeiner Getreuen, Wolfs und Ulrichs, dem Orden Sicherheit geleiſtet und zu ſeiner Begleitung zwei andere aus dem Mittel deſſelben gewählt hatte, ſeine Reiſe an, ohne dieſen die Abſicht derſelben mitzutheilen. Niemand, als Banner, wußte, wohin er ſeinen Weg nehmen würde, und niemand errieth das Vorhaben des Hauptmanns, der als reiſender Muſikant zum letzten Male in die Verſammlung der Brüder trat und, mit der Laute unter dem Arme, von den anweſenden Mitgliedern des Ordens Abſchied nahm.

Ende des erſten Buchs.

Zweites Buch.

Einsam lustwandelte Mathilde, die verwaiſete Gemahlin des Herzogs von * * * im Garten, oder daran ſtoßenden Park. Der Sohn ihrer Liebe, der kleine Otto, war ihre alleinige Geſellſchaft, ſie ſeine eigene Pflegerin. Mit eigener Hand reichte ſie ihm ſeine Nahrung und unterzog ſich ſelbſt mit mütterlicher Sorgfalt ſeiner Wartung.

Duldſam leidend trug ſie ihr Schickſal und haderte nie mit der waltenden Vorſicht, fluchte nie ihrem Peiniger, verwünſchte nie die Wonneſtunden jenes ſeligen Genuſſes, in den Umarmungen der Liebe ihr entronnen. Der Herzog, ihr Gemahl, war ein rauher, harter Mann, an geiſtigen Vorzügen eben ſo ſehr, als an körperlicher Schönheit, von dem lie-

bensswürdigen Deuterich, ihrem Verführer, unterſchieden. Kein Wunder, wenn ſie in die Schlingen fiel, die ihr gelegt waren, und manche Thräne dem Andenken des unglücklichen Grafen von Wallenſtein widmete, dem ſie oftmals lieber den Tod wünſchte, als den Händen der Gerechtigkeit ihn übergeben zu ſehen.

Ihr war ein trauriges Loos von der waltenden Hand des unerbittlichen Schickſals zugetheilt worden; um ſo mehr verdienten ihre Leiden Theilnahme. Beſtimmt, das Schlachtopfer männlicher Leidenſchaften zu ſeyn, ahndete ſie eben ſo wenig den Tod ihrer Freundin, als ihren eigenen Fall, je weniger ſie Urſache hatte, die Untreue ihres Gemahls, für ſie mit den traurigſten Folgen verknüpft, zu fürchten. Kunigunde von Rothenburg war ihre Jugendgeſpielin; unbefangen und ſorglos hüpften ſie, Hand in Hand, in den Roſenmonden ihrer Jungfrauſchaft über die väterlichen Fluren dahin, legten an einem Tage das Gelübde ehelicher Treue ab und waren gegenſeitig

Zeugſinnen ihres häuslichen Glücks. Ihre Freundſchaft, ihr täglicher ununterbrochner Umgang war die erſte Grundlage ihres Ruins.

Mathilde wurde Mutter. Kunigunde, die Gräfin von Ballenſtein, war ihre Wärterin und kam die Sechswochen hindurch nicht von der Seite ihrer Gebieterin. Die eine dachte ſo wenig daran, ihre Freundin zu überleben, als die andere, durch ihre Anhänglichkeit an der Herzogin zur Verbrecherin zu werden. Nie ſympathiſirten zwei weibliche Herzen ſtärker, als die unſerer beiden Freundinnen; ſie konnten ohne einander nicht leben, ihre Trennung dauerte nie länger, als eine Nacht. Zufälliger Weiſe ſtimmten nicht bloß ihre Karakter vollkommen überein, ſondern ſie hatten auch in Anſehung ihrer körperlichen Reize eine ſo auffallende Aehnlichkeit, daß man ſie hätte für Schweſtern halten mögen.

Dieſe auſſerordentliche Gleichheit bereitete der gutmüthigen Kunigunde das Grab. Von ihren Reizen geblendet, entblödete ſich der

Herzog, der den Purpur von Mathildens Wangen schwinden sah und im Geiste schon sich als Wittwer erblickte, nicht, seiner Leidenschaft ein Opfer zu bringen und für den augenscheinlichen Verlust einer zärtlichen Gattin, ohne den Augenblick seines Eintritts abzuwarten, durch den Genuß unkeuscher Liebe sich zu entschädigen. Schmeicheleien, glänzende Versprechungen lockten die unerfahrne, leichtgläubige, von jedem Argwohn freie Lebensgefährtin seiner leidenden Gemahlin in die Falle und Kunigunde fiel in den Schlingen, die der fürstliche Buhle ihr gelegt hatte, noch ehe die Herzogin völlig genaß.

Zu spät erkannte sie ihren Irrthum; und um so untröstlicher, je weniger sie an der ehelichen Treue und Zärtlichkeit ihres Gemahls zu zweifeln Ursache hatte, härmte sie die Rosen ihrer Wangen sich ab, und vertauschte bald das Wochenzimmer ihrer fürstlichen Freundin mit ihrem eigenen Siechbette, auf welchem sie nach langwierigen Leiden unter den heftigsten Geburtsschmerzen erlag. Ein todter

Knabe war die unſelige Frucht ihres heimlichen Umgangs mit dem Herzog und der Mörder ihres Daſeyns, das der zärtliche Deuterich gern mit allen Schätzen der Erde, ja! mit ſeinem eigenen Leben erkauft hätte.

Der Augenblick ihres Todes öffnete dem Betrogenen die Augen. Wenig Minuten vor ihrem Hinſcheiden legte ſie, in Beiſeyn der Herzogin, die nach ihrer Wiedergeneſung ſichs zur Pflicht machte, die Leidende zu pflegen und zu warten, das traurige Bekenntniß ab, deſſen Vorenthaltung, bis jetzt ihre Leiden vergrößert und ihr den Tod erſchwert hatte. Deuterich erſchrak und Mathilde war auſſer ſich. Es gab einen jammervollen Anblick. Kunigunde am Ziel, ſehnte ſich nach Vollendung; der Graf ſtand, wie betäubt, und die Herzogin brach in Thränen aus, ihrem Herzen Luft zu machen. Der Augenblick, in dem ſie der Unglücklichen verziehen, um ihr nicht die letzten Ueberreſte ihres ſchwindenden Daſeyns zu vergällen, war auch der ihres Todes, und der nämliche, in wel-

chem Deuterich ſchwur, den Schimpf zu ahnden, und die unſchuldige, am Sterbelager der Hinüberſchlummernden betende Gemahlin des Herzogs zum Gegenſtand ſeiner Rache erkohr.

Mathilde folgte der Leiche ihrer entſeelten Freundin und eine bange Ahndung, als ſollte ſie bald ihr nachfolgen, beſtürmte ihre Seele.

Dumpf hallten die Glocken vom Thurme herab, als der Zug über den Kirchhof gieng, und Deuterich kämpfte einen harten Kampf, in dem Augenblicke, da der Sarg in die Gruft hinabgeſenkt wurde. Um gleiches mit gleichem zu erwiedern, galt die Aufforderung der Herzogin. Unſchuldig und rein, wie die Sonne am Himmel am ſchönſten Tage des Maies, ſtand ſie neben dem Grafen Deuterich am Grabe ihrer Freundin, nahm eine Hand voll Staub, warf ſie über den Sarg und ſagte: Ruhe ſanft Kunigunde! — wendete ſich dann zum Grafen, wiſchte ſich eine Thräne vom Auge und ſprach: So welkt eine

Roſe, die der Sturm entblätterte — ſo welken auch wir.

„Wahr, Herzogin!“ erwiederte der Graf und wiederholte die Worte: So welken auch wir! — in einem fürchterlichen Tone.

Dieſe Wiederholung fuhr Mathilden wie ein Dolch durch die Seele und machte ihr den Verluſt einer ſolchen Freundin, wie Kunigunde war, doppelt fühlbar. Nirgends wollt' es ihr mehr gefallen; allenthalben hatte ſie Leere, Langeweile. Sonſt war keine Freude ihr ungenoſſen vorübergegangen, an der nicht ihre Buſenfreundin Theil genommen hätte. Der Anblick ihres Gemahls erregte ihr Unwillen und Verdruß; denn in ihm erkannte ſie jedesmal den Räuber ihrer Freuden, den Störer ihres häuslichen Glücks, den Mörder weiblicher Unſchuld. Zwar verabſäumte ſie nie die Pflichten als Gattin und Mutter; aber ſie wurde mißlaunig, unzufrieden, kämpfte oft mit Bildern einer ſchrecklichen Phantaſie und

zitterte, ohne zu wiſſen, warum? vor der Zukunft.

Der Herzog hatte ſich ſeit ſeiner Liebſchaft mit Kunigunden von ihr entfernt. Dieſe Geringſchätzung verurſachte ihr keine geringe Kränkung. Sie liebte und verabſcheute ihn gleich ſtark, ohne es zu wiſſen, und noch mehr, ohne das Letztere zu wollen. Sie fühlte mehrere Bedürfniſſe, nirgends aber Befriedigung. Unter den Damen des Hofs war keine, die Kunigundens Stelle zu erſetzen vermochte; ihr Umgang mit dieſer, oder jener, währte nur kurze Zeit, und die Veränderung allein, konnte ſie noch einigermaßen entſchädigen, ſo wenig ſie ſonſt auch eine Freundin davon war; aber ſeit Kunigundens Verſcheiden war ſie in Anſehung dieſes Punkts ganz umgeſtimmt. Sie nahm ihre Zuflucht zur Einſamkeit, gedachte, ſich auszuweinen und ihre Schmerzen zu lindern; aber das hieß Oel ins Feuer gegoſſen. Mit jedem Tage wurden ihre Bedürfniſſe drückender, ihre Leiden unerträglicher,

ihre Uebellaune unausſtehlicher. Der Herzog, ihr Gemahl, ſchien, ſich wenig, oder nichts darum zu kümmern, kam nicht ein einziges Mal zu ihr, ſo lange ſie vom Hofe ſich entfernt hatte, und ſtellte es ganz ihrem freien Willen anheim, zu leben, wo ſie wollte und ihre Eingezogenheit um das glänzendere Hofleben wieder zu vertauſchen.

Während dieſer Zeit hatte der Graf von Wallenſtein auf ſeine Würden und Aemter bei Hofe Verzicht gethan, keineswegs aber auf ſeine Rache. - Seine Entlaſſung, die ihm wenig Mühe gekoſtet hatte, begünſtigte die Ausführung derſelben, denn der Herzog ahndete nichts weniger, als dieſe; er hatte ihn nie als einen rachſüchtigen Mann kennen gelernt und glaubte, ſeiner Dienſte um ſo eher entbehren zu können, ja mehr er ihn für ſo ſchwach hielt, ſeine ganze Lebenszeit der Unthätigkeit und dem traurigen Andenken ſeiner verewigten Gattin widmen zu wollen.

Aber er war in ſeiner Meinung ganz irrig. Der Graf, der es ſeinem Lehnsherrn geſchwo-

ren hatte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, mußte dieſen Schritt thun; wie hätte er ſonſt ſeinen Endzweck erreichen können? — Er mußte Mathilden nahe ſeyn; mußte ſich Mühe geben, ihr Augenmerk auf ſich zu ziehen und ſich auf möglichſte Weiſe ihr unentbehrlich zu machen. In dieſer Abſicht bezog er ein kleines Landhaus, das von dem ihrigen nur wenig Stunden abgelegen war. Kaum hatte er ſich dahin begeben, ſo ließ er der Herzogin ſeine Ankunft daſelbſt melden und erhielt augenblicklich Erlaubniß, ihr ſeine Unterthänigkeit bezeugen zu dürfen.

Schon die bloße Nachricht von ſeiner nahen Anweſenheit ſtimmte ihre Laune für denſelben Tag um ein merkliches höher, noch mehr aber ſein perſönliches Erſcheinen, deſſen ſie ſich des andern Tags bei der Toilette um ſo gewiſſer verſah, je mehr ſie darauf rechnete, in ſeinen Buſen ihr Herz ausſchütten zu können und durch gegenſeitige Mittheilung ihrer Leiden die ihrigen zu erleichtern.

Er kam. Die Herzogin empfieng ihn mit gehörigem Anſtand und Würde, und der Graf wich nicht um ein Haar aus den Grenzen der Hochachtung, die er ſeiner Gebieterin ſchuldig war. Beide befanden ſich in einer ſonderbaren Lage. Die Abſicht des Grafen war Ausführung des fürchterlichſten Plans, über dem ſeine Seele noch brütete, als er im Vorzimmer der Herzogin ſtand und ſeine Ankunft melden ließ; dieſe lebte der ſchmeichelnden Hoffnung, in ihm einen theilnehmenden Freund und Geſellſchafter zu finden und für den Verluſt ihrer beiderſeitigen Freundin und Gefährtin des Lebens, ihrer unvergeßlichen Kunigunde, einigermaßen entſchädiget zu werden. In beider Herzen empörten ſich Gefühle, die ganz auf etwas anderes deuteten, keins aber gerieth in dieſem Augenblicke nur auf den mindeſten Gedanken von Liebe.

Der Graf trat ein. Mathilde erröthete, und der Graf machte eine ſtumme Verbeugung. Beider Gedanken gewannen mit eins eine an-

dere Richtung, mit eins ihre Herzen eine andere Stimmung. Der Moment seines Eintritts war auch der letzte seiner Rache und der Anblick eines Weibes, das so viel Aehnlichkeit mit der Unglücklichen hatte, deren Verlust ihm unersetzlich war, hatte eine seinen Absichten ganz entgegengesetzte Wirkung, so wie das Erscheinen eines schönen Mannes, wie Deuterich war, nicht bloße Gefühle der Freundschaft und des geselligen Umgangs in dem weiblichen Herzen erzeugte. Jener fühlte sich im nächst vorhergehenden Augenblicke noch zur Vollendung seines Beginnens eben so stark, als die Herzogin, ihren Gegner bloß als Freund zu behandeln und keins von beiden ahndete den ihrer Standhaftigkeit überlegenern Zauber der Liebe. Doch kam es bei diesem ersten Besuche eben so wenig zu einem Geständnisse, als zu einer förmlichen Erklärung; beide Theile blieben in den Schranken der Bescheidenheit und der Graf erhielt Erlaubniß, auf den folgenden Tag wieder zu erscheinen.

Die

Die Herzogin erwartete die Rückkehr ihres Freundes mit eben ſo viel Ungeduld, als der Graf den Augenblick, der ihn einladen ſollte, ſich nach der Wohnung ſeiner angebeteten Freundin und Gebieterin zu verfügen. Diesmal beſtieg er ſein Roß muthiger, als am vorhergehenden Tage, und ob er ſchon ungleich ſchneller über Kieſel und Stein dahin flog, ſo ſchien doch jeder Augenblick ihm eine halbe Ewigkeit zu werden. Diesmal durfte er nicht im Vorzimmer warten, ſich nicht melden laſſen; Mathilde hatte ſeiner am Fenſter geharret und kam ihm bis an die Stiege entgegen. Der Empfang war herzlicher, die Unterredung traulicher; kein Wunder, wenn ihre Herzen mit jedem Augenblicke einander näher kamen und dem ſeligſten Genuſſe entgegen eilten, der ſie unvermerkt zum Verderben führte.

Keins konnte nicht einen Tag mehr ohne das andere leben; beide vergaßen den Abſtand, der dieſen vertraulichen Umgang zum Verbre-

chen machte und kümmerten sich nicht darum, ob derselbe ein Geheimniß bleiben könnte, oder irgend ein Neider ihres scheinbaren Glücks ihnen auflauerte. Ungescheut setzten sie ihren Umgang fort, wandelten sorglos die betretene Bahn, waren einander alles und fühlten sich im Vollgenusse ihrer Liebe unaussprechlich glücklich.

Doch der Verräther schläft nicht. Dies war der gegenwärtige Fall. Die Liebenden dachten nichts weniger, als verrathen zu seyn, als die Herzogin Befehl erhielt, augenblicklich wieder nach Hofe zu kommen und ihre Einsamkeit zu verlassen. Sie mußte gehorchen und hatte nicht einmal so viel Zeit, dem Grafen einen Wink zu geben, ihr dahin zu folgen. Dies zu bewirken, nahm sie ihre Zuflucht zu einem geheimen Briefwechsel. Alles, selbst der Herzog, schien denselben zu begünstigen, und mehrere Höflinge, welche dem Grafen Freundschaft heuchelten und ihn sicher machten, wendeten ihre ganze Ueberredungskunst an,

ihn zu Wiederannehmung seines vorigen Postens zu veranlassen.

Der Unvorsichtige gieng in die Falle, suchte bei Hofe an, von neuem angestellt zu werden, und wurde, zu allgemeiner Verwunderung, bald wieder in alle seine Aemter und Würden eingesetzt. Dies schmeichelte eben so sehr seinem Stolze, als seiner Leidenschaft zu Mathilden und niemand sah es lieber, als die Herzogin, welcher es ohne den Liebling ihres Herzens durchaus nicht bei Hofe gefallen wollte.

Kaum war der Graf bei Hofe wieder angestellt und in der Fürstenstadt angekommen, so brach das Ungewitter aus, das sich seit mehrern Wochen über seinem Haupte aufgethürmt hatte. So eifrig er auch in Befolgung seiner als Staatsmann ihm obliegenden Pflichten war, und der Herzog so wenig, als der Unterthan, in Ansehung dieses Punkts Ursache hatte, unzufrieden mit ihm zu seyn, so war doch sein Fall unvermeidlicher, als jemals, un-

geachtet das ganze Land ihn für den Liebling des Herzogs zu halten geneigt war. Die Karte war einmal gemiſcht; und wenn das Zutrauen des Herzogs gegen den Grafen noch ſtärker geweſen wäre, er mußte doch fallen. Jener konnte und mochte ſich lange deſſen nicht überreden, was man ihm von dem Einverſtändniſſe der Herzogin mit dem Vaſallen von Tage zu Tage zu Ohren brachte; es bedurfte augenſcheinlicher Ueberzeugung. Auch dieſe erfolgte. Die nämlichen, die ſich als Freunde gegen den Grafen bezeugten und von der Parthei der Herzogin zu ſeyn ſchienen, waren dieſelben, die ihm den Untergang bereiteten und den Zeitpunkt wahrzunehmen mußten, der ihnen Sieg gewährte.

—

Wie dieſe Ueberzeugung des Herzogs bewirkt wurde, haben wir bereits zu Anfange dieſer Erzählung dargethan und daher nicht nöthig, eine Wiederholung zu beginnen. Auch ſind dem Leſer bereits die Folgen dieſes Umgangs zwiſchen der Herzogin und dem Grafen

Deuterich von Ballenſtein bekannt, daher es keiner weitern Auseinanderſetzung derſelben bedarf; vielmehr eilen wir, den Faden der Geſchichte wieder da anzuknüpfen, wo wir ihn vor wenig Minuten abſchnitten, um uns mit demjenigen genauer bekannt zu machen, was ſeit Kunigundens Tode ſich ereignete und zu Deuterichs Verbannung Anlaß gab.

Die Feinde des Grafen triumphirten, und die arme Mathilde mußte hart für ihr Vergehen büßen. So wie ſie zuvor freiwillig die Einſamkeit wählte und zu ihrer Vertrauten machte, ſo war es jetzt Zwang, ſich dahin zu begeben. Aber es war nicht daſſelbe Landhaus, das ſie einſt bewohnte, welches ihr jetzt vom Herzog angewieſen wurde, ihre Tage in der ſtrengſten Eingezogenheit zu verleben. Es war ein altes Bergſchloß in einer rauhen Gegend, deſſen äuſſeres Anſehen abſchreckend war und von den Wandernden faſt unbemerkt blieb. Zu ihrer Bedienung hatte ſie niemanden, als eine Zofe und einen alten Bedienten, der je-

den ihrer Schritte aufmerksam beobachtete. Niemand aus dem nahgelegenen Dorfe durfte es wagen, sich ihr ohne Vorwissen ihres Führers zu nahen, oder ihr auf irgend eine Weise ihre Einsamkeit angenehmer machen zu wollen. Jeder andern menschlichen Gesellschaft beraubt, war es kein Wunder, wenn ihr der Umgang dieser beiden Personen, die so weit unter ihrem Stande und in mehrerer Hinsicht nicht im Stande waren, ihren Bedürfnissen abzuhelfen, lästig wurde. Ihr blieb nichts übrig, sich die Langeweile zu kürzen, als ihr Instrument, womit sie sich dann zu beschäftigen pflegte, wenn ein erquickender Schlummer den kleinen Säugling auf seinen Armen wiegte, der ihre einzige Freude, aber auch die höchste Ursache ihres Jammers war.

In einer dieser Freistunden war es, wo sie, glücklicherweise allein, in dem zwischen dem Schloßgarten der alten Bergveste, die sie bewohnte, und der Heerstraße gelegenen Park lustwandelte, als drei reisende Musikanten

vorübergiengen und ihr Augenmerk auf ſich zogen. Sie hieng, wie gewöhnlich ihren Gedanken nach, dachte ſich ihr Schickſal und wußte gar nicht, wie ihr auf einmal zu Muthe ward, als die Männer näher kamen, ſie freundlich grüßten und um Erlaubniß baten, ihr ein kleines Vergnügen machen zu dürfen.

Wie hätte ſie die Bitte den guten Leuten wohl abſchlagen können, da ſie wahrſcheinlich keine andere Abſicht hatten, als ein gutes Trinkgeld zu verdienen? Zur gelegenern Zeit konnten ſie ja nicht kommen, denn ſie bedurfte um ſo mehr Aufheiterung, je weniger glücklich ihre Laune für den gegenwärtigen Augenblick war und bange Ahndungen ihre Seele beſtürmten. Sie ſetzte ſich auf eine Raſenbank in den Schatten einer hunderjährigen Eiche, und das erſte, womit die Harfner ſie überraſchten, war das Lied von der ſchönen Mathilde, welches der eine von ihnen in einem angenehmen Tenor ſo meiſterhaft und ausdrucksvoll ausführte, daß ſie Mühe hatte.

ſich nicht zu verrathen, weil ſie der Meinung war, den Fremdlingen unbekannt zu ſeyn. Es war ihr Lieblingsſtück, das ſie täglich wenigſtens zweimal auf ihrem Inſtrument zu ſpielen und zu ſingen pflegte. Es aus dem Munde dieſes geübten Sängers zu hören, machte einen gewaltigen Eindruck auf ihr Herz und ihre Bangigkeit erreichte von einem Augenblick zum andern einen höheren Grad.

Der Harfner, der durch ſein reizendes Spiel und melodiſchen Geſang ſeiner erhabenen Zuhörerin Herz und Sinnen gerührt hatte und keine ihrer Bewegungen unbemerkt ließ, ſetzte ſich neben ihr auf die Raſenbank und begann, von ſeinen Kameraden, welche in der Entfernung ſtehen blieben, unterſtützt, ein ſo prachtvolles Vorſpiel, das durch die überraſchendſten Veränderungen das Ohr der Herzogin, das jeden Ton ſeines Inſtruments einzeln zu verſchlingen ſchien, mächtig bezauberte und durch den ſchnellen Uebergang zu einem ſchmelzenden Adagio die ſanfteſten Empfindun-

gen in ihrem Herzen erweckte. Als er nun auf dieſe Weiſe ſeine Abſicht erreicht zu haben glaubte, erhob er zum zweiten Male ſeine Stimme und ſang:

Ich hatte einſt ein Liebchen fein
Aus ſtolzer Ahnen Blut,
Das nannt' ich Trautchen, nannt' es mein,
Und war ihm herzlich gut.

Und Liebchen liebte wieder mich
Und ſprach zu mir: Du biſt
Mein Ein und Au, mein zweites Ich;
Komm! ſey von mir geküßt.

So küßten wir und küßten traun'
Uns nimmer, nimmer ſatt,
Und hatten weder Furcht noch Graun,
Wie Liebe nimmer hat.

Zwar lieben ſollte Liebchen nicht;
Das war nicht recht gethan,
Und war wohl wider Liebchens Pflicht
Die Lieb' zum andern Mann.

Doch kümmerten wir deß uns nicht:
Heinlieschens Hausgeſpann.

Bloß Schwur und Treue erst und Pflicht,
Und war wohl ein Tyrann.

Drum war's ja nur Vergeltungsrecht:
Doch zahlen mußten wir
Mit unserer Freiheit recht und schlecht
Dem Unheil die Gebühr.

Und Liebchen weint in Einsamkeit
Und härmt und grämt sich sehr,
Und für mich ist nun weit und breit
Kein Glück auf Erden mehr.

O Liebchen! möchtest du es sehn
Wie mich der Schmerz verzehrt,
O! möchtest du den Wink verstehn,
Den mich die Liebe lehrt.

Mit der letzten Sylbe verstummte mit einmal Stimme und Instrument des Harfners, der während des Gesangs kein Auge von der Herzogin verwendet hatte. Er stand auf, als ob er gehen und seinen Kameraden, die schon unvermerkt vorausgegangen waren, folgen wollte, als die Herzogin sich, wie aus einer Betäubung, aufriß und die Börse zog, dem

Harfner den verdienten Lohn zu zahlen. Dies war's, was er erwartet hatte.

„Ihr habt mich nicht verſtanden, ſagte er — oder nicht verſtehen wollen; kennet ihr mich nicht, Herzogin?“

Mathilde ſah ihn einen Augenblick an und ſchrie, indem der Harfner ſein Inſtrument von ſich warf und zu ihrem Füßen niederſtürzte, laut auf: Um Gottes willen! — Graf! ihr ſeyd verloren. — Fliehet!

„Ihr wollet mich alſo nicht herbergen?“

„Graf! eure Gegenwart überraſchte mich; aber dieſe Frage befremdet mich.“

„Herzogin.“ —

„Was wollet ihr?“

„Eure Einwilligung.“

„Wozu?“

„Zur Vollendung meiner Rache.“

„Wollet ihr mich zum zweiten Male hintergehen?“

„Kennet ihr mich nicht beſſer?“

„Ich ſollte das freilich.“ —

„Ihr wiſſet ja ſelbſt, daß meine Rache damals in heiße, brennende Liebe übergieng.“

„Ach!“ —

„Wie fühlten wir uns beide ſo glücklich!“

„Graf!“ —

„Ihr ſelbſt vereiteltet meine Abſicht.“ —

„Wodurch?“

„Durch die Macht eurer Reitze, die Ehrfurcht gebot und Liebe erzeugte.“

„Das dürfte wohl diesmal der Fall nicht ſeyn.“ —

„Und doch! — Aber — verzeiht, Herzogin! — andere Urſachen, andere Folgen.“

„Ich verſtehe euch nicht.“ —

„Ihr mußtet um meinetwillen viel leiden.“ —

„Hatte ich das nicht verdient?“

„Aber ich war die Urſache.“ —

„Wurdet ihr nicht auch elend?“ —

„Und wäre ich zehnmal elender geworden, als ich bin, ſo wäret ihr dadurch doch nicht gerächt.“ —

„Ihr wollet.“ —

„Euch Genugthuung verſchaffen.“

„Wie möget ihr das können?“

„Durch den Undankbaren, der zuerſt an euch zum Verbrecher ward und jetzt euer Henker iſt.“

„Ihr meinet doch nicht den Herzog?“

„Getroffen!“

„Um Gottes willen! — Graf!“

„Ruhig, Herzogin! kümmert euch nicht ohne Noth. Ihr werdets mir Dank wiſſen.“

„Aber ihr ſeyd hier nicht ſicher.“

„In dieſer Verkleidung hab' ich wenig, oder nichts zu fürchten.“

„Und wo gedenkt ihr hin?“

„Nach der Reſidenz.“

„Graf!“ —

„Findet ihr abermals Bedenklichkeiten?“

„Allerdings! — Ihr habt der Feinde ſo viel; ſie werden euch auf den Dienſt lauren. Seyd auf eurer Huth!“

„Glaubt ihr nicht, Herzogin! daß ich um euer willen mein Leben wagen könnte?“

„Deuterich.“ —

„Mathilde! — Habt ihr die Wonneſtunden der Liebe ſo ſchnell vergeſſen, die“ —

„Sie werden mir nie aus dem Gedächtniſſe kommen.“ —

„Bei Gott, Herzogin! es waren die seligsten Stunden meines Lebens.“

„Ha! mußten wir darum uns sehen, um ein Opfer gegenseitiger Leidenschaften zu werden.“

„Es waren die heiligsten Gefühle, von der Natur selbst unsern Herzen eingeprägt.“ —

„Und doch strafbar?“

„Wie gedenkt ihr, das zu behaupten?“

„Durch die Widerrechtlichkeit derselben.“ —

„So wolltet ihr euch selbst euer Urtheil sprechen?“

„Könnt' ich anders?“

„Herzogin! sagt' ich euch nicht vorhin schon, daß es bloß Vergeltungsrecht war und der Herzog, euer Gemahl, zuerst den Schwur der Treue brach?“

„Er ist Mensch, wie wir“

„Und doch Regent.“

„Von den Gefühlen der Natur so wenig ausgeschlossen, wie wir, und dem Vermögen zu sündigen unterworfen.“ —

„Gemach, Herzogin! — Lasset uns bei diesem Gedanken einen Augenblick verweilen. — Regenten sind Menschen, aber keine gewöhnlichen Menschen; wenigstens sollen sie das nicht seyn. — Niemand hat, um des Beispiels willen, mehr Verbindlichkeiten, das Gesetz zu erfüllen, als sie, und doppelt strafbar, sind sie wenn sie es selbst übertreten.“

„Ihr möget gut philosophiren, Graf! — aber lange nicht hinreichend zur Entschuldigung für uns beide.“

„Durch seinen Meineid wurdet ihr ja, so zu sagen, stillschweigend eurer Verbindlichkeiten entlassen, und eure Liebe war weniger strafbar, als die seinige; und er sollte weniger für sein Vergehen büßen? —

„Graf!“ —

„Nichts

„Nichts in der ganzen Welt giebt ihm einen Vorzug vor dem geringsten seiner Unterthanen, unrecht, oder nur weniger gut zu handeln; er soll, er muß besser seyn, als sie alle — wenigstens sollte er im Falle gleicher Verdammniß weniger streng verfahren.“

„Ich fühle die Größe meines Unrechts und die mir zuerkannte Buße leidlich genug, nicht über mein Schicksal zu murren.“

„Bei Gott! ihr denkt so edel und ganz eurem erhabenen Karakter angemessen.“

„Laßt uns doch lieber von etwas anderm sprechen.“

„Freilich! — Ihr habt zu befehlen und ich gehorche.“

„Graf!“ —

„Gebt mir meinen Abschied!“

„Nicht doch! — So war es nicht gemeint.“

„Meine Gegenwart ist euch lästig; einst dachtet ihr nicht so.“

„Wie ihr gleich alles so von der unrechten Seite nehmt.“

„Herzogin!“ —

„Graf!“ —

„Bin ich euch denn so ganz gleichgültig geworden?“

„Wunderlicher Mann!“

„Verzeihet!“ —

Schon war der Graf von Wallenstein im Begriff, das neben ihm liegende Instrument zu ergreifen und sich selbst zu beurlauben; aber es war, als ob eine magnetische Kraft ihn zurückhielt, und die redenden Blicke der Herzogin ihm geböten, zu bleiben.

„Werdet ihr lange in der Residenz verweilen?“ fragte Mathilde nach einer minutenlangen Stille, dachte nicht daran, daß sie mit

Argusblicken bewacht würde, und überließ sich ganz dem wiederkehrenden Gefühl der Liebe, das ihr so viel Leiden verursacht und sie so unglücklich gemacht hatte. Eben wollte der Graf ihr antworten, wurde aber von ihr selbst daran behindert, indem ein Geräusch der Gartenthüre sie augenblicklich auf andere Gedanken brachte, und ihr mit einmal ein solches Schrecken einjagte, das ihm unmöglich verborgen bleiben konnte. Sie wurde ängstlich, sah sich schüchtern auf allen Seiten um, und bat den Grafen, die Unterredung für diesmal abzubrechen und sich zu entfernen, um ihr nicht durch seine Gegenwart Verdruß zu erwecken, oder wohl gar erkannt zu werden.

Ungern gehorchte der Graf, Bescheidenheit aber lehrte ihn, dem Befehl der Herzogin Folge zu leisten, die mit einem bedeutenden Handdrucke ihn verließ und durch die dicken Nadelholzgebüsche seinen Augen entschwand.

Deuterichs Reisegefährten, Steffano und Romano, hatten bereits ihren Weg nach der Residenz vorausgenommen; der Graf folgte ihnen und traf nach einer halben Stunde in einer Dorfschenke wieder mit ihnen zusammen, wo sie ihn erwartet hatten.

Er gieng mit großen Gedanken schwanger, und keiner von ihnen wagte es, ihn zu stören. Unbekümmert und sorglos warfen sie sich auf ihr Strohlager und schnarchten, bis der Tag graute; Graf Deuterich allein konnte nicht schlafen. Unruhig wälzte er sich an der Seite seiner Kameraden — denn auch er mußte mit einem kärglichen Lager vorlieb nehmen — die ganze Nacht hindurch schlaflos umher, dachte sich nichts, als Mathilden und ihr trauriges Schicksal und konnte den Morgen nicht erwarten, sich von neuem in Thätigkeit zu setzen und zur Ausführung seines kühnen Unternehmens zu schreiten.

Es tagte. „Auf, Kameraden!“ rief er den Männern zu, die ihn begleiteten — „wir

haben noch einen derben Weg vor uns, eine volle Tagereiſe; dieſen Abend müſſen wir an Ort und Stelle ſeyn, und dann könnt ihr ausruhen.“

Ohne nach dem Ziel ihrer Beſtimmung zu fragen und an Subordination gewöhnt, ſchwangen ſich die Buben und folgten ihrem Hauptmann, der ſtraks vorangieng, und ſich unaufhörlich mit Plänen und Entwürfen für die Zukunft beſchäftigte. Den ganzen Tag über begegnete ihnen nichts, das ihre Reiſe aufgehalten, oder erſchwert hätte, und ſie kamen mit einbrechender Nacht glücklich vor den Thoren der Stadt an.

„Heute wollen wir Raſttag halten, ſagte der Graf am erſten Morgen nach ſeiner Ankunft zu * * *, aber morgen, Kameraden! will ich euch in Arbeit ſetzen. Verſchwiegenheit und Treue gelobtet ihr ſchon einmal durch den Eid des Bundes, und ich habe nicht nöthig, euch zum zweiten Male darauf zu verweiſen. Noch wußtet ihr bis auf den

gegenwärtigen Augenblick nicht, was eures Thuns und Lassens in der Residenz seyn würde, und eure Bescheidenheit sichert mich um so mehr der glücklichen Vollendung meines Beginnens. Ihr seyd Männer von Einsicht und Klugheit; darum wählte ich euch zu meinen Gefährten, und eurer Willkühr überlasse ich es, umherzugehen unter welcher Gestalt ihr wollet. Aber nothwendig ist es, daß wir uns trennen, jeder im Einzelnen thue und wirke nach Kräften, und dem vorgesteckten Ziele entgegen strebe. Dem Prinzen gilt die Fehde und durch ihn dem Herzog. Braucht ihr Geld, so wisset ihr mich zu finden; kein Tag darf vorübergehen, ohne mir von euren gemachten Endeckungen Nachricht gegeben zu haben. Beobachtet die Schritte des Herzogs, besuchet öffentliche Orte und Gesellschaften, ziehet die nothwendigen Subjekte in unser Komplott, mischet euch unter die Menge, höret, ertheilet und handelt."

Mit diesen Worten verließ der Graf seine Getreuen, bezog eine andere Woh-

nung, die eben so sehr seiner Bequemlichkeit als seiner Sicherheit angemessen war, und beobachtete mit gleicher Sorgfalt die Verhandlungen des Hofs, wie die Fortschritte seiner Verschwornen, die am Abend jeden Tags ihm von allem pünktlich Bericht erstatteten, was sie gehört und gesehen hatten, und wie weit sie in ihren gemachten Unternehmungen gekommen waren.

Einige Tage vergiengen, binnen welchen sich nichts merkwürdiges ereignete. Indeß bemerkte Graf Deuterich nicht ohne Wohlbehagen, daß seine Getreuen keine unbedeutenden Fortschritte machten, und dem vorgesteckten Ziele näher und immer näher rückten. Steffano hatte das Glück, in herzogliche Dienste aufgenommen, und als Kammerdiener des Prinzen angestellt zu werden; seine Schlauheit und sein gefälliges Betragen bahnten ihm den Weg zu solchen Bekanntschaften, deren er zu Erreichung seiner Absichten bedurfte. Romano hingegen, der durch seine vor-

theilhafte Bildung mancherlei Eroberungen machte, ſpielte den Abenteurer, war mit den Bedienten des Hofs vom niedern Range eben ſo vertraut, als mit den Perſonen höheren Standes, und hatte, da er in der Tonkunſt beſondere Geſchicklichkeiten beſaß, faſt täglich die Ehre, mehrere Stunden um den Herzog zu ſeyn, und ſeine Uebellaune durch Spiel und Geſang in Frohſinn umzuſchaffen.

Der Herzog war, ſeitdem er ſeine Gemahlin von ſich entfernt und ſich gleichſam ſelbſt zum Wittwer gemacht hatte, oft übeln Humors; gewöhnlich mußte dann der junge Neapolitaner vor ihm erſcheinen und ſein Heil verſuchen, durch ſeine muſikaliſchen Talente ihm den Unmuth von der Stirne hinwegzuzaubern. Es war ihm immer gelungen, und der ſchlaue Jüngling ſchätzte ſich dann um ſo glücklicher, wenn er durch ſeine Kunſt dem Verlangen des Herzogs Genüge gethan hatte; diesmal aber war's unmöglich. Fürchterliche Träume, immer einer ſchrecklicher, als der andere, hatten

das ganze Weſen des Herzogs dermaßen erſchüttert, daß er ſich zu jedem Geſchäft untauglich fühlte und auch den ganzen Tag für keinen Menſchen zu ſprechen war.

Nichts war vermögend, ihn aufzuheitern. Er ſuchte Zerſtreuungen, aber er fand ſie nicht, und zu geräuſchvollen Vergnügungen war er nicht geſtimmt. Die Einſamkeit, zu der er ſeine Zuflucht nahm, ſtimmte die Saiten ſeines Herzens noch mehr herab; der Anblick der Natur war ihm läſtig, und der kleine Heinrich, das erſte Unterpfand ſeiner Liebe zu Mathilden, vergegenwärtigte ihm die graſſen Bilder der Phantaſie von vorhergehender Nacht in zehnfach ſchrecklicheren Geſtalten. Unbefangen und ſchuldlos hüpfte der dreijährige Prinz in den Roſengängen des ſchönen Schloßgartens, haſchte nach Schmetterlingen und ſchmiegte ſich dann zu den Füßen ſeines erlauchten Vaters, der mit ſchmerzhaftem Gefühl ihm die kleine Hand drückte, und von bangen Ahndungen ſich beſtürmt fühlte.

Er ſaß in der Laube. Romano kam; aber alle Anſtrengungen, die rechten Saiten zu berühren, waren umſonſt. „Armer Junge!“ ſagte er zu dem kleinen Heinrich, der eben einem Schmetterlinge nachjagte — „du wirſt ihn ſo wenig erreichen, als ich meine Ruhe.“ — Unbefriedigt ſtand er auf, nahm den Prinzen bei der Hand, und Romano erhielt Befehl, ſich hinweg zu begeben.

Drei Tage nachher war Ball bei Hofe; man feierte den Namenstag Sr. Durchlaucht. Mit Sehnſucht erwartete man die Ankunft des Herzogs, der, wider ſeine Gewohnheit, ziemlich ſpät in den Saal trat. Man drängte ſich um ihn her, die gewöhnlichen Glückwünſche abzuſtatten; aber ein neidiſcher Dämon geſelliger Freude, die ſonſt bei derlei feſtlichen Tagen zu herrſchen pflegt, trat diesmal zwiſchen die Gäſte und den Herzog. Sein Blick war kalt und fürchterlich ernſt. Umſonſt bemühte er ſich, ihn zu bergen; der Schweiß ſtand ihm auf der Stirne und alles trat in die

äußerſten Schranken der Ehrfurcht zurück. Steifes Zeremoniel des Hofes nahm den Platz der ſonſtigen Vertraulichkeit ein, und niemand vermochte, ſich die Urſachen zu erklären. Selbſt der Herzog wußte nichts mehr, als daß die Urſache ſeiner Uebellaune einzig und allein in den fürchterlichen Träumen zu ſuchen war, die ihm ſeit mehrern Nächten Ruhe und Schlaf vergällt hatten. So ſehr er ſich auch Zwang anthat, vergnügt zu ſcheinen, ſo blieb doch ſeine Unruhe jedem der Anweſenden ſichtbar und der nächſte Moment vermehrte ſeinen Unmuth.

Seine Seele ahndete Unglück. Aber welches? — Hätte er das gewußt, ſo würde er vielleicht auch Mittel gehabt haben, demſelben vorzubeugen; doch der ſchwache Blick des Sterblichen iſt nicht hinreichend, das Dunkel der Zukunft zu durchſchauen, das allein dem Auge des Allſehenden Licht iſt.

Man ſetzte ſich zur Tafel. Man aß und trank; aber nicht mit der gewöhnlichen Heiterkeit, denn der Ton der Unterhaltung war

schleppend, steif, und die unerbittliche Fessel höfischen Zwangs blieb diesmal ungelöset. Zwar versuchte der erhabene Gastgeber mehrmals, diesen Unhold der Freude aus der hochansehnlichen Versammlung zu verscheuchen; aber er verfehlte den Weg, den er sonst so leicht einzuschlagen wußte, und seine mürrische Laune legte den Anwesenden ein qualvolles Stillschweigen auf.

Nach aufgehobener Tafel trat man in den Tanzsaal. Der Herzog, der gewöhnlich in eigener Person den Ball zu eröffnen pflegte, blieb zurück, entschuldigte sich mit heftigem Kopfweh und übertrug seinen Posten einem seiner Vasallen. Er setzte sich in eine Ecke des Speisezimmers, ließ sich eine Flasche Wein geben und befahl, allein zu seyn.

So saß er noch unbeweglich, von folternden Gedanken gepeinigt, kaum seiner Besinnungskraft mächtig, als um die Stunde der Mitternacht im Tanzsaale ein gewaltiger Lärm sich erhob, und ihn aus seinen Träumereien

weckte. Feuer! — Im Pallaſt Feuer! — Der Prinz iſt in Gefahr! — Den Herzog! — Den Herzog! tönte aus allen Kehlen durch und wieder einander, und niemand wußte, ob er fliehen, oder zur Hülfe eilen ſollte, ſo ſehr hatte Furcht und Schrecken die Herzen der Anweſenden überfallen.

Sinnlos ſtürzte der Herzog in den Saal, drang durch die Menge, und feuerte die Anweſenden an, ſeinem Beiſpiel zu folgen, und ſich mit Gefahr ihres Lebens in die Flammen zu ſtürzen, das unſchuldige Schlachtopfer dem Verderben zu entreißen. Umſonſt! — Die reißende Flamme hatte ſchon ſo weit um ſich gegriffen, daß man nicht im Stande war, demjenigen Theile des Pallaſtes beizukommen, in welchem die Wohnung des Prinzen war. Der Herzog war außer ſich, ſetzte Belohnungen denjenigen aus, die den kleinen Heinrich todt oder lebendig der verheerenden Gluth entreißen würden, und war ſchon im Begriffe, ſich ſelbſt in die Flamme zu ſtürzen; kaum war man vermögend, durch

Bitten und Thränen ihn zurückzuhalten; man mußte sich ihm mit Gewalt entgegen stellen, ihn an der Ausführung dieses verzweiflungsvollen Beginnens zu verhindern.

Länger als zwei Stunden wüthete die strömende Flamme in den alten Gebäuden des herzoglichen Schlosses, ergriff einen Theil nach dem andern und ließ nicht eher nach, bis alles darnieder war. Mit äußerster Gefahr des Lebens kletterte man auf den Ruinen umher, und bemühte sich vergebens, den Leichnam des herzoglichen Erben unter dem Schutthaufen hervorzuziehen. Man fand ihn so wenig, als den seiner Wärterin, die man sammt ihm unter der Asche verschüttet zu finden glaubte. Auch Steffano war nirgends zu finden, und doch wollte man ihn gesehen und Feuer schreien gehört haben.

Nach aller vergeblich angewendeten Mühe entstand endlich, da auch Romano, der bekannte Neapolitaner, unsichtbar geworden war, der Verdacht, daß diese die Thäter seyn könn-

ten, ohne die Urſachen einzuſehen, die ſie veranlaßt haben konnten, ein ſolches Unglück über die herzogliche Familie zu bringen. Man hatte keine Vermuthung weiter, als daß ſie Landsleute, zu gleicher Zeit in die Stadt gekommen und bei ein und derſelben Gelegenheit flüchtig geworden waren. Man verfolgte ſie als Räuber und Mordbrenner, aber es war nicht möglich, ihnen auf die Spur zu kommen.

Dieſes ſchreckliche Ereigniß hatte eine beſondere Wirkung auf das Herz des tiefgebeugten Vaters. So unfreundlich, ſo rauh der Herzog auch ſonſt zu ſeyn pflegte, ſo liebte er doch den kleinen Heinrich aufs zärtlichſte und nannte ihn ſeine einzige Freude; der Verluſt dieſes Knaben, deſſen Verſtand ſich ſo früh ſchon zu entwickeln begann, war ihm unerſetzlich. Er war troſtlos. Nagender Kummer beugte ſeine Seele darnieder, und warf ihn aufs Krankenbette, von dem er erſt nach vielen Wochen wieder aufzuſtehen vermochte. Die Krankheit hatte ſeine Kräfte erſchöpft, ihn aber

auch auf andere, weniger unfreundliche Gedanken gebracht. Er hatte während derſelben mehrmals bei ſich ſelbſt überlegt, ob er vielleicht nicht ſelbſt dieſes Unglück verſchuldet und dieſe Züchtigung verdient habe? — Er hatte Mathilden von ſich entfernt, ihren Sohn, den kleinen Otto, nicht für den Seinigen erkennen wollen, ſich ſeit ihrer Entfernung nicht um ſie bekümmert und auf fremden Altären der Liebe Weihrauch geſtreut. Dies beunruhigte ſein Herz noch mehr. Tief im Innern ſeiner Seele fühlte er Reue über ſein ungerechtes Verfahren gegen die leidende Dulderin und wünſchte, alles wieder gut machen zu können, denn er fühlte zugleich das drückende Bedürfniß einer Freundin und Lebensgefährtin, die die Laſt ſeiner Bürde ihm tragen hülfe, Balſam ihm auf die geſchlagene Wunde göſſe und ſeine Freuden verſüßte.

Nur in Mathilden allein konnte er dieſe wieder finden.

Kaum

Kaum war ihr die Schreckenspoſt von dem fürchterlichen Brande im herzoglichen Pallaſt zu Ohren gekommen, ſo wurde auch ſie von einer ſo jähen Krankheit überfallen, die ihrem Daſeyn Vernichtung drohte. Gegenſeitige Nachrichten verſchlimmerten den Zuſtand der hohen Leidenden, die eine gewiſſe Sehnſucht für einander fühlten, ſich aber auſſer Stand geſetzt ſahen, dieſelbe zu befriedigen. Zwar genas Mathilde früher von ihrer Krankheit, als der Herzog; denn Thränen machten ihrem Herzen Luft, und der innere Richter ſtrafte ſie weniger mit Vorwürfen, als ihren Gemahl, aber ſie konnte es doch nicht wagen, ohne ſeinen Befehl wieder bei Hofe zu erſcheinen und durch ihren Anblick ſeine Leiden und ſeinen Haß gegen ſie zu mehren, den ſie für unverſöhnlich hielt. Doch diesmal irrte ſie ſich in ihrer Meinung.

Unvermuthet kam eines Tages der Herzog nach ſeiner endlichen Wiedergeneſung und ei-

nem harten Kampfe zwiſchen Haß und Liebe, in welchem die letztere den Sieg behielt, in dem Dorfe zu übernachten und von den Strapatzen der Jagd auszuruhen, an welcher er jetzt allein Vergnügen zu finden ſchien. Es war ſchon ſpät am Tage, als ſie von ihrem Fenſter aus in der Ferne Jagdgetös zu hören glaubte, wegen der einbrechenden Nacht aber nicht vermochte, die Vorüberreitenden zu erkennen, jedoch verkündeten ihr das anſehnliche Gefolge und die immerfort tönenden Jagdhörner die Ankunft des Herzogs und veranlaßten ſie, ſich auf einen Beſuch Sr. Durchl. gefaßt zu machen, ohnerachtet ſie eben nicht Urſachen hatte, ſich derſelben zu verſehen, da ſie ſeit ihrer Entfernung von Hofe nicht ein einziges Mal das Glück gehabt hatte, ſich ſeiner Gegenwart zu erfreuen.

Lange Zeit war es in dem Dörfchen nicht ſo lebhaft geweſen, als an dieſem Tage. Der geringſte Theil der glücklichen Bewohner deſſelben hatte bei einzelnen Gelegenheiten nur

den Herzog geſehen, die meiſten aber konnten ſich gar keine Vorſtellung von ihm machen und dachten Wunder was für eine ſonderbare Erſcheinung ein Herzog ſeyn müßte. Bis in die ſpäte Nacht hatten Jünglinge und Mädchen, Männer und Weiber den Gaſthof, in welchem der Herzog abgeſtiegen war, beſetzt gehalten und die Fenſterſcheiben angeſehen, in der Hoffnung irgend einmal ſeinen Schatten hinter den Vorhängen zu erblicken. Gegen ihre Einfalt ſind wir um ſo nachſichtiger, je mehr das Benehmen mancher geſitteteren Städter und Städterinnen dieſelbe entſchuldiget, und halten es ihnen gar nicht vorübel, wenn der folgende Tag ihnen ein Feſt zu ſeyn dünkte, das ſie von den gewöhnlichen Werkeltagsarbeiten frei ſprach. Manche von ihnen hatten die Nacht hindurch kein Auge zugethan und konnten nicht zeitig genug das Frühſtück einnehmen, wieder vor dem Gaſthofe zu erſcheinen und ihrer Neugier Befriedigung zu verſchaffen. Aber alles ſchmeichelte ſich mit eitlen Hoffnungen; denn

ſchon ſaß der Herzog bei Mathilden auf dem Sopha und wiegte den kleinen Otto auf ſeinen Armen, den er um der Aehnlichkeit mit ſeinem verlornen Heinrich, deſſen Geſichtszüge er in jedem dieſes liebenswürdigen Kindes einzeln wiederzufinden glaubte, und um der Zärtlichkeit willen, mit welcher Mathilde ſein hartes Verfahren gegen ſie ihm zu verzeihen ſchien, für ſeinen Sohn an- und aufzunehmen ſich nicht entbrach. Völlig ausgeſöhnt und aller beſtandenen Leiden vergeſſend, feierten ſie, zwar ohne Zeugen, aber im Angeſichte des allein allenthalben gegenwärtigen erhabenſten Weſens, gleichſam zum zweiten Male ihren Hochzeittag, erneuerten ihre Schwüre und verſiegelten das Bündniß ihrer Herzen durch zärtliche Küſſe.

Von keinem Theile wurde der geringſten Beleidigung mehr gedacht und der Herzog forderte ſeine ganze Beredtſamkeit auf, Mathilden dahin zu vermögen, ihre ländliche Wohnung wieder um die Reſidenz zu vertauſchen.

Zwar schien sie Anfangs nicht dazu geneigt zu seyn und hat, an die Einsamkeit gewöhnt, ihre Tage im Stillen verleben zu dürfen; aber der Herzog beharrte bei seiner Forderung und überzeugte sie von der Nothwendigkeit, ihm zu folgen, indem solche nicht allein seine Ruhe, sondern auch die künftige Erziehung des kleinen Otto heischte, welcher ihn für den Verlust seines Heinrichs entschädigen und seine Leiden vergessen machen sollte.

Allgemein war die Freude der Unterthanen über die Wiederaussöhnung des Herzogs mit seiner Gemahlin. Drei Tage lang feierte man ihre Rückkunft in die Residenz mit festlichem Pomp und sah sich allenthalben durch die häusliche Eintracht des erlauchten Ehepaars für diese kindliche Theilnahme in der Folge belohnt. Der Herzog war weniger rauh und unfreundlich, als sonst, ohnerachtet er wohl Ursache zu haben schien, über ein so hartes Schicksal unwillig zu seyn. Das traurige Ereigniß wirkte auf sein Herz und seinen Karakter zum

Vortheil des Ganzen; er sah es als eine Prüfung an, fühlte sein Unvermögen, der höheren Gewalt zu widerstehen, fügte sich mit männlicher Standhaftigkeit in sein Schicksal und suchte, sich durch ein liebevolles, menschenfreundliches Verhalten dem geringsten seiner Unterthanen beliebt zu machen. Der kleine Otto wuchs zur Freude seiner Eltern herauf, entschädigte sie durch kindlichen Gehorsam und Liebe für den Verlust seines älteren Bruders, und versprach von einem Tage zum andern mehr und immer mehr dem Lande einen eben so liebreichen Vater, als klugen und einsichtsvollen Regenten.

Ende des zweiten Buche.

Drittes Buch.

Nach mannichfaltigen Streifereien mehrerer Jahre, binnen welchen nichts Erhebliches sich ereignete, das auf gegenwärtige Geschichte einigen Bezug gehabt hätte, setzten sich die Brüder des grauen Ordens in Baiern und besonders in der Gegend von Straubingen fest. Geraume Zeit hindurch trieben sie daselbst ihre Handthierung und mehrten sich in der Stille dergestalt, daß ihre Anzahl über 500 Köpfe stark und auf militärischen Fuß im besten Vertheidigungsstand gesetzt war, wenn der Fall eintreten sollte, von regulären Truppen überzogen zu werden. Doch hatten sie lange Zeit Ruhe und von Tage zu Tage mehr und immer

mehr Zulauf von öſterreichiſchen Ueberläufern und andern, worunter auch viel müßiges lüderliches Geſindel war, das ihnen zuweilen viel Unruhe machte und ihrer Sicherheit nachtheilig war. Mehrere von Zeit zu Zeit verübte Exzeſſe nöthigten den Hauptmann des Ordens, auf ſeiner Huth zu ſeyn und ſtrengere Mannszucht zu halten, denn es befanden ſich einige unter ihnen, die nach der höchſten Gewalt des Ordens ſtrebten und den Geſetzen deſſelben entgegen handelten.

Hieraus entſtanden nun mancherlei Mißhelligkeiten, deren Beilegung dem Hauptmann viel zu ſchaffen machte. Es rottirten ſich mehrere Partheien zuſammen, an deren Spitze ſich die unruhigſten Köpfe ſtellten und dem braven Deuterich nach dem Leben ſtanden, der nicht mehr vermögend war, die Unzufriedenen im Zaume zu halten und ihren Ueberfällen Einhalt zu thun, ſogar ſich genöthiget ſah, die Flucht zu ergreifen.

Nichts lag ihm mehr am Herzen, als der kleine Kaſpar, der ihm mit den ſchönſten Hoffnungen ſchmeichelte, ihn aber, da er nur noch ein Kind war, nicht zu ſchätzen vermogte. Er trennte ſich ungern von ihm, denn er liebte ihn, wie ſeinen Sohn, um ſo mehr, da der neunjährige Knabe durch reifere Talente ihn der Erreichung ſeiner Abſichten verſicherte.

Bei einem allgemeinen Aufſtande, der ſich unter den Brüdern des grauen Ordens erhob und zum völligen Ausbruche kam, giengen auf allen Seiten mehrere Menſchen verloren. Deuterichs Anhänger wurden von Tage zu Tage weniger und viele von den älteſten Mitgliedern ſogar hatten ſich durch falſche Vorſpiegelungen blenden und von ihm abwendig machen laſſen. Die wenigen, die noch auf ſeiner Seite waren, vertheidigten ſich mit möglichſter Hartnäckigkeit und achteten weniger ihr eigenes Leben, als das ihres Hauptmanns. Sie fochten, wie die Löwen, mußten aber dem ungeachtet, mit Verluſt von mehr denn

zwanzig der bravſten und tapferſten, unter welchen Swerkowetz und die Getreuen Deuterichs, Wolf und Ulrich, ſich befanden, der Ueberlegenheit weichen und ihren Gegnern die gemachten Forderungen einräumen, die nun, in mehrere Haufen getheilt, in Baiern, Franken, Schwaben, am Rhein und im Elſaß umherſtreiften und an ihrer bisherigen Lebensart ſich nicht begnügten, ſondern die unverantwortlichſten Exzeſſe begiengen, raubten und mordeten, was ihnen in den Wurf kam, und mehrere Jahre lang ſo ihr Unweſen trieben, bis ſie, vom ſtrafenden Arm der Gerechtigkeit verfolgt, ergriffen, zur Verantwortung gezogen und der Ueberreſt zerſtreut wurde.

Unter denen, die ſich durch die Flucht gerettet hatten, war der kleine Kaſpar, Deuterichs hoffnungsvoller Zögling. Die Aufhebung und Zerſtreuung einer Bande, die ſeit Deuterichs Verſchwinden nicht mehr den Namen eines Ordens verdiente, kam ſeiner Flucht zu ſtatten. Längſt ſchon war er darauf bedacht

geweſen, ſich in Freiheit zu ſetzen, weil die Lebensart ihm nicht behagte und ſeinen Grundſätzen eben ſo ſehr, als den erſten Geſetzen des vormaligen Ordens zuwider war; allein die ſtrengſte Aufſicht, die man über ſeine Schritte führte, hatte ihm das Entkommen unmöglich gemacht. Bei dieſer Gelegenheit aber gelang es ihm, den entworfenen Plan auszuführen. Schon als Knabe ſtrebte ſein Geiſt nach höheren Dingen, und nur der Wille eines Deuterichs war ihm Befehl, den er der Befolgung werth hielt, jeden andern verlachte er eben ſo ſtolz, als trotzig, und nur Gewalt konnte ihn unter das Joch beugen, das Männer von eben ſo niederer Denkart, als Herkommen ihm auflegten. Dieſem Joche ſich zu entwinden war ſein Taggedanke, ſein Traum, und ſchon mehrmals hatte er Verſuche gemacht, zu entkommen, aber immer vergebens; doch eben ſo vorſichtig, als ſchlau hatte er ſeine Abſichten zu bergen und jeden Verdacht von ſich abzulehnen gewußt.

Endlich trat der glückliche Zeitpunkt ein. An der Spitze eines unbedeutenden Häufleins, deſſen er zur Ausführung ſeines Plans bedurfte, durchbrach er die Feſſel, die ihn bisher an eine ſo entehrende Lebensart gekettet hatte, zwang den Hauptmann, der ein Erzſchurke war und durch Liſt und Ränke ſich zu dem Poſten aufgeſchwungen und den braven Deuterich verdrängt hatte, freiwillig zu entſagen und ihm und ſein Gefolge auf ein Jahr lang mit hinlänglichem Reiſegelde zu verſehen.

Dies geſchah juſt in dem Augenblicke, da der Böſewicht im Begriff war, mit der Kaſſe und den vorzüglichſten erbeuteten Reichthümern auf und davon zu gehen und ſeine Kameraden im Stiche zu laſſen. Kaſpern wußte es eben ſo gut, als er, daß ſie von allen Seiten von Baieriſchen und Schwäbiſchen Truppen umringt und nicht im Stande waren, ihnen zu entgehen und Widerpart zu leiſten. Er verdächtigte den Hauptmann und war ſo glücklich, ſeine Absicht zu erraihen und ſogar auf

der That zu ertappen. Er ließ ihm aber nicht Zeit zur Ausführung, überfiel ihn in der Nacht, wenig Minuten zuvor, ehe er zur Vollendung ſchreiten wollte, von ſeinen Vertrauten begleitet, mit blankem Degen und nöthigte ihn zur Erfüllung ſeiner Forderung. Zwar wollte ſich derſelbe Anfangs weigern; aber die Drohung, ihn ſelbſt der Gerechtigkeit zu überliefern, brachte ihn zum Schweigen.

Wer war froher, als Kaſpar. Der Streich war ihm gelungen, und er ſah ſich im Beſitze einer anſehnlichen Summe, die ihn und ſeine Kameraden auf mehrere Monate vor einreißendem Mangel ſicherte. Ehrlich und redlich theilte er mit ihnen, was er hatte, führte ſie auf einem ſichern Wege nach den kaiſerlichen Landen und beſchloß nach Italien zu gehen, in der Abſicht, ſeinen Pflegevater aufzuſuchen, oder vielleicht einen oder den andern von den Brüdern des grauen Ordens, die er als Knabe gekannt hatte, daſelbſt zu finden; denn es war die ſichere Vermuthung,

daß ſie ihren Weg nach dieſem Lande genommen haben mußten.

Er war erſt ſiebzehen Jahre alt, aber Muth und Talente machten ihn eben ſo, wie körperliche Schönheit und Stärke, fähig, dem Poſten vorzuſtehen, deſſen er ſich anmaßte, und den ihm ſeine Kameraden ſtillſchweigend zugeſtanden. Dies war es, wornach er ſtrebte — Unabhängigkeit.

Ganz nach dem Beiſpiele ſeines unglücklichen Pflegvaters, deſſen Grundſätze er ſchon frühzeitig befolgen gelernt hatte, entwarf er neue Geſetze, die den des ehemaligen Ordens faſt gleich waren, und mühte ſich, dieſelben von Zeit zu Zeit zu verbeſſern und aufrecht zu halten. Seiner Jugend ungeachtet wußte er eine Anzahl von zwanzig Köpfen, unter welcher er der jüngſte war, eben ſo ſehr in Furcht zu halten und vor Ausſchweifungen zu bewahren, als eines jeden einzelnen Mannes Liebe und Achtung zu erwerben. Faſt alle waren ſich an Jahren gleich, nur zwei von ihnen

hatten bereits dem Orden gedient, als derſelbe im Neapolitaniſchen jene Niederlage erlitt, bei welcher einige Mitglieder derſelben gefangen und an Leib und Leben geſtraft wurden. Dieſe waren immer um ihn, unterſtützten ihn mit Rath und That, und kamen durch jahrelange Erfahrung ſeinem jugendlichen Unternehmungsgeiſte zu Hülfe.

Kaum hatten ſie ihren bisherigen Aufenthalt verlaſſen, und auf verſchiedenen Wegen die Grenzen von Italien erreicht, als Kaſpars Reiſegefährten auf den Gedanken geriethen, jene in den Tyroler Waldungen befindliche Eremitage aufzuſuchen, in welcher einſt der fromme Klinkhardt und nach ihm der brave Deuterich hauſten. Dort meinten ſie, ihren alten Hauptmann wieder zu finden, weil ſie glaubten, daß er ſeine vorige Lebensart wieder hervorgeſucht und, ſeine Tage wieder in der Einſamkeit zu verleben, ſich dahin begeben haben müßte. Dieſen Vorſchlag theilten ſie dem jungen Kaſpar mit, der ohne Anſtand

einwilligte, und ſich mit ihnen dahin auf den Weg machte.

Die Nacht übereilte ſie. In einem kleinen Dorfe machten ſie Nachtquartier, wohin ſie noch um die Zeit ankamen, wo die Bewohner deſſelben beim Kruge in traulichen Geſpräch chen beiſammen ſaßen, und einander mancherlei Geſchichten der Vorzeit erzählten. Kaſpar und ſeine Gefährten ſaßen und machten im Stillen ihre Bemerkungen über die abergläubiſchen Dörfler, die unter andern auch von dem frommen Klinkhardt ſprachen, wie von einem Heiligen. Einige von ihnen erinnerten ſich ſeiner mit einer beſondern religiöſen Achtung und meinten, ihm um ſo mehr Dank und Anbetung ſchuldig zu ſeyn, je vortheilhafter ſie ſeinen Unterricht und Belehrungen befunden hatten, und ſchätzten ſich um einen hohen Grad glücklicher und beſſer, als die andern, die ſich nicht rühmen konnten, ihn perſönlich gekannt zu haben.

„Iſt

„Iſt der heilige Mann nicht mehr am Leben?“ fragte Kaſpar, erhob ſich von ſeinem Platze, und miſchte ſich unter die Umſitzenden, die ihm ſogleich einen andern in ihrem Zirkel einräumten und ſichs zur Ehre machten, einen ſo ſchönen, jungen, vornehmen Kavalier in ihrer Mitte zu haben.

„Der Wahrſcheinlichkeit nach, kann er wohl nicht mehr unter den Lebendigen ſeyn, erwiederte einer von den neben ihm Sitzenden, denn es iſt faſt an die zwanzig Jahre her, daß er uns nicht mehr heimſuchte.“

„Und ihr wußtet ſeinen Aufenthalt?“

„Den hat er uns nie geſagt, und was den Punkt betrifft, ſo tappen wir noch bis auf den gegenwärtigen Augenblick im Dunkeln.“

„Sonderbar! — Habt euch auch nie bemüht, ihn auszukundſchaften?“

„Was konnte uns das fruchten? — Seine Wohnung war uns gleichgültig, aber sein Besuch zu jeder Stunde willkommen.“

So sprachen sie noch ein Langes und ein Breites von dem frommen Klausner, und staunten, als Kaspar äußerte, die benachbarten Waldungen zu durchstreifen, und den Bruder Klinkhardt aufzusuchen, denn er überredete sie fast, daß derselbe doch vielleicht noch am Leben seyn könnte, ob er gleich in so langer Zeit nicht bei ihnen eingesprochen hätte. Sie gaben sich, einer wie der andere, Mühe, ihn von diesem Vorsatze ab, und auf andere Meinung zu bringen; aber er beharrte steif und fest dabei, und beschloß, des andern Tags seine Wanderung dahin fortzusetzen.

So frühzeitig er auch von seiner Jugend auf, an Strapatzen und Unbequemlichkeiten gewöhnt war, so acceptirte ers doch bestens, als der freundliche Wirth ihm ein apartes Zimmer und Bett anbot, mit dem Zusatze, daß es gar nicht schicklich wäre, einen so vornehmen

jungen Herrn auf der bloßen Streu ſchlafen zu laſſen. Hier fand er alles, was er zu ſeiner Bequemlichkeit nöthig hatte, und es behagte ihm um ſo mehr, da zu ſeiner Bedienung ihm ein ſchmuckes Mädchen folgte, das gleich beim erſten Anblick ſeine Augen auf ſich zog.

„Holla, kleines Mädchen! fragte er — biſt du die Tochter des Wirths?“

„So iſt's, mein Herr! erwiederte die muntere Dirne und fragte: ob er ſonſt noch etwas zu befehlen habe?“

„Du ſollſt bei mir bleiben, war Kaſpar's Antwort — und ein wenig mit mir koſen.“

„Ey! was würde denn die Mutter ſagen?“

„Ach! die Mutter. — Laß Mutter immer Mutter ſeyn; jetzt komm, und ſetz' dich zu mir.“

„Nun, da ſitz ich.“

„So recht! — Aber wie heißeſt du denn, kleine Sprödе?“

„Warum denn!“

„Weil ich's wiſſen will.“

„Je nu! — Marie.“

„Marie! — Vortrefflich! — Biſt du mir gut, ſchöne Marie?“

„Ob ich euch gut bin? — Wahrhaftig! eine närriſche Frage.“

„Noch lange nicht närriſch genug, um nicht einer Antwort gewürdiget zu werden.

„Seyd ihr mir denn gut?“

„Das verſteht ſich.“

„So! — Aber, daß ich fragen mag, wie heißt denn ihr?“

„Ich heiße Kaſpar.“

„Kaſpar? — Ha, ha, ha, ha, ha! Kaſpar!“

„Nun! lache dich nur nicht außer Athem.“

„Seyd außer Sorgen; mein Leben iſt mir noch zu lieb, als daß ich mich darum zu Tode lachen ſollte.“

„Meinſt du?“

„Der Name gefällt mir nicht.“

„Wenn ich dir nur gefalle.“ —

„Ihr? — Je nun ja! — Aber was wollt ihr denn eigentlich von mir?“

„Was ich von dir will? — Wahrhaftig! jetzt könnte ich auch ſagen: eine närriſche Frage! — Fühlſt du nichts, Marie?“

„Eure Hand.“ —

„Nun ja! — Aber nein! ſo war das nicht gemeint.“ —

„Wie meinet ihrs denn?“

„Ich meine — hier unter dem Mieder. — Wird's dir da nicht zu enge?“

„Ach nein! es iſt noch ziemlich weit.“

Ob Marie wirklich nicht verſtand, was Kaſpar ſagte, oder es nur nicht verſtehen wollte, laſſen wir an ſeinen Ort geſtellet ſeyn; kurz! der feurige Jüngling fand Behagen an ſeiner kleinen liebenswürdigen Geſellſchafterin, ohne ſich das Gefühl erklären zu können, das ſich ſeiner bemächtigte und ihn mehr und immer mehr an das Mädchen feſſelte, das gleich beim erſten Eintritt ihm Auge und Herz bezaubert hatte.

Auch Marie wußte wirklich nicht, wie ihr zu Muthe war. Nie erinnerte ſie ſich, ſo lange mit einer Mannsperſon allein zuſammen geweſen zu ſeyn. Immer wollte ſie aufſtehen und ihm: Gute Nacht! ſagen; aber es war, als ob eine geheime Macht ſie zurück hielt, und der Druck ſeiner Hand ihr ſagte: Bleib! Bleib!

Der Gedanke: Es kann deiner Ehre und zeitlichem Glück und Ruhe Nachtheil bringen, kam gar in keine Betrachtung, eben so wenig, als auf Kaspars Seite der Gedanke, die Unschuld verführen zu wollen. Es waren die ersten, unbescholtensten Gefühle, denen sich ihre Herzen überließen, beiden zur Zeit gleich unbekannt. Hoch glühten Mariens Wangen, hörbar arbeitete der Hammer ihres Herzens und ungestüm rollte das Blut dem feurigen Jünglinge die Adern durchhin. Unwillkührlich rückten sie einander näher und immer näher, und so wie ihre Herzen sich fanden, so begegneten sich auch ihre Lippen. Sie sprachen wenig und immer weniger, aber sie dachten desto mehr und dachten nichts als Liebe, ohne sie zu nennen. So schwelgte der kühne Jüngling, vom Götterhauch seiner ersten Liebe berauscht, am hochklopfenden Busen des trunkenen Mädchens, saugte ihren Honig von Lipp' und Wangen und schlürfte in unaufhaltbaren Zügen die ganze Fülle irdischer Seligkeit hinab.

Ihr Daſeyn vergeſſend, Himmel und Erde über und unter ſich los geriſſen ahndend und auf einem Meere von Wonne ſich wogend, ſchlang Marie ihren Schwanenarm um den Nacken des huldigenden Fremdlings, der zu ihren Füßen ſich ſchmiegte und beg mit lächelnder Grazie ſich herab, ihn mit den Flammenküſſen ihres Roſenmundes zu überſtreuen.

Welch eine Nacht! — Welch ein glückliches Hinüberſchlummern zu einem noch glücklichern Erwachen! — Kein heulender Sturmwind, nicht das Bellen der Hunde, nicht die furchebaren Schreckgeſtalten grauſender Mitternacht, ſtörten die Liebenden im Vollgenuſſe ihrer erſten Hingebung und alle Götter und Göttinnen der Liebe blickten mit Wohlbehagen herab und lächelten Beifall der unſchuldsvollen Szene, über welcher der Genius unverdorbener Mannheit, dem jungfräulichen Schutzgeiſte die Hand bietend, leicht hernieder ſchwebte und mit leiſem Fittig ſanft umfächelte.

Schon krähte der Hahn, die Schatten der Nacht flohen und die muthigen Sonnenpferde ſtampften und wieherten vor Begierde, ihr Tagwerk zu beginnen. Kaſpar und Marie lagen noch, Arm in Arm geſchlungen, in ſüſſen Träumen ſich wiegend, als das Glöckchen vom nahen Kloſterthürmlein bis in das Gemach ihrer Liebe ertönte und zum Aufſtehen mahnte. Marie erwachte zuerſt und erſchrak, ſich in dieſer Lage und in einem andern Zimmer an der Seite des ſchönen Fremdlings zu erblicken, den ſie Abends vorher bedient zu haben ſich erinnerte. Sie überlegte einen Augenblick und konnte ſich im erſten Taumel nicht erklären was mit ihr vorgegangen. Kaſpar ſchlief ſo ſanft, daß ſie ſichs zur Sünde hätte anrechnen müſſen, ihn zu ſtören. Ein ſonderbares Gefühl durchglühte ihren Buſen und zog ſie langſam auf den reizenden Schläfer hin, der in dem nämlichen Augenblicke im Traume ihren Namen ausſprach und den Becher der Wolluſt zum zweiten Male hinabzuſchlürfen wähnte. Kaſpar! erwiederte ſie leiſe und ent-

wand ſich mit einem ſchnellen glühenden Kuſſe ſeinen Armen, eilte aus dem Zimmer und tappte mit Furcht und Zittern ihrem Kämmerlein zu.

„Wenn das dein Vater wüßte?“ — flüſtert'es ihr in die Ohren, als ſie die Stiege hinab ſchwebte und ein kühler Morgenhauch die Gluth ihrer Wangen löſchte. Das Herz ſchlug ihr gewaltig unter dem Mieder. Sie wußte nicht, was ſie zuerſt ergreifen ſollte, als ſie an ihre Arbeit gieng und hatte Mühe, ihre Verwirrung nicht ſichtbar werden zu laſſen.

Indeß ſchnarchte der glückliche Kaſpar noch ruhig und ſorglos auf ſeinem Lager, als bereits die goldenen Strahlen der Sonne ſein Gemach beleuchteten und ſeine Gefährten eintraten, ihn ans Aufſtehen zu erinnern. Unwillig wandte er ſich auf die andere Seite und befahl ihnen, ſich zu entfernen, mit dem Zuſatze, daß eine Unpäßlichkeit ihn nöthige, einige Tage hier zu verweilen und ſeine Wanderung bis zu ſeiner Wiedergeneſung aufzuſchieben.

Aber die Sache verhielt ſich anders. Die Liebe war es, die ihn an den Ort ſeines gegenwärtigen Aufenthalts feſſelte. Es vergieng ein Tag nach dem andern, und er dachte nicht an ſeine Wanderung in die nachbarlichen Waldungen, noch an die Eremitage ſeines vermeintlichen Anherrn. Er dachte nichts, als Marie und ſeine Liebe; wogte ſich auf einem Genuſſe zum andern über, und kümmerte ſich ſo wenig um ſeine Geburt und Abſtammung, als diejenige, deren höchſte Wolluſt es war, ihm den Becher der Freude zu kredenzen.

Wer nur einmal in ſeinem Leben geliebt hat, der weiß, daß Stand und Geburt den Liebenden gleichgültige Dinge ſind. Der Fürſtenſohn läßt ſich herab zur koſigen Dirne des armen Handwerkers und die Gemahlin des ſtrengen Burgbeſitzers buhlt um die emporſtrebende Mannheit des neunzehnjährigen Troßbubens. Das ärmlichſte Strohdach iſt den Liebenden Eliſium, und Götterſpeiſe die kärglichſte Koſt, die ihrer Hände Arbeit ihnen gewähret. Dies auch hier der Fall.

Marie war die Tochter eines armen Tagelöhners, eine Waise, und aus Mitleid von der barmherzigen Dorfwirthin, welche kinderlos war, an Kindesstatt auf- und angenommen. Ihre Begriffe von Dingen, die außer ihrem Wirkungskreise lagen und über ihren Stand hinausgiengen, waren ihrer Erziehung angemessen; mithin kein Wunder, wenn es ihr gnügte, lieben zu dürfen und wieder geliebt zu werden. Alle Menschen waren ihr gleich, der Arme wie der Reiche, der Hohe wie der Niedere, aber für keinen noch hatte sie das empfunden, was sie für den grauen Ritter empfand, dessen Namen sie täglich auf allen Tritten und Schritten tausendmal nannte, und tausendmal wiederholte. Ihre Zerstreuung war zuweilen eben so groß, als ihre Behendigkeit, mit der sie ihre Arbeiten verrichtete, und beides blieb ihrer Pflegmutter nicht unbemerkbar. Anstatt das unerfahrne Mädchen zu warnen, fand sie vielmehr Wohlgefallen daran, zu sehen und zu hören, welche Eroberung Marie an dem jungen Ritter gemacht hatte.

Sie bildete sich nicht wenig darauf ein, und war thöricht genug, sich Dinge in den Kopf zu setzen, die doch wahrscheinlich nie in Erfüllung gehen konnten. Denn so ernsthaft, so wahr, so feurig auch Kaspars und Mariens Liebe zu seyn schien, so war doch zu dem Schritte, den Mutter Anne zu thun gedachte, noch nicht die mindeste Aussicht der Möglichmachung vorhanden.

Marie war zwar ein armes Mädchen, von niederm, ehrlichen Herkommen; aber wer war denn Kaspar? — Hier müssen wir einen Augenblick stehen bleiben und fragen: Wer waren denn Kaspars Eltern? — Das eben war es, was den braven Jüngling zuweilen, wenn er allein war, und seinen Gedanken nachhieng, auf sich selbst aufmerksam und wohl gar unzufrieden machte. Er fühlte etwas in sich, das ihn über tausende seiner Nebenbrüder erhob, wenn er die Frage an sich selbst that: Kaspar! wer bist du? — Wer war dein Vater? — Beschämt stand er dann vor sich selbst

da, wenn er nichts um und neben sich erblickte, das ihm Antwort geben wollte, und die ganze Welt um ihn her zu verstummen schien. Er wußte nichts mehr, als daß er Kaspar hieß, Deuterich der geächtete, unstet und flüchtig herumstreifende Graf von Ballenstein, einstmals Hauptmann des grauen Ordens, sein Pflegevater gewesen und er unter Räubern und Mördern herangewachsen war. Wie? wenn nun Mutter Anne gefragt hätte: Gestrenger Herr Ritter! nichts für ungut! in welchem Lande seyd ihr denn zu Hause? Wie nennt sich die Burg eurer hochmächtigen Anherren? — Was hätte er sagen sollen?

Doch das glückliche, oder unglückliche Ungefähr überhob ihn der Beantwortung dieser Fragen, die ihn auf alle Fälle in Verlegenheit gesetzt haben würden.

„Ja, ja! er hat was Liebes hier gefunden," sagten Kaspars Gefährten zu einander, als sie die wahre Ursache seines längern Weilens in dieser Dorfschenke einzusehen begannen,

und vergebens mahnten sie ihn, aufzubrechen und diesen Ort der Unthätigkeit zu verlassen. Am vierten Tage seines Hierseyns aber trat ein Mann in die Gaststube, der Kaspars Leuten um so auffallender war, je mehr Aehnlichkeit er mit jenem Böſewicht hatte, den Kaspar auf der That ertappte, als er mit dem Eigenthume des Ordens der grauen Brüder heimlich entwischen wollte, und zur Rückgabe derselben nöthigte. Er ließ sich ein Glas Branntwein geben, trank, sprach einige Worte mit dem Wirthe heimlich, warf einen bedeutenden Blick auf die in Zimmer anwesenden Gäste und gieng.

Wer wohl der Mann seyn mag? fragte einer von Kaspars Leuten, die ihr Augenmerk besonders auf ihn gerichtet hatten und sich von bangen Ahndungen beseelt fühlten.

„Ich kenne ihn eben nicht, erwiederte der Wirth — aber so viel weiß ich, daß er sich seit einigen Tagen in unserer Gegend aufhält, und, wenn ich meine Meinung offenherzig sa-

gen ſoll, auf den grauen Ritter da oben beſondere Abſichten zu haben ſcheint.“

„Woraus möget ihr das ſchließen, Herr Wirth?“

„Einige Fragen, die er an mich that, machen es wahrſcheinlich. Hat vielleicht euer Herr etwas mit ihm vorgehabt?“

„Das wir nicht wüßten,“ antworteten die Männer und ſtaunten, als im Hauſe Lärm wurde, und die Wirthin und Marie herein ſtürzten und um Hülfe ruften.

„Jeſus Maria! ſchrie die Alte — kommt doch dem grauen Ritter zu Hülfe!“ —

Marie rang die Hände, ſchluchzte und weinte, und war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen.

„Kaſpar! — Der Hauptmann!“ — ſchrien Kaſpars Leute aus Uebereilung und vergaßen ſich. Alles lief herzu. Kaſpar und der Mann,

der wenig Augenblicke zuvor in der Gaſtſtube mit dem Wirthe heimlich geſprochen hatte, waren im Handgemenge. Man ſtürzte über ſie her, um ſie auseinander zu reißen; der Streit wurde allgemeiner, und es ſchien, als ob der unbekannte Mann eben ſo viel Anhänger hätte, als der graue Ritter, der in dem Augenblicke, da die Wache herbei kam, verwundet zu Boden fiel, und außer Stand geſetzt war, ſich zu retten.

Es koſtete der herbeikommenden Juſtiz Mühe, den Aufruhr zu ſtillen; denn Kaſpars Leute, die ihren Hauptmann für todt hielten, wütheten unter der Menge, fochten wie Löwen, und ſuchten vergebens den Mann, der Kaſparn auf eine ſo ſchändliche Weiſe überfallen und zu Boden geworfen hatte. Er war verſchwunden. Kaſpar lag ohnmächtig auf dem Boden, und ſeine Leute wurden überwältigt, ergriffen, und zu gefänglicher Haft gebracht.

Wo bin ich? sagte Kaspar zu sich selbst, als er wieder seiner Sinnen mächtig war und die vier Wände seiner Wohnung anstaunte, die mehr einem unterirdischen Gewölbe ähnlich war und Schauder und Entsetzen verursachte.

Beim matten Scheine eines Lämpchens, das nur äußerst kärglich das scheußliche Verhältniß erleuchtete, übersah er mit einem Blicke seinen ganzen Hausrath, der in nichts bestand, als einem kärglichen Strohlager, einem hölzernen Bänkchen und einem großen Steine, welcher die Stelle des Tisches zu vertreten schien. Ein irdener Wasserkrug stand neben ihm.

„Bin ich über oder unter der Erde? begann er nach einer minutenlangen Pause von neuem, dachte seinem Verhängniß nach, und konnte sichs nicht erklären, aus welcher Ursache man ihn zwischen vier so kalte, nasse Wände einzuengen, sich anmaßte. — Bin ich mir doch keines Verbrechens bewußt — nicht eines Gedankens, weshalb man mich zur Verantwor-

tung ziehen könnte? — Wer war der schwarze Mann, der mich zum Zweikampf aufforderte? — Was hatte ich ihm zu Leide gethan?“

Diese und tausend ähnliche Fragen drängten sich eine auf die andere, machten ihm den Kopf warm und raubten ihm Schlaf und Ruhe. Begierig auf die Wendung seines Schicksals, warf er sich auf sein Lager hin, sprang wieder auf, maß mit großen, langen Schritten die Länge und Breite seines Gefängnisses, und fühlte sich in einer qualvollen Unthätigkeit.

So vergieng der erste, der zweite Tag. Die Kost, die man ihm gereicht hatte, war dem Orte seines Aufenthalts angemessen; doch das kümmerte ihn wenig, denn er hatte eben so wenig Hunger, als Eßlust, und sein Sinn stand bloß auf Freiheit. Diese aber durch sich selbst zu erlangen, war schlechterdings unmöglich; die dicken Wände, in denen er keine Oeffnung sah, und die großen eisernen Thüren mit eben so großen Riegeln und Schlössern unter-

ſagten ihm jeden Verſuch, und verwieſen ihn zur Ruhe und Geduld.

Am dritten Tage ſeiner Einkerkerung aber, nachdem er vor Verdruß und Langeweile endlich ein wenig eingeſchlafen war, weckte ihn der Zuruf einer ſanften weiblichen Stimme. Er horchte; aber er verhielt ſich ruhig und hütete ſich, laut zu werden. Einen Augenblick war es ruhig. Leiſen Trittes hörte er dann etwas ſeinem Lager ſich nähern, aber die Nacht ſeiner unterirdiſchen Wohnung geſtattete ihm nicht, den auf ihn zukommenden Gegenſtand zu erkennen. Er glaubte geträumt zu haben, und ſich noch wachend mit den Bildern ſeiner Phantaſie zu beſchäftigen, als mit einmal der ſanfte Druck einer weiblichen Hand, der ihm nicht unbekannt zu ſeyn ſchien, ihn aus ſeiner Betäubung riß. Unerſchrocken und furchtlos richtete er ſich von ſeinem Lager auf, begierig, wo das hinaus wollte.

„Kaſpar! redete ihn die Unſichtbare mit leiſer Stimme an.“

„Biſt du es, Marie?“

„Ich bin deine Retterin. Stehe auf und folge mir!“

„Wohin?“

„Durch Nacht und Dunkel zu den Freuden des Lichts.“

„Darf ich dir trauen?“

„Das ſtehe bei dir.“

„Sehr lakoniſch!“

„Wenn dir Leben und Freiheit zwei ſo gleichgültige Dinge ſind, kannſt du auch bleiben.“

„Was ſprichſt du da?“

„Dein Urtheil.“

„Wer du auch ſeyn magſt! — Was berechtiget dich, mir mein Urtheil zu ſprechen?“

„Freundſchaft und Liebe.“

„Iſt das Sprache der Wahrheit, oder Sirenenſang?“

„Ich bin deine Freundin; glaubst du, daß ich es gut mit dir meine?“

„Wie kann ich das? — Ich kenne dich nicht?“ —

„Kaspar! nur noch wenig Augenblicke.“ —

„Und dann?“ —

„Bist du verloren.“

„Wer sagt das?“

„Deine Freundin Rosalie.“

„Rosalie? — Himmel! was ist das?“

Der Name Rosalie war ihm ein Räthsel. Er konnte sich nicht erinnern, je in seinem ganzen Leben eine Rosalie gekannt zu haben. Marie war das erste weibliche Geschöpf, das sein Augenmerk auf sich gezogen hatte und schon glaubte er, unter beiden Namen eine und eben dieselbe Person zu treffen. Schon war er im Begriffe, seine Gegnerin näher an sich zu ziehen und auf irgend eine Art sich von Mariens

Perſon zu überzeugen; aber ſie ließ ihn ſo wenig, als der ihr günſtige Zufall, dazu kommen.

„Horch!“ begann ſie von neuem, als der Geiger eilfe ſchlug — die Stunde der Mitternacht tönt; dieſer dumpfe Glockenſchlag mahnt dich an deinen Todesgang.“ —

Dieſes Wort drang ihm durch Mark und Bein, er wußte nicht, was er ſagen ſollte, und ſeine Retterin fuhr fort: „Es iſt die letzte Stunde, die du noch zu leben haſt, wenn du nicht augenblicklich mir folgſt.“

„Gemach!“ erwiederte Kaſpar mit jugendlichem Muthe und Standhaftigkeit — Wer du auch ſeyn magſt! bevor ich dir folge, ſteh mir Rede und antworte.“

„Ich bin begierig.“

„Sprich! wer will mich morden? — Was iſt mein Verbrechen? — Wer ſind meine Kläger?“

„Auf alle dieſe Fragen zu antworten, iſt

jetzt nicht Zeit. Deine Rettung leidet keinen Aufschub; ich gehe.“

„Ich folge.“

„Gieb mir deine Hand.“

So wenig auch Kaspar sich eines Vergehens bewußt war, das ihm den Tod gebracht hätte, so fühlte er sich doch von einer sonderbaren Furcht überfallen, die es ihm nothwendig zu machen schien, der Aufforderung seiner Retterin zu folgen, ohne in diesem Augenblicke weiter untersuchen zu wollen, wie und warum er in dieses Gefängniß gebracht worden war.

Seine Seele war in einer ihm unerklärbaren Stimmung und die Verworrenheit seiner Gedanken so groß, daß er nicht wußte, wozu er sich entschließen sollte, und, fast einer Maschiene gleich, sich aus dem Kerker herausschleppen ließ.

Er befand sich im Freien, fühlte sich den Moderdünsten des unterirdischen Gewölbes

entriſſen und dankte der Vorſehung für ſeine wunderbar-Rettung. Das Dunkel der Nacht, das von den Finſterniſſen ſeines Kerkers nur wenig unterſchieden war, geſtattete ihm nicht ſeine Führerin zu erkennen, die eben in dieſem Augenblicke ihm ihre Hand entzog und mit der Bedeutung, ihr zu folgen, vor ſeinen Augen verſchwand.

Kaum ſah er ſich allein und von ſeiner Führerin verlaſſen, ſo blieb er ſtehen und dachte einige Minuten der Sonderbarkeit dieſes Ereigniſſes nach. Vorwärts zu gehen ſchien ihm bei der ſtockfinſtern Nacht und in einer ganz unbekannten Gegend eben ſo gefährlich, als umzukehren, denn er ſah weder Weg noch Steg; darum hielt er es der Klugheit gemäß, zu bleiben und ſich die Nacht hindurch ruhig zu verhalten.

Er warf ſich unter einen Baum und ſchlief glücklich ein. Als er erwachte und die Augen wieder aufſchlug, machte der reitzende Anblick der ſchönen Natur ihn all' das Vergangene

vergessen. Durch einen erquickenden Schlaf gestärkt, schwang er sich von seinem Rasenbette auf, blickte dankend gen Himmel und schaute muthig und sorglos um sich her, ohne weder zur Rechten, noch zur Linken, weder vor noch hinter sich einen Weg zu sehen.

Jetzt erst, nachdem er bereits diese Entdeckung gemacht hatte und der herandämmernde Morgen ihn mahnte, weiter zu gehen, dachte er an seine sonderbare Befreiung aus dem Kerker, ahndete aber nicht, in ein neues Labirinth geführt zu werden. Marie schien so ziemlich vergessen zu seyn und diejenige, die ihn aus dem Gefängnisse herausgeführt hatte, weckte um so mehr seine Neugier, je räthselhafter ihr Benehmen gegen ihn war, das ihn fast veranlaßte, sie für ein mehr als menschliches Wesen zu halten.

Rosilie war ihr Name? — sagte er zu sich selbst — der Druck ihrer Hand so sanft, der Ton ihrer Stimme so lieblich! — Wer sie nur seyn mag? —

Als er ſo mit ſich ſelbſt ſprach und das eine ſich dachte, das andere verwarf, zog ein ſechs Schritte von ihm ſtehender Eichſtamm mit einmal ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Auf einem Täfelchen von Blech, das an demſelben befeſtiget war, las er mit großen Buchſtaben folgendes:

Wanderer' geh dem Faden nach,
Den du angeknüpft hier findeſt;
Weiche weder rechts, noch links,
Wenn du auch am Abgrund ſtündeſt.
Immer fort! Geduld und Muth
Macht am Ende alles gut.

„Was iſt das? ſagte er, nachdem er geleſen hatte — Will dieſe Roſalie vielleicht ihr Narrenſpiel mit mir treiben und mich in ein Labirinth hineinführen, anſtatt mich heraus zu führen? — Iſt das die Rettung, mit der ſie mir ſchmeichelte? — Unbegreifliches Schickſal! was that ich dir zu Leide, daß du ſo früh ſchon deinen Launen mich opferteſt und von der Wiege an mit mir ſpielteſt, wie der Knabe mit Ball und Kreiſel?“ —

Der erſte Gedanke, der ihm hier durch den Kopf fuhr und von tauſend andern verfolgt, verdrängt und wieder herbei geführt wurde, war dieſer: Wer bin ich? —

Der erſten Jahre zarter Kindheit konnte er ſich wenig oder faſt gar nicht erinnern. Seine Mutter hatte er nie gekannt und die Vorſtellung, die er ſich von ſeinem Vater machte, war ein bloßes Schattenbild. Der Augenblick ſeiner Geburt war ihm ein Geheimniß, deſſen Enthüllung er einzig und allein dem mehr oder weniger günſtigen Zufalle überlaſſen mußte. Allenthalben, wo er hinkam, war er zu Hauſe; alle Menſchen ſeine Brüder, ſeine Schweſtern; ſein war die ganze Welt und doch war er nicht im Stande, das unbedeutendſte Sandkorn ſein nennen zu können. Nur der kurze Zeitraum, den er unter Deuterichs Führung und Aufſicht verlebt hatte, war ihm erinnerlich und dieſe Erinnerung machte ihn oft ſo froh, ſo heiter, daß er alles andere, Gutes oder Böſes, was ihm

ſeine ganze Lebenszeit hindurch begegnet war, darüber vergaß. Denn dieſer war es, dem er ſeine ganze Bildung und die edelſten Grundſätze zu danken hatte, nach denen er immer gehandelt zu haben ſich erinnerte.

Mit deſto größerem Unwillen dachte er des ſpäteren Theils ſeiner entflohenen Jugend, vergaß ſich und wollte mit der Vorſicht hadern, die es zugelaſſen hatte, daß die Hand des Schickſals jene glücklichen Bande zwiſchen ihm und ſeinem Pflegevater getrennt hatte; doch bald kehrte er wieder in ſich, ſchalt ſich ſelbſt um ſeiner eigenen Thorheit willen und nahm zur Geduld und Ergebenheit in den Willen einer höheren Macht ſeine Zuflucht.

„Wohin du mich auch führeſt, ich folge deinen Winken, unerforſchlichſtes Weſen! denn deine Wege ſind weiſe und gut und — ich — bin ja nur ein Menſch.“ So dachte er und beſchloß, auch hier der Leitung ſeines Schickſals ſich zu überlaſſen; denn er hatte ja nichts zu fürchten, nichts zu verlieren, als ein Leben

das vielleicht außer ihm nicht einer menschlichen Seele Nutzen, oder Schaden bringen konnte.

„Laß sehen, wie weit es die muthwillige Göttin des Schicksals mit dir zu treiben beschlossen hat.“ — Mit diesen Worten setzte er seinen Fuß vorwärts und verfolgte den an dem hundertjährigen Eichstamme befestigten Faden nach der ihm ertheilten Vorschrift aufs pünktlichste. Er wich weder rechts noch links aus dem ihm bezeichneten Wege, berechnete eben so wenig, wie viel er bereits zurückgelegt hatte und kümmerte sich nicht darum, wie weit er noch zu gehen haben würde.

Seinen Gedanken nachhängend, achtete er nicht des unwegsamen Pfades, den man ihm vorgeschrieben hatte, scheute keine Gefahr und vergaß vor Begierde, nach dem vorgesteckten Ziele zu gelangen, Hunger und Durst. So kam er nach einer, mehr als zwei Stunden langen Wanderung durch Busch und Nadelholzhecken und mehr oder weniger waldige

kleine Anhöhen an eine fürchterliche Erdſpalte, die ihm faſt den Muth benommen und ihn veranlaßt hätte, wieder umzukehren.

Er ſtand einen Augenblick, überlegte, was er thun wollte und ſah, daß der Faden, dem er nachgehen ſollte; quer über den Abgrund hinübergezogen war, den er zu ſeinen Füßen erblickte.

Schreckliche Verſuchung! — Hinüber zu ſpringen, war über alle menſchliche Kräfte; auf der einen Seite über die glatten Felſenwände dieſer Schlucht in die unterſte Tiefe derſelben hinab zu ſchlüpfen und auf der andern wieder aufwärts zu klimmen, war natürliche Unmöglichkeit; es blieb ihm daher nichts übrig, als das einzige Mittel, das die, ſeinem raſchen, unternehmenden Geiſte zu Hülfe kommende Natur ihm darbot.

„Will man auf dieſe Art meinen Muth prüfen?“ ſagte er zu ſich ſelbſt, nachdem er die Beſchaffenheit des Orts genau unterſucht und

ſich von der Unmöglichkeit, hinüber zu kommen, durch den Augenſchein überzeugt hatte.

Er befand ſich in einer verzweiflungsvollen Lage. Jenſeit des Abgrundes über den er hinüberſetzen ſollte, bot ein angenehmes Gelände ſeinen Blicken ſich dar, das ihn für die Strapatzen ſeiner langen Berg- und Thalwanderung entſchädigen zu wollen ſchien; dieſſeits nicht ein Baum, der ſeinen Hunger, nicht ein Quell, der ſeinen Durſt hätte lindern können. Hier bleiben konnte er nicht; umzukehren und ſich wieder durch das Dickigt dieſes furchtbaren Waldes zu drängen, ohne die mindeſte Hoffnung, ein Haus, oder eine armſelige Einſiedlerhütte anzutreffen, fühlte er ſeine Kräfte erſchöpft. Er mußte das äußerſte wagen, das in dieſem ſchrecklichen Augenblicke ihm noch einigen Muth einflößte und ſo leicht ausführbar zu ſeyn ſchien! ungeachtet es mit der größten Lebensgefahr verbunden war.

Ohne das Ziel ſeines Strebens zu kennen, das er jetzt mehr, als zu jeder andern Zeit,

zu

zu erreichen vor Begierde brannte, gerieth er auf den eben ſo verwegenen, als glücklichen Gedanken, eine Brücke von Weidenſtäben und Baumblättern über den Abgrund zu werfen. Es koſtete ihm Schweiß und Mühe, dieſen Gedanken zur Ausführung zu bringen; denn weit und breit um ſich her ſah er nicht einen Weidenbaum, der ihn der nöthigen Baumaterialien zu dieſer Brücke verſichert hätte. Ueberdies lief er auch Gefahr, ſich aufs neue im Walde zu verirren und von dem mit labenden Hoffnungen ihm ſchmeichelnden Standpunkte ganz abzukommen.

Mit dem Jagdmeſſer in der Hand ſtand er, die drückendſten, höher und immer höher ſteigenden Nahrungsbedürfniſſe vergeſſend, maß die dicken, hohen Eichſtämme von oben bis unten, und war ſchon im Begriffe, hinaufzuklettern, und einem Aſt abzuſchneiden, der dem Augenſcheine nach hinreichend war, die Stelle einer Brücke zu vertreten, als er mitten durch das Laubwerk einige junge Birken hervorſchimmern ſah, die ihn veran-

faßten, jenen Gedanken fahren zu laſſen, und ſich derſelben zu Erbauung dieſer Brücke zu bedienen.

Wie gedacht, ſo geſchehen. Dornen und Diſteln nicht achtend, ſtürzte er durch das Geſträuch und gerade darauf zu. Wer war froher als Kaſpar. Vier junge Birken, juſt recht und ſtark genug, einen Mann zu tragen, ſtanden vor ihm, und erwarteten das Urtheil, das ſeine Hand an ihnen vollſtrecken ſollte. Mit jugendlicher Stärke haute er ſie mit einem Hiebe vom Boden weg, band ſie mit dem Schnupftuche feſt zuſammen, ſchleppte ſie an den Ort ihrer Beſtimmung, und warf ſie über den Abgrund hin. Um ſicherer zu gehen, und der Gefahr zu fallen weniger ausgeſetzt zu ſeyn, ſetzte er ſich darauf, und ritt mit Händen und Füßen zugleich darüber, und kam glücklich auf der Gegenſeite an. Dieſe abentheuerliche Ueberfahrt nöthigte ihm beim Ausſteigen ein ſtilles Lächeln ab, welches im nächſten Augenblicke ins herzlichſte Dankgefühl gegen die waltende Vorſehung übergieng, die ihn ſo mütterlich vor der Gefahr, hinabzuſtürzen, behütet hatte.

Muthiger, als vorher, ſetzte er nun ſeine Wanderung unter Leitung des angeknüpften Fadens von neuem fort. Die ſchönſten Hoffnungen belebten ſeinen Geiſt, und machten ihn ſtark, den heiſchenden Naturbedürfniſſen die Stirn zu bieten, und dem Ziele ſeiner Beſtimmung unverdroſſen entgegen zu gehen.

Nachdem er nun eine gute Viertelſtunde Wegs auf bunten Wieſenteppichen unter lauter fruchttragenden Bäumen zurückgelegt hatte, kam er an ein verſchloſſenes Häuschen, das mit einer kleinen Kapelle viel Aehnlichkeit hatte. Ueber dem Eingange deſſelben ſtanden die Worte: Roſaliens Ruhe und darunter:

Weile nicht an dieſem Orte,
Wandrer! ſtöre meine Ruhe nicht.
Heilig ſey die dicke Pforte!
Bet' ein Ave — weile nicht!

Der Ausdruck: Roſaliens Ruhe hemmte ſeine Schritte. Drei-, viermal wiederholte er dieſe Worte und dachte: das iſt ja der Name jener unſichtbaren Unbekannten, die in voriger Nacht die Pforten meines Kerkers

öffnete, und mich in dieſes Labirinth führte, in dem ich mehrere Stunden ſchon umher irre. Wie? ſollte dieſelbe es ſeyn, die mir verbeut, hier zu weilen? — Wer iſt ſie, dieſe Roſalie, die mich am Narrenſeile ſo herumführt? — ſo mit ſüßen Hoffnungen mir ſchmeichelte, und dem ſchmähligſten Hungertode mich in die Arme zu werfen ſcheint?

Was hätt' es ihm auch helfen können, hier zu weilen, da der angeknüpfte Faden ihm gebot, weiter zu gehen, und die noch unreifen Früchte ſeinen überhand nehmenden Bedürfniſſen nicht abzuhelfen vermochten?

Er begann faſt unwillig zu werden; denn Hunger und Durſt erreichten allmählig ihren höchſten Grad und wühteten fürchterlich in ſeinem Innern.

Sehnlicher konnte er das Ziel ſeiner diesmaligen Wanderung nicht wünſchen, als in dieſem Augenblicke, und er fühlte ſich faſt unvermögend, ſeinen Weg weiter fortzuſetzen. Doch es half nichts; wollte er wohl oder übel, ſo mußte er gehorchen.

Hätte er geahndet, dem Ziele ſo nahe zu ſeyn, er würde nicht gemurrt haben; aber jede Minute verlängerte ſich ihm zur Stunde, und er verwünſchte tauſendmal in einem Augenblicke die nächtliche Herbeikunft ſeiner vorgeblichen Retterin, als er mit einmal den Faden wieder angeknüpft fand, und ſich ſeiner eignen Leitung überlaſſen ſah.

Glücklicherweiſe entdekte er rechts einen ſchmalen aber gebahnten Weg, der um eine kleine Anhöhe herumführte, auf deren Rückſeite eine hölzerne Brücke ihn dem Ziele ſeiner Wünſche näher brachte.

Einige Schritte hinter derſelben jenſeit des rieſelnden Bachs, erhob ſich, von hohen Ulmen umſchattet ein Gebäude, das er in der Entfernung für eine kleine Mühlenwohnung hielt, in der er einige Erfriſchungen zu finden hoffte. Aber er hatte ſich in ſeiner Meinung betrogen. Es war nichts, als ein altes, dem Einſturz drohendes Häuschen, mit offenen Thüren und Fenſtern, das zwar beim erſten Anblick ihn zurückſchreckte, jedoch durch einige, über dem Eingange befindliche, ſo halb

und halb noch lesbare Zeilen veranlaßte, hineinzugehen. Sie lauteten so:

Müder Wandrer; tritt herein.
Iß und trink und labe dich.
Hier iſt Brodt und da iſt Wein.
Auch ein Bett' für dich und mich.

So wenig er auch in ſeiner gegenwärtigen Lage zum Lachen geneigt war, ſo wars ihm doch näher als das Weinen, und er folgte faſt unwillkührlich dieſer Einladung, vielleicht mehr aus Neugier, als in der Erwartung, dieſelbe in Erfüllung gehen zu ſehen.

Ein ſteinaltes krumm gebücktes Mütterchen mit rothen Augen und abgezehrten Wangen, kam ihm ſogleich beim Eintritt entgegen, faßte ihn bei der Hand und führte ihn in die Gaſtſtube, wie ſie den untern Theil des Hauſes zu nennen ſich anmaßte, in welchem nichts, als ein alter zerbrochener Tiſch und eine Bank ohne Lehne war.

„Seyd mir willkommen! redete ſie ihren Gaſt an — und laßt's euch bei mir gefallen.“

„Seyd ihr die Wirthin vom Hauſe?“ fragte Kaſpar.

„Wohl bin ich das, lieber, ſchöner, junger Herr! — Habt ihr vielleicht Durſt, oder Hunger?“

Kaſpar hätte gern Nein! geſagt, denn es ekelte ihm faſt, von dieſer alten Bettel etwas anzunehmen; aber Hunger und Durſt nöthigten ihn, Ja! zu ſagen.

Kaum war dieſes Wort über ſeine Lippen, ſo ſtand eine Flaſche Wein und ein Stück ſchwarzes Brod vor ihm auf dem Tiſche.

Kaſpar ſtaunte, die Worte der Einladung ſo pünktlich erfüllt zu ſehen.

„Laßt's euch ſchmecken, ſagte die Alte — ihr könnt mehr bekommen.“

Kaſpar ſah ſeine Wirthin ſchweigend und mit Verwunderung an.

„Ihr glaubtet wohl nicht, ſo etwas bei mir zu finden, und ſehet mich vielleicht für ſehr arm an; aber bei der heiligen Jungfrau! Roſalie iſt ſo arm nicht, als ihr denkt.“

„Roſalie?“

„Nun ja! — Weit und breit iſt mein Name in der ganzen Welt bekannt; und ich habe

ſchon manchem braven Manne aus der Verlegenheit geholfen.“ —

„So?“

„Auch könnet ihr ein gutes Nachtlager haben, wenns euch beliebt, bei mir zu übernachten; ein ſchönes geräumiges Bett, groß genug für uns beide.“ —

„Oho!“ —

Das war eine ſonderbare Zumuthung für einen Jüngling, wie Kaſpar war. Er hätte ſich vor Lachen und Aerger in die Zunge beiſſen mögen, und lieber der alten Bettel alle Teufel auf den Hals gewünſcht, wenn nicht ihre Gaſtfreundlichkeit ihn zurückgehalten hätte, ſie mit Undank zu belohnen.

Als nun Kaſpar ſo da ſaß und widerſeinen Appetit aß und trank, um nur Hunger und Durſt zu ſtillen, ſetzte ſich die Alte unvermerkt an ſeine Seite, fieng an, ihm die Backen zu ſtreicheln und ſagte: Ich will euch auch was vorſingen und ſpielen, wenns euch nicht zuwider iſt, damit euch die Zeit nicht lang werde.

Nun das wird was Gutes werden, dach-

se Kaſpar bei ſich ſelbſt und lachte recht herzlich in den Bart.

„O! ich habe vor großen Herren geſungen und geſpielt,“ ſagte die Alte und that einige Probegriffe auf ihrem Inſtrumente.

Kaſpar erſtaunte und fieng faſt an, ſeine alte häßliche Wirthin lieb zu gewinnen, welche eben zu ſingen begann und ſich ſelbſt auf der Mandelin akkompagnirte.

Schön war der Jüngling Kaſpar, ſchön,
Ganz Angeſicht wie Milch und Blut;
Wer ihn ein einzigs Mal geſehn,
War ihm auch herzlich gut.

Um ſeine Locken buhlte ſchier
So alt als jung, ſo arm als reich,
Und nannte ihn der Männer Zier
So Weib als Mädchen gleich.

O! ſaget an, wo weilet er?
Der ſchönſte Jüngling, ſchönſte Mann
O, Schickſal! führ' ihn zu mir her,
Daß ich ihn küſſen kann.

Kaſpar hatte Mühe an ſich zu halten und war eben im Begriffe aufzuſtehen, als er ſich von den dürren Armen dieſer achtzigjährigen Knöchlerin umſchlungen fühlte. Er wollte ſich

los winden, aber sie hielt und drückte ihn so fest an sich, daß er jede ihrer Ribben fühlte. Ein aromatischer Duft verbreitete sich allmählig im Zimmer und benebelte seine Sinnen dergestalt, daß er sich des Schlafs nicht erwehren konnte und matt und entkräftet zu Boden fiel.

Als er nach einem mehrere Stunden anhaltenden Schlafe wieder erwachte und die Augen aufschlug erreichte seine Verwunderung den höchsten Grad. Er sah sich von einer Menge Menschen umringt, die ihm, einer wie der andere, unbekannt waren, keineswegs aber ihn durch ihr rauhes wildes Ansehen abzuschrecken vermochten. Aber ihre Gegenwart überzeugte ihm, daß das Haus in welchem er übernachtet hatte, ein bloßer Zufluchtsort für ziehende Räuberhorden' und die vermeintliche Bewohnerin desselben, die alte häßliche Rosalie, nichts, als eine Betrügerin war, die durch List und Ränke ihn dahin geführt und aus ihm unbekannten Absichten diesen rohen Menschen in die Hände geliefert hatte.

Die Leute kannten ihn so wenig, als er sie; aber seine Kleidung sagte ihnen deutlich,

daß er von demſelben Orden war, zu dem ſie gehörten.

„He, guter Freund! hub der eine an — woher des Landes?“

„Aus Schwaben.“

„Bravo! — So ſind wir halbe Landsleute. — Hat der Herr Luſt, mit uns zu ziehen?“

„Wo gedenkt ihr hin?“

„Allenthalben, wo das Glück uns wohl will.“

„Aber ihr ſeyd eurer ſo wenig?“

„Wir nichten! — Die ganze teutſche und italieniſche Grenze iſt von unſern Leuten beſetzt, und wir ſind eben auf dem Wege, uns an den Haupttrupp anzuſchließen und die Befehle unſers Hauptmanns zu hören.“

„Wie nennt ſich euer Hauptmann?“

„Graf Deuterich von Wallenſtein.“

„Graf Deuterich?“ —

„Kennet ihr ihn?“

„Ich habe viel von ihm gehört.“

„So müſſet ihr ihm ſchon gut ſeyn, ohne ihn geſehen zu haben. Wollet ihr ihn nicht, kennen lernen?“

„Wo iſt er? — Wie lebt er? — Wo wohnt er?“ —

„Nicht weit von hier. Am Ausgange des Waldes, ungefähr eine kleine Stunde weit bewohnt er ein niedliches Landhaus, das er vor einigen Jahren kaufte. Gewiß! es wird euch bei ihm gefallen.“

„Führet mich zu ihm!“

Ob dieſe zu dem Orden der grauen Brüder gehörende Mannſchaft zufälliger Weiſe dahin gekommen war, oder nicht, laſſen wir an ſeinen Ort geſtellt ſeyn; kurz! Kaſpar folgte den Männern ohne Furcht nach der Wohnung ihres Hauptmanns, freute ſich ſchon im Voraus, ſeinen Pflegevater wieder und ſeine Leiden beendet zu ſehen.

Nach einer Stunde ungefähr erreichten ſie das am Ausgange des Waldes befindliche Landhaus. Sie giengen herein; Kaſpar wurde gemeldet und eingeführt.

„Iſt das die Wohnung eines Räubers?“ dachte er bei ſich ſelbſt, als er eintrat und den Hauptmann im Bette liegend und einige der Vornehmſten des Ordens, die ihm zum

Theil nicht unbekannt waren, an ſeiner Seite fand.

„Graf Deuterich! redete er den Patienten an und ſtürzte vor ſeinem Bette nieder.“

„Himmel! – Kaſpar! — Mein Sohn! — erwiederte der Graf, bog ſich zu ihm herab und küßte ihn. — So ſchnell vermuthete ich deine Ankunft nicht.“

„Waret ihr davon ſchon unterrichtet?“

„Ja und nein! — Wie du willſt.“

„Wie ich will?“

„Kaſpar! wundere dich nicht, daß ich bis jetzt noch nicht fragte, wie du lebteſt und was ſeit unſrer Trennung dir begegnete? — Ich hatte das nicht nöthig, mein Sohn! denn ich wußte von einer Zeit zur andern, wo du wareſt und wie du lebteſt.“ —

„Das wußtet ihr?“

„Allerdings! — Jener Trennung des Ordens ungeachtet, die dich von meiner Seite riß, hatte ich in Teutſchland meine Anhänger, meine Bothſchafter; denn die meiſten und beſtgeſinnteſten waren mir gefolgt, ja! ſogar einige, die auf meiner Seite waren, hatte

ich um deinetwillen zurückgelaſſen, ein wachſames Auge über dich zu führen und mir von Zeit zu Zeit Nachricht von dir zu geben."

„Das thatet ihr? — O mein Vater —"

„Aber meine Verbannung geſtattete mir nicht, dir nahe zu ſeyn. Mittelbar wirkte ich auf dich, unterſtützte dich, ſo viel ich konnte, mit Rath und That und hatte meine Freude daran, zu hören, wie du, an Körper und Seele gleich ſtark, heranwuchſeſt, meiner Erziehung Ehre machteſt und, meinen Grundſätzen gemäß, dich ſelbſt zum Manne bildeteſt, den ich dereinſt in dir auftreten zu ſehen wünſchte."

„Vater! wie ſoll ich euch deß genug danken?"

„Durch pünktliche Erfüllung deſſen, was ich von dir fordere."

„Euer Befehl iſt mir heilige Pflicht."

„Kaſpar! ſagte er, nachdem auf einen gegebenen Wink die Anweſenden das Zimmer verlaſſen hatten, und er mit Kaſparn allein war — der Augenblick iſt gekommen, mit welchem du die Rolle übernehmen ſollſt, die dir zugedacht

war. Widrige Schickſale verfolgten mich, alle Fügung einer höheren Macht; die deinigen waren eine Folge von jenen und ich das Werkzeug, durch welche ſie an dir vollſtreckt wurden.“

„Ihr, Graf?“

„Ruhig, mein Sohn! — Zur Vollendung meiner Rache bedurfte es mehr, als eines Menſchen — bedurfte es deiner.“ —

„Meiner?“

„Aber deine Jugend erlaubte mirs nicht, dich ſo frühzeitig den Gefahren eines ſo wichtigen Unternehmens auszuſetzen.“

„Vater! bin ich nicht jung und ſtark?“

„Vielleicht auch klug genug.“

„Woraus ſchlieſſet ihr ſo?“

„Kaſpar! ich irre mich nicht. Die Zeit deiner Prüfung iſt vorbei, du haſt herrlich beſtanden. Alles, was ſeit unſrer Trennung dir begegnete, Gutes und Böſes, war mein Werk.“ —

„Was hör' ich?“ —

„Ich ſelbſt führte dich in ein Labirinth, aus dem du dich nicht herausgefunden haben würdeſt; ich ſelbſt öffnete die Pforten deines Gefängniſſes und brachte dich an der Hand meiner Roſalie, obgleich durch mancherlei Krümmungen, in die Arme der Freundſchaft zurück. Dieſe Prüfung war nothwendig.

Jetzt, Kaſpar! mache dich gefaßt, das Feld der Ehre zu betreten. Rache iſt das Loſungswort. Fürchterliche Rache verfolge den Unhold, der mir Glück und häusliche Ruhe, ſich ſelbſt einen Sohn, dir einen Vater raubte! — Von dieſem Augenblicke an übertrage ich dir meinen Poſten und ziehe mich in die Stille der Einſamkeit zurück; aber ich werde nicht unthätig ſeyn; allenthalben dich, wo du ſeyn wirſt, mit Rath und That unterſtützen, über jeden deiner Schritte, ſo wie über die deiner Gegner ein wachſames Auge führen und dir allenthalben nahe ſeyn."

„Drei Jahre gebe ich dir zur Ausführung dieſes Beginnens, das dir und mir den Tod bringt, wenn es mißlingen ſollte; wenn du aber klug biſt, Kaſpar! dich mit unermeßlichen Schätzen bereichert und in den Beſitz eines Kleinods ſetzt, das ich ſelbſt dir aufbewahrte."

„Ihr ſelbſt?" —

Ende des erſten Theils.

Weg mit der Tinctur. für sie ist deine Stirne noch nicht grau genug.

Kasper

der

Wildschützenhauptmann

oder

die Brüder des grauen Ordens.

Eine Räubergeschichte

vom

Verfasser der Angelica etc.

III^ter Band

Mit Kupfern.

LEIPZIG 1802

bey [illegible]

Kaſpar

der Wildſchützenhauptmann

ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Zweiter Theil.

Viertes Buch.

Nachdenkend ſaß Kaſpar allein in der duftenden Jasminlaube des kleinen Gärtchens, welches Deuterich mit eigener Hand dicht hinter ſeinem Landhauſe angelegt hatte. Die erſte Unterredung zwiſchen ihm und ſeinem Pflegevater gab ihm Veranlaſſung dazu und machte ihn auf die Fortſetzung derſelben begierig.

Es muß ein wichtiges, groſſes Unternehmen ſeyn, wozu mich Deuterich beſtimmte, ſagte er zu ſich ſelbſt und dachte ſich tauſend Urſachen, die es dem Grafen unmöglich machten, ſich ſelbſt der Ausführung ſeines durchdachten Plans zu unterziehen.

Rache, fürchterliche Rache war es, die er üben ſollte, aber an wem? und warum? das wußte er nicht. Deuterichs Krankheit war

das Hinderniß, das ſich der edlen Wißbegier des Jünglings in den Weg ſtellte und dem Patienten geboten hatte, die Unterredung abzubrechen und ſich zu ſchonen.

Dieſer Umſtand beunruhigte ihn eben ſo ſehr, als die Freude, ſeinen Pflegevater wiedergefunden zu haben, ihn beſeelte; aber die Ausſichten, die der gegenwärtige Augenblick gewährte, minderte die ſchönen Hoffnungen, mit denen ihm dieſe Wiedervereinigung ſchmeichelte.

Deuterich lag an einer ſchweren Fieberkrankheit hart darnieder, die ſeine männlichen Kräfte aufreiben zu wollen ſchien; aber die Freude über den wiedergefundenen Pflegling wirkte ſo ſchnell auf ihn, daß er zuſehends genas und ſich in den Stand geſetzt ſah, dem ſtrebenden Jünglinge Befriedigung zu gewähren.

„Kaſpar! ſagte er, als er wieder mit ihm allein war. Die mächtigere Hand des Schickſals hüllte den Augenblick deines Werdens in

Dunkel auf. Die Welt hält dich für meinen Sohn und die Sorgfalt, die ich für deine frühere Erziehung verwendete, bestätigte diese Meinung. Du selbst ahndetest nichts gewisser, als dies, und befandest dich wohl bei diesem Glauben.“ —

Eine kleine Pause, bei welcher der Graf Athem holte, erlaubte dem ehrfurchtsvollen Jüngling, diese Behauptung zu bejahen, indem er sagte: Ich schätzte mich so glücklich, euer Sohn zu heißen und — ihr wolltet mir die Freude rauben euch fernerhin Vater nennen zu dürfen. — O! übet Barmherzigkeit, an mir Elenden, und nehmt das Wort zurück, das auf eurer Zunge klebt. — Sprecht nicht, daß ich euer Sohn nicht bin.

„So bin ich wenigstens nicht dein Vater.“

„Wer ist mein Vater denn?“

„Einer von den Großen der Erde, der sichs zum Verdienst anrechnete, mich zum Hohnet gemacht zu haben und, weil ich Gleiches mit

Gleichem erwiederte, mir Ehre, Glück und Ruhe nahm, meine Güter an ſich zog, und auf meinen Kopf einen Preis ſetzte, den der Niedrigſte im Volk zu verdienen gewürdiget ward.“ —

„Das that mein Vater?“

„Kaſpar! erſpare mir die Wiederholung eines Eides, der mich ſchon einmal verpflichtete, nie eine Unwahrheit zu ſagen.“

Kaſpar ſtand, wie vom Blitz getroffen, wußte nicht, was er ſagen, nicht was er denken ſollte.

Durch den Eid des Ordens, zu dem auch er gehörte, unterwarf ſich jedes eintretende Mitglied der härteſten Ahndung geſagter Unwahrheiten. Schon dies war Ueberzeugung genug für den ſtaunenden Jüngling, der ſich nicht erinnern konnte, jemals aus dem Munde ſeines Pflegevaters eine Unwahrheit gehört zu haben, daß es auch diesmal der Fall nicht ſeyn konnte. Und doch konnte und mochte er

ſich auf der andern Seite eben ſo wenig überzeugen, daß derjenige, dem er ſein Daſeyn zu verdanken hätte, fähig geweſen ſeyn ſollte, um einer ſo geringen Urſache willen ſolche Grauſamkeit zu üben.

„Graf, ſagte er — ſolltet ihr wohl um einer ſolchen Kleinigkeit willen dieſes harte Schickſal verdient haben?“

„Und doch iſt es!“

„Verzeiht! — Wie? wenn euer Verdacht“ —

„Verdacht?“ —

„Ihr könnet auch irren.“ —

„Ich irre mich nicht. — Kaſpar! hatteſt du je Urſache, nur eins meiner Worte in Zweifel zu ziehen?“

Kaſpar ſchwieg.

„Dein Vater war mein ärgſter Feind.“ —

„Ich bitte euch um Gottes willen, Graf! ſpannt meine Neugier nicht aufs höchſte. Sprecht! wer war mein Vater?“

„Dir ſeinen Namen zu ſagen, verbeut die Vollendung meiner Rache.“

„So wäret ihr grauſamer, als der euch unglücklich machte.“

„Beruhige dich, Kaſpar! — Es wird eine Zeit kommen, die deiner Unwiſſenheit ein Ziel ſetzen und Licht verbreiten wird da, wo es jetzt Nacht iſt. Faſſe dich in Geduld und folge der Leitung deines Schickſals. Es könnte dir Nachtheil bringen, wenn ich in dieſem Augenblicke mehr ſagen wollte, als dir zu wiſſen nöthig iſt; du könnteſt Thorheiten begehen, die dich ohne Rettung elend machten und in den ſchrecklichſten Abgrund des Verderbens hinabſtürzten. Nimm einſtweilen mit dieſem Ringe vorlieb, der dich aus mancher Verlegenheit reißen und in Gefahren ſchützen wird, wo du es nicht ahndeſt. Ich bedarf ſeines Zaubers

nicht mehr, darum übergebe ich ihn dir. Trage ihn zum Andenken meiner Freundschaft an dem Goldfinger deiner linken Hand, aber hüte dich, ihn zu verlieren, denn sein Verlust ist unersetzlich. Deine Mutter gab mir ihn, mit dem Befehl, ihn dir einzuhändigen." —

„Meine Mutter? — Wo ist sie? — Lebt sie? Oder wandelt sie schon jenseits an den Ufern der Vergessenheit?"

„Sie lebt."

„Sie lebt? — Wo? Wo lebt sie?"

„Im Kloster."

„Meine Mutter im Kloster?"

„Dein Vater." —

Hier wurden sie unterbrochen. Ein Lärm vor dem Hause zog den Grafen ans Fenster. Sie kommen! sagte er und gieng mit langsamen Schritten ins Seitenzimmer, indem durch die Vorderthüre ein Frauenzimmer herein stürzte, dessen blendende Schönheit den staunenden

Jüngling überraſchte und nur noch mehr in Verwunderung ſetzte.

„Hülfe? Hülfe!“ ſchrie das Frauenzimmer und ſtürzte, wie eine Wahnſinnige, in das gegenüber befindliche Seitenzimmer.

Kaſpar ſtand, wie verſteinert, ſah bald rechts, bald links, und wußte nicht, was er denken und ob er dem Grafen folgen, oder dieſer Unglücklichen nacheilen ſollte.

Er ergriff die Parthei der letztern, gieng, ohne ſich nur die mindeſte Urſache ihrer Furcht, oder Sinnenzerrüttung zu denken, ihr nach, und fand, zu ſeiner noch gröſſern Verwunderung das Zimmer leer.

Bin ich bethört? ſagte er zu ſich ſelbſt, ſtaunte die Wände an und forſchte vergebens nach einem weitern Ausgange.

Er gieng zurück und in das andere Zimmer, in welches er den Grafen hatte hineingehen ſehen; aber auch das war leer, und ſeine Verwunderung ſtieg von Grade zu Grade höher.

Er hörte Lärm im Hauſe, hörte ſeinen Namen rufen, wußte aber nicht, wo der Schall herkam. Mit dem Degen in der Hand ſtürzte er aus dem Zimmer, durchſuchte das Haus, und nicht eine menſchliche Seele trat ihm in den Weg.

Unwillig gieng er wieder zurück auf ſein Zimmer, warf ſich aufs Sopha und beſchloß, den Ausgang dieſer räthſelhaften Szene abzuwarten.

Ungefähr nach Verlauf einer halben Stunde, binnen welcher alles wieder ruhig geworden war, trat der Graf durch die nämliche Thüre wieder herein, durch die er hinaus gegangen war. An ſeinem Arme hieng dieſelbe Perſon, die kurz zuvor eine Unglückliche und ſeiner Hülfe benöthigt zu ſeyn geſchienen hatte. Er ſtand auf, machte eine ſtumme Verbeugung und fühlte ſich um ſo mehr von Hochachtung für die Dame durchdrungen, je mehr der Graf der ſeinigen ſie würdigte und ihr majeſtätiſches Anſehen Ehrfurcht erweckte.

Er wollte sich eben zurückziehen und war schon im Begriffe, seinen Abtritt zu nehmen, fühlte sich aber unwillkührlich zurückgehalten und seine Augen von den blendenden Reitzen dieser eintretenden Schönheit dermaßen gefesselt, daß es ihm schlechterdings unmöglich war, ihren Anblick zu fliehen, wenn er auch nicht Befehl erhalten hätte, zu bleiben und Rosalien seine Ergebenheit zu bezeigen.

„Rosalie?“ — wiederholte er bei sich selbst und wäre in diesem Augenblicke fast geneigt gewesen, zu glauben, daß die Frauenzimmer hier zu Lande alle Rosalie heißen müßten.

„Verzeiht! hub die Dame an, indem ihr Kaspar die Hand küßte — ihr seyd vielleicht um meinetwillen in Sorgen gewesen. Ich glaubte, meinen Oheim zu überraschen, aber wir waren uns fehl gegangen. Schreibt es auf Rechnung meines feurigen Temperaments.“

„Wer wollte nicht gegen ein Frauenzimmer von euern Reitzen nachsichtig seyn?“

„Ich werde nicht ermangeln dieſe Galanterie zu erwiedern.“

Sie ſetzten ſich.

„Unſre Wiedervereinigung war von kurzer Dauer, fieng der Graf an — man hat meinen Aufenthalt entdeckt, und es iſt nothwendig, daß wir uns trennen.“

„So bald ſchon? unterbrach ihn Kaſpar.“

„Ohne den mindeſten Zeitverluſt; noch in dieſem Augenblicke werde ich euch verlaſſen.“

„Nur noch einen Tag, Graf!“

„Nicht eine Stunde.“ —

„Und wo gedenkt ihr hin?“

„Nach Italien.“

„Glaubt ihr, dort ſicherer zu ſeyn, als in Teutſchland?“

„Allerdings!“

„Aber die Glieder des Ordens?“ —

„Erwarten von dieſem Augenblicke an deine Befehle.“

„Was ſaget ihr?“

„Du trittſt an meine Stelle.“

„Ich?“

„Es iſt ſchon alles richtig. Sie erkennen dich für ihren Hauptmann und werden noch heute den Eid der Treue in deine Hand ablegen.“

„Wollt ihr deß nicht Zeuge ſeyn?“

„Kann ich das? — Ein Augenblick, den ich länger bei euch verweile, würde mir jahrelange Reue koſten. Ich gehe! — Du, Kaſpar! ſey vorſichtig und klug; was du noch zu wiſſen nöthig haſt, wirſt du von Roſalien erfahren.“

Er nahm von beiden Abſchied und gieng.

„Seht 'euch, Ritter!“ hub Roſalie an, als der Graf hinweg, und ſie mit Kaſparn allein war. — „Der Abſchied geht euch wohl ziemlich nahe?“

„Könnt ihr noch zweifeln?“

„Laßt euch um ihn nicht bange ſeyn, ihr werdet ihn bald wieder ſehen.“

„O! daß ihr keine Unwahrheit geſagt haben möchtet.

„Gewiß! das weiß ich. Wir ſehen uns heute zum erſten Male, und es wird euch nicht gereuen, meine Bekanntſchaft gemacht zu haben.

„Ich ſchätze mich glücklich“ —

„Schmeichler! — Was ich beitragen kann euer Glück zu machen, deß könnet ihr euch gewiß verſichert halten, wenn ihr euch nur meiner Führung überlaſſen wollet.“

„Muß ich nicht?“

„Ich bin zwar nur ein Weib; aber Weiber vermögen viel.“

„So ſagt man.“

„Der Miniſter iſt mein Freund; er gilt alles bei Hofe und thut nichts, ohne mein Ja! und Nein! gehört zu haben. Aber noch könnet ihr zur Zeit daſelbſt nicht erſcheinen, bis die Sache zu eurem Beſten beigelegt iſt.“

„Welche?“

„Seyd ihr ſo ganz unwiſſend? —

„Verzeihet!“

„Machte man euch nicht ſchon den Prozeß?“

„Mir?“

„Man hält euch für den Sohn des Grafen; aber ihr ſeyd es nicht.“

„Woher wiſſet ihr das?“

„O! ich weiß noch mehr“ —

„Und

„Und was wiſſet ihr?“

„Daß man einen Preis auf euern Kopf ſetzte, den nach meinem Plane niemand verdienen ſoll und kann, als ich ſelbſt.“

„Ihr ſelbſt?“

„Laß ſehen kühner, Jüngling! ob du es verdienſt, daß die Nichte des Grafen von Ballenſtein Ehre und Leben um deinetwillen aufs Spiel ſetzte.“ —

„Was ſaget ihr?“

„Kaſpar!“

„Was wollet ihr?“

„Wenig und doch ſo viel — Alles!“

„Redet!“

„Kaſpar! laß unſere Herzen einander näher rücken.“

„Roſalie!“

„Sagt der Druck meiner Hand, der Blick meiner Augen, das Klopfen meines Buſens nicht, daß ich dich liebe?“

„Um Gottes willen! – Roſalie! wollt ihr mich in Verſuchung führen?“

„Nicht in dieſem Tone, Kaſpar! — Du um Du! — Das klingt beſſer, vertraulicher. — Wir ſind ja allein.“

„Das ſind wir.“ —

„Komm! lege deine Hand hierher und fühle, wie laut und wild der Hammer meines Herzens ſchlägt.“

„Roſalie!“ —

„Bin ich dir denn ſo ganz gleichgültig?“

„Bei Gott, Schönſte deines Geſchlechts! die ich je ſah, die Macht deines Zaubers iſt groß.“ —

„Fühlſt du das?“

„Ich könnte den Himmel über mir vergeſſen, und die Erde unter meinen Füſſen ſchwinden ſehen, deinen Reitzen zu huldigen wäre Wonne, und ſollt' ich das Ewige nie ſchauen.“

„So recht, Kaſpar! — Und nun ſchwöre, daß du mir treu bleiben willſt.“

„Was kann dich mehr meiner Treue verſichern, als dein eigenes Selbſt?“

„Schmeichler! — Aber was iſt das? — Kaſpar! deine Stirn verfinſtere ſich — Haſt du Mißtrauen? — Bedenklichkeiten?“ —

Kaſpar ſchwieg.

„Rede! — Fürchteſt du vielleicht den Miniſter? — Du Thor! — Der Miniſter iſt ein alter Geck, den ich ins Fäuſtchen auslache, wenn er ſichs gelüſten läßt, ſein mattes Auge an meinen Blicken zu weiden; aber du Kaſpar! du biſt es, den ich dem Becher irdiſcher Wonnen reiche, du, dem es vergönnt iſt, ſich im Strale dieſer Augen zu ſonnen.“

„O du Göttliche!“

„Wirſt du mir nun nicht bald den Sieg zugeſtehen müſſen?“

„Den hatteſt du ſchon errungen, als du in dies Zimmer tratſt.“

„Da erſt? — O Kaſpar! das war ſehr ſpät. Mein Herz gehörte dir ſchon damals, als du noch um die plumpen Reitze des einfältigen Landmädchens buhlteſt. Ich lachte, dich in den Feſſeln der Liebe ſchmachten zu ſehen, aber ich wußte, daß es von keiner Dauer ſeyn würde.“ —

„Iſt es möglich? — Roſalie!“

„Der Augenblick deines Siegs beſtimmte mich ſogleich, auf deine Rettung bedacht zu ſeyn.“ —

„Meine Rettung?“

„Wareſt du nicht in Gefahr?“

„Roſalie!“

„Führte ich dich nicht ſelbſt aus dem Kerker?“

„Du?“

„Bezauberte nicht mein Geſang deine Ohren, als du in jenem Waldhäuschen an meiner Seite ſaßeſt, und bei mir übernachteteſt?“ —

„Wie? — Du wareſt das? — Um Gottes willen! — Nein Roſalie! du willſt mich doch nicht zum Beſten haben?“

„Kaſpar! damals war es nur Gauckelſpiel, jetzt aber iſt es Wahrheit. Sieh und fühle! und überzeuge dich von der Wirklichkeit meiner Exiſtenz.“ —

„Unmöglich! — Jene Roſalie — nein!“ —

„Findeſt du keine Aehnlichkeit?“

„Weg mit dieſem Spotte! Ich kann ihn nicht erwiedern. Laß uns von etwas anderm ſprechen!“

„Vortrefflich! — Wovon beliebt es euch zu ſprechen, mein Prinz?“

Ueberraſchender wäre ihm der Ausdruck geweſen, hätte er nicht bereits aus den Reden ſeines Pflegevaters des Grafen von Wallenſtein etwas von ſeiner Geburt geahndet. Er erinnerte ſich der letzten Worte deſſelben und ſchien dieſen Ausdruck nicht bemerken zu wollen. Roſaliens Hand an ſeinen Mund führend, ſagte er; „Könnten wir wohl einen ſchönern Gegenſtand der Unterhaltung wählen, als dieſe mannigfaltigen Reitze, die“ —

„Pfui, Kaſpar! ſpotte meiner Schwächen nicht. Was du an mir findeſt, iſt Natur; nimm damit vorlieb!“ —

„Roſalie!“

„Benutze den Augenblick der Hingebung eines Mädchens, das ſich dir freiwillig in die Arme wirft und nur für dich zu leben wünſcht! Die Roſen dieſer Wangen ſind noch friſch, ungekünſtelt und truglos; ſauge aus ihren Kelchen den Honig der Liebe, ehe ſie, von ungünſtigen Winden entblättert, in Staub ſinken, denn nichts iſt vergänglicher, als Schönheit.“

„Ha, Mädchen sonder Gleichen! dieſe Beſcheidenheit erhöhet deine Reitze zehnfach und macht dich meinem Herzen mit jedem Augenblicke theurer.“

„Wie aber, wenn über lang oder kurz ſie ſchwinden?“

„Das werden ſie nicht.“

„Ihnen Haltung zu geben, ſteht nicht in meiner Macht allein. Unglücklich das Mädchen, das, wenn ſeine Roſen verblühen, nicht mehr vermag, das Auge des Mannes zu feſſeln.“

„Laß ſie welken, Roſalie! die Natur gab dir nicht dieſe Reitze allein; ſie gab dir Verſtand und ein Herz;“ —

„Halt, Kaſpar! nicht zu vereilig. — Unſere Bekanntſchaft iſt noch zu neu, als daß ich dieſes für etwas anderes, als bloße Schmeicheley aufnehmen ſollte. Ich könnte ſie zu meinem Vortheil benutzen; aber nein, Kaſpar, ich

mag das nicht; ich müßte dich ſonſt an mir ſelbſt Lügen ſtrafen.“

„Iſt das nicht ein neuer Beweis deines guten Herzens?“ —

„Kaſpar! du zwingſt mich, dir Stillſchweigen zu gebieten. — Zwar iſt zwiſchen dir und mir noch eine große Kluft befeſtiget und es hat vielleicht den Anſchein, als wollte ich mich dir aufdringen; aber nein, Kaſpar! ich überlaſſe es ganz deinem freien Willen, mich deiner Liebe zu würdigen. Ob ich ſie verdiene, mag die Zukunft entſcheiden, ſie iſt das Ziel meiner Wünſche, mein ganzes Streben und Ringen; ich werde ohne ſie nicht leben können.“

„Roſalie! Edelſte deines Geſchlechtes! möchte ich dieſes Feuers deiner Liebe würdig ſeyn! — Möchteſt du es nie bereuen dürfen, mir dein Herz geöffnet zu haben! Der gegenwärtige Augenblick macht mich zum glücklichſten Waller dieſes Erdenrunds; ich habe tief

in dein Innres geſchaut und fühle, wie unwürdig ich bin" —

„Schweig, Kaſpar! — Ich kenne dich beſſer, als du ſelbſt."

„Ließen nicht alle Umſtände mich die Wahrheit dieſer Behauptung ahnden, würdeſt du wohl ſo weit dich herablaſſen und einem Unglücklichen ohne Stand und Namen" —

Hier legte Roſalie ihm die Hand auf den Mund, ſchlang ihren Schwanenarm um ſeinen Nacken und ſchmiegte ſich feſter und immer feſter an ihn an.

„Kaſpar! ſagte ſie dann, indem ſie mit den Flammenküſſen ihres Roſenmundes Lipp' und Wangen des blühenden Jünglings überſäete — dies iſt der ſeligſte Augenblick meines Lebens! Kronen tauſcht' ich nicht um ihn; — und doch, Kaſpar! — wie? wenn eine Krone" —

„Roſalie!"

„Deine Mutter“ —

„Meine Mutter? — was weißt du von meiner Mutter?“

„Sie war eine Königstochter“ —

„Wie? — Eine Königstochter? — Rosa, we! sagtest du jetzt keine Lüge?“

„Kaspar! wenn eine Sylbe von dem, was ich sagte, unwahr ist, so müße dieser Arm, der dich so fest umschlungen hält, vor deinen Augen verdorren und mein ganzes Daseyn in sein Nichts zurück gehen. — Welch ein verworfenes Geschöpf wäre ich, Kaspar! wenn ich dir den Kopf mit Dingen warm machen wollte, die dich unglücklicher machen würden, als du je es warst.“

Kaspar schwieg mit starr zur Erde gesenktem Blicke, seine Hand in Rosaliens Hand ruhigt, über großen schweren Gedanken brütend. Eine minutenlange feierliche Stille, um so feierlicher, je bewegter Rosalie dem

thätigen Geiste des erschütterten Jünglings Zeit ließ, seinen Gedanken zu verfolgen und ganz auszudenken.

Kaspar war in einer schrecklichen Lage, fast keines seiner Sinnen mächtig, und für alles, was um ihn her vorgieng, unempfänglich und fühllos.

Ein Gedanke jagte den andern und machte ihm den Kopf schwindeln. Keiner hielt ihm Stich, denn die Pause war zu kurz, alles zu überdenken, und Deuterichs Rede mit Rosaliens Worten gehörig zu vergleichen. Er schien, wie aus einem Traume zu erwachen, als Rosalie von neuem begann und, liebevoll herzlich ihm die Hand drückend, seiner Verwirrung ein Ziel setzte.

„Ermanne dich, Kaspar! sagte sie — Entreiße deinen Geist dem Wirrwarr quälender Gedanken, kehre zur Besinnung zurück und zeige dich als Mann.“

„Rosalie! darf ich dir trauen?“

„Die Frage könnte mich beleidigen; doch ich habe Mitleid mit deinem Schicksale.“

„Sprich! was soll ich thun?“

„Denken und handeln.“

(Pause.)

„Wo ist meine Mutter?“

„Tief in Italien in einem Kloster.“

„Wer brachte sie dahin?“

„Dein Vater.“

„Mein Vater? — — Rosalie! warum brachte er meine Mutter ins Kloster?“

„Aus Eifersucht.“

„Der Schändliche!“

„Unkeusche Liebe machte der frommen Mathilde das Herz ihres Gemahls abwendig. Der Augenblick deines Werdens, der ihr fast das Leben gekostet hätte, warf sie aufs Krankenbette und verschaffte dem Herzog“ —

„Dem Herzog?“

„Deinem Vater, wollte ich ſagen, Gelegenheit und Zeit, auf fremden Altären zu opfern. Mathilde ahndete nichts weniger, als eheliche Untreue und liebte ihren Gemahl, wie zuvor. Ihre vertrauteſte Freundin war ihre Nebenbuhlerin. Sie ſelbſt enthüllte in der Stunde ihres Hinſcheidens der betrogenen Mathilde das Geheimniß, und würde beſſer gethan haben, wenn ſie es mit ins Grab genommen hätte. Doch, wie in der Welt alles ſich fügt, ſo auch hier. Beſtimmt, das Opfer männlicher Leidenſchaft zu werden, erkohr der beleidigte Graf von Ballenſtein Mathilden zum Gegenſtand ſeiner Rache, buhlte um ihre Gunſt und ſuchte Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Rache gieng in Leidenſchaft über und machte die Liebenden ſicher und unvorſichtig. Sie wurden entdeckt, Mathilde vom Hofe entfernt und der Graf, ſeiner Würden entſetzt und ſeiner Güter beraubt, des Landes verwieſen.“ —

„Weiter!“

„Still und eingezogen und, wenigstens von ihrem Gemahl vergessen, lebte nun Mathilde in ihrer ländlichen Einsamkeit; Graf Deuterich aber irrte unstät und flüchtig auf dem weiten Weltall umher, bis der Zufall es fügte, daß die Brüder des grauen Ordens ihn zu ihrem Hauptmann wählten. Hier schwur er nun, von der Macht und dem Anhange des Ordens unterstützt, sich an seinem Beleidiger zu rächen. Mit Zuziehung einiger der listigsten und verwegensten des Ordens gelang es ihm bei einem im herzoglichen Pallast entstandenen Feuer, den Liebling des Herzogs, den kleinen Heinrich in seine Gewalt zu bekommen.“ —

Kaspar stutzte und wurde aufmerksamer.

„Man glaubte, den dreijährigen Prinzen von den Flammen verzehrt und ahndete nichts weniger, als Raub; aber schon hatte dich der Graf in Sicherheit gebracht.“ —

„Mich?“

„Heinrich und Kaſpar, Kaſpar und Heinrich, iſt das nicht eins?“

„Wie? Roſalie! — willſt du meinem Stolze mit ſo glänzenden Ausſichten ſchmeicheln?“

„Kaſpar! laß mich immer dich bei dieſem Namen nennen, er hat ſo etwas angenehmes, tönt ſo ſüß mir in den Ohren“ —

„Noch kannte ich mich unter keinem andern, als unter dieſem Namen; warum ſoll ich ihn gegen einen Namen vertauſchen, den ich nie mir beilegen hörte? — Wodurch könnte ich wohl meine Anſprüche auf denſelben beweiſen?“ —

„Die Beweiſe ſind in meinen Händen.“

„Roſalie! wenn das wahr wäre!“ —

„Kaſpar!“

„Fühlſt du das Schreckliche meiner Lage nicht?“

„Dein Schickſal iſt hart. Geboren, einſt Beherrſcher glücklicher Staaten zu ſeyn, wurdeſt du durch die Schuld deines eigenen Vaters den ſorgenden Mutterhänden entriſſen, und unachtſamen Miethlingen zur Aufſicht übergeben.“ —

„Das war grauſam!“

„Der Graf wußte das, benutzte dieſen Umſtand und führte ſein tollkühnes Unternehmen glücklich aus.“

Kaſpar ſchwieg. Kindliche Liebe und Ehrfurcht gegen einen Mann, dem er die frühere Ausbildung ſeines Karakters, die beſten, edelſten Grundſätze zu verdanken hatte, machte ihn ſtumm, und unterdrückte jeden Unwillen gegen ſeinen Erzieher.

„Den weitern Gang deines Schickſals weißt du ſelbſt; ich kehre deshalb auf dasjenige zurück, was während dieſer Zeit ſich bei Hofe ereignete.“

Kaſpar

Kaſpar brannte vor Begierde auf den Ausgang dieſer für ihn ſo intereſſanten Geſchichte, und bat um ſchnelle Vollendung.

„Dein Abhandenkommen, fuhr Roſalie fort, veranlaßte den Herzog, ſich mit Mathilden wieder auszuſöhnen, und ſie und den kleinen Otto, den er nicht hatte für ſeinen Sohn erkennen wollen, zu Gnaden auf- und anzunehmen. Eine Zeitlang lebte er nun mit ihr in ziemlicher Eintracht; bald aber entſtanden neue Zwiſtigkeiten. Der Herzog ſchöpfte von neuem Verdacht auf ſeine Gemahlin und den Grafen von Ballenſtein, verfolgte den letztern heftiger, als jemals, und entfernte Mathilden ganz von ſeiner Seite. Italien iſt das Land, in welchem ſie lebt, aber der Ort ihres Aufenthalts iſt mir unbekannt.“

„Unbekannt? — Ha! der Schluß deiner Rede iſt für mich von keiner Befriedigung.“

„Kann ich anders?“

„Ohne meine Mutter entsage ich allen Ansprüchen auf mein väterliches Erbe.“

„Und was iſt dein Entſchluß?“

„Mathilden aufzuſuchen, und mit ihr in mein Vaterland zurückzukehren, und meine Anſprüche geltend zu machen.“

„Der Entſchluß iſt eben ſo edel, als kühn.“

„Was ſagſt du?“

„Ich ſage: du wirſt nichts ausrichten.“

„Wer ſpricht das?“

„Ich, Roſalie, deine Freundin.“

„Was berechtiget dich zu dieſer Behauptung?“

„Die Unſicherheit deiner Perſon. — Man hält dich für den Sohn des Grafen von Wallenſtein, dieſes berüchtigten Raub- und Wildſchützenhauptmanns, hat auf deinen Kopf einen Preis geſetzt, wie auf den ſeinigen, und verfolgt dich allenthalben. Ich kann nichts, als

ſich warnen, zu fliehen und auf deiner Huth zu ſeyn.“

„Iſt das alles, was du mir zum Troſte zu ſagen haſt?“

„Alles.“

„Roſalie!“

„Was willſt du?“

„Die Beweiſe“ —

„Wozu?“

„Gieb mir ſie!“

„Das iſt unmöglich!“

„Pah!“

„Der Miniſter hat ſie in ſeiner Verwahrung.“

„Schlange!“ —

„Undankbarer!“ —

„Roſalie! — Wie ſoll ich meine Mutter finden? — Ich kannte ſie nie, kann mir keine Vorſtellung von ihr machen“ —

„Kaſpar! iſt dir die Kraft des Ringes, den du an deinem Finger trägſt, ſo unbekannt?“

Er wußte nicht, ob er Ja! oder Nein! antworten ſollte, ſchwieg, und ſah ſich in demſelben Augenblicke durch den Eintritt eines Mannes überraſcht, den er ſogleich für jenen Schwarzen erkannte, der ihn in der Dorfſchenke überfallen hatte. Roſalie that einen lauten Schrei, und ſank ohnmächtig an ſeiner Seite nieder.

„Unglücklicher! was willſt du?“ begann er, zog ſeinen Degen und machte ſich auf einen neuen Angriff ſeines Gegners gefaßt.

„Kaſpar! ſagte der Schwarze — ich komme, dich zu warnen.“

„Ich bedarf deiner Warnung nicht.“ —

„Und doch! — Traue den Worten dieſer Gauklerin nicht; ſie iſt eine Lügnerin, eine Beutelſchneiderin, eine Zauberin.“ —

„Das ſpricht ein böſer Geiſt aus dir“ — erwiederte Kaſpar, trat einen Schritt vorwärts, und gebot dem Schwarzen, das Zimmer zu meiden.

„Das war's, was ich wollte!“ ſchrie der beleidigte Fremde, und gieng auf Kaſparn los, der mit ſeinem Körper Roſalien deckte und den Angriff des Schwarzen von ihr abwendete, deſſen Abſichten er glücklicherweiſe errieth.

„Sie ſoll mir nicht entgehen! ſchrie der Schwarze, ſchwang ſeinen Degen und drang wüthender auf Kaſpar ein.“ — Auch du nicht, tollkühner Knabe! ſagte er. — Es war eine Zeit, wo ich dir nachgeben mußte, aber das Blättchen hat ſich gewendet und du biſt in meiner Gewalt; der Preis, den du hätteſt verdienen können, iſt mein,“ —

Kaſpar vertheidigte ſich mit jugendlichem Muth und Stärke, wurde aber durch eine Verwundung in den Arm außer Stand geſetzt, ſeinen Gegner von ſich abzuwehren.

Durch das Klirren der Degen aufgeſchreckt, kehrte Roſalie wieder ins Leben zurück, ermannte ſich und war eben im Begriffe, ſich zwiſchen die Streitenden hinzuwerfen, als der unglückliche Königsſohn, von ſeinem Gegner überwältigt, an ihrer Seite niederſtürzte.

„Hülfe! Hülfe!“ ſchrie ſie, und eine Menge dienſtbarer Geiſter des Ordens der grauen Brüder ſtürzte auf den Lärm, den ſie machte, herbei, ſtaunte, den jungen Hauptmann in ſeinem Blute ſchwimmen zu ſehen und vergaß, den Mörder deſſelben zu packen, und ihm den Lohn zu geben. Er war, zur Verwunderung aller Anweſenden, vor ſichtlichen Augen verſchwunden.

Roſalie pflegte des kranken Kaſpars mit äußerſter Sorgfalt einer zärtlich liebenden Freundin, und kam Tag und Nacht nicht von ſeinem Bette, das er mehrere Wochen lang zu hüten genöthiget war; denn er fühlte ſich ſchwer verwundet. Aber ein Brief des Mi-

niſters machte ihre Gegenwart in der Reſiden; nothwendig und zwang ſie, noch vor der gänzlichen Wiedergeneſung ihres Patienten dahin abzureiſen und dieſen der Pflege und Wartung ſeiner Ordensbrüder zu überlaſſen.

Unter ihnen fanden ſich von Zeit zu Zeit mehrere ein, die er in ſeiner frühern Jugend gekannt zu haben ſich erinnerte, ſeit der Trennung von ſeinem Pflegevater aber nicht wieder geſehen hatte.

Seine alten Bekannten und Kameraden wieder zu finden, machte ihm um ſo mehr Freude, je lebhafter er ſich bei ihrem Anblick die glücklichen Jahre ſeiner Knabenzeit ins Gedächtniß zurück rufte; auf der andern Seite aber machte es ihm eben ſo großen Verdruß und Unwillen; doch ließ er ſich gegen ſie nichts merken. Er liebte ſogar manchen von ihnen mit Auszeichnung um der Perſon willen, um ihrer Handthierung willen aber haßte und verabſcheute er ſie alle und der Gedanke: ihr Oberhaupt zu ſeyn — machte ihm zuweilen den

Kopf ſo warm, daß er oft wünſchte, mit ſeinem Schickſale weniger bekannt zu ſeyn.

Seine Mutter eine Königstochter, von ihrem Gemahl verſtoßen, und in einem Kloſter ſchmachtend; er von ſeinem eigenen Vater in der Wiege ſchon ihrer Pflege und Wartung, ihres Anblicks vielleicht auf immer beraubt — Gedanken, die ihn mit Haß und Verachtung gegen den erfüllten, dem er ſein Daſeyn zu verdanken hatte. — Graf Deuterich, ſein Erzieher, ſein Wohlthäter, ſein Freund, von ſeiner Seite hinweggeriſſen und von den ſchrecklichſten Schickſalen verfolgt, in der Welt umherirrend, wie ein Meuſſerthäter; er ſelbſt an der Spitze eines rohen, ausgearteten Häufleins mehr oder weniger zum Tode reif erkannter Verbrecher, gebrandmarkt, geächtet, für vogelfrei erklärt, — Gedanken, die ihm ſein Daſeyn verhaßt, die Welt zu einer Mördergrube machten, und ſeine Krankheit um mehrere Wochen verlängerten.

In dieſem Zuſtande befand ſich der unglückliche Kaſpar, als Putzſchka, den wir als

einen der treuergebensten Deuterichs in der Geschichte kennen lernten, eintrat und einen Brief von dem Grafen ihm überreichte, in welchem derselbe ihn dringend mahnte, unverzüglich seinen Aufenthalt zu verlassen, nach Italien zu gehen und seine Unternehmungen auf einige Klöster im Herzogthum Parma zu beginnen, wo man Vermuthung hatte, die leidende Mathilde zu finden.

Diese Nachricht belebte seinen Geist und gab ihm seine Kräfte zusehends wieder. Er fühlte sich gesund und stärker, als er wirklich war, traf die nöthigsten Anstalten zu seiner Abreise und schickte noch am nämlichen Tage einen Theil seiner Leute voraus dahin ab; er selbst aber folgte ihnen mit dem Ueberreste einige Tage später unter dem Namen eines teutschen Ritters nach.

Allenthalben, wo der teutsche Ritter hinkam, zog er die Augen der italienischen Mädchen und Frauen auf sich. Alles bewarb sich

um den blühenden Jüngling, buhlte um seine Mannheit und suchte, nur ihm zu gefallen und ihn eine der andern abspänstig zu machen oder gleichsam vor dem Maule wegzufischen. Er war des Augenmerk Aller, das Ziel allgemeiner Wünsche. Dort winkte die Veronese, hier lächelte die Gräfin ihm zu; bald verkaltete die schlaue Gemahlin des eifersüchtigen Wechslers ein verliebtes Stelldichein; bald sah ihn Mutter und Tochter zugleich zu einem zärtlichen Tete a Tete und bald alternirte die freundliche Zofe mit der gestrengen Signora. Kurz, er hatte so viel Anfechtungen, so viel Zerstreuungen und Abwechselungen, daß er die eigentliche Absicht seiner Anwesenheit vergaß und sich bloß den Vergnügungen widmete.

Lustwandelnd im schattigen Hain, auf duftenden Auen und Wiesen, in den bunten Rosengängen des herzoglichen Gartens sah er sich allenthalben bemerkt, bewundert, verfolgt, aufgefordert, eingeladen, bald dieser, bald

ſner Signora die Honnörs zu machen. Er wußte oft nicht, wie er ſeine Zeit eintheilen, die täglichen Einladungen beantworten und abwarten, und alle Forderungen der italieniſchen Schönen befriedigen ſollte.

Seine erſte Eroberung machte er an Laurette, der ſiebzehnjährigen Tochter eines der reichſten Privatmänner zu Parma, Namens Bellamore. Der Zufall fügte es, daß der teutſche Ritter ſeine Wohnung der ihrigen gerade gegenüber nahm.

Am Morgen nach ſeiner Ankunft ſtand er am offenen Fenſter und trank eine Taſſe Schokolade; Laurette an dem ihrigen in Geſellſchaft ihres Vaters. Kein Wunder, wenn der erſte Blick ihres rollenden Auges beim Hintreten ans Fenſter an dem ſchönen Gegenſtande hängen blieb, der ſich ihr ſogleich entgegenſtellte und Wünſche in ihr erweckte, die bei einem Frauenzimmer von ihrem Alter in Fällen dieſer Art nichts ungewöhnliches ſind.

Unwillkührlich unabläſſig war ihr Blick auf den ſchönen Unbekannten geheftet, ihre Wange glühte höher und immer höher und der Zicht ihres Buſens ſtieg ſichtbar auf und nieder. Signor Bellamoren blieb dies nicht unbemerkt und veranlaßte ihn zu der Frage: Was iſt das? — Sieh, Laurette! wieder etwas neues in unſrer Nachbarſchaft.

Laurette fühlte ſich einigermaßen überraſcht und war faſt unwillig, ſich in ihren ſüßen Träumereien geſtört zu ſehen; doch faßte ſie ſich augenblicklich und erwiederte mit Anſtand ſcheinbarer Gleichgültigkeit: unſtreitig ein Fremder, mein Vater! der erſt geſtern ſpät hier angekommen iſt.

„So vermuthe ich.“

„Eine neue Gelegenheit, eurer Gaſtfreundlichkeit ein Opfer zu bringen.“

„Ich werde nicht unterlaſſen, mich nach dem Stande und Namen des Fremden zu erkundigen.“

Signor Bellamore war als der erſte Gaſt- und Menſchenfreund in der ganzen Stadt bekannt und ſein Haus ein allgemeiner Zufluchtsort für alle dahinkommende Fremde. Arme und Niedere fanden bei ihm Zutritt und Unterſtützung, wie die Reichen und Vornehmeren Bewirthung und Gefälligkeiten; immer eine zahlreiche Tafel zu halten, machte ihm das größte Vergnügen und es allen Andern zuvor thun zu können, ſchmeichelte ſeinem Stolze ungemein.

Ohne die Abſichten des Aufwandes zu kennen, den Signor Bellamore zu machen pflegte, wußte ſie, daß er Wort halten und ihr gewiß das Vergnügen machen würde, den ſchönen Fremdling näher zu ſehen. Sie war unter mehrern Geſchwiſtern der Liebling ſeines väterlichen Herzens; nie that ſie eine Fehlbitte, allenthalben ihren Wünſchen zuvorzukommen und ihr alles an den Augen abzuſehen, war ſein eifrigſtes Beſtreben. Aus Liebe zu ihr ſcheute er keinen Koſtenaufwand, veran-

ſtaltete die glänzendſten Feſte, wohnte allen Luſtbarkeiten bei und ſchmeichelte ſich mit der angenehmen Hoffnung einer vortheilhaften Parthie für ſeine liebe Laurette.

Den ſchönen Unbekannten hielt er wenigſtens für einen Grafen und verabſäumte daher keinen Augenblick, wegen ſeines Namens und Standes Erkundigungen einzuziehen und ihn zur Abendtafel bitten zu laſſen.

Kaſpar, den wir jetzt unter dem Namen eines teutſchen Ritters von der Klingen auftreten ſehen, ſtaunte zwar über die Einladung des gaſtfreundlichen Nachbars, ließ ſich aber um ſo bereitwilliger finden, ſie anzunehmen, je mehr die ſchöne Italienerin ihn aufmerkſam und den Wunſch, mit ihr bekannt zu werden, rege gemacht hatte.

Er ſtand eben noch am Fenſter und weidete ſein Auge am Anblick der ſchönen Nachbarin, die zuweilen ſeine Blicke zu erwiedern ſchien, und um ſo weniger ihm gleichgültig war,

je mehr er glaubte, von ihr bemerkt und der Gegenſtand ihres Geſprächs zu ſeyn, als es an der Thüre klopfte und ein Bedienter eintrat, den er einen Augenblick zuvor hatte über die Straße her kommen ſehen.

Er ahndete nichts weniger, als dieſe ehrenvolle Einladung und gratulirte ſich ſelbſt, in eine ſo angenehme Nachbarſchaft gekommen zu ſeyn, von der er ſich, dem Anſchein nach, ſo viel zu verſprechen hatte.

Den ganzen Tag über kam er nicht aus dem Hauſe: gegen Abend erſt, als bereits mehrere Wagen bei dem gaſtfreundlichen Vater ſeiner ſchönen Nachbarin vorfuhren, kleidete er ſich an und gieng.

Er trat in die Geſellſchaft. Signor Bellamore empfieng ihn mit ſeiner gewöhnlichen Art, eben ſo freundſchaftlich, als achtungsvoll und ſtellte ihn ſeiner Gemahlin vor, der es nichts ungewöhnliches war, ganz fremde unbekannte Menſchen bei Tafel zu ſehen. Sig-

nora Olympia hatte auf dieſe Art ſchon manche Bekanntſchaft und manche Eroberung gemacht, keine aber ſchmeichelte ihrer Einbildungskraft mehr, als dieſe.

Lange hatte ſie keinen ſo ſchönen blühenden Jüngling geſehen, den ſie ihrer Reitze würdiger geachtet hätte, als den Ritter von der Klingen. Nie war der Sieg ihr gewiſſer, nie das Zutrauen zu der Macht ihrer Reitze gröſſer, als diesmal. Es kam ihr gar nicht in den Sinn, daß der ſchöne Gaſt bereits an Lauretten eine Eroberung gemacht und gegenſeitig der Balſamduft dieſer ſich entfaltenden Roſe ſeine Sinnen benebelt haben könnte.

Um ſo kühner ſchritt ſie zur Belagerung und wies dem teutſchen Ritter ſeinen Platz an ihrer Seite an. Der Ton der Unterhaltung war Anfangs ziemlich ſteif, bald aber wurde er durch die glückliche Laune des freundlichen Gaſtgebers allgemein und geſelliger, und gieng zuletzt gar in Vertraulichkeit über.

Sig-

Signora Olympia benutzte dieſen Ton zu ihrem Vortheil und rückte dem Ziel ihrer Abſichten immer näher.

Noch zu wenig mit der Lebensart italieniſcher Frauen bekannt, nahm der teutſche Ritter das Benehmen ſeiner gefälligen Gaſtgeberin für baare Münze, ahndete nichts weniger, als buhleriſche Abſichten und ſchätzte ſich glücklich, mit ſolcher Freundſchaft behandelt zu werden.

Weniger gleichgültig war ihm Laurette. Sie ſaß ihm gegenüber. Ihre Beſcheidenheit entzückte ihn und ihre redenden Blicke ſagten mehr, als die Schwatzhaftigkeit ihrer Mutter, die ihn ſchon ganz in ihren Schlingen zu haben glaubte.

Erſt nach aufgehobener Tafel gelang es ihm, mit Lauretten ſich unterhalten zu können. Er fand ihr Betragen weit anziehender, ihre ſich entwickelnden Reitze weit angenehmer, ih-

re Unterhaltung geistvoller und wählte sich so nach ihr hingezogen, daß er gar nicht von ihr wegkommen konnte.

Ganz natürlich, wenn Laurette deshalb allgemein von den anwesenden Signora's beneidet wurde, und eine wie die andere sich bemühte, ihn von ihr ab- und an ihre Seite zu ziehen. Aber er war wie angefesselt und niemanden mißfiel das mehr als Olympien selbst; doch um den Wohlstand nicht zu beleidigen, hielt sie es an sich und versparte die Auslassung ihres Zorns bis nach dem Auseinandergehen der Gesellschaft.

Laurette wußte in der That nicht, wodurch sie den Verweis verdient hatte, den Signora Olympia ihr am darauf folgenden Morgen zu geben geruhte, und war sich nichts weniger vermuthend, als daß die Mutter auf den geliebten Gegenstand ihres Herzens ähnliche Absichten haben könnte. Sie erröthete und schwieg. Der Beifall ihres Vaters aber, der an dem teutschen Ritter ein besonderes Wohlgefallen

zu haben ſchien, beruhigte ſie und machte ihr Hoffnung, ihn bald wieder an ihrer Seite zu ſehen.

Der Plan, den Signor Bellamore entwarf und ſeiner theuern Ehehälfte mitzutheilen ſich nicht entbrach, ſchien Olympiens Abſichten mehr und immer mehr zu begünſtigen. Als der tägliche Hausfreund war er unaufhörlich zugegen und nahm faſt an allen Vergnügungen der Bellamoreſchen Familie Theil. Dadurch gewann ſie oft Gelegenheit, mit ihm allein zu ſeyn und durch die Macht ihrer Reitze ihn ſo zu feſſeln, daß es ihr gelang, den Verſtand des Jünglings zu überliſten und ihn zu Befriedigung ſinnlicher Lüſte zu vermögen.

Indeß arbeitete Signor Bellamore ununterbrochen an einer näheren Verbindung ſeiner Familie mit dem teutſchen Ritter und ſchien, dem Ziele ſeiner Wünſche faſt nahe zu ſeyn, als ſich mit einmal ein Gerücht verbreitete, das dieſen nöthigte, Parma zu verlaſſen und

die ſchmeichelnden Hoffnungen des Bellamere-ſchen Hauſes zu vernichten.

Man hatte verdächtige Leute in der Stadt geſehen, über deren Schritte man von Seiten der Juſtiz ein wachſames Auge führte; man hatte einige zu gefänglicher Haft gebracht, zur Zeit aber noch kein Urtheil an ihnen vollſtreckt; man raunte ſich Dinge ins Ohr, die Ruf und guten Namen des teutſchen Ritters verdächtig machten und aus öffentlichen und Privatgeſellſchaften, denen er während ſeines Aufenthalts zu Parma beiwohnte, ihn entfernten.

Doch es war nur ein bloßer Verdacht und die wahre Urſache ſeiner jähen Entfernung wußte niemand, als Signora Olympia.

Sie hatte ſich ſo tief in ſein Herz hineingeſchlichen, daß ſie ganz allein die Vertraute ſeiner geheimſten Angelegenheiten war und ihn ſogar, als er als eine dem Staate gefährliche Perſon verfolgt wurde, auf eines ihrer Landgüter in Sicherheit brachte, wo er zwar

vor den Nachstellungen seiner Verfolger sicher war, desto mehr aber eben so sehr von der langen Weile gequält, als durch nächtliche Erscheinungen und räthselhafte Auftritte beunruhigt wurde, die ihm, aller Bequemlichkeit und alles Ueberflusses ungeachtet, seinen Aufenthalt daselbst verhaßt machten.

Ende des vierten Buchs.

Fünftes Buch.

Die jähe Entfernung des Ritters von der Klingen ſetzte den braven Bellamore nicht wenig in Verlegenheit und machte ihn in Anſehung ſeiner gaſtfreundſchaftlichen Aufnahme fremder Perſonen vorſichtiger. Er ſchalt ihn einen Undankbaren, und mußte ſich doch hüten, darüber laut zu werden, um nicht von Seiten der Juſtiz ſeinethalben in Anſpruch genommen zu werden, und hielt es für ein wahres Glück, daß die Sache ſo mit Stillſchweigen übergangen wurde.

Nichts war ihm kränkender, als die Schande, der er ſeine Tochter Preis gegeben hatte. In der Meinung an dem teutſchen Ritter einen Eidam zu haben, der ihm Ehre machen

würde, begünſtigte er ihn vor allen andern, die bei ihm Zutritt hatten, unterſtützte ihn auf möglichſte Weiſe mit allem, weſſen er als Kavalier bedurfte, und fand ſich um ſo mehr beleidigt und zum Zorn gegen ihn gereitzt, da er erfuhr, daß dieſer Undankbare auf einem ſeiner Landgüter ſich verſteckt hatte.

Vergebens ließ er Nachſuchungen anſtellen, denn jedesmal kam Signora Olympia ihm zuvor und wußte ſolche Anſtalten zu treffen, die den Abgott ihres Herzens der Gewalt ihres erzürnten Gemahls entzogen. Wider die Gewohnheit ſeiner Landsleute weniger der Eiferſucht huldigend, als andere, ahndete er nicht im geringſten den vertrauten Umgang ſeiner Gemahlin mit dem Ritter, die ihn durch ihr Betragen in ſeiner Meinung dergeſtalt zu beſtärken wußte, daß er es nicht wagte, an dem Orte ihres Sommeraufenthalts nachſuchen zu laſſen, weil er befürchten mußte, durch einen ſolchen Verdacht die an ſeinem gerechten Zorne theilnehmende Olympia zu beleidigen.

Indeß befand ſich der vermeintliche Ritter von der Klingen auf dem Landgute ſeiner Schutzgöttin wohl. Im Taumel der Freude, den die ausgelernte Buhlerin ununterbrochen zu unterhalten wußte, vergaß der irregeleitete Jüngling eben ſo bald Lauretten und ihren Vater, als das entehrende Gerücht, das ihn genöthiget hatte, einen Ort zu verlaſſen, wo er ſo viel Freundſchaft, Achtung und Unterſtützung genoſſen hatte.

Doch ſein Schutzengel ſchwebte über ihm, und ließ ihn nicht in den Abgrund ſinken, in dem er ſchon mit einem Fuße zu ſtehen begann.

Liebe iſt mächtig, feſſelnd, ſinnenberauſchend; aber es giebt noch eine Gewalt, die höher und mächtiger iſt, als ſie. Die Wahrheit dieſer Behauptung fand Kaſpar auch an ſich beſtätigt.

Es ereigneten ſich während ſeines Aufenthalts auf Olympiens Landgute ſonderbare Auftritte, die ihn aufmerkſam machten, und auf

ſeiner Huth zu ſeyn mahnten. Anfangs achtete er derſelben weniger, und ſcherzte und lachte darüber, bald aber wurde ihm die öftere Wiederholung derſelben zur Laſt, verbitterte ihm den Genuß der Liebe, die einzig und allein vermögend war, ihn an den Ort ſeines Aufenthalts zu feſſeln, wo er nicht mehr ſicher zu ſeyn glauben mußte.

Putzſchka war der erſte, der mit ſeinen Beſorgniſſen ihm den Kopf warm machte. „Ich hab' mir, ſagte der alte Knabe, als er nach einer Trennung von mehrern Wochen wieder zu ſeinem Herrn kam, — um euer willen die alten Knochen faſt abgetreten, und das ganze Herzogthum durchlaufen. Wer Teufel! hätte wohl glauben ſollen, euch hier zu finden? — Indeß die Brüder des Ordens ſich draußen herumſchmeißen, und nicht wiſſen, ob ſie am Nord- oder am Südpol aufgeknüpft werden ſollen, ſitzet ihr hier in guter Ruh, ſchwelgt und pflegt eurer Haut, und kümmert euch den Teufel darum, ob ſie was zu beißen und zu

brocken haben, oder nicht. Den Diſtelkopf haben ſie beim Teil gekriegt; doch der alte Griesgram wird ſich ſchon durchfechten, für den iſt mir nicht bange; aber für euch, Hauptmann!“ —

„Wie?“ —

„Hier ſend ihr, hol mich der Teufel! nicht ſicher; denkt an mich, daß ichs euch geſagt habe.“

„Putzſchka!“ —

„Signora Olimpia kann euch nicht ſchützen und der Bellamore iſt wahrlich! zu ſehr gegen euch aufgebracht, als daß er euch ſo ſollte durchſchlüpfen laſſen, wenn er euch hier fände.“

„Da Narr!“

„Immerhin! — Was ich zu verlieren habe, iſt nichts, als das Bißchen Leben, das mir ſchon manchmal zur Laſt wurde; aber ihr, Hauptmann“ —

Kaſpar erſchrak, ſah den kühnen Sprecher mit verwunderungsvollen Augen an und dachte nicht, daß dieſer elende Knecht mit ſeinem Schickſale und dem Ziele ſeiner Beſtimmung ſo genau bekannt ſeyn könnte.

„Das Bißchen Zeit wird vorüber fliegen, fuhr Putzſchka fort — wie ein Vogel in der Luft und ihr werdet nichts gethan haben. Umſonſt müht ſich der Graf Deuterich, umſonſt arbeitet er Tag und Nacht ununterbrochen und raſtlos; Mathilde ſchmachtet hülflos, ſeufzt und verweint die beſten Jahre ihres Lebens in dicken Kloſtermauern und Roſalie ſieht am Ende ihres Strebens ſich getäuſcht und die glänzenden Hoffnungen, die ihrer Einbildung ſchmeicheln, in Dunſt vergehen.“

Dieſe Mahnung ſchien ihre Wirkung thun zu wollen und erſchütterte das Weſen des unbeſorgten Jünglings dergeſtalt, daß er ſogleich den Entſchluß faßte, ſich dem Labirinthe zu entreißen, das ihn umgab.

Putzschka bemerkte den Seelenzustand seines jungen Hauptmanns, den er von ganzem Herzen, wie seinen Bruder, liebte und entblödete sich nicht, um den guten Gedanken, den er zu fassen schien, zu befestigen, noch folgendes hinzuzusetzen: „Ich bitte euch Hauptmann! sagte er — lasst euch zur Warnung dienen. Fliehet diesen Ort, der über lang oder kurz euch zum Verderben werden muß! Einem Jünglinge von euern Jahren, von euern Stande und Geisteskräften ziemt diese Unthätigkeit nicht. Olympia ist ein Weib — das einzige kann sie nie werden; — ihre Liebe ist nichts, als unkeusche, zügellose, unersättliche Leidenschaft und die Folgen" —

Hier sprang Kaspar von seinem Platze auf, faßte den unerschrockenen Warner wild und mit stürmischer Hand, und fragte in einem Athem: Wo ist Denterich? — Wo ist Mathilde? — Agathe? —

Aber auf all' diese Fragen konnte, oder wollte der einfältige Putzschka ihm keine Ant-

wort geben. — Vielleicht durfte er auch nicht. — Doch, dem ſey, wie ihm wolle! unwillig warf ſich Kaſpar in den Sopha zurück und befahl dem Wildſchützen, ihn allein und ſeinem Nachdenken zu überlaſſen.

Lange vermochte der erſchütterte Jüngling nicht, wieder zu ſich ſelbſt zu kommen; lange nicht, einen Gedanken zu faſſen, vielweniger einen nur auszudenken. — Deuterich, Mathilde, Roſalie auf der einen, Olympia auf der andern Seite und mitten innen er, auf einem Meere von ſtrömenden Gedanken gewogt, auf dem er ſich nicht halten konnte.

Gegenwart und Zukunft waren mit einander im Streite und kämpften einen harten fürchterlichen Kampf. Vielleicht hätte die letztere geſiegt, wenn nicht in dem entſcheidenden Augenblicke die Schönſte der Schönen eingetreten wäre, ſeine Sinnen aufs neue beräubt

und ihn mit ſich ins Meer rauſchender Wolluſt hinabgezogen hatte.

Hinwegezaubert mit eins war jeder andere Gedanke. Er ſah und hörte nichts, als Olympien. Schwebend und leicht war ihr Gang, wie der Gang einer Grazie; jeder einzelne Theil ihres ſchönen regelmäßigen, mit einem dünnen durchſichtigen Muſſelingewand nachläßig bedeckten Körpers heiſchte, ſo wie das Ganze, Bewunderung, Anbetung; heiſchender, als jemals, jeder ihrer Blicke, ja! heiſchender ſogar, als ſelbſt der Blick einer mediceiſchen Venus; melodiſcher der Sirenenton ihrer bezaubernden Stimme; ſanfter, herzlicher der Druck ihrer Hände; glühender das Roth ihrer Wangen; zärtlicher, feuriger, brennender jeder ihrer Flammenküſſe, mit welchen ſie den im Moment ihres Eintritts zu ihren Füßen liegenden Jüngling begrüßte.

Liebevoll zu ihm ſich herabbiegend, faßte ſie ſanft ihn unter den Armen und hob ihn allmählig zu ſich empor, ihn an ihrem, unter un-

aufhaltbar wild ſtürmenden Schlägen arbeiten den Buſen das Feuer ihrer Liebe fühlen zu laſſen, um mit ihm zum Vollgenuß derſelben überzugehen und ihm die ganze Fülle ihrer Reitze zu ſpenden.

Thörichter Jüngling! dies war der Augenblick, der dich ins Verderben hinabgeſtürzt haben würde, wenn nicht die mächtige Hand der Vorſicht über dir gewaltet, und dich vor den drohenden Gefahren des Irrwegs geſchützt hätte, auf dem du wandeltest.

Stumm und ſprachlos ſaß Kaſpar auf dem Sopha an der Seite ſeiner Huldgöttin, umſchlungen von ihren Armen und an Buſen und Lippen ſchwelgend. Umwölkt, wie der Himmel an ſchwülen Sommertagen, war ſeine Stirn, ſein Blut kochte in den Adern, und der Hammer ſeines Herzens pochte hörbar fürchterlich. Olympia ſah und hörte und fühlte das alles ſo lebhaft, als ob es in ihrem eigenen Selbſt vorgieng, und konnte nicht um-

hin, ihn um die Urſache ſeiner Schwermuth zu fragen.

„Was iſt dir, Jüngling! ſagte ſie — du biſt ſo ſtill, ſo ernſt? — Dein ganzes Weſen ſcheint eine wunderliche Veränderung beſtanden zu haben.“

„Olympia!“

„Rede! — Entdecke dich mir! — Haſt du Beſorgniß? — Iſt dir etwas begegnet?“

„Laß das!“ erwiederte Kaſpar, und drückte ſchweigend ihre Hand an ſeinen Mund.

Es koſtete ihr in der That Mühe, ihm das Geheimniß zu entlocken, und ſie mußte ihre ganze Beredtſamkeit aufbieten, und, ihn zum Geſtändniß zu bringen, ſich eines Mittels bedienen, das ihr nicht wenig Ueberwindung koſtete.

Sie war gekommen, auf den Stufen des Altars der Liebe Blumen zu ſtreuen, und dem

Hul-

Huldiger ihrer Reihe die Pforten des Tempels zu öffnen. Ihr Blut arbeitete heftig in jeder Ader und heischte Kühlung; sie vermochte selbst kaum den Augenblick der Hingebung zu erwarten, und sah es zu ihrem größten Verdruſſe ein, daß es Unmöglichkeit war, seiner Zurückhaltung Grenzen zu setzen, und ihn unter ihren Willen zu beugen, ohne von diesem Mittel Gebrauch zu machen.

„Was es auch koste! sagte sie — Ich, oder du!“ — Mit diesen Worten machte sie Miene, sich den Armen des, von ihren sichtbar höher und immer höher glühenden Reihen gefesselten Jünglings zu entwinden, und ihm den Genuß derselben auf mehrere Tage, oder vielleicht auf immer zu untersagen.

Diese Wendung gelang. Knieend flehte und bat er sie, zu bleiben und ihn nur dies eine Mal noch dieses Genusses zu würdigen.

„Undankbarer! sagte sie — sonst hattest du kein Geheimniß vor mir. Jetzt fordere ich

unbedingten Gehorsam; dein Geheimniß — oder augenblickliche Entfernung."

Dieser Befehl wirkte und gab ihr den Sieg.

Was vermag einen unerfahrnen, von wollüstigen Leidenschaften gefolterten Jüngling leichter und schneller unter ihre Gewalt zu zwingen, als buhlerische Kunst? — Kaspar sah sich im Gedränge, fieng an zu beichten und gestand rund heraus.

Nun war's gut, Olympia befriedigt und zur Austheilung des Preises bereit.

„Ich hätte nicht geglaubt, sagte sie lächelnd — daß der Ritter von der Klingen so kleinmüthig seyn und sich einbilden könnte, in einer Mücke einen Riesen zu sehen."

„Olympia! — Wie aber, wenn" —

„Unschlüssiger Mensch! deine Muthlosigkeit könnte mich fast zum Zorne reitzen. — Kommst du mir doch heute ganz wider deine Gewohn-

heit just so vor, wie die Helden, die sich Muth und Kraft genug zutrauen, Staaten zu regieren und nach ihren Launen umzuformen, und doch vor einer Spinne zittern. — Ha, Ritter! noch kennet ihr mich nicht ganz. — Unsere Liebe war ein bloßes Kinderspiel; sollte es aber Gefahr geben, so sollt ihr sehen, daß niemand thätiger zu seyn gelernt hat, als Olympia."

„Und was wollet ihr thun, Signora?"

„Wenn ich euch sage, daß ich mein Spiel bis auf den niedrigsten Wurf zu berechnen weiß? — daß ich zu jeder Stunde, daß ich auf alles vorbereitet bin?" —

„Olympia!" —

„Kaspar! — Verzeiht, Ritter! daß ich euch bei diesem Namen nenne! Kaspar! — (ihn mit beiden Armen fest umschlingend) Kaspar! was kannst du verlieren? — Höchstens eine Krone, ein eingebildetes Glück, das, für dich

wenigſtens, in der Reihe der Dinge nie exiſtirte, womit Gaukler und Poſſenreiſſer, die, Gott weiß was? zur Abſicht haben, dir den Kopf warm machen. — Pfui, Kaſpar! ermanne dich.“

„Olympia.“ —

Ernſte, düſtere Falten umwölkten die Stirn des Jünglings; ſeine Blicke hiengen am Boden und ſchienen einem kühnen Gedanken nachzuſchleichen, der ſo eben in ſeiner Seele aufſtieg.

„Kaſpar! redete ihn Olympia von neuem wieder an — wirſt du's lange noch ſo treiben?“

Kaſpar ſchwieg.

„Pfui! was iſt das? — Weg mit der Runzel! — Für ſie iſt deine Stirne noch nicht grau genug.“

Kaſpar ſaß unbeweglich.

„Nun! haſt du bald ausgeträumt? — Sprich! in welchen Regionen ſchwärmt dein Geiſt umher?“

Kaſpar ſchien einigermaßen aus ſeinem Traume zu erwachen, faßte Olympiens Hand und verbarg ſein Geſicht an ihrem Buſen.

„Komm, lieber! ſagte ſie — laß ſehen, ob ich deine Schwermuth beſtechen und dein Herz von neuem für die Freuden des Lebens empfänglich machen kann.“

Hier faßte ſie ihn unter dem Arm und ſchleppte ihn mit ſich fort, die Stiege hinab in den Garten nach der duftenden Jasminlaube, ihrem Lieblingsörtchen.

Dem ſchönen herrlichen Tage, ganz für die Liebe geſchaffen, folgte ein eben ſo ſchöner Abend. Melancholiſches Dunkel rings um die Liebenden her und tiefe, feierliche Stille, vom leiſen Geflüſter des duftenden Laubwerks, von Zephirs ſchmeichelnden Küſſen ſanft erbebend, kaum unterbrochen. Funkelnde Sternlein beleuchteten den Erdkreis, und im fernen Dickigt, des Gartengezäuns tönte Philome-

lens Klaggeſang in ſanften ſchmelzenden Tönen der Liebe. Die ganze Natur ſtimmte in ſüſſem harmoniſchen Einklang zum Vollgenuſſe der Liebe und riß die Herzen zu himmelhoher Begeiſterung hin.

Otomarens Gefühle ſchwindelten dem höchſten Gipfel ihrer Erreichbarkeit entgegen und, durch den Zauber ihrer Reize unterſtützt, wurde es ihrer Beredtſamkeit leicht, das Herz des unerfahrnen, in den Feſſeln der Liebe ſchmachtenden Jünglings zu gleichen Gefühlen emporzuſtimmen und ſich tiefer und immer tiefer mit ihm in den reizenden Gefilden ſüſſer Schwärmerei zu verlieren.

Sie war unwiderſtehlich. Das vollkommenſte Ideal weiblicher Schönheit, lag ſie an ſeinem Buſen hingeſchmiegt, die ganze Fülle ihres Zaubers verführeriſcher Reize über ihn ausgieſſend, ſeine Hand in der ihrigen feſt haltend, die andere um ſeinen Nacken geſchlungen, ſanft und ſchmachtend ihm ins Auge lächelnd. Wange an Wange glühend, wallte

ſeiner Feſſeln entledigt und vom dünnen Flor nachläßig umhüllt, Olympiens ſchöner Buſen mit kühnen Schlägen und Pochen auf und ab, in ihren Blicken ſchien ihre Seele ſich zu ma-len, und Honig der Liebe floß von ihren Lippen herab.

In berauſchten Kreiſen drehte ſich die ganze Schöpfung vor Kaſpars umnebelten Blicken, unter ihm ſchwand die Erde, alle ſeine Sinne ſchwindelten und wirbelten mehr und immer mehr von einem wollüſtigen Gefühle zum andern hinauf. Von ihnen überliſtet, erlag die Vernunft, und das Herz wurde an der Klugheit des Helden zum Verräther.

Doch wer wollte ihm nicht Verzeihung angedeihen laſſen? Wer in ſolch einer kritiſchen Lage nicht Mitleid mit ſeiner Jugend haben?

Man ſtelle ſich ſelbſt in ſeinen Platz und man wird nicht leugnen können, daß man mehr als Menſch, oder ein fühlloſer Klotz ſeyn müßte, wenn man unter gleichen Umſtänden

im ähnlichen Falle kalt und gleichgültig bleiben könnte.

Alles Philoſophiren würde hier übel angebracht ſeyn, denn der Menſch iſt und bleibt Menſch, und ſieht oft das Gefährliche ſeiner Lage nicht, als bis er ſchon am Rande des Abgrunds ſteht, dem er mit ſchnellen Schritten entgegen eilte.

Das war auch hier der Fall. Kaſpar ahndete nichts weniger, als daß Olympia auf die gegenwärtige Zuſammenkunft beſonders vorbereitet ſeyn und ſo abſichtlich, ſo künſtlich ihre Reitze geordnet und ſo ſchön und nachläßig auf den höchſten Grad der Verführung erhoben haben könnte. Nicht umſonſt wallte das ſeidene Lockenhaar ſo verführeriſch um Hals und Buſen; nicht umſonſt ſchmiegte ſich das ſchmuckloſe durchſichtige Gewand ſo dicht und ſo traulich, als wäre es daruber hingegoſſen, an Olympiens ſchönen Körper an; kein Wunder, wenn jede leiſe Bewegung, jedes ſanfte Erheben ihrer zarten Muskeln ſich unter den

kühnen Berührungen ſeiner Hände verrieth. Kaſpar hielt das alles für natürlich und errieth die Abſichten der Buhlerin nicht; es gieng ihm, wie es tauſend andern ehrlichen Menſchen in gleicher Lage ergangen ſeyn würde, er vergaß ſich — vergaß, von der rauſchenden Glut ihrer Flammenküſſe betäubt, alles um und neben ſich, ſah nichts, als die Einzige, die ſo freiwillig ihm ſich hingab und die ganze Fülle weiblicher Reitze über ihn ausſchüttete.

Dies war der Augenblick, der die Schändliche des Siegs verſicherte. Wild und ungeſtüm rollte das Blut dem Jünglinge durch die Adern, alle ſeine Pulſe jagten und drängten ſich unter ſtürmenden Schlägen; den Boden, den er mit der Spitze ſeines Fußes nur leiſe berührte, die Luft, die er athmete, vergeſſend, wogte er ſich, an Olympiens Buſen hingeworfen, von einem Meere unausſprechlicher Wonnen zum andern hinüber; kein Gefühl, kein Wunſch, kein Gedanke war mehr in ſeinem

Herzen übrig, der außer den Grenzen wollüstiger Umarmungen der zärtlichsten Liebe Verstand hatte; die Glut seiner Wangen, der umdüsterte Blick seines gierigen Auges, die fieberhaften Zuckungen seiner Lippen sagten der listigen Verführerin, daß es Zeit sey, den Ueberwundenen, dessen Geist sich der Fessel seines irdischen Wirkungskreises entrissen zu haben schien, zu fassen, und mit dem Plane hervorzutreten, über dem ihre teufelische Seele bis jetzt gebrütet hatte.

„Kaspar!“ stammelte sie mit wollüstigem Geflüster unter seinen Küssen hervor, seine Hand an ihren Busen legend — Kaspar! fühle, wie so heiß, wie so innig und glühend von Liebe mein Herz dir entgegen stürmt; mit welchem Ungestüm mein Blut in jeder meiner Adern dir entgegen quillt. O Kaspar! wenn du dieser flammenden Liebe dich werth machen, wenn du ganz mein seyn wolltest“ —

„Ich will es — o! du Göttliche — ich bin es ja schon.“

„Mann! für den ich mehr fühle, als je ein Weib zu fühlen vermag, für den ich einzig und allein zu leben wünsche — wenn du Wahrheit sprächst!“

„Olympia! kennst du die Macht deines eigenen Wesens so wenig? — Hier, an deinem Herzen, in deinen Armen ist Wahrheit.“

Bei diesen Worten sank er aufs neue an ihren Busen hin, und Olympia umfaßte ihn mit beiden Armen, als fürchtete sie, von ihm weggerissen zu werden, indem sie sagte:

„Ha, Kaspar! wenn das wäre. — Bei meiner heißen innigen Liebe, bei dem Uebermaaße meiner Gefühle schwöre ich dir, du sollst es nie bereuen, mich besiegt zu haben, — sollst, o du Einziger! in meinen Armen eine Belohnung finden, um die die Großen der Erde, ja! selbst die Götter dich beneiden müßten.“

„Olympia!“

„Aber ich fordere Beweiſe deiner Liebe.“

„Welche?“

„Entſchloſſenheit und Thätigkeit.“

„Ha! um ſolch einen Preis? — Olympia! um dieſen Preis fühl' ich mich ſtark genug, es mit den Geiſtern der Hölle ſelbſt aufzunehmen.“

„Recht ſo, Kaſpar! — Und nun ſchwöre — doch nein! ſchwöre nicht. — (einen feurigen Kuß ihm auf die Lippe drückend) Ich traue dir ohne dies.“

„Fordere! — Befehl! und ich gehorche.“

„Wohlan, Jüngling! höre und handle. — (mit feierlichem Ernſt) Von dieſem Augenblicke an lege ich mein Glück und meine Ruhe in deine Hand; — aber wenn du mich verriethſt?“ —

„Ich?“

„Doch nein! das kannſt du nicht.“

„Bei Gott! das werde ich nie. — Dich von meiner Liebe zu überzeugen, opfere ich dir alles. — Sprich! was willſt du?“

„Dich über alle Erwartung belohnen wenn du mir treu bleibſt.“

„Du?“

„Mein Herz und meine Hand.“—

„Was ſagteſt du?“

„Kaſpar! verſtehſt du mich nicht?“

„Olympia!“

„Dieſer Dolch.“

„Himmel!“

„Er ſey das Unterpfand meiner heißen innigen Liebe.“

„Um Gottes willen! — Olympia! wem ſoll dieſe Aufforderung gelten?“

„Bellamorey.“ —

Dieſes Wort gab ihm ſeine Beſinnung wieder; wie ein Blitzſtral fuhr es ihm durch die Seele und erhellte das ſchreckliche Dunkel ſeiner Leidenſchaft, die Vernunft kehrte in ihre Schranken zurück, und weg war die Täuſchung. Er ſah in Olympien nichts, als ein prächtiges Ungeheuer, eine buhleriſche Schlange. Sein ganzes Weſen erlitt eine augenblickliche Veränderung; er bebte mit Abſcheu zuſammen und war ganz wieder Herr über ſich ſelbſt.

Olympia bemerkte die Heftigkeit ſeiner Bewegung und ſpielte meiſterhaft ihre Rolle.

„Kaſpar! begann ſie nach einer Weile — du zitterſt? — Ha, Jüngling! der du vor wenig Augenblicken dich ſtark fühlteſt, es mit den Geiſtern der Hölle ſelbſt aufzunehmen, du zitterſt vor einer elenden Kleinigkeit?“

„Kleinigkeit? — Iſt Morden auch Kleinigkeit?“

„Du morderteſt wohl nie?“

„Olympia.“ —

„Ha, ſtolzer Jüngling! beleidigte dich dieſe Frage, ſo nimm den Dolch und zucke ihn wider mich ſelbſt. Vernichte mein Daſeyn und weide dich dann an den erkalteten Reitzen dieſer zerſtörten Hülle.“ —

„Olympia.“ —

„Undankbarer! ſind das die Beweiſe deiner Liebe?“

Ueber alle Beſchreibung kunſtvoll ſpielte die Sättigung heiſchende Buhlerin ihre Rolle gleich ſtark in Blick und Ton. Den Stahl noch in ihrer Rechten haltend, wär's ihr ja in dieſem Augenblicke eine Kleinigkeit geweſen, ihn dem ſtarr und ſtaunend neben ihr ſtehenden Jünglinge in das Herz zu ſtoßen; aber nein! die Leidenſchaft der Liebe behielt die Oberhand, unterdrückte ihren Durſt nach Rache und ſtellte die Unerſättliche dem Auge des Jünglings mit verdoppelten Reitzen dar, er-

durch ihre Wildheit mehr gewannen, als verloren.

Im ſtummen Nachdenken vertieft ſtand Kaſpar und überlegte, was er thun wollte, als im nämlichen Moment die ſchöne Furie ſich wieder in ihrer vorigen Grazienge ſtalt zeigte, ſanft und liebevoll an ihm hinauf blickte, ſeine Hand faßte und ihn wieder an ihre Seite zog.

Der Ton, in dem ſie ihn anredete, war vom höchſten Grade der Wildheit mit einmal herabgeſtimmt zum ſchmelzenden Sirenentone unwiderſtehlicher Verführung.

„Kaſpar! ſagte ſie — könnteſt du mich verachtend hassen?“

Kaſpar ſah ſie an, ſeufzte und ſchwieg.

„Jüngling! ich gebe mich dir ſo ganz hin — begann Olympia von neuem, ihn mit beiden Armen umſchlingend und ſo feſt an ihren Buſen drückend, als wollte ſie ihn zermalmen — wende die mehr, als die wildeſten Wünſche

des

des feurigſten Jünglings fordern können; laß mich nur keine Fehlbitte thun.“ —

„Olympia!“ —

„Mein Wohl und mein Weh, mein ganzes Glück hängt davon ab. – (Um den Dolch hinreichend). Nimm! und vollende.“

„Um Gottes willen!“ —

„Kaſpar!“

„Willſt du mich mit Gewalt zum Buben machen, um mich dein nennen zu können?“

„Es iſt kein Bubenſtück, was ich von dir fordere. — Um meiner Liebe willen.“

„Olympia!“

„Vernichte den Feind, damit er dir nicht zuvorkomme!“

„Den Feind?“ —

„Bellamoren?“ —

„Bellamore iſt mein Feind nicht.“

„Und doch haßt du keinen gefährlicheren Feind als ihn.“

„Er ist mein Wohlthäter.“ —

„Der nicht einen Augenblick Anstand nehmen würde, dich ins Reich der Schatten hinüberzuschicken, wenn er dich hier träfe.“

„Aber er ist euer Gemahl.“ —

„Meiner Liebe nicht werth.“

„Wie? — Was that er euch zu Leide?“

„Viel, sehr viel; und doch nichts, so ganz und gar nichts.“

„Ich staune!“

„Kaspar!“ —

Olympia sprach dieses Wort mit unnachahmlichem Ausdruck und eine heiße Thräne, ihrem Auge entquellen, glühte auf Kaspars Wange.

„Vermag die Gewalt der Liebe so wenig über dich?“

„Olympia! was wirst du aus mir machen?“

„Den glücklichsten Bewohner des Erdenrunds, wenn du willst. — Oder sollt' ich mich in dir geirrt haben? — Soll ich den Augenblick verfluchen, in dem ich dich zum ersten Male sah, und mein Herz beim ersten Blicke liebevoll dir entgegenhüpfte? — meine Seele in meinen entzückten Blicken sich mahlend vor deinen Augen schwebte und mein Herz, mit unwiderstehlichem Drange nach dir hingerissen, mir in die Ohren flüsterte: Das ist der Mann, den du suchst — unter Tausenden der einzige für dich! — Kaspar! wenn ich mich geirrt hätte!“

„Das hast du nicht! — Aber deine Forderung — Olympia! nimm sie zurück. — Bei Gott! ich kann sie nicht erfüllen.“

„Du kannst nicht? — Auch dann nicht, wenn ich dir sage, daß es mein ernster Wille

iſt, dich glücklich zu machen? — daß es einzig und allein nur auf dich ankömmt, glücklich zu ſeyn?“

„Die Bedingung iſt hart.“ —

„Noch lange nicht hart genug für deinen Starrſinn. — Kaſpar! ich bitte dich um Gottes Barmherzigkeit willen, mache mich nicht zur Thörin.“ —

„Olympia!“

„Ich liebe dich, ſo heiß und ſo innig, als je auf Erden ein Weib zu lieben vermochte, bin in meiner Liebe unerſättlich, aber eben ſo unerſättlich in meiner Rache. — Zum letzten Male, Kaſpar! Vollende! und reize mich nicht, um verſchmähter Liebe willen den Dolch wider dich ſelbſt zu kehren.“

„Dieſe Drohung würde ich weniger fürchten, als jede andere.“

„Und das kannſt du mit ſo kaltem Blute mir ſagen?“

„Ich bin nicht kalt — bei Gott nicht, Olympia!“ —

„O! daß ich trauen dürfte — Kaſpar! vor wenig Augenblicken noch ſo glühender liebevoller Schwärmer, und jetzt“ —

„Olympia! — (ihre Hand auf ſein Herz legend.) Hierher, Olympia! — Fühlſt du, wie es hier pocht und ſchlägt? — Wenn du nun noch ſagen kannſt, daß ich kalt bin, ha! ſo muß die Sonne zu Eis gefrieren. (drückt ſie mit wildem ungeſtüm an ſich.) Kannſt du mir noch mißtrauen?“

„O Kaſpar! glücklich zu ſeyn, bedarf man ſo wenig; Liebe iſt ſich ſelbſt genug. Scepter und Kronen können das Glück nicht gewähren, das Liebe giebt. — Was iſt es mehr, als eine bloße Schimäre, was du dir in den Kopf ſetzteſt? — Iſt es der Liebe nicht eins, Fürſt oder Bettler? — Wer du auch ſeyn magſt, Kaſpar! folge dem Winke des Schickſals und entſchlage dich der Gedanken, die dein Herz

und deinen Geist beunruhigen. — Oder sollt' es vielleicht deinen Stolz beleidigen, einem Weibe dein Glück verdanken zu müssen."

„Olympia! was hast du aus mir gemacht? — Was soll noch aus mir werden? — Ich kenne mich selbst nicht, bin mir selbst durch dich entrissen.'

Zum zweiten Male von der Macht buhlerischer Reize überwältigt sank er an Olympiens Busen hin, alles um sich her vergessend und einzig und allein empfänglich für das schwelgerische Gefühl des gegenwärtigen Augenblicks, das im Geiste ihn über die Schranken der Endlichkeit hinaussetzte, sich in den endlosen Gefilden überirdischer Wonnen zu verlieren.

Dies war's, was Olympia gewollt hatte. Der Verstand des Jünglings schien zum zweiten Male über die Grenzen getreten zu seyn und Kaspar den Punkt erreicht zu haben, den er erreichen mußte, Olympiens kühnster Forderung Genüge zu thun.

Arm in Arm verſchlungen, Buſen an Buſen gelehnt, Lippe auf Lippe geheftet, fühlte die unerſättliche, und doch ihrer Sinnen mächtige Buhlerin jede heftige Bewegung, jedes gichteriſche Zucken und das wilde, kühne Rollen durch Nerv' und Ader des Jünglings, der nun keinen Wunſch und Willen mehr hatte, welchen er hätte ſein nennen können, keinen Gedanken, als Olympien und das namenloſe Gefühl ihrer unausſprechlichen Liebe. Seine Seele ſchien durch die Feuerglut ihrer Küſſe in die ihrige übergegangen zu ſeyn und ein unauflösbares Ganze zu bilden, das der Vergänglichkeit trotzte. Die tobende Flamme drohte, ihm den Buſen zu ſprengen, ſein Auge ſprühte Funken, ſeine Sinne ſchwanden und er erlag im Uebermaaß ſchwelgeriſchen Gefühls, hingeſunken in ſüßer Betäubung an Olympiens wogenden Buſen.

Mit wilder Zärtlichkeit ihn an ſich hinaufreißend und mit ihrem Schwanenarm ihn umſchlingend, kredenzte ſie ihm, den Becher mit

überschwenglichen Wonnen der Liebe gefüllt, indem sie sagte: Jüngling! dieser Augenblick ist mehr werth, als alle Kronen der Welt. — Komm! eile mit mir zum Hochgenusse und mache in deinen Umarmungen mich meines Daseyns vergessen.

Durch die ganze Natur hin feierte alles eine stille minutenlange Pause und auf adlerschnellem Fittig entrauschten die wonnenseligen Augenblicke, in welchen die glücklichen Träumer den Bund ihrer Herzen versiegelten.

Ob wohl solch eine Liebe Bestand haben konnte? — Oder war sie nicht vielmehr ein bloßes Abentheuer, das dem Gesunkenen zur Warnung dienen und wieder aufhelfen sollte, sich der Fessel zu entreißen, die sein Herz und seinen Geist gefangen hielt? —

Olympiens Liebe war eben so feurig, als wahr, eben so übertrieben, als gesetzwidrig. Sie war Weib; schon dies machte sie zur Ver-

brecherin — aber der Gedanke: um der Liebe willen zu Kaſparn ſich ihres Gemahls zu entledigen, machte ſie doppelt ſtrafbar. Sie hatte nicht die mindeſte Urſache ihn zu haſſen oder ſonſt unzufrieden zu ſeyn; es war bloß unerſättliche Leidenſchaft, die ſie zu dieſem unverzeihlichen Schritte verleitete.

Doch der Zufall verhinderte ſie an der Ausführung deſſelben und riß den Geliebten ihres Herzens, in dem Augenblicke, da ſie es am wenigſten vermuthete, plötzlich von ihrer Seite hinweg.

Kaſpar hatte bis tief in die Nacht an Olympiens Buſen geſchwelgt und war erſt ſpät auf ſein Zimmer zurückgekommen, wo ihn Putzſchka mit Ungeduld erwartete und beſchäftiget war, ſeine Habſeligkeiten zuſammen zu packen.

Er ſtaunte, ſeinen Getreuen über einer Arbeit zu finden, an die er ganz und gar nicht gedacht hatte; aber ein Brief riß ihn aus ſeiner Verwunderung und mahnte ihn, augen-

lücklich diesen Ort zu verlassen, an dem er keinen Tag mehr sicher war und sich der Führung einer Weibsperson anzuvertrauen, die um die zwölfte Stunde an der Thüre des Gartens ihn erwarten sollte.

Er lachte der Einladung und beschloß, den Ausgang der Sache zu erwarten, legte sich ruhig nieder und befahl dem ehrlichen Putzschka, ein Gleiches zu thun. Aber der Herr konnte so wenig schlafen, als der Knecht, der für ihn mehr besorgt war, als er selbst und unruhig sich auf seinem Lager wälzte, indeß Kaspar, den außerdem wohl die süße Erinnerung der genossenen Freuden des entflohenen Tages in einen sanften erquickenden Schlummer gewiegt haben würde, sich mit tausend abwechselnden Bildern der Phantasie beschäftigte.

Der Brief war von Rosalien. In den zärtlichsten Ausdrücken beschwor sie ihn, auf seine Sicherheit bedacht zu seyn und seine Tage nicht in träger Unthätigkeit hinzubringen.

Er konnte nicht errathen, wie? und durch wen? dieſer Brief auf ſein Zimmer gekommen war, da er glaubte, daß ſein Aufenthalt an dieſem Orte unmöglich bekannt ſeyn könnte. Er zerbrach ſich faſt den Kopf über dieſem Umſtand und wäre gern geneigt geweſen, denſelben für das Werk eines Dritten zu halten, der ihm vielleicht ſein Glück mißgönnte, wenn nicht ſein innerer Richter erwacht wäre und ihm wegen Roſalien Vorwürfe gemacht hätte.

Seit ſeiner Bekanntſchaft mit der Bellamoreſchen Familie ſchien er die edle Roſalie ganz vergeſſen und ſich bloß den ſchwelgenden Vergnügungen ergeben zu haben. Doch ſein Schutzgeiſt weckte ihn noch zur rechten Zeit, ehe er von der Macht unkeuſcher Liebe überwältigt, ihrer ſtrafbaren Foderung Genüge that. Nur ſie allein konnte ihn vermögen, dieſen Mord zu begehen, den er außerdem nicht begangen haben würde; den er aber Olympien beim Abſchied unter den feurigſten Küſſen zugeſchworen hatte.

Er erblickte ſich in einer ſonderbaren Lage und war ſich nicht klug genug, welche Parthei er ergreifen ſollte. Roſalie auf der einen, Olympia auf der andern Seite; jene verſprach ihm Ehre, Anſehen und Reichthum, dieſe Genuß. Und doch ſchien ihm alles, was die erſtere betraf, ſo räthſelhaft, ſo vielen Zwei, fein unterworfen, mit ſo vielen Unnatürlichkeiten verbunden; Olympia war gegenwärtig, in ihren Armen glaubte er Wahrheit zu finden.

Die Waagſchaale der letzteren ſchien Anfangs die überwiegende zu ſeyn, ſo lange die Liebe noch ſeine Sinnen betäubte und er von ihren Bübeleien bethört, ſie für das höchſte und einzige Glück menſchlicher Weſen zu halten geneigt war. Sobald aber der Rauſch vorüber war und der Verſtand in ſeine Grenzen zurückkehrte, ſchnellte ſie hoch auf und war nicht vermögend, ihre Nebenbuhlerin aufzuwiegen.

Er überlegte hin und her, was er thun und wie er ſeinen Kopf aus der Schlinge zie-

hen wollte und war lange nicht vermögend, den Ausweg aus dieſem Labirinthe aufzufinden. Roſalie vermochte vielleicht viel über ihn und war, wo nicht in eigener Perſon, doch durch andere, ihm nahe, ihn durch ihre Macht zu ſchützen oder zu verderben; Olympien hatte er geſchworen, treu zu ſeyn; ſie war eine Italienerin und er hatte Urſache, ſich vor ihrer Rache zu fürchten. Was ſollte er thun? — Er mußte alle ſeine Kräfte aufbieten, ihr Stand zu halten und ſich nicht von neuem durch ihre verführeriſchen Reitze überliſten zu laſſen. Er kannte die Macht ihrer Reitze, aber er fühlte auch ſein Unrecht und nahm ſichs feſt vor, den Heuchler gegen ſie zu ſpielen und durch männliche Standhaftigkeit und Entſchloſſenheit ſich mit ſeinem Schickſale wieder auszuſöhnen.

Spät gegen Morgen erſt ſchlief er ein wenig ein, und als er erwachte, ſtand Olympia vor ihm, mit neuen Reitzen geſchmückt und ihres Siegs vom vorhergehenden Tage ſich freuend.

Er stutzte, sie so früh schon an seinem Bette zu sehen und wollte eben um Verzeihung bitten, als sie liebevoll sich zu ihm hinabbog und mit einem brennenden Kusse auf seine Lippen ihn also anredete:

Nun, Kaspar! willst du nicht aufstehen? Sieh! schon lange vergoldete die schöne Morgensonne die Spitzen der Berge; komm! laß uns hinausgehen ins Freie und unser Auge weiden am Anblick der segensvollen Natur. —

„Olympia!“

„Ist dir nicht wohl?“

„Ich habe Kopfweh.“

„Kopfweh? — Armer Junge! — Laß sehen, ob ich dirs vertreiben kann.“

„Wenn du das könntest?“

„Gewiß! — Steh auf Kaspar! — Folge mir in den Garten zur duftenden Jasminlaube, der Vertrauten unsrer geheimen Unterredung; dort laß uns unsere Schwüre erneuern.“

„Wozu bedarf es deß? — Glaubſt du, daß ich nicht länger gedenken könnte?“

„Kaſpar! weißt du, was du mir verſprochen haſt?“

„Ich weiß alles.“

„Biſt du heute noch ſo geſinnet?“

„Ich bin es.“

„Gut! — So ſoll noch heute der Abt des nahen Kloſters“ —

„Was ſagſt du?“

„Unſere Hände zuſammen geben.“

„So bald?“

„Nun ja! was wollen wir zaudern?

„Olympia!“ —

„Haſt du ſchon wieder Einwendungen zu machen?“

„Dein Gemahl —“

„Hab ich dir nicht den Dolch?“

„Ja! du gabst; aber“ —

„Aber?“ —

„Heute unmöglich“ —

„Wie? — Heute unmöglich? — Hast du dich anders besonnen?“

Nein! — Was ich versprach, das werde ich auch halten.“

„Du mußt es halten!“

„Olympia! nur noch einen Tag“ —

„Und warum?“

„Schöne, reitzende Olympia! bei deiner Liebe — nur heute Schonung!“

„Nur heute?“

„Kannst du mir die Bitte abschlagen?“

„Ich sollte es freilich; doch wer könnte dir etwas abschlagen? Sage selbst, Bin ich nicht mäßig in meinen Foderungen?“

„Recht

„Recht ſo, Olympia!“

„Aber morgen, Kaſpar! — oder willſt du auch morgen nicht?“

„Ich fühle mich nicht in der nöthigen Stimmung; zum Morden iſt mein Blut heute nicht kalt genug.“

„Gut! ſo ruhe auch morgen noch aus; aber übermorgen — nicht wahr, Kaſpar! übermorgen?“

„Ich gebe dir mein Wort!“

Olympia ſchien ſich mit dieſer Zuſage begnügen zu laſſen, drückte Kaſparn einige brennende Küſſe auf Lippe und Wangen, bat ihn, ihr in den Garten zu folgen, an ihrer Seite in der duftenden Jaßminlaube das Frühſtück einzunehmen, und hüpfte vom leichten Morgengewande umflattert, zur Thüre hinaus.

Wer war froher, als Kaſpar, ſo gut Stand gehalten zu haben. Aber er mußte ja

beim Frühstück erscheinen und eine zweite, vielleicht eine härtere Probe seiner Standhaftigkeit anhalten.

Er stand auf, kleidete sich an und folgte Olympien in den Garten.

Sie war schon in der Laube, wo sie mit sehnlichem Verlangen seiner harrete und bei wollüstigen, zum Morgenimbiß aufgetragenen Speisen und Getränken ihm den Becher der Liebe von neuem zu kredenzen bereit war. Sie gieng ihm mit ihrer gewöhnlichen Heiterkeit und Frohsinn entgegen und bewillkommte ihn mit zärtlich schwelgerischen Küssen.

Verführerischer, als diesmal, glaubte Kaspar Olympiens Reitze noch nie gesehen zu haben und er ahndete nicht ohne Grund, abermals der Gewalt ihres Zaubers zu unterliegen, so sehr er sichs auch vorgenommen hatte, standhaft zu bleiben und ihren Schmeicheleien und Liebkosungen mit Verstellung zu begegnen. Doch diesmal kam er glücklicher davon, als

die Lage der Sachen vermuthen ließ. Olympia ſelbſt kam ihm zu Hülfe und unterſtützte, ſo ſehr ſie auch die leidenſchaftliche Verliebte ſpielte, durch ſcheinbare Enthaltſamkeit und Mäßigung ihrer Begierden ſeinen Muth.

Dadurch aber erhöhte ſie nur noch mehr ihre Reitze und zeigte ſich von einer ſo vortheilhaften Seite, die den unerfahrnen Jüngling feſter und unzertrennlicher an ſie kettete, jeden ihrer Wünſche zu erfüllen geneigt und ihrem Willen unterthänig machte.

In dieſem Lichte war ſie ihm noch nicht erſchienen. Sein Auge hatte bis jetzt nur die namenloſen Reitze bewundert und angeſtaunt, die ſo verſchwenderiſch der ſchaffenden Vorſicht wohlthätige Hand über ihren ſchönen Körper hingegoſſen hatte; der gegenwärtige Augenblick aber ſtellte ſie ihm in einer Geſtalt dar, die ſie in ſeinen Augen weit über den Stand einer gewöhnlichen Buhlerin erhob und unter die beſſere Klaſſe weiblicher Weſen verſetzte.

Ob ſie es wirklich ſo ganz von Herzen meinte, oder bloß als eine feine Buhlerin ſich dieſer Liſt bediente, mögen wir aus Urſachen nicht entſcheiden, die ſich der Leſer leicht ſelbſt denken kann. Kurz! Kaſpar nahms für baare Münze, machte von den ſüßen Worten der glattzüngigen Schöne einen Schluß auf ihr gutes Herz, und freute ſich über alles, in einem ſo ſchönen Körper eine eben ſo ſchöne Seele zu finden.

Der Schein ließ ihn mit jedem Augenblicke vermuthen, von neuem aufgefordert zu werden, ihrer Leidenſchaft Befriedigung zu geben; doch diesmal irrte ſich Kaſpar und Olympia ſelbſt war es, die ihm für heute den Genuß verſagte und durch zu ſchnelle Wiederholung eben ſo wenig ihm denſelben vergällen wollte, als ſich deſſen zu früh verluſtig machen.

Der Tag vergieng unter den angenehmſten Beſchäftigungen, welche die Liebe nur an die Hand zu geben vermag, und Olympia beſtürmte den kühnen Verehrer ihrer Reitze nicht durch

ein einziges Wort, eben ſo wenig mit ihrer Forderung wegen Bellamoren, als mit Befriedigung ihrer Wollüſte. Sie hatte ſichs nun einmal feſt vorgenommen, die enthaltſame, tugendhaft Liebende zu ſpielen, und ſpielte ihre Rolle ſo glücklich, daß ſie von nichts ſelbſt ſich mehr verſichert hielt, als von Kaſpars Treue und pünktlicher Erfüllung ihrer Wünſche.

Ihre Liebe war der alleinige Gegenſtand ihres Geſprächs und ſie wußte ihn den ganzen langen Tag ſo angenehm über dieſen Gegenſtand zu unterhalten, daß er ſich von Moment zu Moment ſtärker und immer ſtärker nach ihr hingezogen fühlte, an ihrem Buſen ſich den Himmel träumte und eine Ewigkeit in ihren Armen zu verleben und im Strale ihrer Augen ſich zu ſonnen wünſchte. Schwelgeriſche Küſſe, zärtliche Umarmungen wechſelten, feurig und immer feuriger, unaufhörlich mit einander ab; zu weiter etwas aber ließ es Olympia nicht kommen, denn ihre Abſicht war, den gefeſſelten Jünglinge eben ſo ſehr Bewunde-

rung ihrer geiſtigen Vorzüge zu entlocken, als Hochachtung einzuflößen und dadurch ſeiner Liebe beſſere Haltung zu geben.

„Mäßigung, ſagte ſie, iſt eine ſchöne Tugend. Glücklich der Menſch, der ſeine Leidenſchaften zu bezähmen weiß, ohne ſich den Ge, nuß irgend einer Sache zu verſagen; dies würde eben ſo ſtrafbar ſeyn, als die Grenzen der Mäßigkeit zu überſchreiten. Beides war der Gottheit Wille nicht. Wozu hätte ſie denn dem Menſchen dies Gefühl ins Herz gelegt, das über alle lebendige Weſen ihn erhebt und zum edelſten ſeiner Geſchöpfe macht? — Würdeſt du dich wohl entbrechen, mir Beſcheid zu thun, wenn ich dir jetzt den Becher vorhalten wollte, den ich dir geſtern, mit überſchwenglichen Wonnen gefüllt, kredenzte?“

„Olympia!“ —

„Wie aber, wenn ich das morgen und übermorgen und ſo einen Tag nach dem andern von dir fordern wollte? — Würde das nicht

deine Kräfte aufreiben und deine Jugend vor der Zeit zum Greiſenalter umſchaffen? (mit ſichtbarem Gefühl ihrer ganzen Zärtlichkeit.) Kaſpar! nicht halb wäre ich deiner Liebe werth, wenn ich mehr fordern wollte, als deiner Geſundheit zuträglich ſeyn würde. — (ihn feſt an ihr Herz drückend.) Sprich! ſoll ich nicht um meines eigenen Intereſſe willen auf deine Geſundheit bedacht ſeyn?" —

Kaſpar ſtaunte und bewunderte die Philoſophie dieſes Weibes, das vom höchſten Gipfel der Unerſättlichkeit ſo mit einmal zur entgegengeſetzten Stufe der Enthaltſamkeit übergangen zu ſeyn ſchien, und unter den zärtlichſten, feurigſten Liebkoſungen, durch eine glückliche Moral ſeinen Geiſt ſo angenehm beſchäftigte, und ſeiner Vernunft unter die Arme griff, der ausbrechenden Leidenſchaft die Waage zu halten, welche unter andern Umſtänden wohl den Sieg würde erhalten haben.

Mehr als jemals, hielt er in dieſem Augenblicke Olympien für das vollkommenſte

Ideal weiblicher Schönheit, glaubte, ihr ganzes Wesen durchschaut zu haben, und fühlte sich so mächtig an sie gefesselt, daß es ihm beim Abschied schwer wurde, sich aus ihren Armen loszureißen.

Er kam auf sein Zimmer, trunken von Wonne und von Olympiens flammenden Küssen berauscht. Er dachte sich nichts, als die Einzige, deren unwiderstehliche, himmlische Reitze ihn so ganz gefesselt hatten, daß er nichts sehnlicher wünschte, als die Nacht vorüber und den Tag wieder hereinbrechen zu sehen, um sich von neuem an ihren Busen zu werfen. Ihr Bild stand vor ihm und er glaubte sie in der Glorie einer Heiligen zu sehen, deren göttlicher Hauch ihn umwehte, und vor der er niederfallen und anbeten müßte.

Einige Minuten hielt er sich in diesem glücklichen Traume, und verfiel mit einmal in ein tiefes stilles Nachdenken. Schnell warf er sich in den Sessel und sprang eben so schnell wieder auf, maß mit großen Schritten die

Länge und Breite ſeines Zimmers, und erblickte ſich endlich in einer ihm ſelbſt unerklärbaren Gedankenloſigkeit. Er fuhr erſchrocken zuſammen, blieb mitten im Zimmer ſtehen und blickte ſchüchtern um ſich. „Was iſt das? begann er — Wo bin ich? — Warum will kein Gedanke in meiner Seele haften? — — Woher dieſe Unruhe? — Dieſe Bangigkeit? — — Iſt's mir doch wie einem Miſſethäter, der zum Schaffott geführt werden ſoll. — (die Hand aufs Herz legend.) Hier pocht's und arbeitet's ſo fürchterlich angſtvoll — das Blut kocht mir in den Adern ſo heiß, mein ganzes Weſen hat eine Veränderung erlitten, die mich in Erſtaunen ſetzt; ich kann die Urſache nicht erräthen."

„Iſt es Folge eines begangenen Unrechts? — Oder Ahndung eines Unglücks? — Pfui, Kaſpar! das war ein matter Gedanke für den Geiſt des ſtrebenden Jünglings." — — Er räuſperte ſich, als ob er aus einem fürchterlichen Traume erwachte, trocknete ſich den

Schweiß von der Stirne und warf sich nachdenkend aufs Sopha.

Mit dem Arm auf den Tisch gelehnt, saß er eine lange, lange Weile und sah sich endlich durch den vor ihm offen liegenden Brief, den er am vorhergehenden Tage von Rosalien erhalten hatte, aus seiner Betäubung gerissen. Er las ihn zwei, drei Mal, legte ihn weg und las ihn wieder, und versank aufs neue in sein vorriges dumpfes Schweigen. Sein Herz pochte mit Ungestüm und ein Seufzer drängte sich aus der Tiefe seines Herzens herauf und machte seinen tobenden Gefühlen Luft, um sie in Worte aufzulösen.

„Was hat mir das Weib gethan? — So fieng er seine Betrachtung an, welche ungefähr folgendes enthielt. — Warum muß es eben dieses Weib seyn, das ich betrügen soll? — Olympia, dieses schöne, über allen Ausdruck, bezaubernde Meisterstück des großen erhabenen Bildners lebender Natur?“ —

(Pause)

„Roſalie! Wer iſt dieſe Roſalie, die ſich mit ſolchem Eifer für mein Wohl und mein Weh verwendet? Mich allenthalben verfolgt und ſich auf eine ſo geheime, ſonderbare Art, unter ſo mancherlei Geſtalten vergegenwärtiget? — Meint ſie es wirklich ſo gut? — Oder iſt ſie eine Gauklerin? Eine Betrügerin?“ —

„Ha, ihr Weiber! Schlangen ſeyd ihr, die mit ihrem Stachel alles vergiften, was Mann heißt, Engel und Teufel in einem. — Welche von euch mag wohl die Schlimmſte ſeyn? — Wie? wenn die ſchaffende Gottheit ſich in beiden gleich ſtark betrogen hätte? — Aber nein! das iſt unmöglich; ſo ſehr konnte ſie ſich nicht widerſprechen.“

(Pauſe.)

„Unmöglich, daß in dieſem ſchönen Körper eine ſo teufeliſche Seele wohnen könne! — Mit welcher Inbrunſt, mit welchem Feuer liebt mich Olympia, dieſer Engel von Weibe. — Weib — Weib? — Ha! das war der

Knoten. — Weib und Mädchen, ist das auch eins?“ — —

„Kaspar! — Kaspar! erwache aus dem Schlummer, der deine Sinnen tödtete. — Olympia ist ein Weib, ein Engel von einem Weibe; aber ihre Liebe ist strafbar. — Warum morden? — Ihren Gemahl morden? — Bellamoren? — Meinen Freund, meinen Wohlthäter, dem ich so viel Gutes und Liebes zu danken habe? — Warum will, warum kann sie mich nicht lieben, ohne Sünderin zu werden und mich zum Verbrecher machen zu wollen? — Pfui, Kaspar! noch besudeltest du deine Hand nicht mit unschuldigem Blute. Und doch — doch fürchte ich, ein gefährliches Spiel mit dieser Zauberin gespielt zu haben. Noch ist es nicht zum Ende; wie? wenn ich es schon verloren hätte? — Verloren? — Ja, wahrlich! so dünkt es mich. Olympia ist meinem Herzen theuer geworden, hat sich zu tief hineingeschlichen, als daß ich sie herausreißen könnte, ohne an der Wunde zu verbluten.“ —

(Pause.)

„Pfui, Kaſpar! wie kleinlich, wenn du dich vor einem ſchwachen Weibe fürchten wollteſt, du, der du dich ſtark genug fühlteſt, es mit der Hölle aufzunehmen. — Was wäre dein Muth, wenn er an dem Lächeln dieſer Sirene erlahmen ſollte? — Auf, Jüngling! reiße dich empor und wirf dich mit all deiner jugendlichen Stärke ihr in den Weg. Verſuche es, ſie wieder auf den Weg der Tugend zurückzuführen und ihr ſelbſt, ihrem Gemahl und der Gottheit wiederzugeben.“

„Nein! warlich nein! ſo ganz kann ſie im Keime nicht verdorben ſeyn, daß ſie nicht ihr Unrecht einſehen und fühlen, und bei Zeiten umkehren ſollte. Ich will es verſuchen, ihre gute Seite zu faſſen und feſtzuhalten: ich will ihr einen Spiegel vorhalten, in welchem ſie ſich in ihrer wahren Geſtalt erblicken und zurückſchaudern ſoll; und wenn ihre Liebe nicht bloße Verſtellung, bloße unerſättliche Leidenſchaft iſt, ſo muß der Sieg mein ſeyn.“

(Pauſe.)

(auf und niedergehend.) „Mathilde — meine Mutter, eine Königstochter? — Ich, ihr Sohn — ein Räuber? — Hu, hu, hu! welch ein Widerspruch. — — Wie war das? — Noch ein Mal! Ich ein Räuber und meine Mutter eine Königstochter. — Ein Gedanke, den meine Seele nicht zu faſſen vermag. — Wie das wohl ſich ſo fügen konnte und mußte?“ —

(Pauſe.)

„Ob es nur möglich ſeyn konnte? — Möglich, oder nicht, ſo iſt es doch wahr; wenigſtens hab' ich nicht Urſache, an der Wahrheit des einen zu zweifeln, wenn auch das andere noch unerwieſen ſeyn ſollte.“ —

„Wie? wenn Mathilde — wenn meine Mutter ſich ſo weit vergeſſen haben könnte, unter ihrem Stand zu lieben? — Was wäre es mehr, als Schwäche, die ihr um ſo verzeihlicher wäre, je mehr ihr Herz ſeinen angebohrnen Neigungen folgte? — Wer ſagt mir das? — Hab' ich nur irgend einen Beweis für die

Wahrheit dieſer Behauptung, als Roſaliens unverbürgte Reden, womit ſie vielleicht nur den ſtolzen Empfindungen meines Herzens zu ſchmeicheln gedachte? — Gedachte? — Was könnte nur ihre Abſicht ſeyn, mir mit Hoffnungen zu ſchmeicheln, die bloß im Reiche der Möglichkeiten erreichbar ſeyn dürften? — Was ſoll ich glauben? — Wem ſoll ich trauen?" —

Durch dieſe Selbſtbetrachtung fühlte er ſein Herz mehr erſchwert, als erleichtert. Die Verworrenheit ſeiner Gedanken und Gefühle glich dem rohen, unausgebildeten Chaos, aus welchem einſt durch des Schöpfers mächtige Hand Himmel und Erde hervorgiengen.

Sein Herz ſagte ihm, daß der Thon, aus dem ſein Weſen gebildet zu ſeyn ſchien, unmöglich von der Maſſe gewöhnlicher Menſchen genommen ſeyn konnte; er fühlte ſich zu etwas beſſerm beſtimmt, als zu der entehrenden Lebensart, zu der er ſich bekannte; fühlte, daß er ſich aus Nothwendigkeit dazu bekennen mußte und ſah ſich doch ſo ganz außer Stand er-

ſetzt, ſich derſelben durch eigne Kraft zu entreiſſen. War es wirklich der Fall, ſo mußte es ja doch auf das mehr oder weniger günſtige Schickſal ankommen und der Leitung deſſelben ſich um ſo getroſter überlaſſen, je lebhafter er ſich der Worte Deuterichs erinnerte, die ihn zur Geduld und Standhaftigkeit vermahnten.

Dies war nun freilich für ſeinen ſtrebenden Geiſt nicht hinlänglich; jedoch was half's? — Wider den Strom konnte er nicht ſchwimmen; und nur jene glücklichen Gefühle konnten ihn veranlaſſen, für Roſalien vortheilhaft zu entſcheiden und ihr ſein Zutrauen zu ſchenken, wenn ſie auch durch ihre Neigung, die in ſeinen Augen weniger ſtrafbar zu ſeyn ſchien, ihn nicht glücklich zu machen vermöchte.

Mit dem Gedanken, ruhig ſein Schickſal zu erwarten, mit jugendlichem Muthe und Standhaftigkeit jedem Unfall die Stirn zu bieten und allenthalben den gegenwärtigen Augenblick zu benutzen, warf er ſich aufs Se-

rha

pha und verſuchte, durch einen erquickenden Schlummer neue Kräfte zu ſammeln und dem Kummer ſeines Herzens zu gebieten.

Mehr hatte ihm die Hoffnung noch nie verſagt, als diesmal. Er war nicht im Stande, ein Auge zuzuthun und wälzte ſich, von einem Gedanken zum andern übergehend, unruhig auf ſeinem Lager umher.

„Nur noch eine Nacht, nur noch einen Tag, dachte er bei ſich ſelbſt — und Olympia wird mit ihrer ſtrafbaren Forderung von neuem auftreten und all' ihre Beredtſamkeit, all' ihre verführeriſchen Künſte aufbieten, der männlichen Entſchloſſenheit Feſſeln anzulegen. Gott! warum muß dieſes Weib ſo überſchwengliche Reize beſitzen, an welchen der Maſtbaum heldenmüthiger Tapferkeit zertrümmern und der ſieggewohnteſte Krieger zum Kinde werden muß?“ —

„Kairat! was iſt aus dir geworden? — So früh ſchon ein Ball des launigen Schickſals? — Wie ſollt' ich nicht wähnen, in den Armen dieſer unübertrefflichen Grazie dem Glücke im Schooße zu ruhen? — Und ſie ſtößt mich ſelbſt von ſich durch eine Foderung, die ihrem Herzen wenig Ehre macht, durch eine Bedingung, die ich durchaus nicht erfüllen kann und die ich ihr doch zu erfüllen gelobte? — Wie? — Kann ein Gelübde der Art auch binden? — Ich glaube, nein! — Armes, betrogenes Weib! Olympia! du haſt dich ſelbſt hintergangen.“ —

Dies ſchien ihm einige Beruhigung zu geben; aber ſchlafen konnte er doch nicht. Gedanken kreuzten ſich mit Gedanken in ſeinem Hirn durch einander und Roſalie und Olympie waren es, die unaufhörlich abwechſelnd ſeinen Geiſt beſchäftigten. Er konnte es nicht über's Herz bringen, eine um der andern willen zu verachten, oder zu verdammen, und glaubte, Urſachen genug zu haben, eine ſo liebenswür-

zig zu finden, als die andere, nur das wollte ihm nicht zu Kopfe, daß die eine ſich ſo geheimer Wege zu ſeinem Herzen bediente und die andere ihr Glück auf den Tod eines Unſchuldigen zu begründen gedachte.

Unter dieſen und mehrern Betrachtungen der Art rauſchte die ſtille Mitternacht unvermerkt und ſchnell über ihm dahin, und ſchon dämmerten von fern her die Spitzen der Berge im grauen Aether; allmählig begann Aurora den goldenen Vorhof des Himmels zu öffnen und die muthigen Sonnenpferde ſtampften und wieherten ſchon vor Begierde, ihr Tagwerk zu beginnen, als Kaſpar noch wachend ſich auf ſeinem Lager wälzte und kein Schlaf in ſeine Augen gekommen war. Ihm war's, als ob eine bekannte Stimme ihm zuflüſterte: Stehe auf, Kaſpar! und vollende. Er richtete ſich auf, blickte um ſich und glaubte geträumt zu haben, als die Thüre leiſe geöffnet wurde und Putzſchka, am ganzen Leibe zitternd, wie Es-

jemand, erstaunt und sich wunderte, ihn schon wachend zu finden.

„Ich wollte euch wecken, sagte er, aber wie ich sehe, habt ihr schon ausgeschlafen.“

„Ich hab' kein Auge zugethan.“

„Ihr seyd doch nicht krank?“

„Ja! und Nein! — wie du willst. — Putschka! was willst du so früh?“

„Nichts für ungut, Hauptmann! ich wollte nur sehen, ob ihr noch da wäret.“

„Du Narr!“

„Ich habe einen garstigen Traum gehabt.“ —

„Einen Traum?“

„Der auf nichts Gutes deutet.“

„So?“

„Ich wadete mit euch durch dicke Sümpfe in grauenvollem Dunkel und eh' ichs mich versah, waret ihr weg.“

Kaſpar ſchwieg.

„Ich bitte euch, Hauptmann! ſeyd auf eurer Huth; mir ahnden böſe Dinge.“ —

„Putſchka?“ —

„Auch hab' ich unter den Leuten der Signora von wunderlichen Dingen munkeln gehört.“ —

„Wie?“

„Man ſpricht von Verhaft.“ —

„Gegen wen?“

„Gegen euch.“

„So?“ —

„Jetzt iſt es noch Zeit.“ —

„Wozu?“

„Euch zu retten.“ —

„Bin ich hier nicht ſicher?“

„Ich glaub's nicht.“

„Ich ſelbſt nicht.“

„Um so eher sollter ihr auf Sicherheit und Rettung bedacht seyn.“

„Wie kann ich das?“

„Habt ihr nicht gelesen, was in dem Briefe steht?“

„In dem Briefe? — Lasest du ihn?“

„Ich? — Wie hätte ich das? — Ihr wisset ja, daß ich derlei Geschreibsel nicht lesen kann.“

„Wer sagte dir den Inhalt?“

„Der Bothe, der ihn brachte.“

„Der Bothe? — Putzschka!“ —

„Hauptmann!“ —

„Nur noch einen Tag.“ —

„Das ist noch lange.“

„Ohne Abschied kann ich den Ort nicht verlassen.“

„Ihr werdet's bereuen.“

Mit dieſen Worten gieng Putſchka wieder zur Thüre hinaus, und Kaſpar ſchwang ſich von ſeinem Lager auf und trat ans offene Fenſter, die reine friſche Morgenluft zu genießen.

„Ein ſchöner, herrlicher Morgen! ſagte er, werth, ihn im Freien zu genießen.“

Olympia war ſein erſter Gedanke. Er wäre gern zu ihr aufs Zimmer gegangen; aber ſie ſchlief noch, und ihre Ruhe wollte er ja doch nicht ſtören.

Er gieng in den Garten. Balſamiſche Wohlgerüche dufteten ihm entgegen und aus dem nahen Park tönte ihm das Lied der gefiederten Sänger ins Ohr. Aber er ſchien nicht darauf zu merken. Sein Geiſt beſchäftigte ſich bloß mit Olympien und ſeiner Liebe zu ihr und durchdachte aufs genaueſte alles, was er ihr zu ſagen hatte und was er alles ihr ſagen wollte.

Es lag ihm, wie ein Stein, auf dem Herzen, und er wünſchte Erleichterung; aber noch

mußte er ſich zur Geduld bequemen und erwarten, ob ſie diesmal früher oder ſpäter ihrem Lieblingsbrüchen zueilen würde.

Daß er ſie liebte, konnte und mochte er ſich nicht leugnen; aber es war nichts, als Inſtinkt, was ihn nach ihr hinzog und, durch verführeriſche Sirenentriller gelockt, ſich wider ſein Herz empörte, das allmählig aus ſeinem Schlummer erwachte und mit ſeinem Verſtande wieder in Verbindung trat. Um ſo leichter mußte es ihm nun auch werden, ſich den entehrenden Feſſeln zu entreißen, je ernſtlicher er die Warnungen und Beſorgniſſe des treuherzigen Putſchka ſowohl, als den Inhalt jenes Briefs erwägte, in welchem Roſalie in den freundſchaftlichſten, liebevollſten Ausdrücken und mit möglichſter Schonung ihm ſeine Unthätigkeit vorhielt und von ſeiner verderblichen Leidenſchaft für Olympien abzuſtehen ihn mahnte.

Er auf den Kampf, den er mit Olympien zu beſtehen gedachte, vorbereitet, gieng er in

den Roſengängen ihres Gartens auf und nieder, hatte für nichts Gefühl, als für den rühmlich gefaßten Entſchluß und wünſchte mit jedem Augenblicke, daß ſie ihm begegnen möchte. Vielleicht hätte er geſiegt und den Rückfall nicht zu befürchten gehabt, wenn ſie jetzt auf ihn zugekommen wäre und er ſein Herz hätte ausſchütten können; denn er fühlte ſich juſt in der erforderlichen Stimmung, und die Begierde, den gefaßten Entſchluß zur Ausführung zu bringen, drohte, ihm den Buſen zu ſprengen.

Aber Olympia ließ ihn länger auf ſich warten, als der gute Vorſatz Beſtand in ihm hatte. Es wurde ihm allmählig ums Herz ſo weh und ſo bange, daß er mit Schaudern des Siegs gedachte, den er ſo unwiſſentlich errungen hatte und mit Zittern die traurigen Folgen berechnete.

„Weiberrache, begann er, iſt grenzenlos. Der Held, der nicht muthlos wird, wenn tauſend Schwerdter über ihm zuſammenſchlagen,

bebt zurück und vermag mit all' seiner Tapferkeit nichts gegen ihre List und Ränke; sie lauert im Hinterhalte, da ers am wenigsten ahndet, bricht hervor und stößt wüthend den Dolch ihm ins Herz. Wie? wenn Olympia den Stahl, den sie ihrem Gemahl zugedacht hatte, wider mich selbst kehrte? — Sie ist eine Italienerin. Wer kennt nicht die Weiber dieser gefährlichen Nation? — Das Leben eines Mannes gilt ihnen um verschmähter Liebe willen nicht mehr, als eine taube Nuß; wenn es nur ihren Durst nach Rache stillen kann, gleichviel, ob sie den Fürsten, oder den Bettler ihrer Leidenschaft opfern."

Dieser Gedanke erschütterte sein ganzes Wesen durch und durch. Die Begierde, seinen Entschluß zur Wirklichkeit zu machen, minderte sich von Augenblick zu Augenblick, und er fühlte sich schwächer und immer schwächer, seiner Gegnerin Stand zu halten, die er jetzt, aus ganz andern Absichten, in der duftenden Jasminlaube zu erwarten beschloß.

Kaum hatte er ſeinen Weg dahin gerichtet, ſo hörte er ſeinen Namen rufen und erkannte ſogleich Olympiens ſüßtönende Stimme. Unwillkührlich ſetzten ſich ſeine Füße ſchneller in Bewegung, er ſah und hörte um ſich her nichts, als Olympien, und war ganz wieder der vorige von ihren Reitzen verblendete Jüngling. Weg war jeder guter Gedanke, jeder gute Entſchluß weg, und ſein rühmliches Beginnen der Vergeſſenheit übergeben und unter die Macht ſinnlicher Begierden gefeſſelt, als er ſich um die Ecke einer Seitenallee herumwendete und im Hintergrunde derſelben die verführeriſche Schöne erblickte, die, nachläßig ins leichte Morgengewand gehüllt, wie eine junge Göttin daher ſchwebte, einige liebelnde Küſſe ihm zuwarf und mit ausgeſpreiteten Armen ihm entgegenhüpfte.

„Kaſpar!“ — „Olympia!“ tönte in einem Moment von den Lippen der Verliebten und Olympia hieng an ſeinem Halſe. Kaſpar vermochte nicht ein Wort zu ſprechen, aber er

fühlte desto mehr und sein Herz klopfte mit hörbaren Schlägen der liebedürstenden Buhlerin entgegen. Olympia wußte das so ganz zu ihrem Vortheil zu benutzen, und drängte, mit glühender Wange und heißen flammenden Küssen, den fesselfrei wogenden Busen dichter und immer dichter an den seinigen an.

Eine lange Weile behauptete sie so ihre Stellung und blickte dann mit einem himmlischen Lächeln, an welchem Natur und Kunst gleichen Theil zu haben schienen, ihm ins Auge, umklammerte ihn mit beiden Händen und sagte: „O mein Kaspar! fühlst du nicht jeden Schlag meines Herzens an dem deinigen zehnfach? — Nicht das wilde Feuer, das durch jede meiner Nerven zuckt? — O! daß ich mit diesem Kusse dir nur den tausendsten Theil meiner Gefühle einhauchen könnte, welch einen göttlichen Einlaut sollte das geben! — Kaspar! du schweigst? — Der Hammer deines Herzens wüthet so ungestüm und doch bist du so kalt? — Sprich! wem gilt das wilde Toben und Drängen deiner Pulse?“ —

„Olympia!“ — Das war alles, was Kaſpar zu erwiedern vermochte. Sinnebetäubt ſtand er, mit ſtarrem Blicke, gleich einer Maſchiene, die aufs neue in Gang gebracht werden muß, und war in dieſem Augenblicke nicht ſeiner Gefühle Herr. Fürchterlich tobte und wüthete es in ſeinem Innern und ihm war, wie einem Sünder, der zum Blutgerüſt geführt werden ſoll. Olympia hieng an ſeinem Halſe und hinter ihm ſtand Roſaliens Schatten, und drohte, ſich zwiſchen ihn und die liebeſchwelgende Buhlerin zu ſtürzen, ihn aus ihren Armen loszureißen.

„O du Kalter! rief Olympia mit vollem Ausdruck wolluſtſtrömender Zärtlichkeit aus — iſt das deine Liebe, die ſich mit meiner heißen, grenzenloſen Zärtlichkeit meſſen wollte? — Verdiente ich wohl dieſe Kälte? — Undankbarer! ſoll das der Lohn meiner Liebe ſeyn, ſo biſt du es nicht werth, daß ich dir Ruhe und Glück meines Lebens opferte. — Sieh! um deinetwillen wurde ich zur Verbrecherin. Bellamore iſt nicht mehr.“ —

„Was ſagſt du? — unterbrach ſie Kaſpar, aus ſeiner Betäubung aufgeſchreckt und unwillkührlich ihren Armen entwunden — Bellamore iſt nicht mehr? — Olympia!“ —

„Dieſe Nacht war die letzte ſeines Lebens“ —

„Gott!“ —

„Ich ſelbſt ſtieß ihm den Dolch ins Herz“ —

„Du?“

„Noch klebt ſein Blut“ —

„Um Gotteswillen!“

„Kann dich der Anblick eines einzigen Blutstropfens ſo gewaltig erſchüttern?“

Kaſpar ſeufzte tief, ſtand wie vom Blitz getroffen und wußte nicht, ob er gehen, oder bleiben ſollte.

„Kaſpar! begann ſie von neuem mit wollüſtſprühendem Auge, den mörderiſchen Stahl mit ſieghafter Hand emporſchwingend und mit

wildem Ungeſtüm ſich an ſeinen Buſen werfend — Sieh! aus Liebe zu dir unternahm ich ſelbſt, was dir aufgetragen war. Ich wußte, daß es dir ſchwer werden würde, meine Liebe um dieſen Preis zu erkaufen, darum überhob ich dich der Mühe und vollendete dieſe Nacht ſelbſt, um mich heute als deine Braut dir in die Arme zu werfen.“ —

„Unglückliches Weib!“ —

„Unglücklich? — Wer ſagt das? — Bin ich nicht glücklich? — Hab' ich nicht dich? — In dir nicht alles, was ich wünſche?“

„Du biſt ſchrecklich!“

„Schrecklich aus Liebe, aus heißer, inniger Liebe zu dir! — Kaſpar! ſieh mich doch an — wende deinen Blick nicht von mir. — Sieh! wie gut ich es mit dir meine — ach! wie gut will ich es dann erſt meinen, wenn du mein Gemahl biſt.“ —

„Dein Gemahl?“ —

„Ja, Kaſpar! du mußt mein Gemahl werden.“

„Muß?“

„Glaubſt du nicht, daß ich Mittel habe, dich zu zwingen?“

„Ja ich glaube — du haſt“ —

„O du Starrkopf! laß mich doch nicht ſo vergebens bitten und flehen. — Sieh! wie ich mich erniedrige — auf meinen Knieen flehe ich dich, habe Barmherzigkeit!“

„Olympia! du ſchwärmſt.“ —

„Nein! ich ſchwärme nicht. — Doch ja! ich ſchwärme. — Im höchſten Ausbruche meiner Schwärmerei wurde ich Verbrecherin aus Liebe zu dir; haſſe mich um dieſer Mordthat willen nicht!“

Kaſpar ſchwieg und kämpfte in dieſem Augenblicke den fürchterlichſten Kampf zwiſchen

ſchen Haß und Liebe. Lieber hätte er ſich tauſend Meilen weggewünſcht, als ſich in dieſer fürchterlichen Lage erblickt. Verachtung und Mitleid beſeelten ſein Herz gleich ſtark, und ſchon war er im Begriffe, zu fliehen; aber der Anblick namenloſer Reize, die ſich ſeinen Augen mehr und immer mehr enthüllten, und durch das fürchterliche, ſichtbare Arbeiten aller Pulſe den höchſten Grad erreicht zu haben ſchienen, hielt ſeinen Fuß an den Erdboden gefeſſelt. Wüthend und gleichſam mit Verzweiflung ringend, ſchwang Olympia ſich von ihrem Platze, faßte die Hand des unbeweglich vor ihr ſtehenden Jünglings, und ſchüttelte ſie mit ſolcher Allgewalt, daß es ihm durch Mark und Bein drang, und er ſich wie aus einem Traume aufgeſchreckt fühlte.

„Unentſchloſſener, feigherziger Schwelger! ſagte ſie — ſprich mir mein Urtheil. — Sprich! willſt, oder kannſt du mich nicht lieben? — Wohlan! ſo ſey es. — Ein Leben mehr, oder

weniger; gleich viel! — Ich bin ein Weib; uns Weibern iſt das Kleinigkeit. — Dieſer Dolch" —

Raſvar erſchrak, ſammelte ſich aber augenblicklich und ſah, wo das Spiel hinaus ſollte.

„Doch nein! — ich will dich nicht morden."

„Ich fürchte deine Drohung nicht; ſtoß zu!"

„Und doch! — Würdeſt du ſonſt ſo zurückbeben? — Aber nein! es wär' um deine Jugend ſchade; auch würde mirs der Nachrichter ſchlechten Dank wiſſen, wenn ich ihm ins Handwerk pfuſchen wollte."

„Olympia" —

„Du biſt in meiner Gewalt" —

„In der Gewalt eines Weibes."

„Zittere vor meiner Rache! — Ich bin ein Weib: aber um ſo ſchrecklicher, um ſo gefährlicher. Mächtig genug, dich zu ſchützen, bin ich auch ſtark genug, dich zu vernichten.

Wiſſe! daß ich dich in dieſem Augenblicke der Gerechtigkeit überliefern könnte; denn ich weiß, wer und was du biſt.“

Kaſpar erſchrak und wußte nicht, was er antworten ſollte.

„Kaſpar! begann Olympia zum letzten Male, die Hand des erſchütterten Jünglings wild von ſich ſtoßend — ſo liebte noch kein Weib auf Erden; bis zur Raſerei liebte ich dich!“

Mit dem letzten dieſer Worte ſchwang ſie den Dolch, den ſie in ihrer rechten Hand hielt und war im Begriffe, ihn ſich ſelbſt ins Herz zu ſtoßen, aber Kaſpar entwand den Mordſtahl ihren Händen, und ſchleuderte ihn hoch über die Gartenmauer.“

„Grauſamer! ſagte ſie — willſt du mir auch dieſe Wohlthat verſagen?“ — floh in die Laube und verſuchte, durch einen Strom heißer glühender Zähren, ihrem Herzen Luft zu machen.

Kaſpar ſtand noch einige Augenblicke und überlegte, was er thun wollte; endlich folgte er ihr.

„Olympia! redete er ſie, liebevoll ihre Hand faſſend, mit ſanfter Stimme an — Olympia! kannſt du mir verzeihen?“ —

Olympia ſeufzte laut. Thränen entträufelten ihren Augen, und floſſen über die glühenden Wangen herab zum hochſchwellenden Buſen, auf welchem eine vorgefallene Haarlocke nach den ſtürmenden Schlägen und Bewegungen ihres Herzens ſich wogte.

Ein Wolluſt erweckendes Schauſpiel!

„Faſſe dich!“ ſagte Kaſpar, und trocknete mit ſeinem Schweißtuche ihr die Thränen von Auge, Wangen und Buſen.

Ihr Zuſtand gieng ihm nahe. Seine Standhaftigkeit ſcheiterte an ihren Thränen, die ſein Mitleid rege machten, das augenblicklich wieder in heiße glühende Liebe übergieng, und ihn alles um ſich her vergeſſen machte.

Mit beiden Händen umfaßte er ihren ſchönen zur höchſten Wolluſt geſchaffnen Leib, ſchmiegte ſich dicht und immer dichter an ſie an, und näherte ſich ihr ſo raſch, daß ſeine Lippen ſchon an den ihrigen hiengen, ehe ſie es noch ahndete.

„Zürne nicht! ſagte Kaſpar — daß ich dir ſolchen Kummer machte.“

„Du Loſer!“ flüſterte ſie leiſe zwiſchen den Lippen hervor, und ſtrafte ihn für ſeinen Muthwillen mit gegenſeitigen Küſſen ab.

Die Ausſöhnung war bewirkt; beide baten einander um Verzeihung, beide entſchuldigten ſich. Wer war froher, als Kaſpar? — Wer froher, als Olympia? — Vergeſſen war aller Zwiſt, vergeſſen jede Beleidigung; und ſchon ſchwebten auf leichtem Fittig die Schutzgeiſter der Liebe aus ihren ätheriſchen Wohnungen herab, Zeuge einer Szene zu ſeyn, die ſich nur denken, aber nicht mahlen läßt, als mit einmal ein neidiſcher Dämon vor die Liebenden hintrat, und mit mächtiger Fauſt

in den Vorhang griff, der ſo eben über ſie herabrauſchte, ihre geheimen Empfindungen dem ſplitterrichtenden Auge des kalten Vernünftlers zu entziehn.

„Himmel! was iſt das?“ — ſchrie Kaſpar, bebte zuſammen und erkannte ſogleich in dem Störer ſeiner mehr oder weniger glücklichen Träumereien den ſchwarzen Unhold, der ihn ſchon zwei Mal überfallen hatte und Abſichten auf ihn zu haben ſchien, die leicht zu errathen ſind.

„Halt, Bürſchchen! donnerte der furchtbare Gegner ihm ins Ohr — endlich hab' ich dich. Aller guten Dinge müſſen drei ſeyn; diesmal ſollſt du mir nicht entwiſchen.“

„Unglücklicher! was hab' ich mit dir zu ſchaffen?“ erwiederte Kaſpar, blickte mit forſchendem Auge um ſich und wollte eben einen Pfahl aus der Erde ziehen, um auf ſeinen Gegner loszugehen, denn er war wehrlos; aber der Schwarze ließ ihm nicht Zeit, packte, ohne weitere Antwort zu geben, ihn beim Schopf und ſchleuderte ihn wider einen Baum,

daß er ſinnlos zu Boden ſtürzte und ſich nicht empor zu helfen vermochte.

„Jeſus Maria!“ ſchrie Olympia, warf ſich über Kaſparn hin, den ſie todt glaubte, ſuchte vergebens nach dem Dolche, den ſie wenig Minuten zuvor gegen ſich ſelbſt kehren wollte, und brach in die ſchrecklichſten Verwünſchungen gegen den kaltblütigen Ueberwinder ihres in ſeinem Blute ſich badenden Ritters aus.

„Euer Schreien hilft euch nichts,“ ſagte der Schwarze, reichte Olympien die Hand und gebot ihr, aufzuſtehen.

„Was willſt du von mir?“

„Euch in eure Wohnung führen.“

„Niederträchtiger!“

„Signora!“ —

„Ich gehe nicht von der Stelle!“

„Ihr ſeyd in meiner Gewalt.“

Olympia lachte fürchterlich, warf einen verachtenden Blick auf den Mörder ihres Geliebten und breitete beide Arme über ihn.

„Ihr müht euch umsonst, ihn ins Leben zurück zu bringen; er hat ausgelebt. Mit euch will ich schon fertig werden.“

„Bube! schrie Olympia, mit schäumendem Munde, aufspringend, dem Schwarzen gerade ins Gesicht — was that dir dieser Jüngling zu Leide?“

„Nicht mehr und nicht weniger, als jedem andern.“

„Tiefgesunkener Bösewicht!“ —

„Signora! Halter eure Zunge im Zaume, oder“ —

„Womit kannst du mir drohen?“ —

„Mit dem Arme strafender Gerechtigkeit, die auch euch erreichen kann.“ —

„Mich?“

„Zahlet mir den Preis, der auf den Kopf dieſes Knaben geſetzt iſt, und ich laſſe euch das Vergnügen, ihm von neuem Kraft und Leben einzuflößen.“

„Verworfener!“

„Schimpft und ſchmäht, wie ihr wollt; ich bleibe bei meinem Satze. Der Milchbart hat's um mich verdient und ſolch ein Preis iſt ja doch der Mühe werth.“ —

„Feiger Miethling! was forderſt du?“

„Zahlung!“

„Wofür?“

„Für die letzte Nacht.“

Olympia erſchrak und ſtaunte den kühnen Forderer mit demüthigen Augen an.

„Wollt ihr das Geſchehene der vorigen Nacht der Vergeſſenheit übergeben wiſſen, ſo zaudert nicht, meine Forderung zu erfüllen; ihr ſeyd das eurer eigenen Sicherheit ſchuldig.“

„Gott und alle Heiligen! ſchrie Olympia — muß ich ſo hart für mein Vergehen büßen? —

Mit ſträubendem Haar und fürchterlichem Geheul ſtürzte ſie ohnmächtig an Kaſpars Seite nieder und ſchien mit ihm zugleich ins Reich der Schatten übergehen zu wollen.

Ende des fünften Buchs.

Sechstes Buch.

Wo bin ich? ſagte Kaſpar, als er nach einer ſechsſtündigen Ohnmacht wieder zu ſich kam, und beim matten Scheine eines kleinen Lämpchens, das in einer Ecke hingeſetzt war und ſeinen Aufenthalt nur ſparſam erhellte, zum zweiten Male ſich im Kerker auf einem kärglichen Strohlager erblickte.

Es war ihm alles, wie ein Traum. Er fühlte heftige Schmerzen am Kopfe, ſtaunte, ſich verbunden zu ſehen, und konnte ſich die Urſache davon ſo wenig erklären, als wie und warum er ſich in dieſem Kerker befand, denn er war in der That ſo ſchwach, daß er ſich des Geſchehenen kaum zu erinnern vermochte.

Mehr noch aber, als dies, setzte ihn das Rasseln der Ketten in Verwunderung, die er, als er sich auf die Seite wenden wollte, an Händen und Füßen erblickte, und die seine Absicht, wo nicht vereitelten, doch einigermaaßen erschwerten.

„Ketten? fragte er sich selbst — Was hab' ich verbrochen, daß man mir Hände und Füße band, wie einem Missethäter?" — Keines Verbrechens sich bewußt, war ihm sein Zustand um so unerklärbarer, je weniger er zur Zeit noch seiner Besinnungskraft ganz mächtig war und sich der Erscheinung des Schwarzen im Garten der schönen Italienerin nur dunkel erinnerte.

Nie war er zum Denken weniger fähig gewesen, als jetzt, und nur ein Zeitraum von mehrern Tagen, binnen welchem die Schmerzen seiner Krankheit sich minderten, gab ihm allmählig seine Besinnungskraft wieder.

Der Kerkermeister, der ihn täglich zweimal besuchte, und, wie das gewöhnlich der

Fall iſt, ein unfreundlicher, rauher Mann war, ſprach ſelten und nur wenig mit ihm. und wenn er mit ihm ſprach, war es nichts, als Spott und Vorwürfe, womit er ſeinen Gefangenen überhäufte.

„So jung noch, redete er eines Tages ihn an, und ſo früh ſchon an Verbrechen ein Greis? — Ei, ei! was ſoll aus dem Kindlein werden?“

Kaſpar hätte wohl Urſache gehabt, ſich über dieſe Reden zu ärgern; aber er bemitleidete die Denkart dieſes Mannes, der weit unter ihm ſtand und, vermöge ſeines Poſtens, ihn wie jeden gemeinen Verbrecher behandeln zu müſſen glaubte. Er ſchwieg und fühlte ſich wirklich zu ſehr über ihm erhaben, als daß er ihn einer Antwort hätte würdigen ſollen.

Nie hatte er mehr Urſache, an ſeiner Rettung zu zweifeln, als in der gegenwärtigen Lage, die ihm äuſſerſt empfindlich und peinigend war. An Füßen und Händen gefeſſelt,

krank, im ſchmutzigſten Kerker auf einem elenden Strohlager, bei Waſſer und Brodt, hatte er weiter keine Ausſicht, als zur Strafe gezogen zu werden, welche die ausübende Gerechtigkeit, der er in die Hände gefallen war, über lang oder kurz an ihm vollſtrecken würde.

Er wußte nicht einmal, wo er war; wußte nicht, ob Olympia, oder Roſalie, oder ſonſt ein Engel vom Himmel zu ſeiner Rettung herabkommen würde, und auf weſſen Rechnung er ſeine Einkerkerung ſchreiben ſollte; er konnte weiter nichts, als, der Worte Deuterichs eingedenk, ſich der Leitung ſeines Schickſals überlaſſen und früher, oder ſpäter, ſein Urtheil erwarten. Mit dieſem glücklichen Gedanken ſchlief er ein, unbekümmert, ob es Tag, oder Nacht war, welches ihm auch in ſeiner gegenwärtigen Unthätigkeit ſo ziemlich gleichgültig ſeyn konnte und war in der That unwillig, als er ſich nach einigen Stunden dieſer glücklichen Ruhe aus ſeinem Schlafe durch die Eröffnung der Pforten ſeines Kerkers aufgeſchreckt ſah.

… „Warum läßt man mich nicht ſchlafen? — Warum mißgönnt man mir dieſe Ruhe, der ich ſo nothwendig bedarf?“ — So ſprach er, als der Kerkermeiſter, mit der Laterne in der Hand, zu ihm trat und, ſeine Feſſeln löſend, ihm ein verſiegeltes Billet überreichte, das er ſogleich erbrach und den Inhalt gierig verſchlang. Es war von der Hand eines Frauenzimmers, aber ohne Unterſchrift; und ſchon war er geneigt zu glauben, daß Olympia ſich für ihn verwendet und dieſen Brief geſchrieben hätte.

Auf die Frage: Von wem der Brief komme? — antwortete der Kerkermeiſter in einem ungewöhnlich höflichen Tone: das werdet ihr zeitig genug erfahren, junger Herr! — Jetzt thut, was euch befohlen worden und ſäumet keinen Augenblick, dieſen Ort zu verlaſſen, an dem es euch unmöglich behagen kann. Ihr könnet euch meiner Führung vertrauen; ich werde euch ſicher über die Grenze bringen.

Man kann wohl glauben, daß er keinen Anſtand nahm, von dieſem vortheilhaften Anerbieten Gebrauch zu machen; denn wer wird nicht gern den ungeſunden Kerker um die goldne Freiheit vertauſchen? — Demungeachtet getraute er ſich nicht, zu fragen: Wo iſt mein Knecht Patſchka? — oder: Was macht Olympia? — oder: Wer hat dich gedungen, deine Pflicht zu verletzen? — Auf all' dieſe Fragen hätte ihm auch der ehrliche Mann keine Antwort geben können, denn er kannte den einen ſo wenig, als die andere, und war ja von einem ſeiner Vorgeſetzten beſchligt worden, ſo zu handeln; und dieſem mußte er ja Gehorſam leiſten, ohne ſich darum zu kümmern, ob ihm die Hände waren verſilbert worden, oder nicht.

Mit Freuden verließ Kaſpar ſeinen bisherigen Aufenthalt und folgte ſeinem Führer, mit einem Zutrauen, das die Wiedererlangung ſeiner Freiheit ihm für denſelben einflößte.

Raben-

Rabenſchwarzes Dunkel der Nacht umhüll-te die Gegend und er war nicht im Stande, auf drei Schritte weit die ihn umgebenden Gegenſtände zu erkennen. Dies machte einen ſchauerlichen Eindruck auf ſein Herz und faſt unwillkührlich ſetzte er am Arme ſeines Füh-rers zwei ganzer Stunden lang ſeinen Weg fort, nach deren Verlauf ſie in einen Wald kamen, wo derſelbe ihn augenblicklich verließ, und mit der Verſicherung, ihn über die Gren-ze gebracht zu haben, ihm befahl, gerade fortzugehen.

Nun war guter Rath theuer, und der Ge-danke: Wo wird das Schickſal dich nun hin-werfen? — war ſein einziger Gefährte auf ihm unbekanntem Wege. Doch er ließ den Muth nicht ſinken und gieng getroſt weiter.

Er hatte eine anſehnliche Strecke Wegs zurückgelegt, als der Tag zu grauen begann und ihm Hoffnung machte, bald ein Dorf, oder ein Haus in der Ferne zu erblicken, wo

er raſten und einige Erfriſchungen zu ſich nehmen könnte. Doch dieſe Hoffnung ſchwand, wie ein Traum, je heller es wurde und er um ſich her nichts erblickte, als dicke Waldungen, die ihm allenthalben die Ausſicht benahmen.

Mancherlei Gedanken beſchäftigten, wie man ſich das leicht einbilden kann, ſeinen Geiſt und er dachte abwechſelnd bald an Roſalien, bald an Olympien, bald an den Graf Deutelich, deſſen Grundſätze ihn gewöhnlich aufrecht hielten, wenn er ſchwankte und nicht wußte, für welche er entſcheiden ſollte.

Was hätte es ihm aber auch in ſeiner gegenwärtigen Lage nutzen, oder ſchaden können, für die eine, oder für die andere ausſchlußweiſe zu entſcheiden, da er nicht wußte, welche von beiden ihm die nächſte war, und er von derjenigen, die ſein Urtheil begünſtiget hätte, gerade am weiteſten entfernt ſeyn konnte? — Was er von beiden dachte und urtheilte, iſt ſchon längſt bekannt, und es war daher nichts natürlicher,

als daſs ſie diesmal einander ſo ziemlich die Waage hielten und der Graf der entſcheidende Theil und die Richtſchnur ſeiner Handlungen blieb.

Abentheuerlicher konnte er ſich in der That nichts denken, als ſich ſelbſt. Sein ganzes Leben war ein ſteter Wechſel von Leiden und Freuden, trüber und guter Tage, und bei einem glücklichen Temperamente, das dem Abentheurer eben ſo unentbehrlich, als eigen iſt, wurde es ihm leicht, im Genuſſe der letztern den Druck der erſtern weniger zu fühlen und allenthalben den gegenwärtigen Augenblick zu benutzen.

Vor der Hand hatte er ja nichts zu verlieren, als das Bischen Leben, das dem auf gut Glück ausgehenden Wanderer nichts mehr und nichts weniger gilt; und warum hätte er ſich auch in ſeiner dermaligen Verfaſſung, die von der des Bettlers wenig oder nichts unterſchieden war, den Kopf mit Dingen warm machen ſollen, die ihn mehr beunruhigen, als ſein Herz

zufrieden stellen konnten? — Der Gedanke: deine Mutter ist eine Königstochter — schien ihm allmählig eine bloße Schimäre zu werden, und er nahm sichs vor, denselben fahren und sich ganz seinem Schicksale zu überlassen.

Die Lage der Dinge nöthigte ihn, diesen Entschluß zu fassen; es war der klügste, der einzige, den er fassen konnte. Von ihm belebt, setzte er seinen Weg unverdrossen fort und ahndete nicht, über lang oder kurz von einem innern Feinde bestürmt und durch die mehr und immer mehr zunehmenden Bedürfnisse seines Magens auf den höchsten Grad der Verzweiflung gebracht zu werden.

Aber nur zu bald mußte er sich von der traurigen Wahrheit dieses möglichen Falls überzeugen. Er war den ganzen Tag gegangen und hatte immer auf Erlösung gehofft, aber vergebens: es wurde Nacht und noch irrte er im dicken Walde umher, ohne die mindeste Hoffnung, dem einbrechenden Hunger zu wehren. Der Schlaf allein war es, zu dem er

in dieſer ſchrecklichen Lage ſeine Zuflucht nahm und von dem er einige Erquickung erwarten durfte.

Er warf ſich unter einen Baum auf eine kleine Anhöhe nieder, konnte aber aus allzu großer Müdigkeit lange nicht einſchlafen. Dumpf hallten die Glocken von den Thürmen der auf den Bergen und im Thale gelegenen Dorfſchaften, denen er um ſo näher zu ſeyn glaubte, je mehr ſie ihm mit angenehmen Hoffnungen ſchmeichelten. Aber die Nacht verhinderte ihn, ſich aufzumachen und einen Weg zu ſuchen, der ihn auf eins derſelben zugeführt hätte; er mußte aushalten und den erſten Schimmer des neuen Tags erwarten, der ſeine Nachforſchungen begünſtigen ſollte.

Es vergieng eine Stunde nach der andern und die Nacht ſchien ihm eine halbe Ewigkeit zu werden, je mehr er die drückenden Nahrungsbedürfniſſe überhand nehmen fühlte. „Iſts möglich, ſagte er zu ſich ſelbſt — daß der Menſch ſo tief fallen kann? — Er, das

ehrliche Geschöpf im unermeßlichen Weltall, von der Vorsehung vergessen, elender, als der Wurm, der unter seinen Sohlen im Staube sich windet! — Womit verdiente ich dieses Schicksal? — Ward ich bloß darum geboh-ren, um elend zu seyn? — Was war mein ganzes Leben anders, als eine Reihe an ein-ander gefetteter Leiden, immer eins schreckli-cher, als das andere?"

So gieng er in seiner Betrachtung von Stufe zu Stufe rückwärts bis auf die Jah-re seiner frühesten Kindheit, in so weit er sich derselben zu erinnern vermochte, und von da wieder zurück bis auf den gegenwärtigen Au-genblick, der die fürchterlichste Epoche seines Erdenwallens bezeichnete und, dem Hungertod sterben zu müssen, ihn bedrohte.

Endlich, nachdem er lange genug sich auf seinem Rasenbette, von den schrecklichsten Bil-dern der Phantasie beunruhiget, umhergewor-fen hatte, siegte der Gott des Schlafs, drück-te mit wohlthätigem Finger ihm die Augen

an und wiegte ihn mehrere Stunden in einen erquickenden Schlummer, durch den er ſich beim Erwachen wie neugebohren und geſtärkt fühlte, ſeine Wanderung fortzuſetzen.

Ein ſchöner Morgen, einen eben ſo ſchönen Tag verkündend, lachte ihm entgegen, als er die Augen aufſchlug und die Schöpfung um ſich her verjüngt ſah. Sein für alles, was ſchön iſt, empfängliches Herz freute ſich des herrlichen Schauſpiels der wieder auflebenden Natur, und hätte gern dem Schöpfer ſeinen Dank dargebracht; aber der innere Feind begann von neuem zu wüthen, und mahnte ihn zwiefach um die Gebühr, die er doch ihm zu geben nicht vermochte. Dies beraubte ihn abermals ſeines Frohſinns und er ſah ſich im nämlichen Augenblicke in dieſelbe Lage verſetzt, in der er ſich geſtern befand. Langſamen Schrittes und mit Anſtrengung ſeiner jugendlichen Kräfte ſetzte er ſeinen Weg zwei ganzer Stunden noch durch die ungeheuren Waldungen fort, die kein Ende zu nehmen ſchienen,

und ihn an der Erreichung ſeiner Wünſche zweifeln machten. Blätter und Baumrinden waren alles, was ſie ihm zur Nahrung darboten. Er vermochte ſich kaum mehr zu halten, und fürchtete mit jedem Augenblick in die Erde zu ſinken, als er ſich dem Ausgange des Waldes näherte und eine jungfräuliche Stimme ihm verkündete, daß Menſchen in der Nähe ſeyn mußten.

Dies flößte ihm neuen Muth und Kräfte ein und beſeelte ihn mit neuen Hoffnungen die der Macht der Verzweiflung abwehrten: denn wenig Minuten nur hätte es noch bedurft, ſo ſtand er auf dem Punkt, der unerbittlichen Lebensgöttin vorzugreifen und den Faden ſelbſt zu zerreißen. Doch Hülfe war ihm jetzt näher als die Gefahr.

Kaum hatte er den Ausgang des furchtbaren Waldes erreicht, ſo erblickte er ſich in einer ſchönen fruchtbaren Ebene, von ſanften Anhöhen umgeben, von welchen aromatiſche Wohlgerüche ihm entgegen duftenten.

Jetzt war ihm die Stimme näher. Er gieng ihr nach und — ein reizendes Mädchen, mit glühenden Wangen und koſigen Lippen, ſaß ungefähr in der Hälfte eines dieſer ſanft ſich erhebenden Gebürge, und ſcherzte und neckte ſich, indem ſie dazu ſang, mit einigen um ſie her weidenden Ziegen und Lämmern.

„Holdes Mädchen! redete er ſie an, als er in gerader Linie vor ihr ſtand — haſt du nichts zu trinken?“

„O ja, lieber Herr! antwortete das Mädchen, ſtand auf und kam ihm mit einem irdenen Kruge, welcher neben ihr ſtand, entgegen, indem ſie ſagte: Ihr werdet wohl hungrig und durſtig ſeyn; auch mag der häſtliche Waldweg euch gar ſehr mitgenommen haben.“

„So iſt es!“

Mit dieſem Worten gab ſie ihm den Krug, der noch über die Hälfte voll Milch war und ein Stück Brode, das ſie ſich zum Frühſtück auf die Weide mitgenommen hatte und ſagte:

„Eßt und trinkt, ſo viel ihr wollet, ich habe zu Hauſe mehr.“

Die unbefangene Dienſtfertigkeit der ländlichen Dirne entzückte den matten Wanderer ſo ſehr, daß er nicht umhin konnte, ſich, nachdem er getrunken hatte, neben ihr am Fuße des Hügels ins Gras zu werfen.“

„Aber nun wirſt du Mangel haben,“ begann er, als er ſich gelagert hatte und ihr mit warmem Dankgefühl die Hand drückte.

„Seyd außer Sorgen, lieber Herr! antwortete das Mädchen — auf den Fall weiß ich mir ſchon zu helfen.“

Er aß und trank, und fühlte ſich augenblicklich aller Zweifel an der erbarmende Güte einer höhern Macht benommen, und von den innigſten Dankgefühlen für ſie und ſeine junge Wohlthäterin beſeelt, deren Anblick ihm Schonung und Ehrfurcht einflößte und die üppigeren Gefühle, die ſein Inneres von neuem beſtürmen zu wollen ſchienen, im Zaume hielt.

Schuldlos und rein, wie der Engel im Himmel heiligſter, ſaß ſie neben ihm und hatte eine herzliche Freude, daß es ihrem Gaſte ſo wohl ſchmeckte. Sie blickte mit unbefangenem Auge ihn an und ſchien fragen zu wollen: Fremdling! wer ſeyd ihr? — denn ſein Anſtand und ſeine Kleidung verriethen keinen gemeinen Bettler, aber ſein Geſicht einen Unglücklichen, der um ſo mehr Mitleid verdiente, je früher eine Reihe widriger Schickſale ihn verfolgte.

So einfach auch die Koſt war, die die junge Ziegenhirtin dem hungerigen Müden reichte, ſo war ſie doch hinlänglich, ſeinen Bedürfniſſen abzuhelfen und wenigſtens auf einige Zeit ihn mit der Vorſicht und ſeinem Schickſale wieder auszuſöhnen.

Tief im Innern ſeiner Seele die Größe der ihm erzeigten Wohlthat fühlend, war es doch wider ſeinen Karakter, irgend jemand dem Dank ſchuldig ſeyn zu müſſen, und er erblickte ſich um ſo mehr in Verlegenheit, je

weniger er im Stande war, die Schuld abzutragen, auf der andern Seite aber auch befürchten mußte, seine freundliche Gastgeberin durch Bezahlung einer so unbedeutenden Mahlzeit zu beleidigen.

Er erschrak, als er in die Tasche griff, sich von dem, was einem Reisenden das nothwendigste ist, ganz entblößt zu sehen und konnte sichs nicht erklären, wie das zugieng; doch die Gegenwart seines Geistes kam ihm auch hier zu statten, und Rose — so hieß das Mädchen — bemerkte seine Verlegenheit nicht.

Hier wird es neuen Stoff zu Abentheuern geben — dachte er bei sich selbst und überlegte, was er wohl in dieser kritischen Lage thun könnte. Die Liebe zum Leben beseelte ihn mit neuen Hoffnungen und mahnte ihn, vor allem andern auf die Erhaltung desselben bedacht zu seyn.

Diese Absicht zu erreichen, schien es ihm, nach dem Grundsatze: — allenthalben den ge-

genwärtigen Augenblick zu benutzen — nothwendig, ſich mit ſeiner ſchönen Nachbarin näher bekannt zu machen und durch Fragen zu erforſchen, was in ſeiner gegenwärtigen Lage ihm zu wiſſen nöthig war.

„Wie weit iſt's noch bis in die Stadt?“ — So fieng er die Unterredung an, ohne zu wiſſen, welche Stadt er eigentlich meinte, denn die Gegend war ihm durchaus unbekannt.

„Eine volle Tagereiſe — erwiederte die freundliche Roſe — aber ich zweifle, daß ihrs enden werdet.“

„Warum nicht?“

„Die Wege dahin ſind ziemlich rauh und unſicher.“

„Unſicher?“

„Man ſagt, die Grauen haben ſich in den daſigen Waldungen gelagert, und es iſt ſchwer, hindurch zu kommen.“

„Glaubſt du, daß ich ſie fürchte?“

„Ihr, ein Mann — und doch! — Ihr würdet beſſer thun, wenn ihr den Weg über die Gebürge einſchlüget; freilich iſt er dorthin beſchwerlicher, aber ihr habt ja doch wohl Zeit und braucht euch nicht zu übereilen. Der Weg zum nächſten Dörfchen iſt nicht weit; dort könnet ihr ausruhen und allenthalben willkommen ſeyn.“

„Unſtreitig biſt du ſelbſt aus dieſem Dörfchen?“

„Wohl bin ich es. — Mein Vater iſt ein rechtlicher Mann, der jeden Fremdling zu ſchützen weiß und ein Nachtlager gern verſtattet.“

„Wollteſt du mich wohl zu ihm bringen?“

„Von Herzen gern!“

Das war Kaſpars Waſſer auf ſeine Mühle. Willkommener konnte ihm nichts ſeyn, als eine ſolche Aufnahme, von der er ſich, dem Anſchein nach, die herrlichſten Vortheile zu verſprechen hatte.

Es war eben Mittag, als Kaſpar in die Wohnung ſeiner reizenden Führerin eintrat und von ihrem Vater, der ſchon hinter der Tafel ſaß, mit einem freundlichen Handdrucke bewillkommt und eingeladen wurde, an ſeiner Seite Platz zu nehmen.

Martin, ſo hieß der glückliche Bauer, der das Vergnügen hatte, unſern Kaſpar zu beherbergen, ließ alles auftragen, was Küche und Speiſekammer ſeiner lieben Ehehälfte vermochten, und Kaſpar befand ſich dabei ſowohl, daß er ſichs gar nicht beſſer wünſchen konnte, alles Vergangene vergaß und mit ſeinem Schickſale vollkommen zufrieden war.

Was hätte er auch mehr verlangen können? — Allenthalben, wo er hinkam, fand er, was Abentheurer dieſer Art gemeiniglich finden, hübſche Mädchen und Weiber, die ihm überall den Zutritt erleichterten, eine glückliche Aufnahme verſchafften und auf mancherlei Weiſe an ſeinen Aufenthalt feſſelten.

So auch hier. Der Magnet, der ihn zurück hielt, seine Wanderung fortzusetzen, war Rose, die funfzehnjährige Tochter des gastfreundlichen Gutsbesitzers, der sichs zur Ehre machte, einen so wohlgebildeten jungen Kavalier, wofür er Kasparn hielt und wofür auch dieser sich ausgab, in seinem Hause zu beherbergen.

Kaspar verweilte mehrere Tage bei dem ehrlichen Marten, der nichts weniger, als Unrath ahndete, wußte seine Wirthsleute immer mehr und mehr für sich zu gewinnen und sich in kurzem ihnen so unentbehrlich zu machen, daß sie fast keinen Tag ohne ihn leben konnten. Bald gieng er dem Vater Martin in seinen Verrichtungen zur Hand, bald erleichterte er der geschäftigen Marthe ihre hausmütterlichen Arbeiten, bald begleitete er die muntere Rose, wenn sie ihre Lämmer und Ziegen zur Weide führte, und saß des Abends bei ihnen im traulichen Zirkel, erzählte von seinen

nen beſtandenen Abentheuern, die er zu ſeinem Vortheil eben ſo gut zu bemänteln, als auszuſchmücken wußte und hörte eben ſo beſcheiden die Erzählung der Umſitzenden an.

Martin und Marthe ſchienen es gar nicht übel zu nehmen, daß ihr Gaſt es ſo gut mit Roſen meinte, und feſſelten ihn durch ihr gegenſeitiges gutes Benehmen eben ſo ſehr, als Roſe durch ihre ſich entfaltenden Reitze, daß es ihm gar nicht in den Sinn kam, ſich von ihnen zu trennen, und wenn es ihm ja einmal einfiel, weiter zu gehen, ſo brachten ſie es durch mancherlei Bitten und Vorſtellungen dahin, daß er ſeinen Entſchluß wieder aufgab und gänzlich zu vergeſſen ſchien.

Glücklicher war wohl Kaſpar nicht geweſen, als in dieſer ländlichen Stille und Abgezogenheit von dem Gedränge der Städte und größern Welt, die ihm natürlicherweiſe ungleich nachtheiliger ſeyn mußte. Wenn er zuweilen allein war und dem Gedanken der Ver-

gangenheit einige Minuten widmete, so schalt er sich selbst einen Thoren, daß er den Sirenenlockungen einer Olympia hatte Gehör geben können, deren Liebe auf nichts, als Befriedigung des bloßen Naturtriebs gerichtet war, und dankte der Vorsicht, die ihn auf eine so wunderbare Weise von dem Verderben gerettet hatte.

Rose und Olympie waren, nach seiner jetzigen Art zu denken, in seinen Augen die auffallendsten Antipoden. Jene, der herrlichste Abglanz himmlischer Tugend, das Bild der makellosesten Unschuld; diese die unersättlichste, im höchsten Grade ausgefeimteste Buhlerin, der schändlichsten Laster fähig. Dieser Unterschied, der ihm jetzt, da er durch sein Unglück weiser und klüger geworden zu seyn schien, nicht verborgen bleiben konnte, flößte ihm eben so sehr Hochachtung gegen die erstere, als Haß und Abscheu gegen die andere ein. Seine Neigung zur schönen Rose gieng in eine ernste Liebe über, die ihn bestimmte, von

ſeiner Lebensart ganz abzulaſſen und ſich dem ſtillen Landleben zu widmen. Nur der tägliche ununterbrochene Umgang konnte es ſo weit bringen, daß ſich Kaſpar vergaß und im Taumel der Leidenſchaft der jungen Knoſpe den Stengel brach.

Die Folgen wurden ſichtbar. Roſens Roſen ſchwanden und Kaſpar getraute ſich nicht, mit einem Antrage hervorzutreten, den er ihrem Vater Martin gern gethan hätte. Wie konnte ein ſo rechtlicher Mann, wie Martin war, ſeine Tochter einem Manne ohne Stand und Namen überlaſſen? — Es gieng ihm gewaltig in dem Kopfe herum, daß er undankbar ſeyn und ſeine Wohlthäterin, entehrt und der Schande Preis gegeben, ihrem Schickſale überlaſſen ſollte. Der Zufall allein konnte ihn aus der Verlegenheit reißen und ſeine That entſchuldigen.

Man hatte zuweilen viel von den Grauen geſprochen, die ſich in der umliegenden Gegend

aufhielten und die Kloſterwege unſicher machten. Bei Unterhaltungen der Art hatte er am meiſten nöthig gehabt, auf ſeiner Huth zu ſeyn, ſich nicht zu verrathen, um nicht in einem falſchen Lichte zu erſcheinen, das ihn augenblicklich ſeines gegenwärtigen Glücks verluſtig gemacht haben würde. Aber das Schickſal wollte es nun einmal nicht anders; die Zeit ſeines Hierſeyn hatte ihre Endſchaft erreicht, er mußte ſich von ſeinen Freunden und Wohlthätern trennen, er mochte wollen, oder nicht.

Eines Tages, als er bei guter Frühe allein herausgegangen war, den Acker zu bearbeiten, der dicht an der Heerſtraße lag, ſah er in der Ferne einen Wagen heranfahren, der ihn aufmerkſam machte und ſeine Neugier weckte. Schon von weitem glaubte er, denſelben anderswo geſehen zu haben, und als er näher kam — Himmel! da gieng ſein Traum in Wirklichkeit über. Es war Roſaliens Wagen, und die darinnen ſitzenden Perſonen Graf

Deuterich und Roſalie ſelbſt. Himmel! — Kaſpar! Roſalie! Graf Deuterich! und wieder: Roſalie und Kaſpar! tönte in und aus dem Wagen wechſelsweiſe durch einander. Der Wagen hielt; Kaſpar warf ſeinen Spaten von ſich, ſprang hinzu und ſtieg hinein.

Vergebens hofften Roſe, Martin und Marthe auf Kaſpars Wiederkehr und bereiteten umſonſt für ihn die Mahlzeit. Schon glaubten alle, daß ihm ein Unglück begegnet ſeyn müßte, jammerten und weinten um den Verluſt ihres Freundes und erfuhren erſt ſpät am Abend, was geſchehen war. Einige Dienſtmädchen, die unweit ſeines Ackers im Felde gearbeitet hatten, waren Zeugen ſeines Verſchwindens geweſen und hatten ihn in den Wagen ſteigen ſehen.

Was muß das zu bedeuten haben? — Wer muß das geweſen ſeyn? — Dieſe und mehrere Fragen der Art waren das Entſtehen eines Augenblicks und die Geſchichte verbreitete ſich, wie ein Lauffeuer, durchs ganze Dorf in einer

Minute. Alles nahm daran Antheil, denn Jedermann schätzte und liebte den fleißigen Kaspar; niemand aber verlor mehr an ihm, als die gute Rose. Der Schreck bemächtigte sich ihrer zu sehr und verursachte eine zu frühzeitige Entbindung, die um so gewisser ihrem Wehrlenleben ein Ende machen mußte, je mehr Gram und Schmerz schon vorher ihre Wangen bleichten. Sie hatte noch nicht ganz sechzehn volle Sommer erlebt und mußte so früh schon eine Beute des Todes werden! — Mädchen und Jünglinge, Greise und Mütter folgten ihrer Leiche, weinten an ihrem Grabe und zerbrachen sich lange nach ihrer Beerdigung noch den Kopf über dem sonderbaren Verschwinden des beliebten Kaspars, dem sie es gar nicht zugetraut hatten, ihre Freundschaft mit solchem Undank belohnen zu können.

Der eine dachte sich dies, der andere jenes, am Ende aber konzentrirten ihre Meinungen sich dahin, daß sie ihn für den unglücklichen Abkömmling irgend eines großen Mannes hiel-

ten, deſſen Verhältniſſe ihm nicht geſtatteten, ihn vor der Welt ſeinen Sohn zu nennen. Nach Verlauf einiger Monate aber erfuhren ſie, daß er mit dem Orden der grauen Brüder in Verbindung geſtanden, lange Zeit von ihnen getrennt geweſen und endlich, als ihr erwähltes Oberhaupt zu Venedig entdeckt und dem Arm der ſtrafenden Gerechtigkeit in die Hände gefallen wäre. Einige, welche die glimpflichſten waren, ſchenkten ihm ihr Mitleid, die meiſten aber haßten ihn als einen Betrüger, und mühten ſich, ſein Andenken aus ihrem Gedächtniſſe zu verbannen.

Jetzt kehren wir zu dem Helden der Geſchichte wieder zurück und folgen unſerm Kaſpar, ſo wie er in ſeiner ländlichen Kleidung in den Wagen ſtieg, und Roſalien und dem Grafen Deuterich bis Cremona Geſellſchaft leiſtete.

War die Ankunft des Grafen und ſeiner Nichte bloß ein Werk des Zufalls, oder kamen

sie absichtlich dahin? — Waren sie von seinem Aufenthalte, von seiner Lage unterrichtet? — Warum entrissen sie ihn nicht eher dem Labyrinthe, in dem er, sich selbst überlassen und ohne Führer, umherirrte, wenn es in ihrer Macht stand? — Fragen, die wir, in so ferne sie über die Handlungen des Grafen und Rosaliens mehreres Licht verbreiten, nicht unbeantwortet lassen können.

Von jener Zeit an, da der Graf Kasparn seinen Posten beim Orden der grauen Brüder übertrug, beschäftigte er sich mit seiner Wiederanstellung bei Hofe, jedoch unter einem andern Namen und unter einer andern Gestalt. Es war ein kühnes Unternehmen und wollte ihm lange nicht gelingen, bis endlich die Lage der Dinge von selbst eine Wendung nahm, die seine Handlungen begünstigte.

Ehe er zum Werke schreiten konnte, mußten mehrere Augen geschlossen seyn, die ihm im Wege waren und die Ausführung seines Beginnens unmöglich machten; Rosalie, auf die

er ſein ganzes Vertrauen geſetzt hatte, mußte an Jahren, Schönheit und Verſtande denjenigen Grad erreicht haben, deſſen es bedurfte, das Auge eines Mannes zu feſſeln, der in dem Orden der Hageſtolzen den Vorſitz hatte, nie einen weiblichen Buſen betaſtete, der erſte am Ruder des Staats und der Günſtling des Herzogs war. Das koſtete Zeit, Mühe und Arbeit; und ſchon waren mehrere Jahre in ihr Nichts zurückgegangen, ehe die Sache nur den mindeſten Anſchein gewann, ſich zu ſeinem Vortheil zu wenden. Demungeachtet ließ er ſich keine Mühe verdrießen, das Werk ſeiner Rache ganz zur Vollendung zu bringen.

Beides gelang. Die heftigſten ſeiner Gegner traten allmählig vom Schauplatze ab, auf dem ſie ihm ſo gefährlich waren, der Miniſter wurde gewonnen und durch dieſen ſeine Verbannung wenigſtens in ſo weit aufgehoben, daß er zwar nicht bei Hofe erſcheinen, jedoch in den herzoglichen Landen ſich aufhalten durfte.

Mehrere von den Brüdern des grauen Ordens waren täglich um ihn, und in ſeinem

Hause zu mancherlei Verrichtungen angestellt, die übrigen giengen theils dem Handwerke nach, das sie seit langen Zeiten betrieben, theils bei ihm ab und zu, ihm von Zeit zu Zeit von Kaspern und seiner Lage, dem sie immer nahe seyn mußten, Nachricht zu geben. Kein Wunder daher, wenn ihm und Nesalien nichts verborgen blieb, was Kaspern begegnete, und er gewöhnlich mit seiner Hülfe ihm nahe war.

Aus welchen Ursachen aber, wird man fragen, überließ der Graf den unerfahrnen Jüngling so ganz ihm selbst? — Warum setzte er ihn selbst Gefahren aus, wenn es in seiner Macht stand, sie zu vermeiden? — Warum ließ er ihn in dieser Unthätigkeit hingehen, da er ihm doch zuvor mit glänzenden Hoffnungen schmeichelte? — Warum enthüllte, oder warum verbarg er ihm das Geheimniß seiner Geburt nicht ganz und gar? — Er hielt eins für so wenig rathsam, als das andere und fand tausend Ursachen, so und nicht anders zu handeln. Hätte Kaspar gewußt, was unsere Le-

ſer anderswo ſchon ahnden konnten, vielleicht hätte der raſche unerfahrne Jüngling Thorheiten begangen, die ihn geradezu ins Verderben geſtürzt haben würden. Dies zu vermeiden gab er ihm nur wenige Winke und erhob ſeinen wiedergefundenen Zögling deshalb zu dem Poſten eines Hauptmanns, um ihn vor niedrigen, ſeinen Stand und Karakter entehrenden Handlungen, deren er als gemeiner Raub- und Wildſchütze ungleich fähiger geweſen ſeyn würde, zu ſichern. Er unterſtützte ihn allenthalben und ſetzte ihn in den Stand, als ein Kavalier in den Geſellſchaften der größeſten Städte auftreten zu können; um ihn aber aufmerkſamer zu machen und vor allzugroßen Ausſchweifungen zu ſchützen, veranſtaltete er oft ſelbſt jene ſonderbaren Auftritte, die Kaſparn begegneten und zuweilen in die mißlichſte Lage verſetzten.

Der Zuſtand, in dem wir unſern Kaſpar zuletzt erblickten, war dem Anſchein nach wohl weniger mißlich. Aller Gedanken ſich entſchla-

gend, fühlte er sich in seiner ländlichen Abgezogenheit in Rosens Armen und in den Armen der Freundschaft ihres Vaters Martin so glücklich, daß er sich ewig nicht von ihnen trennen mochte. Aber er durfte länger nicht in diesem Zustande bleiben; die Zeit rückte heran, die ihn dem Ziele seiner Bestimmung näherte. Die Grauen, die zu seiner Beobachtung in der Gegend sich aufhielten, hatten den Grafen von seinem Aufenthalte benachrichtiget. Er kam und Rosalie mit ihm. Ihn zu überraschen, war ihre Absicht, welche eben der Zufall begünstigte.

Es war, wie wir gesehen haben, das Werk eines Augenblicks; sich sehen, einander zurufen und in den Wagen springen, war eins. Unbekümmert, woher? oder wohin? — rollte der Wagen mit ihm auf und davon, und Rosaliens Gegenwart allein war es, für die er Gefühl hatte und die ihn alles Vergangene für einen Traum zu halten veranlaßte. Jeder Augenblick verschönerte ihre Reitze und die sanften

Verweiſe, die ſie, ihm zu geben, ſich nicht entbrechen konnte, tönten ſeinen Ohren ſo angenehm, ſo ſüß, als ob ſie von den Lippen einer Heiligen flöſſen, die ihren himmliſchen Wohnſitz verlaſſen hätte und herabgeſtiegen wäre, ihn dem Abgrunde des Verderbens zu entreißen.

Nichts natürlicher, wenn bei dieſem merkwürdigen Ereigniſſe alle Bilder ſeiner Phantaſie ihm wieder vor die Seele traten, mit denen ſich ſchon vorher ſein Geiſt beſchäftiget hatte; wenn Deuterichs und Roſaliens Worte in ihrer ganzen Lebhaftigkeit ihm wieder ins Gedächtniß zurückkehrten und all' die ſchönen Hoffnungen und glänzenden Ausſichten, die ſeinem Stolze ſchmeichelten, ſich von neuem vergegenwärtigten.

Cremona war der Ort, der für diesmal das Ziel ihrer Tagreiſe beſtimmte und in ſeine gaſtfreundlichen Arme ſie aufnahm. Dort hatte der Graf einen Freund, bei dem ſie einige Tage weilten und die nothwendigſten Nachrichten von den Verhandlungen der Brüder des

Ordens erwarteten, welche bis Venedig herumreiſten, wegen dem Aufenthalte der unglücklichen Mathilde Erkundigungen einzuziehen, wozu ihnen beſonders die Vermittelungen des Herrn Toſi, bei dem ſie ſich einlogirt hatten, behülflich waren.

Sobald dieſe Nachrichten eintrafen und durch mehrere von Zeit zu Zeit ankommende Glieder des Ordens ſich beſtätigten, ſäumte Graf Deuterich nicht, die zur Reiſe nach Venedig erforderlichen Anſtalten zu treffen und Kaſparn aufs neue in Stand zu ſetzen, ſeinem Pajen als Hauptmann des Ordens vorzuſtehen.

Bei dieſer Gelegenheit kamen einige wieder zum Vorſchein, welche vielleicht von einem oder dem andern unſerer Leſer vergeſſen ſeyn dürften. Danner, den wir gleich im Anfange der Geſchichte kennen lernten, war der erſte unter allen, auf deſſen Treue und Anhänglichkeit ſich der Graf verlaſſen konnte. Ihn ſetzte er Kaſparn zur Seite, ſeiner jugendlichen Unerfahrenheit unter die Arme zu greifen und ihn

ver Thorheiten zu schützen, denen er an einem Orte, wie Venedig, als ein Jüngling von neunzehn bis zwanzig Jahren, der Wahrscheinlichkeit nach, nicht entgehen konnte. Steffano und Romano waren nach ihm die nächsten, und Putzschka, Kaspars treuer Gefährte, seine Begleiter.

In ihrer Gesellschaft trat er seine Reise an. Ein Theil der Brüder des grauen Ordens war bereits unter Würgers Anführung auf Venedig vorausgegangen, eine andere Abtheilung, welche Klatzschka führte, folgte ihm auf dem Fuße; Graf Deuterich und Rosalie aber giengen wieder nach Teutschland zurück, die nöthigen Anstalten zu seiner Empfangnehmung am ... schen Hofe zu treffen.

Seine Unternehmungen auf einige in der Nähe gelegenen Klöster, in welchen man Vermuthung hatte, Mathilden zu finden, waren fruchtlos; noch nicht ein einziges Mal hatte er die magische Kraft des Ringes, den er an seinem Finger trug, verspurt, und schon be-

gann er abermal an dem Erfolge zu zweifeln, mit dem er ſich ſchmeichelte. Aber Banner wußte ihn immer in Thätigkeit zu erhalten und ihn nicht ermüden zu laſſen, bis es ihm endlich gelang, den Aufenthalt ſeiner unglücklichen Mutter auszuſpähen und ſich ihrer durch eine Liſt zu bemächtigen, indem er mit Gewalt nichts vermochte, vielmehr befürchten mußte, verrathen und von der Juſtiz ertappt und als Verbrecher zur Strafe gezogen zu werden.

Eine Verkleidung war das Mittel, deſſen er ſich bediente. Daſſelbe zur Ausführung zu bringen, wendete er ſich an den Schornſteinfeger, dem er eine anſehnliche Belohnung reichte, bediente ſich ſeiner Kleider und verſah ſich mit andern für Mathilden.

Umſonſt hatte ſie mehrmals ihre Befreiung gewünſcht. Seit ihrer Einkerkerung zwiſchen die dicken Kloſtermauern hatte ſie nicht ein Wort, weder von ihrem Gemahl, noch von ihrem Sohne Otto erfahren. Jetzt, nachdem

ſie

ſie bereits alle Hoffnungen aufgegeben hatte, wieder ans Tageslicht gezogen zu werden, trat ihr Erretter ein, grüßte ſie freundlich und mit Ehrfurcht, und redete ſie folgendermaßen an: Seyd ihr Mathilde, die unglückliche Gemahlin des Herzogs von * * *?

„Ich bin es.“ —

„So ſäumet nicht, mir zu folgen.“

„Dir?“

„Kennet ihr euern Sohn nicht?“

„Meinen Sohn? — Himmel! was ſeh' ich? Otto! — Mein Sohn?“ —

„Nicht Otto — euer Sohn Heinrich.“

„Heinrich? — Du ſchwärmſt!“ —

„Kennet ihr dieſen Ring?“

„Wer gab ihn dir?“

„Graf Deuterich von Ballenſtein.“

„Gott! — So hat er doch Wort gehalten?“ —

„Das hat er! — Herzogin! Meine Mutter! ich weiß nicht — iſt es die Kraft dieſes Ringes, oder was iſt es, das mich ſo nach euch hinzieht? — Ich bitte euch, Herzogin! zau-

dert keinen Augenblick; werft diese Kleider an und folgt mir!"

„Wohin?"

„Zum Herzog."

Man denke sich ein Weib von höchstens sechs bis sieben und dreißig Jahren, schön und liebenswürdig, geschaffen für die Welt und ihre Freuden; man denke sich Mathilden, die für nichts weniger Gefühl hatte, als für das Klosterleben, und man wird sich nicht wundern, wenn sie den Antrag des vermeintlichen Schornsteinfegers ohne weiteres Bedenken annahm, und ihm folgte, es mochte auch seyn, wohin es wollte.

Die Zeit erlaubte ihnen nicht, sich deutlich zu erklären; sie mußten eilen, um nicht auf der That ertappt zu werden, und im Stillen der Vorsicht danken, daß ihnen diese List so gut gelungen war.

Ungefähr eine halbe Stunde weit mußten sie zu Fuße gehen, bis sie den Wagen erreichten, der an einem bestimmten Orte ihrer wartete und sie in den Stand setzte, schneller fortzukommen, und den Nachsetzungen zu ent-

gehen, die ſie von Seiten des Kloſters zu befürchten hatten.

Lange haben wir nicht des edlen Otto's gedacht, der ſeinem Vater, dem Herzoge von * * *, wie dem geringſten Bürger ſeiner glücklichen Staaten mit den glänzendſten Hoffnungen ſchmeichelte. Schön, wie ein Gott, gieng er einher, und Ehrfurcht, Liebe und Hochachtung waren ſeine Begleiter allenthalben, wo er wandelte. Doch die neidiſche Parze vergönnte ihm nicht das Glück, das ihm vom Schickſal zugedacht zu ſeyn ſchien, und durchſchnitt dem Faden ſeines Lebens, noch ehe er ganz das ſiebenzehnte Jahr vollendet hatte. Ein bösartiges Fieber warf ihn aufs Krankenbette, und erſchöpfte ſeine jugendlichen Kräfte; alle Bemühungen der Aerzte waren fruchtlos, und vermochten nicht, ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen.

Dieſer Todesfall erweckte allgemeines Trauern bei Hofe, wie bei jedem Unterthan. Der

Herzog war über den Verluſt dieſes hoffnungsvollen Prinzen untröſtlich und verfiel ſelbſt in eine Krankheit, die ſeinem Leben drohte, endlich aber ſich in eine Tiefſinnigkeit auflöſte, die ihn oft tagelang zu allen Geſchäften unthätig machte und für die Regierung ſeiner Staaten keinen geringen Nachtheil ahnden ließ. Oft gieng er ſinnlos im Pallaſt umher, ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen und machte ſich die bitterſten Vorwürfe; bald ließ er ſich zu ganzen Tagen vor keinem Menſchen ſehen, ſchloß ſich auf ſeinem Zimmer ein, ſeufzte und betete, und glaubte, durch anhaltendes Faſten und Beten die Sünden ſeines frühern Lebens abzubüßen.

Jammervoll und Mitleid erweckend war ſein Zuſtand und niemand konnte ihm helfen. Graf Deuterich von Ballenſtein war der einzige, dem es aufbehalten war, ſein Arzt zu ſeyn, und ſeine Krankheit, wo nicht zu heilen, doch wenigſtens zu lindern.

Tief im Innern ſeiner Seele fühlte der Graf ſein Unrecht, fühlte, daß er in ſeiner Rache zu weit gegangen war, bereute ſeine That und

faßte den entgegengeſetzten Entſchluß, alles wieder gut zu machen, dem Vater ſeinen Sohn, dem Lande ſeinen Regenten wieder zu geben.

Der Gedanke: Im Garten des Herzogs weiß ich ein Reh, das will ich ihm ſtehlen und groß ziehen, daß er ſeine Freude daran haben ſoll — der ihm damals durch den Kopf fuhr, als wir ihn von dem Orden der grauen Brüder Abſchied nehmen ſahen, war die Grundlage eines Plans, der in der Entwerfung eben ſo ſchrecklich war, als er in der Ausführung geweſen ſeyn würde.

Um ſeiner eigenen unglücklichen Verhältniſſe willen, in denen er mit dem Herzoge ſtand, haßte und verabſcheute er denſelben von ganzem Herzen; mehr noch aber wurde auf die Nachricht von Mathildens widerrechtlicher Entfernung ſein ſchon empörtes Herz zur Rache gegen ihn entflammt. Er beurlaubte ſich von dem Orden, reiſte, wie bekannt, von Steffano und Romano begleitet, ab, und vollendete glücklich, was er ſich vorgenommen hatte. Er ſelbſt ſchlich ſich in das Schlafzimmer des Prinzen, den man damals von der Flamme verſchlungen

glaubte, riß den dreijährigen Erben herzoglicher Staaten aus der Wiege, und entkam, noch ehe das Feuer ausbrach, ungesehen mit seinem Raube.

Nach dem entworfenen Plane, der das Werk eines Augenblicks war, wollte er den kleinen Otto, den er für den Sohn seiner Liebe zu Mathilden hielt, in die Rechte seines älteren Bruders einsetzen, und statt dessen den geraubten Prinzen Heinrich, wenn er einst groß werden würde, veranlassen, sich wider seinen eigenen Vater aufzulehnen, ihn bis dahin mit möglichster Kraft unterstützen, dann aber, wenn er dem Blutgerüst sich nähern würde, verlassen und über den gedemüthigten Herzog triumphiren.

Doch die mächtigere Hand der waltenden Vorsicht kam ihm zuvor und änderte durch den jähen Tod des geliebten Otto diesen fürchterlichen Plan zum Gegentheil ab. Die Ausführung wurde ihm um so leichter, je mehr bereits durch Länge der Zeit der glühende Durst nach Rache gekühlt, sein Wahn, Otto's Vater

zu ſeyn, durch mehrere Umſtände vernichtet und ſeine Verbannung aufgehoben war.

Aber er durfte ja immer noch nicht bei Hofe erſcheinen? — Und doch war es nothwendig, mit dem Herzog allein zu ſprechen. Dies zu bewerkſtelligen, mußte Roſalie das Werkzeug ſeyn und durch den Miniſter, den ſie in ihrer Gewalt hatte, ihm den Weg bahnen, unter einer andern Geſtalt vor dem Herzoge erſcheinen zu können. Ehe dies aber geſchah, reiſte er mit Roſalien nach Italien, Kaſparn aufzuſuchen und durch ihn Mathilden aus dem Kloſter zu führen.

Auch dies geſchah, und der Graf war bereits wieder nach der Reſidenz zurück gekommen, als Kaſpar und Mathilde die Grenzen von Italien verließen und dem Ziel ihrer Wünſche entgegen eilten.

Gleich nach ihrer Ankunft gelang es dem Grafen unter der Maske eines Franziskanermönchs vor dem Herzog zu erſcheinen.

„Was es auch ſeyn mag — ſagte der Herzog beim Eintritt des vermeintlichen Franziskaners — dieſer da (auf den Miniſter deutend)

ist mein Vertrauter; vor ihm habe ich kein Geheimniß."

„Um so besser, gnädigster Herr! erwiederte der Graf — Ich bringe gute Botschaft."

„Zur Sache!"

„Ihr trauert um den Verlust eurer Söhne." —

„Hab' ich deß nicht Ursache?"

„Eure Schmerzen sind gerecht, aber eben so verdient diese Prüfung" —

„Wie so?"

„Verschuldetet ihr sie nicht selbst?"

„Ich verstehe nicht, was ihr damit sagen wollet."

„Zweimal verstießet ihr eure Gemahlin; einmal übte sie bloß das Vergeltungsrecht, das zweite Mal aber war sie ganz unschuldig."

„Wisset ihr das gewiß?"

„So wahr die heilige Jungfrau für uns bittet!

„Und was wollet ihr?"

„Euch Trost bringen." —

„Heiliger Mann! wenn ihr das könntet —

„Ich kann."

„Wie aber?“

„Durch euren Sohn Heinrich, den ihr für todt hieltet.“

„Was ſagt ihr?“

„Heinrich lebt.“ —

„Er lebt?“

„Ich unterwerfe mich der härteſten Strafe, wenn ich eine Unwahrheit ſagte.“

„Um Gottes willen! hab' ich recht gehört? — Mein Sohn Heinrich? — Lebt?“

„Er wußte es ſo wenig, als ihr, daß er euer Sohn war und ſein Schickſal nöthigte ihn, euern Pallaſt zu fliehen.“ —

„Aus welcher Urſache?“

„Weil ihr ſelbſt einen Preis auf ſeinen Kopf ſetztet.“ —

„Ich? — Wann that ich das?“

„Vor zwei Jahren.“

„Wie war das möglich?“

„Weil er an der Spitze der Brüder des grauen Ordens ſtand, die die Grenzen eures Landes betraten und demſelben mit Verwüſtung drohten.“

„Das that mein Sohn Heinrich?“

„Unter dem Namen: Kasrar.“

„Mönch! sagtest du diesmal auch Wahrheit?“

„Verzeihung, Herzog! — Ungern erinnere ich euch an jenen unglücklichen Tag, an welchem die verheerende Flamme einen Theil euerer herzoglichen Wohnungen mit sich fortriß; aber ich muß.“ —

„Ihr müsset?“

„Graf Deutrich rettete den todt vermeinten Prinzen.“ —

„Wie? — Wer? — Graf Deuterich? — Und brachte ihn mir nicht?“

„Er ist bereit, ihn euch wieder zu geben.“ —

„Jetzt? — Warum nicht damals gleich?“

„Damals waren seine Verhältnisse zu euch nicht dieselben, die sie jetzt sind.“ —

„Ha! ich verstehe — der Nichtswürdige?“

„Niemach, Herzog! — Ihr werdet eure Freude an ihm haben, und es dem Grafen Dank wissen, daß er euch der Mühe überhob, ihn groß zu ziehen.“

„Meinet ihr?“

„Laßt das Geschehene vergessen seyn, gnä-

höchster Herr! und denkt, wie es eurem erhabenen Karakter angemessen ist."

„Und was soll ich?"

„Dem Grafen verzeihen." —

„Hat er's um mich verdient?"

„So wenig, als daß ihr einst Hab' und Gut ihm nahmet und ihn aus euren Staaten verwieset."

Der Herzog schwieg und schien, unwillig zu werden.

„Herzog! begann der Franziskaner von neuem — messet eure Wiedergenesung nicht mit Gütern von euch. Ich kam, eure Schmerzen zu lindern und einen Theil eurer Leiden von euch zu nehmen und — ihr wolltet meinen guten Willen nicht besser lohnen?"

„Heiliger Gott!"

„Durch mich erhaltet ihr wieder, was einst das liebste euch war — euren Sohn, den ihr für todt hieltet."

„Wenn dem so wäre!"

„Es ist! — Zuvor aber müsset ihr mir noch eins geloben" —

„Und was soll ich geloben?"

„Mit ihm zugleich auch eure unglückliche, verstoßene Gemahlin wieder auf und anzunehmen, mit ihr zu leben in ehelicher Liebe und Eintracht bis an euer Ende und auf keine Weise sie jemals wieder zu kränken und zu beleidigen.“

„Ich verspreche es.“

„Wohlan! so gelobt es ihr selbst.“

Hier öffnete der Graf die Thüre und führte Mathilden und den verwandelten Kaspar, von Rosalien begleitet, in den herzoglichen Saal.

„Gott! — Mathilde! — Herzogin!“ —

„Mein Gemahl!“ —

„Mein Vater!“ —

Alles dies tönte in einem Moment durch und wider einander und Mutter und Sohn lagen mit Eins zu den Füßen des Herzogs, umfaßten seine Knie und der Herzog fragte, Mathilden sanft zu sich emporhebend: Ist er wirklich euer Sohn, Herzogin?

„Er ist! — Ueberzeuget euch selbst, mein Gemahl! und ihr werdet die Aussage des frommen Mannes bestätiget finden.“

„Ich erinnere mich eines Mahls, das der Knabe auf dem rechten Arme führte; es muß mit den Jahren gröſſer geworden ſeyn. Laß ſehen, Jüngling! ob du mein Sohn biſt."

Heinrich entblößte den rechten Arm, und der Herzog ſtaunte und freute ſich, nicht hintergangen worden zu ſeyn.

„Er iſts! rief er aus — Ja, Heinrich! du biſts — biſt mein Sohn? — Ich erkenne dich für meinen Sohn! — Mein Herz ſagt mir, daß du es biſt; deine Erſcheinung hat mich auf einmal wieder geſund gemacht."

Mit dieſen Worten umſchlang er ihn mit ſeinem Arm und drückte ihn mit Inbrunſt an das väterliche Herz.

Die Szene war rührend, mahleriſch ſchön und über alle Beſchreibung. Mathilde und Heinrich von den Armen des Herzogs umſchlungen, Roſalie und der Miniſter auf der einen Seite mit freudigem Lächeln ſich am Anblick dieſes herrlichen Schauſpiels weidend und auf der andern der verkappte Graf, voll Begierde, die Szene vollends zu ſeinem Vortheil zu enden.

„Nun, Herzog! begann er nach einer minutenlangen Pauſe — ſeyd ihr zufrieden?"

„Wie? Sollte ich nicht? — Sprecht, Ehrwürdiger! wann und wie werde ich euch dieſen Dienſt vergelten?"

„Ich für mein Theil bedarf wenig, oder nichts; denke mehr aber mein Freund Deuterich.“

„Fordert!“

„Gnade für Wallenstein und die Brüder des grauen Ordens!“

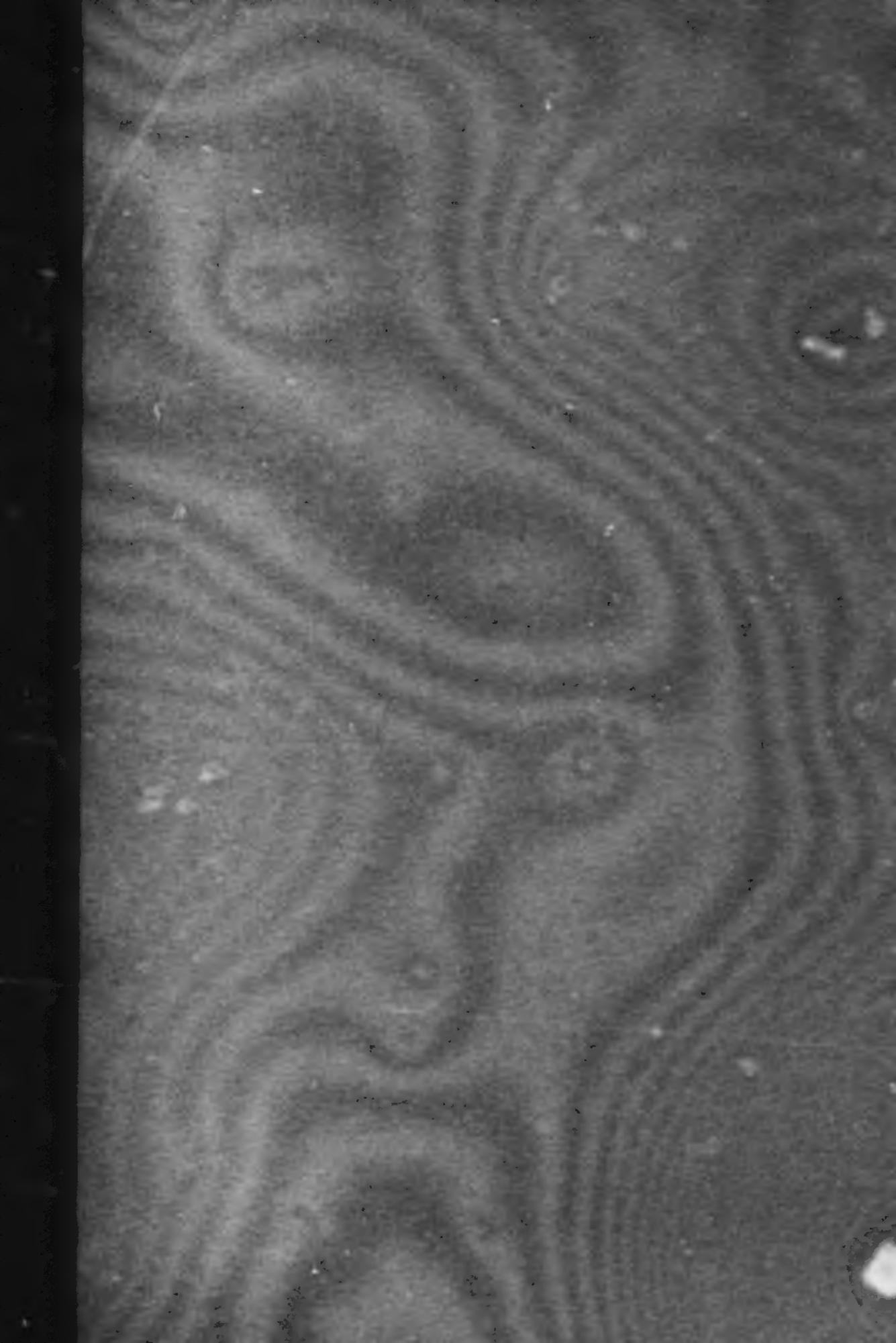
„Sie werde ihm und ihnen zu Theil; jedoch unter der Bedingung, daß sie in ihre Heimath ziehen und ablassen von dem ehrlosen Handwerke, das sie betrieben.

„Für das letztere hafte ich mit meinem Kopfe, in Ansehung des ersteren aber, halte ich euch beim Worte.“

Hier warf der Graf seine Mönchskutte von sich, stürzte zu den Füßen des Herzogs nieder und rief: Gnade! Gnade!

„Himmel! Graf Deuterich von Wallenstein?“

Ende des sechsten und letzten Buchs.



Friedrich von Lichtenstein

der

Unerschütterliche.

Eine

Romantische Geschichte.

Mit Kupfern

BREMEN 1807.

bey Carl Seyffert.

Friedrich von Lichtenſtein,

oder

der Patriot,

wie er ſeyn muß

Der Präſident pflegte gewöhnlich nach vollendeten Geſchäften in den Abendſtunden, und ſelten nur in Begleitung eines Bedienten, ſpazieren zu gehen. So wie er die frühern Stunden des Tages ſeinen Pflichten widmete, ſo wendete er auch den ſpätern Theil deſſelben an, ſeinen Mitmenſchen nützlich zu ſeyn. Er war, was der Poſten heiſchte, den er bekleidete, in jedem Betracht ein rechtſchaffener Mann, treu und gewiſſenhaft in Ausübung ſeiner Pflichten gegen Fürſt und Vaterland, edel, groß und menſchenfreundlich gegen jedes einzelne Mitglied des Staats, gefällig gegen ſeines gleichen, wie gegen den Armen wohlthätig. Auf ſeinen einſamen Spaziergängen machte er ſich ein Vergnügen daraus, Nothleidenden ſeine Börſe zu öffnen, oder wenigſtens dieſem oder jenem Gewährung ſeiner

Beute zuzusichern. Hier war es, wo er eines Abends spät noch von einem Knaben, der halb nackend mit entblößtem Haupte vor ihm stand, um eine Gabe angesprochen wurde. Meistens griff er, ohne ein Wort zu reden, oder den seiner Hülfe bedürfenden Gegenstand ins Auge zu fassen, in die Tasche und streckte seine mildreiche Hand nach dem Bittenden hin, aber diesmal war der Fall anders. Willkührlich oder nicht, blieb er stehen und that, da er sich mit dem Knaben allein sah, einige Fragen an ihn. Dieser stand mit einem noch unverdorbenen Herzen und freier offenen Stirn vor ihm, und antwortete ihm mit solcher Entschlossenheit und scheinbaren Aufrichtigkeit, daß er sich augenblicklich entschloß, sich dieses verwaisten Knaben anzunehmen. Er beschenkte den Kleinen reichlich und ließ sich von ihm, ob es schon spät war, in die Wohnung seiner Eltern führen.

In einer der abgelegensten Straßen der Stadt, wo die Erscheinung eines Präsidenten

Aufſehen machte, fand er alles, wie ihm der Knabe geſagt hatte, in der äußerſten Armuth. Ein Mann von mittlerm Alter lag auf einem elenden Strohlager in dem Winkel eines ſchmutzigen, naſſen und faſt unbewohnbaren Stübchens, im hintern Theile eines alten, den Einſturz drohenden Häuschens. Neben ihm jammerte ein von Gram und Schmerzen abgezehrtes Weib mit dem Säuglinge an der Bruſt, und um ſie her noch ſieben unerzogene Kleinen, von welchen der Führer des Präſidenten der Aelteſte war. Ein alter Tiſch, eine Lehnbank und eine zerbrochne Lade war das ganze Hausgeräthe dieſer unglücklichen Familie und kaum fähig, dem Eintretenden einen Sitz zu gewähren. „Laßts gut ſeyn! ſagte der Präſident, indem die Mutter ſeines kleinen Führers aufſtand, ihm ihren Platz abzutreten — ich ſehe der Knabe hat wahr geſprochen. Hier armes Weib! nehmt dieſes Geld und thut euch dafür gütlich. Pflegt euren Patienten und ſorgt für ſeine Geneſung;

ich werde ihm einen Arzt und dem Knaben da einen Schneider schicken."

Ohne den Dank des überraschten Weibes abzuwarten, floh er zur Thüre hinaus und — in der achten Stunde des andern Tages schon traten Arzt und Schneider fast zu gleicher Zeit in die armselige Wohnung dieser Verlegerin, die sie vielleicht nie betreten haben würden, wenn es ihnen nicht um die Gunst des Präsidenten wäre zu thun gewesen. Die Gegenwart des erstern war überflüssig; denn bereits hatte Franz — so hieß der Vater der verlassenen Wittwe und Waisen — seit ein paar Stunden seinen Geist aufgegeben, und konnte das Vergnügen nicht geniessen, seinen Erstgebornen in der neuen Kleidung zu bewundern, die ihm Meister Nadelstich des andern Tags auf ausdrücklichen Befehl des Präsidenten ins Haus schickte.

Das Geschenk ihres Wohlthäters war zwar hinlänglich genug, sie und ihre Kinder auf einige Zeit vor Hunger und Blöße zu schü-

hen; aber der Gedanke: Wie soll es werden, wenn dieser Vorrath aufgezehrt ist? — machte ihr für die Zukunft bange. Sie dachte nicht daß der Präsident etwas mehr im Sinne haben könnte und staunte, als nach einigen Tagen der Bediente zu ihr kam und ihr andeutete sich mit ihrem Sohne bei Sr. Exzellenz um eine bestimmte Stunde einzufinden.

Sie kam und wurde nicht, wie es der Gebrauch ist, auf dem Vorsaale, oder durch den Portier abgefertigt, sondern der Präsident öffnete ihr selbst die Thüre und nahm sie mit sich in sein Zimmer. Diese Begegnung war der armen Frau etwas ganz ungewöhnliches, denn ihr Stand brachte es ja mit sich, bei ihren Wohlthätern an den Thüren durch die Bedienten, oder Zofen abgewiesen zu werden. Nun Kleiner, hub der Menschenfreund an, indem ihm der Knabe die Hand küßte, hast du wohl Lust hier zu bleiben? — „Ja, gnädiger Herr!“ antwortete dieser mit einem flüchtigen Blicke auf seine Mutter, in deren Augen er Einwil-

lignung seines raschen Entschlusses las. — Seyd ihrs zufrieden, liebe Frau! wenn ich euren Kleinen bei mir behalte? — „Könnt er wohl besser versorgt seyn, gnädiger Herr!“ erwiederte die zwischen Betrübniß und Freude schwebende Mutter acht verlassener vaterloser Waisen. Der Präsident sprach noch mancherlei mit der unglücklichen Frau theils über die Erziehung dieses Knaben, theils über ihre eigene künftige Einrichtung und Verbesserung ihrer Lage und versprach ihr, um es dahin zu bringen, ihr in seinem Hause Arbeit zu verschaffen, den Knaben aber behielt er von diesem Augenblicke an bei sich.

Heinrich war zehn Jahr alt, als sich dieser Glücksfall ereignete und ihm den Weg bahnte, auf dem er von Staffel zu Staffel sich zu dem höchsten Posten im Staate emporschwang. Bei seinem Eintritte im Hause seines Wohlthäters konnte er kaum richtig lesen, noch hatte er wenig, oder gar keine Kenntnisse in der Religion und wußte kaum, daß ein Gott sey,

dem er ſein Daſeyn zu verdanken habe; denn ſeine Eltern waren nicht im Stande geweſen, ihn zur Schule zu halten und ſeine tägliche Beſchäftigung war bis hierher Betteln geweſen. Aber ſein Verſtand war reifer, als ſein Körper, und dieſes zufällige Ereigniß ſeinem nach Beſchäftigung ſtrebenden Geiſte eine ſehr willkommene Metamorphoſe ſeiner Exiſtenz; denn des Bettelns und Spruchbetens und der Verfolgungen öffentlicher Straßenvögte überdrüßig, hatte er ſich ſchon längſt ein beſſeres Loos gewünſcht, ohne die Urſachen ſeines Ekels vor einer ſo traurigen Lebensart und ſeiner Sehnſucht nach höhern Dingen zu kennen. Jetzt blickte er in eine beſſere Zukunft, und ſah im Geiſte ſchon den Lorbeer vom fernen Ziel her ihm entgegen wehen. Dies war ein natürlicher Antrieb für ihn, in allem, was er unternahm, Fleiß und Mühe anzuwenden, von Tage zu Tage ſich zu vervollkommnen und in der Gunſt ſeines Wohlthäters feſtzuſetzen. So geringen, niedern Herkommens er auch war, ſo hielt und liebte ihn doch der Präſident wie ſeinen Sohn, und

ließ ihn mit diesem zugleich in allem unterrichten, was ihm nützlich seyn und zu Bekleidung eines öffentlichen Postens ihn fähig machen konnte. In Zeit von einem Jahre hatte er bereits so weit gebracht, daß er nicht nur richtig schreiben und die ersten fünf Spezies der Rechenkunst ohne Anstoß zu teutschen vermochte, sondern auch solche Religionskenntnisse besaß, die sich über sein Alter erstreckten, und in einer öffentlichen Schule ihn über manchen vierzehnjährigen Knaben würden hinweggesetzt haben. Oft wetteiferte er mit dem Sohne des Präsidenten, der zwei Jahr älter war, als er, um den ausgesetzten Preis, oft triumphirte er über diesen. Dieß erwarb ihm die Liebe seines Wohlthäters und sicherte ihm mit jedem Tage mehr dessen vaterähnliches Wohlwollen.

Da der Präsident sah, daß sein Pflegesohn, wie er ihn zuweilen nannte, so merkliche und auffallende Fortschritte machte, so änderte er auch seinen Plan und bestimmte ihn zu ei-

ner beſſern und ſeinem thätigen Geiſte angemeſſenern Beſchäftigung, als er Anfangs ihm zugedacht hatte. Zwar brauchte er den Knaben, welcher allmählig heranwuchs, zu mancherlei Verrichtungen in und außer dem Hauſe, aber nicht in der Qualität eines Bedienten, ſondern als Sekretär im Kleinen. Fünf Jahr beinahe dauerte dieſe glückliche Kataſtrophe, während welcher Heinrich alles gelernt und eingeſammlet hatte, was er zu einer glänzenden Zukunft nöthig zu haben glaubte, der Präſident auch ſich mit den ſchönſten Hoffnungen ſchmeichelte, die ihm dereinſt ſeine großmüthige Fürſorge zehnfach lohnen ſollte. Aber das Weſen dieſes blühenden, dem Jünglingsalter ſich nahenden Weltbürgers erlitt mit einmal eine ſo auffallende Veränderung, daß der Präſident nicht ohne Urſache für ihn fürchtete, denn er ſah die ſchönen Hoffnungen eben ſo bald in ein irreparables Nichts dahinſchwinden, als er ſich ihres Emporkeimens freute. Heinrich war nicht mehr der gute Menſch, der er ſonſt war, ſein Blick nicht mehr ſo rein, ſo offen, ſo ſchuld

los, wie vormals; wunderliche, ihm unerklärbare Gefühle stammten in ihm empor und folterten seine Seele, wie seinen Körper. Er wurde mißtrauisch und wagte es kaum noch, einem Menschen gerade ins Gesicht zu sehen. So fleißig, arbeitsam und treu in Ausübung seiner Pflichten er bisher war, so nachläßig, träge und leichtsinnig war er jetzt bei der unbedeutendsten Handlung, wie bei dem wichtigsten ihm aufgetragenen Geschäfte.

Der Präsident besaß zu viel Menschenkenntniß, als daß die Ursache dieser fürchterlichen Metamorphose dem scharfen Blicke seines Auges hätte unbekannt bleiben sollen. Er wußte nur zu gut, daß die eintretende Mannbarkeit leicht die schrecklichsten Zerrüttungen in dem Wesen eines Menschen anzustiften vermöge, und von eben so traurigen, als glücklichen Folgen begleitet sey. Dies war der Fall hier. Darum schonte er den Knaben und hatte Mitleid mit seinem Zustande; aber so glimpflich und nachsichtsvoll er ihn behan-

delte, ſo war er doch nicht vermögend, ſeinen Zweck, einen rechtſchaffenen brauchbaren Mann aus ihm zu bilden, zu erreichen. Heinrich gerieth auf Abwege. Roſen dufteten ihm entgegen und Sirenenſtimmen tönten ihm ins Ohr, er folgte ihren Lockungen, und fiel in ihren Schlingen. Vom tödtenden Hauche ihrer Lippen umweht und von ihren Armen umſchlungen, ſchwelgte er an der unkeuſchen Brüſte ſchnöder Liebe und ſchlürfte den Giftbecher in unaufhaltbaren Zügen ein, vergaß, daß er Menſch war, und ſank oft im Taumel der Wolluſt bis zum Thier hinab.

Nichts vermochte etwas über ſeine Leidenſchaft; der Thränen und Bitten ſeiner Mutter achtete er ſo wenig, wie der Vermahnungen ſeines Wohlthäters; Tugend war ihm jetzt ein leerer Name, Wolluſt ſein alleiniges, ſein höchſtes Ziel. — Und doch konnte der Präſident ihn nicht haſſen — doch gab er noch nicht alle Hoffnung des Beſſerwerdens auf, und wendete alles an, den Verirrten von dem Wege des

Laſſere auf die Bahn der Tugend und in die Arme dieſer allein Göttlichen wieder zurückzuführen. Aber alles Mühen und Streben war umſonſt; jedes Wort aus dem Munde dieſes Gott ähnlichen Menſchenfreundes ein leerer Schall in den Ohren des verlornen Pflegelings. Oft ſchon faßte der gekränkte Vater den eben ſo grauſamen, als gerechten Entſchluß, ſich dieſes Undankbaren zu entledigen, und ſeine Hand ganz von ihm abzuziehen; aber ſeine Großmuth hielt ihn eben ſo ſchnell von der Ausführung zurück. Er hoffte — und wähnte noch immer auf dieſem oder jenem Wege, mittelbar oder unmittelbar, die Beſſerung des Geſunkenen zu erkaufen; aber allenthalben ſah er keine Rettung — Heinrich war verloren!

Heinrich verloren? — Er, der vom Bergeiknaben ſich bis zum erſten Mann im Staate nach dem Fürſten emporſchwang? — Verloren war er für den Präſidenten — verloren für ſich ſelbſt und für jene Ewigkeit; nicht aber für eine Welt, in der die Menſchen hintergan-

gen und betrogen ſeyn wollen. — Im zwanzigſten Jahre ſchon hatte er den Becher der Wolluſt bis auf die Hefen ausgeleert; es war ihm nichts übrig geblieben, als das Gift, das ſeiner körperlichen Stärke und Geſundheit ohngeachtet alle ſeiner Nerven geſchwächt und ſich bis in die geheimſten Faſern ſeines Gliederbaues hindurch gedrungen hatte. Eine lange anſteckende Krankheit war die unausbleibliche Folge ſeiner lüderlichen Lebensart. Zwar genas er wieder durch Hülfe der Aerzte; aber ſeine Geſundheit blieb Stückwerk; ſein Körper war geſchwächt, ſein Geiſt zerrüttet. Zum Guten untüchtig, dachte er an nichts, was nicht im Kapitel des Laſters eine Rubrik verdiente und ärgerte ſich oft, wenn die Folgen ſeiner Krankheit ihn zuweilen untüchtig machten, dieſe oder jene Roſe zu brechen, nach der er haſchte; oder verfluchte ſein Daſeyn, wenn er im Spiegel das Faltengeſicht eines zwanzigjährigen Greiſes erblickte, und haderte mit der Vorſicht, die ihm das Maaß ſeiner Mannheit ſo überſchwenglich gefüllt, und durch das,

ſelbe ſeinen Adonisblick in den Blick eines Satyrs verwandelt hatte.

Tücke und Bosheit leuchteten jetzt aus ſeinen Blicken hervor, wo ehmals Offenheit und Redlichkeit, das Aushängezeichen ſeines Karakters, einladen, ihm die Hand zum Freundſchaftsbunde hinzureichen. Wer ihn ſah, floh ſeinen Basiliskenblick. Viele ſeiner Freunde und Bekannten riſſen ſich von ihm los, und ſtraften ihn mit Verachtung; aber auch dieſe konnte ihn nicht beſſern. Buben und Böſewichter entſchädigten ihn durch ihren Umgang, machten ihn gegen alles, was nur den mindeſten Anſchein von Tugend hatte, gleichgültig, und hielten ihn ſo lange in ihrem Zirkel feſt, bis ſeine Börſe, die ſich immer in guten Umſtänden befand, nicht mehr vermögend war, ihnen den Durſt zu löſchen.

Das Zutrauen des Präſidenten verloren zu haben, ſeine Kaſſe eingeſchränkter, ſich von ſeinen Freunden verlaſſen und von ſeinen Geſell

ſellſchaftern hintergangen zu ſehen, dies konnte ihn alles nicht beſſern. Er machte Schulden auf den Namen ſeines Wohlthäters, ſcheute ſich nicht, falſche Dokumente zu fertigen und Gelder unterzuſchlagen, die nicht ſein waren. Dies brach ihm den Hals, und verſtattete ihm nicht länger den Aufenthalt in einem Hauſe, in dem er zehn Jahre hindurch faſt kindliche Rechte genoſſen hatte. Zwar ſchonte der Präſident auch in dieſem Augenblicke des Unwürdigen und überlieferte ihn nicht dem Arme ſtrafender Gerechtigkeit, um ihn ganz unglücklich zu machen; ſondern er gab ihm den Abſchied, deckte ſeine Verbrechen mit dem Mantel der Großmuth, und überließ ihn ſeinem Schickſale. Aber auch dieſe unverdiente Behandlung erzeugte in dem Herzen des Böſewichts Haß und Groll gegen ſeinen Wohlthäter, und er ſchwur, über lang oder kurz ſich an ihm zu rächen.

Dieſen ſtrafbaren Entſchluß auszuführen, bot ſich ihm bald Gelegenheit dar. Der

Prinz, der ohngefähr mit ihm von gleichem Alter war, und vom Fürsten, seinem Vater, Urlaubniß erhielt, sich im Auelande umzusehen, und die wichtigsten Städte des großen Erdenrunds zu besuchen, bedurfte, um seine Erfolge glänzend zu machen, eines Gesellschafters, der ihm seine Reise angenehm zu machen verstände. Heinrich Franz fühlte sich zu diesem Posten fähig. Er trug dem Prinzen seine Dienste an, und sah sich schon im Geiste durch dieses neue Emploi von der Ausführung seines schändlichen Vorhabens überzeugt. Bekannt mit den Neigungen seines fürstlichen Gebieters, konnte es ihm freilich nicht schwer werden, seinen Zweck zu erlangen; denn der Prinz liebte das Frauenzimmer, und belohnte die Mittelspersonen mit ansehnlichen Geschenken. Gewährte ihm auch die Rolle eines Kupplers keine glänzendern Aussichten, so sicherte sie ihm doch Befriedigung seines Interesse und seiner Rachsucht. Auf Kosten der fürstlichen Kasse schwelgte er jetzt ungestrafter umher, als sonst, und ver-

ſchaffte dem Prinzen eine Gelegenheit um die andere, ungeheure Summen zu vergeuden.

Inzwiſchen vergaß er ſeinen Durſt nach Rache, und nahm an den Luſtbarkeiten, die allenthalben zu Ehren des Prinzen angeſtellt wurden, Antheil, taumelte von einem Feſte zum andern, wo Bacchus und Amor den Vorſitz hatten, und machte ſich durch die wichtigen Dienſte, die er dem Prinzen leiſtete, zum alleinigen Vertrauten ſeiner Geheimniſſe. Leicht wurde es ihm auf dieſe Art, nicht allein das Herz dieſes unerfahrnen Fürſtenſohnes für ſich zu gewinnen, ſondern auch ſich mit den geheimſten Falten deſſelben bekannt zu machen und es nach ſeiner Willkühr zu lenken. Er hatte es ſo weit gebracht, daß der Prinz alles gut hieß, was er wollte, ſeinen Wünſchen und Forderungen allenthalben willfahrte und nichts that, wozu nicht er ſein Gutachten gegeben hatte.

Während die beiden Jünglinge allenthalben, wohin ſie ihren Fuß ſetzten, auf den Al-

tären der Freude opferten, schwang sich der Präsident durch seine Rechtschaffenheit empor und bekleidete eine der ersten Stellen im Staate, war immer um den Fürsten und im unbeschränkten Besitze seiner Huld und Gnade. Nicht ohne Ursache fürchtete er von dem Umgange des Prinzen mit Heinrich die übelsten Folgen und hielt es für Pflicht, den Fürsten aufmerksamer zu machen. Allein Heinrich Franz besaß zu viel Klugheit, jedem Verdachte auszuweichen und jede Verleumdung durch den Schein des Guten zu nichten. An seinen Feinden schien er sich bloß durch Großmuth rächen zu wollen, indem er äußerlich Tugend und Rechtschaffenheit heuchelte und im Innern fürchterliche Rache brütete. Der Mentor des Prinzen, ein guter, aber kurzsichtiger Mann, war leicht zu hintergehen; er gab auf die zu widerholten Malen an ihn ergangenen Anfragen dem jungen Gesellschafter seines gekrönten Eleven die besten Zeugnisse, und bestärkte nicht allein diesen in seiner Verstellungskunst, sondern machte die wider ihn auftretenden An-

kläger ſchweigen und verurſachte, daß der Prinz ſelbſt ein Heuchler wurde. Der Fürſt glaubte den Verſicherungen des ehrlichen Mentors und der Präſident, der ein Buſenfreund des letztern war, überredete ſich allmählig von der Beſſerung Heinrichs, ſeines ehemaligen Pflegeſohns und war in der That ſo ſchwach, zu glauben, ſelbſt in der Erziehung deſſelben etwas verſehn zu haben.

Eine Unpäſslichkeit des Fürſten rufte den Prinzen von ſeinen Reiſen zurück; doch die gefällige Parze durchſchnitt diesmal noch nicht den Lebensfaden des erlauchten Pilgers und gewährte noch einige Jahre hindurch den braven Unterthanen das Glück, ſich eines guten Regenten zu freuen. Indeß ſpielte Heinrich Franz ſeine Rolle meiſterhaft und nahm einſtweilen zur Belohnung ſeiner dem Prinzen geleiſteten Dienſte mit dem Titel eines fürſtlichen Raths vorlieb, mit der Verſicherung, bald weiter befördert zu werden. Erfüllung dieſes Verſprechens war ihm um ſo gewiſſer, je ernſtli-

cher er ſichs angelegen ſeyn ließ, bei den Liebſchaften des Prinzen den Mittler zu ſpielen. Durch ihn ſchwang ſich die feiſte Milchdirne zur Komteſſe empor, wie die geſittetere Tochter eines Aubergiſten oder fallitgewordenen Wechslers, und waren gegenſeitig die Schutzgöttinnen dieſes allſtets fertigen Lobredners buhleriſcher Reitze.

Es dauerte nicht lange, ſo erhielt Heinrich **eine Stelle in der Regierung**. Dieſes Avancement machte ihn ſtolz. Er vertraute dem Prinzen ſein Anliegen und der Fürſt wirkte ihm einen Adelsbrief zur Belohnung ſeiner vielfachen Verdienſte aus. Er fühlte ſich über ſich ſelbſt erhoben und meinte, daß es ihm entehrend ſey, mit Mutter und Geſchwiſtern gleichen Namen zu führen und verlangte, daß ſie ihn abändern ſollten; weil ſich dieſe aber weigerten, ſo that er es ſelbſt und nannte ſich von dieſer Zeit an: Freiherr von Franken. Dieſe Verſtoßung von ſeiner Familie ſetzte ihn nun freilich in den Augen der bürgerlichen Volks-

klasse in ein widriges Licht, bei der Noblesse aber gelang es ihm, sich Ansehen und Kredit zu verschaffen, besonders bei den Fräulein des reifern Alters, die sichs zur Ehre machten, vom Günstling des Prinzen bewerkt zu werden.

Kaum waren seit der Wiederherstellung des Fürsten einige Jahre verlaufen, so begünstigte der Tod desselben die Anhänger des Prinzen, unter welchen Heinrich Freiherr von Franken der erste war. Mit der Thronbesteigung des neuen Fürsten begann eine merkliche Revolte. Männer, die am Ruder des Staats gesessen und keine geringen Verdienste um das Wohl desselben sich erworben hatten, resignirten theils selbst, theils wurden sie aus besonderer Huld und Gnade in den Ruhestand versetzt. Heinrich wurde Präsident und vermählte sich mit Fräulein Eleonoren von Staupe, welche, ihrer verblühten Reize ohngeachtet, alles über den Fürsten vermochte, denn sie war die erste, die dem fürstlichen Schwelger die jungfräuliche Rose zum Opfer dargebracht hat-

te. Durch sie führte Heinrich das Szepter und der Fürst behielt nichts, als den Namen; dieser that nichts ohne jenen, und jener befahl, wo Andere bitten mußten. Er allein war der Weg und die Pforte zum Herzen des Monarchen, ohne ihn wurde niemand angestellt, und durch ihn gelangten nur Heuchler und Schurken zu Ehrenstellen, auf die die brauchbaren bessern Männer Verzicht zu thun genöthigt wurden.

Auch Heinrichs Pflegevater, dessen Posten er jetzt bekleidete, führte die Gewalt, deren er sich anmaßte, ohngeachtet dieser der erste nach dem Fürsten war. Schon mehrmals sah er seine Absichten, die immer die besten waren, vereitelt, und sich von Kreaturen umringt, die bloß den Leidenschaften des Fürsten schmeichelten, das Wohl des Staats vernachläßigten und nur auf ihr Interesse bedacht waren. Freiwillig resignirte er seinen Posten und zog sich auf seine Güter zurück, um nicht länger Zeugenzeuge der schrecklichsten Ungerechtigkeiten und Laster zu seyn. Das immer mehr um sich

greifende Ungeheuer Kabale, nöthigte ihn zu diesen Schritte; eine Kleinigkeit war die Veranlassung desselben. Der edeldenkende patriotisch gesinnte Mann eiferte wider die Anlegung neuer, unnöthiger, den Bürger und Landmann drückenden Abgaben, Heinrich widersprach und beide geriethen in einen heftigen Wortwechsel. Seiner guten Sache gewiß, vergaß sich der Minister in seinem Eifer, machte dem unerfahrnen Präsidenten die gerechtesten Vorwürfe und führte ihn bei dieser Gelegenheit auf die in seinem Hause genossenen Wohlthaten zurück, indem er sagte: Erinnern Sie sich noch, wie Sie mich auf der Promenade um eine Gabe ansprachen? — Durch diese Heraustassung entrüstet, erwiederte der Niederträchtige, sich am Ziel seiner Rache erblickend: Wissen Sie wohl, Herr Minister! daß ich das Herz des Monarchen in meiner Gewalt habe und es von mir abhängt, in diesem Augenblicke über Sie zu gebieten? — Der Minister schwieg, und faß-

es in demſelben Augenblicke den Entſchluß, den er im nächſten darauf folgenden Moment ausführte. Man hatte Heinrich ſeine Abſicht erreicht; nun war er unumſchränkter Beherrſcher desjenigen, der vom erſten Tage bis zum letzten Hauche ſeines Lebens unwürdig war, Regent zu ſeyn.

Bis hierher hatte der einzige, unter den Großen des Hofs noch übriggebliebene Beſchützer der Unſchuld und Freund ſeines Vaterlandes für den Zwang gehalten, nun aber gieng es bunt über Eck. Der Fürſt, der von jeher ſich um die Regierung zu bekümmern nicht gewohnt war, taumelte zügellos von einem Becher der Freude zum andern, achtete nicht der gemaſſen ſeiner Pflichten und überließ Wohl und Wehe des Staats Wollüſtlingen, Unmenſchen, Böſewichten. Baſtarde aus geiſtlichem und weltlichem Stande unterhielten ihn zu ihrem Vortheil in dieſem immerwährenden Taumel, häuften ihre Güter, erſchöpften die fürſtlichen Kaſſen und ſaugten das Mark der Un-

terthanen. Unvermerkt nahte ſich das Land ſeinem Falle. Künſte und Wiſſenſchaften hörten auf zu blühen, Handel und Wandel wurde weniger thätig betrieben, Feld und Ackerbau lag darnieder, Belohnungen und Strafen waren ein Nomens, jeder that ungeſcheut, was ihm in den Sinn kam, Luxus und Verſchwendung ſtiegen höher, Betrügereien blieben ungeahndet, der Untergebene ahmte den Vorgeſetzten im Kleinen nach und zerrüttete das Wohl ſeiner Familie, wie jene Ungeheuer das Wohl des ganzen Landes.

Mehrere Jahre vergiengen, und ruhig und ſorglos ſchlummerte das Land, das ſich auf den höchſten Gipfel ſeines Glücks emporgeſchwungen hatte und den allmähligen Abfall nicht bemerkte, ſeinem Sturz entgegen. Unruhen von außen, in die der unbeſonnene Fürſt durch übliche Beſtechungen verwickelt wurde, öffneten den Unterthanen die Augen, und gaben Veranlaſſung zu innerlichen Zwiſtigkeiten, die durch mehrere, das ganze Land betreffende

Unglücksfälle, Mißwachs, theure Zeiten, überhand nehmende Menschenmenge, Mangel der nothwendigsten Bedürfnisse in die fürchterlichsten Auftritte ausarteten. Um ein Lumpengeld in fremden Sold verkauft, achtete der Soldat nicht des Ruhms, auf dem Bette der Ehre als Sieger zu sterben, denn er focht nicht für Fürst und Vaterland, nicht für Weib und Kind, für Freund und Verwandte; muthwillig zur Schlachtbank geführt, flucht' er seinem Schicksale und wollte lieber als Verbrecher auf dem Schaffott sterben, indeß daheim Bürger und Landmann, des unaufhörlichen Gebens müde nicht ohne Ursache über täglich mehr überhand nehmende Bedrückungen klagten, theils durch gesetzwidrige Handlungen, theils durch Unterlassung dessen, was man ihnen auferlegte, schaarenweise zur Verantwortung und härtesten Strafe gezogen wurden. Bald unter sich selbst uneins, bald mit einander verbunden erkühnten sie sich, in kleinern und größern Haufen, anfangs wider die Obrigkeiten des Orts, bald aber sogar wider den Fürsten selbst

zu rebelliren, die schrecklichsten Ausschweifungen zu begehen und das Joch abzuschütteln, das ihre Schultern drückte.

Der Aufruhr ward allgemein; nur Wenige waren auf der Seite des Fürsten, er sah sich genöthiget, zu fliehen. Auch Heinrich und mehrere Großen des Hofs waren in der Residenz nicht sicher, so lange der Aufstand währte. Mehrere Regimenter wurden aufgeboten; aber die meisten unter ihnen versagten den Dienst, und waren nicht gemeinet, wider Vater und Bruder zu streiten. Die Sache gewann ein fürchterliches Ansehen. Der Pöbel wüthete allenthalben, bemächtigte sich der vorhandenen Vorräthe und vertheilte sie unter sich; niemand war unbewaffnet, alles auf Vertheidigung bedacht, denn kein Mensch war seines Lebens sicher. Indeß schlug sich die Geistlichkeit ins Mittel, und söhnte Fürst und Unterhanen wieder mit einander aus, wobei ersterer um Ruhe und Frieden wieder herzustellen, manche harte Bedingung eingehen mußte, die ihm vom Volk

ke vorgelegt wurden. Niemand beabsichtigte bei dieser Gelegenheit sein Interesse mehr, als die Geistlichen, deren man sich von beiden Seiten als Unterhändler bediente; denn sie mußten die streitenden Partheien so zu fassen, daß sie ihnen für ihre Mühwaltung ansehnliche Rechte und Vortheile zugestehen mußten.

So glücklich auch dies Geschäft beigelegt zu seyn schien, so hatte es doch für Fürst und Unterthan die traurigsten Folgen. Zufrieden gestellt durch einige neuerlich zugestandene Vortheile, schmachtete das Volk mehr, als jemals, unter dem Joche der Blindheit und des Aberglaubens, und zollte willig, was es den eigennützigen Wiederherstellern des innern Friedens versprochen hatte, und fühlte weniger den Verlust, den es auf der einen Seite erlitt, als den Vortheil, den es auf der andern erhascht zu haben wähnte. Pfaffen und Weiber führten das Regiment, schnitzten die Polzen und Heinrich drückte den Bogen ab. Heinrichs Gemahlin setzte eben so oft ihre Absichten durch, als

die Fürſtin ſelbſt, und beide bedienten ſich des erſten Günſtlings des Monarchen zur Erreichung derſelben. Er war es, der ſehr oft den Zankapfel unter dieſe beiden Damen hinwarf, und ihren Streit gemeiniglich zu ſeinem eigenen Vortheil entſchied. Die Fürſtin widerſprach ihm eben ſo wenig, als ſeine Gemahlin denn ſeine Perſon gewährte ihrem Auge manchen ſüßen Anblick, ſo wie ſein Anſehen, ſeine Gewalt der Buhlerin des Fürſten, manchen Gewinn.

Beide bedurften zur Beſtreitung des Aufwands, den ihr Stand heiſchte, ungeheure Summen. Heinrich ſchaffte immer Rath; was die fürſtlichen Kaſſen herzugeben nicht vermochten, wurde durch Auflagen oder Anleihen herbeigeſchafft. Dieſe um ſo leichter zu bewirken, verſtattete man bald dieſem oder jenem Individuo, bald ganzen Gemeinden die verderblichſten Freiheiten, die dem Lande über lang oder kurz zum irreparabelſten Nachtheil gereichten, und nur Einzelne bereicherten.

Die Blindheit, in der das Volk mehr, als jemals, durch die Piaffen unterhalten wurde, kam den vornehmen Böswichten um so mehr zu ſtatten, je ungeahndeter ſie ihre Bosheiten üben konnten. War ja noch einer unter der Menge zu finden, deſſen Auge für ihre Ränken zu hell war, der wurde bald auf die Seite geſchafft, oder, war er klug genug, ſo verbarg er ſich hinter die Larve des Heuchlers, und ſchwieg, weil er ſeine Schwäche fühlte, und wenn er laut wurde, ſeinen Fall befürchten mußte.

Einer dieſer Art war Friedrich von Lichtenſtein, ein Höfling und Weltmann, wie ihn Zeit und Umſtände heiſchten, im Herzen aber ein — Patriot. Jung hatte er ſich in ihren Zirkel gemiſcht, aber nicht aus Stolz und Gewinnſucht, ſondern aus Liebe zum Vaterlande. Schon ehe er in ſeinen Wirkungskreis verſetzt wurde, ſah er den Jammer und das Elend ſeiner Brüder, die Ungerechtigkeiten

der

der Großen, und den unvermeidlichen Umſturz eines Reiches, das ſeit Jahrhunderten mit unerſchütterlicher Feſtigkeit jedem Unfall die Stirn geboten hatte, jetzt aber von allen Seiten untergraben, ſeiner Stützen beraubt, unwiederbringlich verloren ſeyn mußte. Der Stärke ſeines Geiſtes, der Feſtigkeit ſeines Sinnes bewußt, und ſtolz auf ſein edles vortreffliches Herz, ſchwur er, ſein Vaterland vom Verderben zu retten. Niemand war Zeuge ſeines Eidſchwurs, als Gott, — Tugend und unerſchütterlicher Muth ſeine Gefährten in der Ausübung dieſes heroiſchen Beginnens

Aber wie — wird man fragen — führte er dies, mit ſo mancherlei Beſchwerden und Fährlichkeiten verbundene Unternehmen aus? —

Lange hatte er darüber nachgedacht, welchen Weg er einſchlagen müſſe, zu ſeinem Ziele zu gelangen. Nur einer menſchlichen Seele ſein Geheimniß zu vertrauen, ſchien ihm mit zu viel Schwürigkeiten verbunden zu ſeyn:

denn auch die beſten Menſchen ſchienen ihm doch auch beim beſten Willen nur ſchwache Menſchen zu ſeyn, und er entſchied, es für ſich allein zu behalten, Glück und Gefahr allein zu beſtehen und Ehre oder Schande mit keinem andern zu theilen. Im Angeſichte der Welt ſpielte er den Scheinheiligen, den Frömmler, erforſchte die Geſinnungen der Menſchen, und entfernte jeden Verdacht von ſich, den man in irgend einem Falle auf ihn werfen konnte. Durch den äußerlichen Schein ſeiner Handlungen machte er ſich, wie viele ſeines Gleichen, beim Volke verhaßt, bei den Obern und Großen des Reichs aber beliebt; denn niemand kannte ſeine Abſichten, und in den Augen der Menge ſchien er, was er nicht war, und war allenthalben, was er nicht ſchien. Oft handelte er wider ſeine Ueberzeugung; aber ſeine Klugheit lehrte ihn dieſe Art, ſich ſo und nicht anders zu benehmen, und ſeine Abſicht entſchuldigte ſeine That.

Unter dieſer Larve gelang es ihm denn, hinter die geheimſten Intriguen des Hofs zu

kommen, ſich das Zutrauen aller ſeiner Kollegen und Amtsgenoſſen zu verſchaffen, und mit jedem Schritte feſtern Fuß zu faſſen. Noch aber war der Wirkungskreis, in dem er ſich erblickte, zu eng, ſein Anſehen zu ſchwach, und der Zeitpunkt, in dem er anfangen mußte thätig zu ſeyn, noch nicht herbei gekommen. Ausharren und einſtweilen im Stillen wirken, war Regel der Vorſicht; doch das Glück war ihm günſtig, und erhob ihn von einem Poſten zum andern, auf welchen er ſich mit jedem Tage ſeinem Ziele näherte und immer thätiger und wirkſamer zu werden begann. Je näher er ſeinem Zwecke kam, je mehr Vorſicht und Behutſamkeit erheiſchte die Ausführung ſeines Beginnens, denn er ſah ſich allenthalben von Schlangen und Ottergezüchten umringt, die mit ihrem Giftſtachel jedem in die Ferſe ſtachen, der ihnen ein unfreundliches Geſicht machte.

Jahre vergiengen und mußten vergehen, ehe der patriotiſch geſinnte Menſchenfreund

den Standpunkt erreichen konnte, zu dem er empor strebte, ehe er sein Vaterland, das er mit ganzer Seele liebte, vom Verderben retten konnte. Zuvor mußten sich noch Szenen ereignen, die seinen Patriotismus immer mehr anfeuerten, und seinen Haß wider die Feinde des Vaterlandes in lodernde Flammen anfachten. Groß war sein Unternehmen, größer noch die Gefahr, der er sich aussetzte. Oeffentliche Ruhe und Sicherheit wieder herzustellen, Handel und Wandel und Künste und Wissenschaften wieder emporzubringen, eingerissene üble Gewohnheiten abzuschaffen, zerrütteten Familien den häuslichen Frieden, und dem Vaterlande einen würdigen Regenten wiederzugeben, dies war das Ziel seines rastlosen Strebens. Aber dazu erforderte es Zeit, Mühe und Arbeit.

Dem unter seiner Würde herabgesunkenen Fürsten Macht und Ansehen wiederzugeben, war ein eben so undankbares als vergebliches Unternehmen. Einmal fühlte sich Friedrich

von Lichtenſtein immer noch zu ſchwach, ohne Anhang und im Angeſicht der laurenden Kabale ſolch ein Wagniß zu beſtehen; auf der andern Seite aber machten natürliche Hinderniſſe die Ausführung unmöglich. Die Liebe, die den fürſtlichen Schwelger von ſeiner frühſten Jugend gefeſſelt hielt, war ein Fels, an dem jedes Beginnen dieſer Art ſcheitern mußte. Sie verleitete ihn zu mehrern Laſtern, und machte ihn für ſein ganzes Leben zu jeder guten Handlung unfähig. Schmeichler und Böſewichter huldigten ſeiner Leidenſchaft, unterhielten ſeinen Durſt nach Sättigung, führten ihn von Blume zu Blume, und ließen ihn durch unaufhörlichen Wechſel der Vergnügungen nicht zu ſich ſelbſt kommen. So ſchlummerte er ein ganzes Menſchenalter hindurch, ohne jemals, ſo lange er Fürſt war, an ſeine Beſtimmung zu denken, oder einen einzigen Gedanken zu faſſen, der Beſſerung hätte hoffen laſſen. Wolluſt war ſein höchſter, ſein einziger Genuß; an ihren Armen taumelte er von einem Becher zum andern.

und saugte von ihren Lippen das Gift, das ihn vor der Zeit grau machte, und in den schönsten Jahren der Menschheit ihm Herz und Leber zernagte. Jedes Gefühl für alles, was nicht Genuß war, war schon längst in ihm erstickt; er hatte es sogar vergessen, daß er Vater war. Frühzeitig hatte man den Sohn seiner Liebe seinen Armen entrissen, und ihm nicht das Glück der süssen Vaterfreuden vergönnt. Seine Gemahlin liebte er nur einige Zeit, und liebte sie bloß darum, weil sie Weib, nicht weil sie seine Gattin war. Die Nachricht von dem Tode seines Sohnes, dessen Erziehung man habsüchtigen Pfaffen übertragen hatte, erschütterte ihn nicht, und entlockte seinem Vaterauge keine Thräne. Weniger als menschlich war der Trieb, mit welchem Mutter Natur ihn so reichlich versehen hatte, desto sparsamer die Gaben, womit seine Seele von ihr ausgerüstet war.

Unter diesen Umständen war Besserung unmöglich. Es bedurfte eines andern Sub-

jekts, deſſen er ſich bedienen mußte, das Werk zu vollenden das er angefangen hatte; aber dieſes Subjekt war noch nicht zu ſeiner Reife gediehen. Unbekannt mit ſich ſelbſt und ſeiner Beſtimmung, hatte der Prinz, den man bei Hofe für todt hielt, ſchon vom dritten Jahre an, zwiſchen dicken Kloſtermauern, unter der Aufſicht geiler Ordensbrüder geſchmachtet, und ſich oft nach Freiheit geſehnt, denn das Kloſterleben war nicht für ſeinen Geiſt. An den Schwelgereien der geiſtlichen Herren fand er kein Behagen, und ihre Lehren waren wider ſeine Ueberzeugung. Im Stillen nannte er oft diejenige, die ihn unter ihrem Herzen getragen hatte, eine Rabenmutter, und ſeinen Vater einen Unmenſchen, einen Tyrannen, darum, daß man muthwillig ſolche Fähigkeiten als er in ſich ſpürte, lebendig vergraben, und ihn durch ein ſo üppiges Leben unfähig machen wollte zu guten Handlungen. Oft hatte er ſich aus dieſem Kerker geſehnt, und als achtjähriger Knabe ſchon zu mehrern Malen den Verſuch gemacht, die Feſſeln zu zerreißen, die

seinen Arm gebunden hielten, diese Mörder-grube der Tugend zu fliehen, und sich seiner Bestimmung entgegen zu betteln. Aber all sein Streben war umsonst. Nirgends sah er einen Weg zu seiner Rettung offen, nirgends einen Strahl der Hoffnung ihm entgegen blinken, die Bosheit der Mönche überlistete seine Kühnheit, und verwies ihn zur Geduld auf einen günstigern Augenblick.

Er kam. Geleitet an der Hand eines Unbekannten, den er in seinem Leben nicht gesehen hatte, und auch nie wieder sah, verließ der zehnjährige Prinz bei nächtlichem Dunkel den Käfich, in den man ihn bis jetzt eingesperrt hatte, und erkannte das Zimmer, in dem er sich befand, für die Wohnung eines gemeinen Landmannes, der sichs zur Ehre machte, den Sohn eines Vornehmen von Adel beherbergen zu können. So viel Mühe auch der seiner Gefangenschaft entrissene Fürstensohn sich gab, den gutherzigen Dörfler auszuforschen, so hielt dieser doch standhaft über sei-

nem ihm anvertrauten Geheimniß, und beſchwur den immer zudringlicher bittenden Knaben, daß er nichts mehr wiſſe, als: das ſein Vater ein Mann ſey mit Stern und Ordensband.

Dieſe Aeußerung machte Anfangs den jungen Fragen ſtutzen; aber nach einiger Ueberlegung maß er den Worten des ehrlichen Hüttenbewohners Glauben bei, denn ein inneres Gefühl ſagte ihm, daß adeliches Blut in ſeinen Adern rollte und ſein Verſtand weit über den eines gemeinen Bürgerſohns erhaben ſey. Er that einen Blick rückwärts in die kurze Geſchichte ſeines jungen Lebens und fand jedes Wort derſelben in undurchdringliches Dunkel gehüllt, ſich ſelbſt aber als den Gegenſtand eines räthſelhaften Schickſals aufgeſtellt. Er fühlte und überzeugte ſich durch dieſe Rückerinnerung mit jedem Augenblicke mehr, daß er zu etwas höherm, als zu einem gewöhnlichen Menſchen, beſtimmt ſey, und beſchloß, nach einigen, ſeine Wißbegierde unbefriedigenden Antworten des Bauers, den Ausgang der Sache ſtandhaft zu erwarten.

Indeß befand sich der Abt des Klosters zu * * * und seine theuern Ordensbrüder wegen dieses fatalen Streichs in nicht weniger Verlegenheit und war lange unschlüssig, ob er den Fall nach Hofe berichten sollte, oder nicht. Er berathschlagte deshalb mit ihnen und hielt es nach vielfältiger Ueberlegung für das rathsamste, seinen Freund, Heinrich von Franken, blos in Geheim davon zu benachrichtigen und weitere Verhaltungsbefehle von ihm zu erwarten. Einen Knaben von gleichem Alter, Größe und Bildung unterzuschieben, schien ihm bedenklich und mit den nachtheiligsten Folgen verknüpft; er gab daher dem Abte, seinem Freunde, den Rath, vorzugeben, daß der Prinz an der Zahnkrankheit jählings verstorben sey und befahl ihm, den Tod desselben gehörigermaßen nach Hofe zu berichten, statt der Person des Prinzen ein hölzernes Bild und dessen feierliche Beisetzung zu veranstalten. Er übernahm es, der Fürstin, die ihren Sohn mehr liebte, als der Anschein gab, diese Trauerpost beizubringen und sie durch seine Ergeben-

heit für dieſen Verluſt zu entſchädigen. Allein die Nachricht machte zu heftigen Eindruck auf ihr Herz, als daß ſie ſich der Begierde, ihren Sohn noch einmal zu ſehen, hätte entwehren können und alle Vorſtellungen, Bitten und Beſchwörungen des von ihr ſo ſehr begünſtigten Höflings vermochten lange nichts über ſie, von dieſem Entſchluſſe abzuſtehen. In Begleitung deſſelben trat ſie die Reiſe ins Kloſter an, wurde aber unterwegs von einer Krankheit, der Folge einer Erkältung überfallen und an der Vollendung derſelben verhindert.

Dieſer jähe Zufall kam Heinrichen von Franken nicht wenig zu ſtatten; er gewann Zeit, den Kloſterabt noch beſſer auf die Ankunft der Fürſtin vorzubereiten, oder dieſer die Ausführung ihres Vorhabens gänzlich zu widerrathen. Das letztere gelang ihm zwar nicht, wohl aber das erſtere. Die Verſicherungen des Abts und ſeiner Gehülfen, machten Anfangs die fürſtliche Pilgerin ſchwanken, und ließen ſie von dem Anblicke de-

beerdigten Leichnams ihres Sohnes die traurigsten Folgen ahnden; allein Mutterliebe behielt die Oberhand, und sie bestand auf ihrer Forderung. Während dieser Verzögerung von einem Tage zum andern hatten die dienstbaren Geister dieses Geweihten der Hölle all ihre Künste aufgeboten, das Gewölbe, in welchem man den vermeintlichen Leichnam des Prinzen beigesetzt hatte, mit dicken nebelartigen Dünsten zu füllen, und dem im Sarge liegenden Bilde einen häßlichen zurückschreckenden Anblick zu geben. Es erfolgte, was man veranstaltete. Standhaft folgte die leidende Mutter den Fußstapfen ihrer Führer, durch einen langen, finstern, unterirdischen Gang, und achtete nicht der Todtenluft, die ihr bei Oeffnung des Trauergewölbes entgegenwehte. Sie näherte sich dem Sarge, warf mit eigner Hand den Deckel über die Seite, und stürzte sich im heftigsten Ausbruche des zärtlichsten Muttergefühls auf den Leichnam ihres vermeintlichen Kindes hin. Fast hätte ihr dieser Augenblick das Leben gekostet. Von aufstei-

genden peſtilenzialiſchen Düften benebelt, ſank ſie kraftlos zu Boden, und man zauderte nicht, die hohe Anweſende in dieſer Betäubung hinwegzutragen.

Beim Erwachen fühlte die Fürſtin ihre Kräfte erſchöpft. Sie wollte ſprechen; aber der Abt, der an ihrem Bette ſaß, bat ſie, ſich zu ſchonen. „Hättet ihr mir gefolgt, gnädige Frau! ſagte der Vertrauter — ihr hättet euch dieſe Unpäßlichkeit nicht zugezogen. Sagte ichs euch nicht zuvor, daß ihr den Anblick nicht würdet ertragen können? — Seyd ihr nicht ſelbſt Schuld daran? — Und hab' ichs nicht zu verantworten, daß ich euch dieſen Schritt zugelaſſen habe? — Gebe nur der Himmel, daß er nicht von ſchlimmern Folgen ſeyn möge! — " — So flatterhaft war die Fürſtin nicht, daß ſie um ihres Gemahls willen, den ſie haßte, auch ihren Sohn hätte haſſen, oder um der Liebe willen zu Heinrich von Franken ihn hätte ſo leicht vergeſſen können, nein! — das mütterliche Gefühl, das

bis jetzt durch die steten Abwechselungen des Genusses nicht erloschen, nur eingeschläfert worden war, erwachte mit einmal bei der Nachricht von dem Tode ihres Kindes, und der traurige Anblick seiner vermeintlichen Ueberreste, verursachte eine merkliche Umschaffung ihres ganzen Wesens, und ließ es sie oft bereuen, den Prinzen der Aufsicht bübischer Mönche anvertraut zu haben.

Gern hätte die ihres einzigen Kindes beraubte Mutter nach ihrer Wiedergenesung den Gang ins Todtengewölbe noch einmal gethan, aber die täglichen Besuche der geistlichen Herren und ihre eben so geistlichen Vermahnungsgründe, Bitten und Drohungen hatten doch so viel Gewalt über ihr Herz, sich dieser Foderung zum zweiten Male zu begeben und sich um ihres eigenen Selbsts und ihrer Unterthanen willen zu schonen. In möglichster Stille reiste sie wieder nach der Residenz zurück, sprach wenig, oder gar nichts; denn ihre Seele war im Aufruhr. Die Einsamkeit war von dieser

Zeit an ihre vertrauteſte Freundin, die Hoffräulein ihre alleinige Geſellſchaft und oft dieſe ihr läſtig. Der Umgang ihres Gemahls wurde ihr mit jedem Tage verhaßter und im Zirkel des Hofs hatte ſie Langeweile; daher erſchien ſie bei Hof- und Galatagen nur ſelten und verſchloß ſich entweder in ihr Zimmer, oder floh hinaus ins Freie, um ſich auszuweinen und ihrem Herzen Luft zu ſchaffen.

So ſehr auch Heinrich von Franken, der ſonſt ungemeldet und zu jedem Augenblicke vor ſeiner Fürſtin erſcheinen durfte, ſich bemühte, ihr im Garten, oder daran ſtoßenden Park, zu begegnen, oder wenn es die Gelegenheit gab, mit ihr zu ſprechen und ihrer bekümmerten Seele aufzuhelfen, ſo waren doch alle Verſuche umſonſt; ſie blieb kalt, floh ſeinen Blick und ließ ihn oft ohne Antwort ſtehen. Dieſe Behandlung war ihm Anfangs bald mehr, bald weniger gleichgültig, mit der Zeit aber erregte ſie doch einiges Nachdenken in ihm und ließ ihn nicht ohne Urſache fürchten. Der

Zuſtand, in dem ſich die leidende Fürſtin befand, gränzte wirklich an ſtille Melancholie und es vergiengen Monate, ehe der Thränenquell verſiegte, der aus ihrem Mutterauge hervordrang und ihrem Herzen einige Erleichterung gewährte. Alles war ihr gleichgültig. Die Roſe, ihre Lieblingsblume, duftete ihr nicht mehr Wonne zu, das Rauſchen des Waſſerfalls war ihrem Ohr zuwider und das Konzert des Hausgeſindes wiegte ſie nicht mehr in Schlummer ein.

In dieſer Betäubung der Sinnen ſtieg die Fürſtin oft zu ganz ungewöhnlichen Zeiten in den Garten herab und wandelte, ohne die mindeſte Furcht, von Kummer und Schmerzen begleitet, in der Mitternachtsſtunde bei der unangenehmſten rauheſten Witterung umher, während der Fürſt, unbekümmert um das Schickſal ſeiner Gemahlin, auf den Altären ſchnöder Liebe Weihrauch ſtreute, oder beim dampfenden Pokale vergaß, daß er Menſch

war

war, und tagelang, ſeiner Beſinnungskraft nicht mächtig, von einer Schwelgerei zur andern hinüber ſchlummerte. Heinrich von Franken befand ſich bei dieſer für Fürſt und Unterthanen höchſt unglücklichen Kataſtrophe am beſten. Das Regiment war in ſeinen Händen und die Zahl ſeiner Anhänger wuchs mit jedem Tage. Er fühlte ſeinem Stolze geſchmeichelt, ſein Anſehen über alles erhaben und ſeine Macht unumſchränkt; es konnte ihm nicht fehlen. Der Gedanke: ſich über lang oder kurz zum Herrn des Landes aufzuwerfen — verurſachte ihm keine Schwürigkeiten und trat ſo leicht, ſo erreichbar vor ſeine Seele hin, daß er im Geiſte ſchon ſich den Namen desjenigen beilegte, in deſſen Namen er bisher den Szepter geführt hatte.

Allgemeine Unzufriedenheit und innere Gährungen kamen der Ausführung ſeines unmäßigen Beginnens zu ſtatten. Er wünſchte ihren Ausbruch. Von Seiten des erlauchten

Fürſtenpaars ſchien er nichts zu befürchten zu haben, das ihm die Erlangung ſeines Ziels erſchweren könnte, denn beide lagen in einer ſo ſchrecklichen Betäubung, daß Beſſerung faſt nicht zu hoffen war. Doch die Krankheit der Fürſtin erreichte ihr Ziel, indeß der Fürſt immer tiefer im Labyrinthe ſeiner Ausſchweifungen ſich verlor und ſeinem Falle näherte. Aber er fiel nicht durch die Hand ſeines Rivals, ſondern durch ſeine eigene Gemahlin. Mehrere Träume, die während ihrer Krankheit und nach derſelben noch ihre Seele beunruhigten und mehrere Erſcheinungen, die auf ihren nächtlichen Wanderungen zum öftern ihr begegneten und mit den Bildern ihrer Phantaſie ſo auffallende Aehnlichkeit hatten, veranlaßten ihre Wiedergeneſung und ſie kehrte, zwar ziemlich langſam, jedoch durch die wiederholten Vorſtellungen derſelben um ſo gewiſſer zu ihrer vorigen Geſundheit zurück.

In den erſten Wochen ihrer Krankheit war die Ausſchweifung ihrer Sinnen zu heftig, als

daß ſie über die Bilder ihrer Phantaſie hätte nachdenken können, denn Todtenſchlummer ähnliche Ermattung war jedesmal die Folge derſelben; nachdem ſie aber die fürchterlichſten Anfälle überſtanden hatte und nach und nach in eine ſtille Melancholie zu fallen ſchien, die ihre Kräfte weniger erſchöpfte, genoß ſie zuweilen manches glücklichen Augenblicks, in dem ſie ihrer Beſinnungskraft völlig Meiſter war. Je mehr ſie nun dieſem Glücke ſich näherte, ohne es glauben zu wollen, ob ſie gleich ſelbſt Beſſerung in ſich verſpürte, deſto ſtärker wuchs ihre Sehnſucht nach dem ihr entriſſenen Kleinod und ſie wünſchte oft, auch da zu ſeyn, wo ſie das einzige Pfand ihrer Liebe zu erblicken wähnte. Ihr alleiniger Gedanke bei Tag und bei Nacht war ihr Kind und ihr Gebet um Auflöſung und Vereinigung mit demſelben mit jedem Morgen und jedem Abend brünſtiger. Im Traume hörte ſie ihren Sohn, von wilden Thieren umringt, nach Hülfe ſchreien, ſie wollte ihn den Klauen der Tiger entreißen.

aber sie kam zu spät — bald sah sie ihn am jenseitigen Ufer eines reißenden Stroms in den Armen eines Mannes, dessen Auge Tugend und Rechtschaffenheit sprühte, sie freute sich des Anblicks, spreitete die Arme nach ihm aus und — erwachte. Bald hörte sie den Ton seiner Stimme im Garten, oder im Park, hinter einer Buchenhecke, folgte dem Schalle, wähnte seinen Schatten zu sehen und fühlte sich getäuscht — aber der Schutzgeist des Knaben flüsterte ihr leise ins Ohr: Sey ruhig! dein Sohn lebt. —

Dieser tröstende Zuruf gewährte zwar ihrem Herzen einige Ruhe, aber der Gedanke: Wem sollst du dich vertrauen? — schlug von neuem ihren Muth darnieder und die Einsamkeit blieb ihre Vertraute nach wie vor. Verschlossen auf ihrem Zimmer, klagte sie ihr Leid den Wänden und wagte es nicht, über ihre nächtlichen Erscheinungen und Träume gegen irgend Jemand laut zu werden. Sie quälte sich mit Vermuthungen, ohne zu wissen,

welche derſelben bereits in Wirklichkeit übergegangen ſeyn könnte, denn ſie fürchtete von der Bosheit der bübiſchen Mönche — Alles. Sie beſchäftigte ſich mit Plänen und Entwürfen, die dem Verſtande einer Fürſtin Ehre machten, aber ſie fühlte ihre Schwäche, nur den geringſten derſelben auszuführen, und ſah ſich allenthalben von Schurkengeſichtern umringt, deren keines ſie zur Unterſtützung oder Ausführung ihres Beginnens tauglich fand, und es verſtrich geraume Zeit, ehe wieder ein Stral der Hoffnung in ihre leidende Seele blinkte.

Einſt begegnete ihr, als ſie allein zu ſeyn glaubte, auf ihrem gewöhnlichen Spaziergange ein Greis, deſſen Silberhaar ihr Achtung einflößte. Sie wollte ihm ausweichen. Aber der Alte trat ihr in den Weg und ſprach ſie um eine Gabe an, wobei er ſo zuverſichtlich ihr ins Auge ſah, als ob er mit deutlichen Buchſtaben den Kummer ihrer Seele ihr vom Geſicht leſen wollte. Dies war ihr auffallend.

Sie ſchien verlegen und wollte, indem ſie ihm ein Goldſtück in die Hand drückte, weiter gehen, um ſich nicht zu verrathen; aber der Greis merkte ihre Abſicht und ſagte: Verzeiht, gnädige Frau! an Eurem Herzen nagt ein Wurm. Ihr beweint den Verluſt eines Kleinods, das euch über alles ſchätzbar iſt. — „Wer ſagte euch das?“ erwiederte die Fürſtin und blieb mit ſchüchtern um ſich werfenden Blicken ſtehen, weil ſie fürchtete, belauſcht zu werden, denn ſie wußte, daß man jeden ihrer Tritte beobachtete. — „Fürchtet euch nicht, fuhr der Greis fort — meine Gegenwart iſt nicht von der Art, Aufmerkſamkeit zu erregen; dies können nur Männer mit Stern und Ordensband.“ — Die einſame Wandlerin glaubte, unerkannt zu ſeyn; aber die Rede des Alten überzeugte ſie vom Gegentheil. Sie ſchwieg; aber ihre Blicke hiengen an den Blicken des Greiſes, und doch getraute ſie ſich nicht, ihn zu fragen: Wie meint ihr das? — oder: Kennt ihr mich? — „Ihr ſeyd euer eigener Verräther, fieng der Unbegreifliche wieder an. — Auf euren

Lippen ſchwebt eine Frage — ich will ſie euch erſparen. — Ob ich euch kenne? — Dies kann euch gleich viel ſeyn. — Genug, edle Dame! merkt euch den Ort wo ihr ſteht. Hier, wo euer Fuß wallt, werdet ihr das Kleinod finden, das man euch raubte, aber nur kurze Zeit wird das Glück des Wiederſehens dauern. Ihr werdet es demjenigen wiedergeben müſſen, der es auf einige Minuten euch lieh. Haltet es ihm nicht vor, es würde euch mehr ſchaden, als fruchten. Geduld iſt das einzige was ihr bedürft, euch für dasjenige ſchadlos zu halten, was ihr jetzt entbehren müſſet. Euer Auge würde nicht hinreichend ſeyn, euch den Beſitz eures Eigenthums zu ſichern. Beſſer! ihr überlaßt es fremden Händen; es wird eine Zeit kommen, wo — doch verzeiht, edle Dame! — ich habe ſchon zu viel geplaudert.“ —

„Unbegreiflicher! entgegnete die Fürſtin — wer ihr auch ſeyn mögt! verſteht ihr euch darauf, ins Verborgene zu ſchauen und zukünf-

tige Dinge zu weissagen, o! so weile noch einen Augenblick bei einer Unglücklichen, die" —

„Ihr seyd weniger unglücklich, als ihr denkt, fiel ihr der Greis ins Wort — es komme nur auf euch an, glücklicher seyn zu wollen."

„Zu wollen? — Wie könnt' ich das?"

„Weniger in euch selbst gekehrt, offener und freier dem Feinde die Stirn bieten, muthig jedes Hinderniß übersteigen, das euch in den Weg tritt, und rastlos dem Ziel eurer Bestimmung entgegen arbeiten. Ihr werdet nicht allein wandeln auf dem Wege, der zum Ziele leitet; allenthalben, wo ihr einsprechet, wird man euch aufnehmen und willkommen heißen. Unter eurem Fußtritt wird die Erde schwinden, und Berge hinfallen, wie Gras. — Ihr werdet durch die Fluthen wallen, und eurem Fuß nicht nässen, — unangetastet werdet ihr stehen vor der Menge, und Legionen müssen euren Wink gehorchen." — Hier war's, als ob den Propheten ein heiliger Schauer überlief, er schwieg, und die Fürstin fragte mit leiser

Stimme: Wißt ihr mir nichts weiter zu sagen? —

„O! es steht noch viel geschrieben im Buche des Schicksals, antwortete der Greis — doch eine höhere Warnung befiehlt mir zu schweigen, und euch zur Geduld zu verweisen.“ —

„O! bleibt doch — bleibt!“

„Nicht einen Augenblick! — Meine Gegenwart könnte euch gefährlich werden — ich wittere Hofluft.“ — Mit diesen Worten verschwand der Alte, den die Fürstin für ein mehr als irdisches Wesen hielt; um sich her verspürte sie ein süßduftendes Wehen, und eine melodische Stimme lispelte ihr ins Ohr: Harre! — und handle!

Jetzt war sie wieder allein. Die Rede des Greises hatte sich ihrem Gedächtnisse so tief eingeprägt, daß es unmöglich war, ihrer zu vergessen, und ihrem Geiste eine reichhaltigere Beschäftigung zu gewähren.

Sie erblickte sich besonders als Fürstin in einer bedenklichen Lage, und hatte um so mehr Ursache, auf ihrer Hut zu seyn, sich nicht zu verrathen, und allenthalben mit Vorsicht zu Werke zu gehen.

Ihre Aufmerksamkeit war rege gemacht, ihr Geist in Thätigkeit und Nachdenken versetzt: demungeachtet erblickte sie sich immer noch allein, und wußte nicht, wen sie zu Rathe ziehen, und ihres Zutrauens werth halten sollte. Der Greis erschien lange nicht wieder, so sehr sie es auch wünschte, ihn zu sehen und zu sprechen, und tiefer zu forschen und einzudringen in das Geheimniß, das er ihr vertrauen zu wollen schien.

„Was ist seine Absicht?“ fragte sie des Tages wohl zehn Mal sich selbst, und durchdachte zu wiederholten Malen die Rede des Alten, forschte den Sinn jedes einzelnen Wortes, jeder Sylbe, und ruhte und rastete nicht, bis sie denselben gefunden zu haben glaubte. Oft wähnte sie, der Auflösung dessen, was ihr

räthſelhafte, oder ein Geheimniß ſchien, nahe zu ſeyn, entfernte ſich aber nur zu bald wieder davon, indem gar kein Gedanke irgend einer Betrügerei von Seiten der geiſtlichen Herren ihr in den Sinn kam, und die Meinung für ſie immer noch die Oberhand behielt, bis endlich die öftere Wiederholung und Erinnerung an die Prophezeihungen des Greiſes dieſe ſchwankend machte.

Aber wie? und auf welche Art könnten ſie mich hintergangen haben? — Sagte der Greis nicht: Ihr werdet das Kleinod finden, das man euch raubte? — Was kann er anders damit gemeinet haben, als den unglücklichen Fürſtenſohn, den ich unter meinem Herzen trug? — Er beſtimmte ſogar den Ort, wo ich ihn ſehen, wo ich ihn finden und umarmen ſollte. — Dieſer Gedanke belebte ihren Geiſt und erquickte mit ſchönern Hoffnungen ihre Seele; bald aber fiel ſie tiefer als zuvor in ernſtes Nachdenken zurück, ſchwamm auf einem Meere trüber, läſtige

Gedanken und wähnte in dem Abgrunde zu versinken, bis sie durch Thränen ihrem Herzen Luft zu schaffen vermochte. Dann, wenn sie kälteren Blutes zu seyn glaubte, wiederholte sie jeden dieser Gedanken einzeln und folgerte ganz richtig, jedoch mit der größesten Ungewißheit und Dunkelheit, daß der Prinz lebe. Aber wo? — Wie entkam er aus dem Kerker? — Wer entriß ihn der Aufsicht der geistlichen Ordensbrüder? — So stürzte eine Frage nach der andern über ihre Lippen hin und sie fand nicht eine derselben beantwortet. Kein Wunder! Ihr Kopf glich einem Labyrinthe, in dem sich tausend Wege ihr öffneten, auf denen sie sich tiefer und immer tiefer verlor. — „Wer ist der Mann, der das geraubte Kleinod in seiner Verwahrung hält und es mir nur auf wenige Minuten leihen will? — Warum ihm wieder geben und nicht behalten sollen, was mein ist?“

„Warum schweigen die Mönche, wenn sie gerechte Sache haben und treiben ihr Gaukel-

ſpiel alſo? — Wer iſt wohl mehr Betrüger? — Sie, oder der Greis, der mich zur Geduld verwies?“ —

Sie konnte nicht einſehen, warum ſie die Erziehung ihres Kindes fremden Händen überlaſſen ſollte, da ſie doch das erſte Recht darauf hatte, und der Prinz unter der Aufſicht der geiſtlichen Herren ſo übel aufgehoben geweſen zu ſeyn ſchien; konnte nicht begreifen, was man mit ihm und ihr zugleich vorhatte und durch dieſe Vorenthaltung ihres Kindes eigentlich bezweckte.

Unter dieſen Betrachtungen entflohen Tage, Wochen, Monate. Es zeigte ſich von keiner Seite irgend etwas, das die Sage des Greiſes beſtätiget, oder nur einigermaßen glaubwürdiger gemacht hätte; je öfterer aber die Fürſtin der Sache nachdachte, deſto ſtärker wuchs das Gefühl der mütterlichen Liebe in ihrem Buſen, aber auch eben ſo ſehr der Haß gegen die bübiſchen Mönche, die ſie ſo ſchändlich hintergangen hatten, und der ehrwürdige

Greis gewann in ihrem Herzen von Tage zu Tage mehr Glauben und Zutrauen, und erweckte stärker und immer stärker in ihr die Sehnsucht, ihm bald wieder einmal zu begegnen.

Hätte sie geglaubt, ihrem Warner so nahe zu seyn, gewiß hätte sie ihm einen Wink gegeben, aber sie hatte ja nicht die mindeste Ursache, ihn unter den sie umgebenden Höflingen zu suchen. Heinrich von Franken, den sie sonst so gut hatte leiden können, stand jetzt nicht mehr in solchem Kredit bei ihr, denn die Entfernung des Prinzen ins Kloster war ja hauptsächlich sein Werk, und es stand zu vermuthen, daß er mit den geistlichen Herren gemeine Sache hatte; ihm konnte sie sich also nicht vertrauen, mithin befolgte sie den Rath des Greises und verwies ihr Herz zur Geduld, war aber doch fleißige Beobachterin aller, die um sie waren, und forschte mit Fleiß und Vorsicht unter den Gesichtern, die bei Hofe erschienen.

Indeß machte es nicht wenig Aufſehen, daß ſie ſich ſeit ihrer Wiedergeneſung mit mehr Thätigkeit und Sorgfalt, als zuvor, um das Wohl des Landes bekümmerte und nach und nach mehr und immer mehr in die Regierungsgeſchäfte miſchte, die ihrem Gemahl fremd geworden und einzig und allein den Großen des Hofs überlaſſen waren. Leider fand ſie unter ihnen noch zu wenig Anhang, dies oder jenes durchzuſetzen; die Wenigen, die allenfalls auf ihrer Seite zu ſeyn ſchienen, waren zu ohnmächtig, ihre Meinungen und Anſehen zu behaupten; Andere hatten ihr Gewiſſen verkauft und fröhnten der Habſucht Heinrichs von Franken und ſeiner Anhänger.

An eine Unterſuchung wegen des Entkommens ihres Kindes aus dem Kloſter, und des Verhaltens der ehrwürdigen Ordensbrüder, war, bevor ſie nicht mit dem Greiſe noch einmal darüber geſprochen hatte, nicht zu denken, mithin mußte ſie ſchweigen und die Ausführung deſſen, was ſie beabſichtigte, auf einen günſtigeren Augenblick verſparen.

Er kam. Unter den Fräulein, die sie abwechselnd bedienten, würdigte sie Auguſten von Sternberg ihres besondern Zutrauens. Auguſtens Vater war aus altem adelichen Geschlecht, aber wenig begütert und nie zu einer Ehrenstelle bei Hofe gekommen, weil er als ein wahrheitliebender Mann verhaßt war, der in die Rolle des Höflings nicht paßte. Er lebte auf seinem Landgute im Stillen, war Vater von mehrern Kindern und würde ein ganz glückliches und geruhiges Leben haben führen können, wenn er weniger patriotisch gedacht und sich um das Wohl des Landes weniger gekümmert hätte. Aber sein Geist mußte immer Beschäftigung haben und wo er nicht frei und öffentlich thätig seyn konnte, da wirkte er im Stillen und stiftete oft mehr Gutes, als mancher am Ruder des Staats, dem die Sorge für das Land der lästigere Theil seiner Pflicht ist.

Dies war auch der Fall hier. Eben war Auguſte zur Verwaltung ihres Dienſts nach

Hofe

Hofe abgegangen, als ſich jener merkwürdige Fall ereignete, der ſo allgemeine Senſation unter den niederern Ständen verurſachte und die ſchwelgeriſchen Pfaffen in Verwirrung ſetzte. Damals gieng ihre Dienſtzeit früher zu Ende, als die Krankheit ihrer Erlauchten Gebieterin; andere traten an ihre Stelle, und ſie kehrte wieder in den Schooß ihrer Familie zurück.

Hier war es, wo ſie bei ihrer Zurückkunft die Zahl ihrer kleineren Geſchwiſter durch einen liebenswürdigen Knaben, der mit ihnen ſo ziemlich von gleichem Alter war, vermehrt ſah. Sie freute ſich ihres jungen Gaſts, ahndete aber nichts weniger, als denjenigen in ihm zu finden, deſſen Verluſt die Fürſtin troſtlos beweinte, und konnte nichts weiter erfahren, als daß er der Pflegeſohn eines armen Häuslers war, den ihr Vater nach dem Tode dieſes rechtſchaffenen Mannes zu ſich genommen hatte.

Erſt als die Zeit ſich wieder nahte, den Dienſt bei Hofe von neuem anzutreten, ſchien

ihr ein Licht aufzugehen. Ihr Vetter, Friedrich von Lichtenstein, der seit geraumer Zeit immer gegenwärtig war und mit ihrem Vater zu ganzen Tagen geheime Konferenzen hielt, konnte keine schicklichere Gelegenheit finden, an die Fürstin zu kommen, als durch sie. Ihr deshalb näheren Aufschluß zu geben und sie zur Vertrauten seines Geheimnisses zu machen, war nothwendig. In dieser Absicht unterrichtete er sie von allem, was sie zu wissen nöthig hatte und, ertheilte ihr die erforderlichen Verhaltungsbefehle. In Gegenwart ihres Vaters schwur sie ihm Verschwiegenheit und Treue und drückte das Siegel des Bundes, dessen Mitglied sie wurde, beim Abschied ihm auf die Lippe.

Sie trennten sich ungern; denn Auguste von Sternberg war mit Friedrich von Lichtenstein schon versprochen und das Bündniß ihrer Seelen nicht erst das Werk des vorhergehenden Augenblicks. Sie liebten sich zärtlich und waren von der frühesten Kindheit an einander

gekettet; aber Friedrichs ökonomiſche Verfaſſung geſtattete ihm ſo wenig, an eine Verbindung zur Zeit noch zu denken, als Auguſten, ſich aus den Armen ihrer Familie loszureißen, weil ſie, als die älteſte unter ihren Geſchwiſtern, Mutterſtelle vertreten und der Wirthſchaft vorſtehen mußte.

Doch die Trennung wurde ihnen diesmal leichter, als es wohl außerdem geſchehen ſeyn würde, denn ſie fühlten ſich beide gleich ſtark vom Gefühl des Patriotism belebt, und achteten es nur für eine dereinſtige Belohnung ihres Mühens und Strebens um das allgemeine Wohl, nach vollendeten Geſchäften ſich ungeſtört lieben zu dürfen.

Die Szene war rührend. Auguſtens jüngere Schweſter ſaß auf dem Sopha und weinte; Konrad, der Hausmeiſter, ſtand am Bette ſeines Gebieters, und ſchwang den Leuchter hoch auf, und Auguſtens Vater, der alte Sternberg, der wegen einer Unpäßlichkeit das

Bette hüten mußte, vergaß seiner Schmerzen, sammelte seine Kräfte, und fühlte sich beim Anblick dieser Szene gestärkt und neu verjüngt. Dicht neben ihm stenden Auguste und Friedrich, Arm in Arm verschlungen, Auge an Auge geheftet, und durch sympathetische Gefühle zu großen Thaten aufgefordert. „Diesen dem Vaterlande und den unsrer Liebe!“ sagte Friedrich, und küßte die neunzehnjährige Tochter seines Freundes und Wohlthäters zweimal so laut, daß die Wände wiederhallten, und Auguste erneuerte das Spiel, schmiegte sich an den Busen des edlen Friedrichs, umklammerte ihn mit beiden Händen, und wiederholte den Ausruf: Diesen dem Vaterlande und den unsrer Liebe!

Noch denselben Abend schwang sich Friedrich auf seinen Gaul, und ritt die ganze Nacht hindurch, um zur gehörigen Zeit bei seinem Regimente einzutreffen, und mit Anbruch des Tages setzte sich Auguste in den Wagen, zu ihrer Bestimmung bei Hofe abzugehen.

Friedrich war Lieutenant; dieſer Poſten aber viel zu unbedeutend, das Werk zu vollenden, das er begonnen hatte, er mußte ſich zu einem höhern emporſchwingen, auf dem er Anſehen mit Gewalt verbinden konnte. In dieſer Abſicht ſuchte er um ſeine Entlaſſung an, und bat um eine Civilbedienung, deren Erlangung ihm freilich Mühe koſtete, ihn aber doch in den Stand ſetzte, thätiger und wirkſamer zu ſeyn, ſobald er nur feſtern Fuß gefaßt haben würde. Heinrich von Franken war es, an den er ſich deshalb wenden mußte, weil von ſeinem Ja oder Nein alles abhieng, derſelbe, dem er im Stillen Fehde bot, den er ſtürzen mußte, ſein patriotiſches Unternehmen auszuführen und das Regiment dem rechtmäßigen Beſitzer wieder in die Hände zu geben.

Indeß trug Auguſte während ihres Aufenthalts in der Reſidenz das Ihrige treulich bei. Wohl mußte ſie auch, um ihrem geliebten Friedrich den Weg zu bahnen, auf dem er ſich der Fürſtin bemerkbar machen mußte,

Glücklich erreichte sie ihre Absicht, gewann das Zutrauen ihrer Gebieterin und bemeisterte sich ihres Herzens dergestalt, daß diese fast nicht mehr ohne sie leben konnte, ihr vor den übrigen allen den Vorzug gestattete und jedes Vergnügen mit ihr theilte, wie eine Schwester mit der andern. Dagegen aber verstand auch Auguste sich so wohl darauf, den Trübsinn der hohen Leidenden zu zerstreuen und Schmerz und Leiden derselben durch warme Theilnahme zu mindern.

Oft sank die erlauchte Dulderin an den Busen ihrer jungen Freundin und schüttete, von ihren Armen umschlungen, ihr Herz gegen sie aus. In ihre Thränen mischten sich Augustens Thränen, ihre Lippen hiengen an den ihrigen. Niemand ahndete diese Vertraulichkeit, und dachte nicht daran, daß ein bloßes Hoffräulein auf das Wohl des Staats Einfluß haben und den am Ruder sitzenden gefährlich werden könnte; denn im Angesichte der Welt, wenigstens des Hofs, wußten die beiden Freun

binnen ſich ſo zu betragen, daß nicht der mindeſte Verdacht entſtand; die eine wich nicht aus den Schranken der Hochachtung, die ſie der Gebieterin ſchuldig war, und dieſe wußte ihr Anſehen gegen jene allenthalben zu behaupten, ohne ſie für die Stunden ihres geheimen Umgangs abzuſchrecken, die ſie gemeiniglich in demjenigen Theile des fürſtlichen Gartens verlebten, in welchem ſie unbelauſcht den Empfindungen ihrer Herzen nachhängen konnten.

In einer derſelben geſchah es denn, daß Auguſte, im vollen Beſitze der Liebe und Vertraulichkeit ihrer erhabenen Freundin, Gelegenheit nahm, das Geſpräch auf die Entfernung des Prinzen vom Hofe und den vermeintlichen Tod deſſelben zu lenken, und die Gefühle des mütterlichen Herzens von Grad zu Grade höher zu ſpannen.

„Möchte doch einmal, ſagte ſie in einer dieſer traulichen Unterredungen — der Thränenquell verſiegen, der eure Wangen bleicht,

und Freude und Frohsinn wieder auf eure Sinn zurückkehren!"

„Dort vielleicht — hier nicht, meine Auguste!"

„Und doch?" —

„Doch? — Wie meinst du das, Liebe?"

„Ich meine, wenn die ganze Geschichte nur ein Blendwerk, ein bloßes Gaukelspiel wäre." —

„Was denkst du?"

„Nichts Unmögliches."

„Auguste! — Was veranlaßt dich zu einer solchen Vermuthung?"

„Alles."

„Wie? — Hast du Gründe?"

„Ich glaube. — Die Mönche." —

„Sind sie nicht ehrliche Leute?"

„Sollten."

„Was ſagſt du?“

„Sie ſtifteten ſchon manches Unheil, und waren oft die Urſache der blutigſten Kriege.“ —

„Wie ſteht das mit der Geſchichte meiner Leiden in Verbindung?“

„Sehr natürlich.“

„Du machſt mich begierig.“ —

„Ihr beweint den Tod eures Sohnes.“ —

„Ach, Auguſte! nur für ihn fließen dieſe Thränen.“ —

„O! daß jede einzelne derſelben eine Quelle neuer Freuden für euch werden möchte.“ —

„Dank, meine gute liebe Auguſte! für dieſe herzliche Theilnahme. — Deine Wünſche ſind ein neuer Beweis deiner Anhänglichkeit gegen mich, aber es ſind nichts, als bloße Wünſche — und der Quell dieſer Thränen iſt unverſiegbar.“

„Fürſten! — Wie? — Wenn euer Sohn lebte?“

„Lebte? —

„Die Mönche nur für todt ihn ausgaben?“ —

„Wie könnten ſie das?“

„Aus geheimen, aus böſen Abſichten, vielleicht aus Nothwendigkeit.“ —

„Auguſte?“ —

„Ihr Gewiſſen iſt eine kontrebande Waare, die ſie nur unter dem Mantel der Scheinheiligkeit mit ſich herumtragen.“

„Pfui, Liebe! — Wer wollte mit ſolcher Erniedrigung von ihnen ſprechen?“

„Wenn ſie es aber verdienen?“

„Dieſe Behauptung iſt mehr, als kühn.“

„Und, wo nicht wahr, doch wahrſcheinlich, wenigſtens möglich.“

„Mädchen! du ſchwärmſt; deine Behauptung iſt eine bloße Schimäre.“

„Nehmts, wofür ihr wollt, ihr werdet mich doch nicht von meiner Meinung abwendig machen.“

„Ich begreife gar nicht, wie du auf den Gedanken gerathen konnteſt, die Wahrheit einer Sache zu bezweifeln, von der ich mich durch den Augenſchein überzeugte?“

„Eben das war es.“ —

„Wie?“

„Der Schein betrügt.“

„Sah ich meinen Albert nicht im Sarge?“

„Vielleicht nur eine Puppe“ —

„Wunderliches Mädchen! was du für ſonderbare Einfälle haſt!“ —

„Verzeihung!“

„Umfaßte ich nicht ſeine Leiche mit dieſen

Armen? — Küßte ich ihm nicht den Kuß der Trennung auf die kalte ſtarre Lippe?“ —

„Wohl kalt und ſtarr“ —

„Auguſte!“ —

„Fürſtin! nur eine einzige Frage“ —

„Tauſend, wenn es ſeyn muß.“

„In welchem Zuſtande befandet ihr euch damals, als ihr den Gang ins Todtengewölbe wagtet?“

„In dem ſchrecklichſten, den ich je kennen lernte.“

„Zweifelt ihr nun noch, daß wir einander näher kommen dürften?“

„Du machſt mich aufmerkſam“ —

„Waret ihr in dem Augenblicke, da ihr den Leichnam eures Sohnes zu umarmen wähntet, Meiſterin eurer Gefühle?“

„Auguſte!“

„Achtetet ihr nur auf irgend etwas um euch her, als auf den alleinigen Gegenſtand eurer Begierden?“

„Auf nichts, als auf ihn.“

„Geſtattete euch wohl in dieſem Moment das Uebermaaß eurer Gefühle, zu entſcheiden, ob ihr den entſeelten Körper eures Sohnes, oder ſtatt ſeiner nur ein Bild mit dieſen Armen umſchlungen hieltet?“ —

„Gott!“

„Mit welchen ſinnebetäubenden Gerüchen war der Raum vergiftet, in dem ihr das Unterpfand eurer Liebe auf dem Paradebette zu erblicken glaubtet?“

„Ums Himmels willen! — Auguſte! — Schweig!“ —

Auguſte gehorchte. Die Fürſtin ſank von neuem an ihren Buſen hin, und ſchien einen fürchterlichen Kampf zu kämpfen, der mehrere Minuten dauerte, und allmählig mit einem Strome heißer Thränen endete.

„Auguſte! ſagte ſie dann, als ſie wieder ihrer mächtig war — du haſt mich ganz umgeſtimmt.“

„O, meine theuerſte Gebieterin!“

„Deine Zweifel, deine Muthmaßungen, o! wenn ſie gegründet wären — wenn es wahr wäre, daß mein Albert noch lebte!“ —

„Ihr wünſchet es doch wenigſtens?“

„Keiner meiner Wünſche erreichte einen höhern Grad, als eben dieſer, und alle koncentriren ſich auf dem einzigen Gedanken: daß mein Albert noch lebte! —, von ihm hängt meine ganze Glückſeligkeit ab.“

„Ihr ſeyd Mutter!“ —

„Oft ſchon haderte ich mit dem Geſchick, und verwünſchte den Augenblick, der mich zum Weibe machte.“

„Das werdet ihr in Zukunft nicht mehr zu thun Urſache haben.“

„Sprichſt du mit ſolcher Gewißheit?“

Bei diesen Worten erinnerte sie sich der Prophezeihung des Greises, und stellte zwischen dieser und den Reden ihrer jungen Freundin solche Vergleichungen an, die sie nach und nach auf andere Gedanken brachten, und in ihrem Herzen gegen die bübischen Mönche Argwohn erregten.

Wenn sie bei kälterem Blute der Sache nachdachte, und ihres Seelenzustandes in dem Augenblicke des Hinabsteigens ins Todengewölbe sich erinnerte, so war es leicht möglich, daß man sie überlistet haben konnte. Aber warum? — Die Ursache blieb ihr immer ein Räthsel, und eben diese war es, weshalb sie Aufklärung zu haben wünschte. — Konnte sie wohl Auguste ihr geben? — Wohl hätte sie das gekonnt; aber sie durfte ja die Grenzen ihres Auftrags nicht überschreiten, der bloß dahin gieng, die Fürstin aufmerksamer zu machen, und zum Selbstthätigseyn zu veranlassen.

Glücklich, aber langsam erreichte Friedrich von Lichtenstein seine Absicht. Aber desto bes-

ser; denn er gewann um so mehr Zeit, sich bei Hofe bekannt zu machen und festzusetzen. In weniger als einem Jahre schwang er sich zu einem Posten empor, auf dem er in die Geschäfte des Staates einwirkte, und auf das Wohl des Landes nicht geringen Einfluß hatte. Er wußte sich eben so sehr bei dem Volke beliebt, als seinen Vorgesetzten unentbehrlich zu machen, und stieg unvermerkt von einer Stufe zur andern. Freilich mußte er sich zuweilen mancher List bedienen, wenigstens an den Kabalen des Hofs in so fern Antheil nehmen, als es auf Interesse des Ganzen ankam, aber im Herzen war und blieb er immer Patriot, wie zuvor, betrug sich allenthalben als feiner Höfling, und überlistete alle, denen er einst, wenn er sich zum Ziel seines Strebens hinaufgearbeitet haben würde, den Krieg anzukündigen gedachte.

Indeß ließ er sich, so überhäuft auch seine Geschäfte waren, nichts angelegener seyn, als die

die Erziehung des Prinzen, die ihm manche ſchlafloſe Nacht verurſachte. Immer konnte er nicht bei und um ihn ſeyn; wenigſtens zwei Drittheile mußte er der Sorge und Klugheit des alten Sternbergs und ſeiner liebenswürdigen Tochter Auguſte überlaſſen und ſich bloß mit den Anordnungen begnügen, nach welchen dieſe das wichtige Werk der Erziehung des erlauchten Fürſtenſohnes zu bewirken hatten, das um ſo mehr Vorſicht bedurfte, je gefährlicher ſelbſt Auguſtens älteſter Bruder, Max, ihnen zu werden ſchien, der Soldat und ein eifriger Anhänger Heinrichs von Franken war.

Sie mußten die ſtrengſte Verſchwiegenheit gegen ihn beobachten und ihren jungen Zögling für einen vaterloſen adlichen Waiſen ausgeben, der ein entfernter Verwandter Friedrichs von Lichtenſtein war. Unter dieſem Vorwande gelang es ihnen, Namen und Stand ihres Pflegeſohns geheim und jeden Verdacht von ſich entfernt zu halten, der auf irgend eine Weiſe

auf sie hätte fallen können. Selbst gegen den Prinzen durften sie darüber nicht laut werden, um nicht unzeitige Begierden in ihm zu wecken, deren Befriedigung ihnen Mühe und Arbeit gekostet und sie vielleicht mancher Gefahr ausgesetzt haben würde.

Auf diese Art gelang es ihnen denn, schon frühzeitig sich eines glücklichen Erfolgs ihrer Arbeiten zu freuen. Ein natürlich guter Karakter des kleinen Alberts kam ihnen zu statten und erleichterte ihnen die Erreichung ihres großen Endzwecks. So einfach und alltäglich auch Anfangs die Erziehung des Prinzen zu seyn schien, so war sie doch gewiß seinem Stande angemessen. Ihn zum Regenten zu erziehen, mußte man erst einen guten Menschen aus ihm bilden und dazu mußte der Grund in den ersten Jahren der Kindheit gelegt werden, Dies geschah. Gleichen Schrittes gieng der Prinz, mit sich selbst unbekannt, in Ansehung des Unterrichts mit Augustens jüngeren Geschwistern ununterbrochen fort, wetteiferte

mit ihnen, theilte mit ihnen Lob und Tadel, und achtete und liebte ſie, eins wie das andere, wie Brüder und Schweſtern. Seine Lehrſtunden waren die ihrigen, ihre Vergnügungen die ſeinigen, und mancher einfältige Bauerknabe hatte die Ehre, ſeinen dereinſtigen Beherrſcher zu duzen und ſich mit ihm auf der Wieſe herumzutummeln.

Auguſtens zweiter Bruder, Julius von Sternberg, der Antipode ſeines älteren Bruders Max, führte die Aufſicht über den Prinzen. Einem beſſern Erzieher konnte ſich Friedrich von Lichtenſtein nicht anvertrauen. Ganz das Ebenbild ſeines Vaters widmete er ſich dem ſtillern Landleben und lag, mehr zu ſeinem Vergnügen, als aus Nothwendigkeit den Wiſſenſchaften ob, und machte ſichs zur Pflicht, ſeinen Geſchwiſtern ſelbſt den nöthigen Unterricht zu ertheilen. Daher wurde es ihm nicht ſchwer, auch der Lehrer des Prinzen zu ſeyn, und ſeinen Gefühlen ganz diejenige Richtung

zu geben, die ſie haben mußten, mit Vater, Schweſter und Freund einſtimmig dem vorgeſteckten Ziele entgegenzuarbeiten.

Dieſe Periode dauerte ohngefähr bis zum zehnten Jahre des kleinen fürſtlichen Erdenpügers, wo derſelbe unvermuthet dem bunten Zirkel ſeiner erſten Spielkameraden entriſſen und, eine ernſthaftere Lebensart zu beginnen, der Aufſicht und den Händen öffentlicher Lehrer übergeben und in die erſtere Klaſſe der Militär akademie aufgenommen wurde. Ehe wir ihm aber auf der neu betretenen Laufbahn folgen, ſehen wir uns genöthiget, rückwärts zu gehen und einiger Ereigniſſe Erwähnung zu thun, die unumgänglich nothwendig ſind, den Faden der Geſchichte nicht zu zerreißen.

Die Aufmerkſamkeit der Fürſtin nicht einſchläfern zu laſſen, war es nöthig, ſie von Zeit zu Zeit mit der ſchmeichelnden Hoffnung, den Prinzen zu ſehen und an ihr Mutterherz zu drücken, zu unterhalten, ihr die gute Meinung, die ſie für die geiſtlichen Herren beſeelte,

nach und nach zu benehmen und ſie vom Gegentheil zu überzeugen. So lange Auguſte von Sternberg bei Hofe war, geſchah dies, wenigſtens ſo oft ſie mit ihr allein war und im Garten und daranſtoßenden Park luſtwandelte; ſie ſelbſt vertraute ihr die Prophezeihung des Greiſes als das wichtigſte Geheimniß an, und ſchien Friedrichs von Lichtenſteins patriotiſche Abſichten nicht unbegünſtigt laſſen zu wollen. Aber Auguſtens Dienſtzeit verfloß nur zu bald, und man mußte auf Mittel denken, die gute Fürſtin, die ſich leicht von einer Seite auf die andere lenken ließ, bei den in ihr erweckten Geſinnungen zu erhalten.

Träume und andere nächtliche Erſcheinungen trugen zwar das ihrige dazu bei, aber es war noch nicht hinlänglich; das meiſte mußte augenſcheinliche Ueberzeugung thun. Es dahin zubringen, mußte man ſich ungewöhnlicher Mittel bedienen, und die Zeit benutzen, in der die Fürſtin allein zu ſeyn pflegte. Dies war gemeiniglich der Fall in den Morgenſtunden,

die ſie im Park verlebte, wohin ſie ſelten in Begleitung ihrer Fräulein gieng.

Bald begegnete ihr ein alter abgedankter Soldat, der ſie um eine Gabe anſprach, und dafür zur Dankbarkeit ihr Dinge ſagte, die ſie an die Weiſſagung des Greiſes erinnerten, und jedes Wort ihrer Freundin Auguſte mit dem lebhafteſten Nachdrucke ihr ins Gedächtniß zurückriefen; bald fand ſie, ohne irgend Jemanden geſehen zu haben, im Buchengange, oder in der duftenden Lindenallee, oder in der kleinen Eremitage, ihrem Lieblingsörtchen, ein verſiegeltes Billet mit der Aufſchrift: An die Fürſtin. Sie hob es auf, las und verwahrte es, gleich einem Heiligthume, in ihrem Buſen, dachte über den Inhalt deſſelben nach, und fand alles ſo ganz übereinſtimmend und zuſammenpaſſend mit dem, was um ſie her vorgieng. Man ſchilderte ihr die Treuloſigkeit der bübiſchen Mönche, warnte ſie vor denjenigen, die zunächſt um ihren Fürſtenthron herſtanden, mahnte ſie, eben ſo thätig

und vorſichtig, als duldſam und ſtandhaft zu ſeyn, und ſchmeichelte ihrem Mutterherzen mit dereinſtiger Befriedigung aller ihrer Wünſche, der herrlichſten Belohnung jedes in ihr aufſteigenden Gefühls mütterlicher Liebe und Zärtlichkeit. Bald ließ ſich näher oder entfernter ein Chor ziehender Muſikanten ſehen, ſie winkte ihnen zu und pflegte die Leute gut zu bezahlen, denn ſie war eine Freundin der Tonkunſt, und hörte gern ſingen.

Einſtmals geſchah es, daß eine dieſer Geſellſchaften ihre ganze Aufmerkſamkeit feſſelte, und durch eine Romanze, die das Weib eines dieſer Tonkünſtler eben ſo richtig ſang, als angenehm deklamirte, ihr Herz ganz von der Meinung abwendete, die ſie bisher für die hübſchen Mönche gehabt hatte, und ſie geneigt machte, den vielfältigen Aufforderungen, Warnungen und Bitten Gehör zu geben, und allenthalben Glauben beizumeſſen. Der Inhalt dieſer Romanze war kein anderer, als die vorgebliche Beerdigungsgeſchichte ihres tod-

gemeinten Alberts in dem Kloſter zu * * *. Dies that die beſte Wirkung.

Es dauerte nicht lange, ſo entſchloß ſich die Fürſtin, den Gang ins Todtengewölbe noch ein Mal zu wagen, um ſich durch Augenſchein von der Wahrheit der mannigfaltigen Behauptungen, womit man ſie ſeit geraumer Zeit beunruhigte, zu überzeugen. Sie faßte ſich ein Herz, und war Anfangs Willens dieſen Schritt ganz allein und in aller Stille zu thun, denn ſie war nicht ohne Urſache mißtrauiſch, und man hatte ſie ja gewarnt, vorſichtig zu Werke zu gehen; allein der Gedanke: du biſt ein ſchwaches Weib — änderte ihren Plan, und machte es nothwendig, nicht ohne Begleitung den Weg nach dem Kloſter anzutreten, weil ſie befürchten mußte, zum zweiten Male durch die Bosheit der Mönche überliſtet, oder durch die Macht ihrer Gefühle beim Anblick des vorgeblichen Leichnams ihres Sohnes übermannt zu werden. Dies koſtete ihr mehr Nachdenken, mehr Entſchloſſenheit,

mehr Mühe; und darum mußte sie mit der Ausführung dieses Beginnens zur Zeit noch Anstand nehmen, mußte forschen und prüfen, welcher unter den sie umgebenden Höflingen der würdigste wäre, ihr dahin Gesellschaft zu leisten. Nicht bloß Anhänglichkeit und Verschwiegenheit konnten demjenigen, auf den ihre Wahl fallen würde, dazu fähig machen; Festigkeit des Karakters, Muth und Entschlossenheit, mit Ansehen und Gewicht verbunden, waren die erforderlichsten Eigenschaften, die ihn in den Stand setzen mußten, der List und Bosheit der Mönche die Stirn zu bieten und seine Gebieterin zu schützen.

Seit geraumer Zeit hatte sie sich mehr als jemals in die Geschäfte des Staats gemischt und, selbst von denjenigen unterstützt, die ihr heimlich Vernichtung drohten, ihr Ansehen glücklich behauptet und, nicht ohne Beifall, die Stelle ihres Gemahls vertreten, den seine ausschweifende Lebensart von Tage zu Tage unfähiger machte, der Regierung vorzustehen.

Sie theilte Begnadigungen, Aemter, Bedienungen aus, erhob nach Gefallen und setzte ab, unterzeichnete Todesurtheile und alles schien ihrem Winke zu gehorchen; selbst Heinrich von Franken, ehemals ihr Günstling, gezeraute sich dem Anschein nach nicht, ihr zu widersprechen, und billigte vielmehr alles, was sie ordnete und befahl. Demohngeachtet kochte es im Innern und die Gährung schien mehrmahls zum Ausbruch kommen zu wollen; aber noch gab es einige Gutgesinnte, die wider den Schwang und die Treulosen in Furcht hielten, ohne es selbst zu wissen.

Die Fürstin ahndete zwar diese Uneinigkeit, die ihren Staaten Verwüstung drohte, nicht, ohneracht sie wußte, daß sie auf allen Seiten von Heuchlern und Meineidigen umgeben war; aber sie fühlte sich doch nicht stark genug, in der Länge der Zeit ihr Ansehen behaupten zu können, und es schien ihr schwer, unter den Großen des Hofs denjenigen zu finden, dessen Beistand sie bedurfte.

Alles führte ein wachſames Auge auf und wider einander, die Guten, wie die Böſen, aber keiner getraute ſich zur Zeit noch aufzutreten und Lärm zu blaſen, oder der Fürſtin heimlich etwas ins Ohr zu ſagen, weil er ahnden mußte, bemerkt und zur Verantwortung gezogen zu werden. Der Bruder fürchtete den Bruder, der Sohn ſcheute den Vater und keiner wußte, zu welcher Parthei dieſer oder Jener gehörte. Das Ganze zu überſchauen war nur dem Einzigen vorbehalten, der vom höchſten Gefühl heißer Liebe fürs Vaterland beſeelt, eben ſo viel Klugheit, als Muth und Standhaftigkeit beſaß, ſich im entſcheidenden Augenblicke der fürchterlichen Kataſtrophe an die Spitze zu ſtellen, daſſelbe vom Untergange zu retten — dem Einzigen, Friedrich von Lichtenſtein.

War er es nicht, auf dem das Auge der Fürſtin länger verweilte, als auf jedem andern, unter der ſie umgebenden Menge? — den ſie, mit Ausſchluß aller Andern, ihres Zu-

trauens würdig ſchätzte, und zum Theilnehmer einer Handlung wählte, die ſie, allein auszuführen, ſich zu ſchwach fühlte?

Sie trat in den Saal, überſchaute die Anweſenden mit einem Blicke, der Schweigen gebot und wenigſtens zwei Drittheile der Verſammlung in die äußerſten Schranken der Ehrfurcht zurückſcheuchte; nur Friedrich von Lichtenſtein zitterte nicht. Die Ruhe der Seele, die aus ſeinen Blicken ſtrahlte, blieb dem Auge der Fürſtin eben ſo wenig unbemerkt, als die Gewiſſensangſt der übrigen, die wie Bildſäulen um ſie her ſtanden und mit Furcht ihre Befehle erwarteten. Aller Augen waren nur auf ſie geheftet, keiner wagte es, ſeinen Nachbar anzuſehen, oder nur zu berühren, und im ganzen Saale war außer der Fürſtin kein eifrigerer, ſchnellerer Beobachter, als Friedrich von Lichtenſtein. Frei und offen rollte ſein Blick von einem auf den andern in der Verſammlung umher, dann auf die Fürſtin und von dieſer auf jene zurück. Nicht Schadenfreude war es,

die in dieſem Augenblicke ſeines Herzens ſich bemächtigte; inneres Bewußtſeyn wahrer Seelengröße erhob ihn über alle, wie über einen jeden einzelnen, und ſicherte ihm den Triumph.

Aber auch er mußte warten, bis er von ſeiner Gebieterin aufgefordert wurde, und ſeine Begierde zu ſprechen in die Schranken der Subordination zurückweiſen. Er hatte gleiches Schickſal mit den übrigen, und ſah ſich in ſeinen Erwartungen eben ſo ſehr getäuſcht, als jene. Doch dieſe Täuſchung verurſachte ihm keinen Kummer; vielmehr war ſie ihm Beweis, daß die Fürſtin eben ſo klug, als vorſichtig handelte, und nicht ſogleich in Erfüllung brachte, was er ahndete. Nicht ohne Urſache ſchmeichelte er ſich, von ihr bemerkt worden zu ſeyn; aber zu welcher Abſicht? — Konnte er wohl ihre Gedanken errathen? — Mußte er nicht zur Geduld ſeine Zuflucht nehmen? — Und wenn er ſie nun auch errathen hätte, was mehr dann? — Mit

ihm durfte ja die doch Fürstin den Anfang nicht machen.

Erst beim Auseinandergehen steckte man die Köpfe zusammen und gratulirte sich, diesmal so angenehm getäuscht worden zu seyn, indem sich die Fürstin gnädiger hatte finden lassen, als dem Anscheine nach zu vermuthen gewesen. Heinrich von Franken allein war es, dem ihr Benehmen einige Bedenklichkeiten verursachte; doch der Befehl, vor seiner Gebieterin zu erscheinen, setzte ihn bald wieder aus der Verlegenheit.

Er kam; und als er ins Vorzimmer trat, war bereits Kurt von Falkenau zugegen, und erwartete die Ankunft der Fürstin. Kurt war sein Amtskollege, und dem Anscheine nach sein Freund; doch die Zukunft wird es lehren, ob nicht Heinrich von Franken sich in seiner Meinung irrte; denn Kurt war in jeder Hinsicht ein feiner Hofmann, der den Mantel vortreflich nach dem Winde zu hängen, und der

Leidenſchaft des Geringern, wie des Vornehmern zu ſchmeicheln wußte.

„Sieh da, Herr Kollege! redete dieſer ihn an — treffen wir uns hier?“

„Wie Sie ſehen.“

„Sind wir vielleicht in einer und derſelben Abſicht hergerufen?“

„Weiß ich das? — Die Fürſtin hat befohlen.“

„Ja, Herr Kanzler!“

„Spaß bei Seite, Freund Falkenau! was nicht iſt, kann noch werden.“

Heinrich ſtrich ſich den Bart; denn das Wort Kanzler ſchmeichelte ſeinem Stolze. Kurt hingegen mußte ſich vor Lachen in die Zunge beiſen, und hatte ſchon wieder eine Antwort auf den Lippen, als die Seitenthüre aufſprang, und die Fürſtin, von Friedrich von Lichtenſtein und ihrem Leibarzt begleitet, im Reiſehabit quer durch gieng, und den beiden ſie erwartenden Räthen befahl, ihr zu folgen.

„Ich verreise;“ hub die Fürstin an. —

„So schnell?“ fiel Heinrich von Franken ihr in die Rede, erhielt aber nicht die gewünschte Antwort, denn die Fürstin fuhr sogleich, ohne darauf gemerkt zu haben, fort.

„Ich will nicht, daß meine Abwesenheit einigen Aufschub in den Geschäften des Staats verursache; deshalb übertrage ich die Verwaltung derselben eurer gemeinschaftlichen Fürsorge. Keiner agire ohne den andern. Alles ist eurer Klugheit überlassen; nur die Unterzeichnung der Todesurtheile bleibt bis zu meiner Wiederkehr ausgesetzt. Auf eure Treue rechnend, hoffe ich nicht Ursache zu haben, über euch klagen zu dürfen.“

Bei diesen Worten gelangten beide, der von Franken und von Falkenau, zum Handkusse, mit der Bedeutung, ihre Reise so viel, als möglich, geheim zu halten, um nicht Aufsehen zu erregen, indem sie noch hinzusetzte: Kümmert euch nicht um die Absicht meiner Reise. Sie betrifft das Wohl meiner Staaten;

sen; aber außer mir iß ſie allen, ſelbſt denen, die mich begleiten, ein Geheimniß. Und damit habt ihr euern Beſcheid.

Die Fürſtin gieng, und die Räthe mußten ſich mit dem erhaltenen Auftrage begnügen. Kurt von Falkenau war weniger deshalb betreten, aber dem von Franken verurſachte der jähe Entſchluß und das geheimnißvolle Betragen ſeiner Gebieterin Nachdenken. Demohngeachtet vermochte er nicht, ihre Abſicht zu errathen, denn die vorgebliche Beerdigungsgeſchichte des Prinzen im Kloſter zu * * *, über welche nach ſeiner Meinung längſt Gras gewachſen war, kam ihm nicht in den Sinn. Indeß maßte er ſich der ihm ertheilten Gewalt mit dem ihm eigenen Stolze an und konnte es faſt nicht bergen, daß es ihm zuwider war, einen andern an ſeine Seite geſetzt zu ſehen, mit dem er die Ehre der ihm aufgetragenen Sorge für das Wohl des Landes theilen ſollte. Wir laſſen ihn handeln, ohne uns

darum zu bekümmern, wie er seinen Auftrag bewirkte, und folgen der Fürstin, die bereits in den Wagen gestiegen war, als er und sein Kollege, Kurt von Falkenau, den fürstlichen Pallast verließen.

Außer Friedrich von Lichtenstein und ihrem Leibarzte hatte die Fürstin niemanden, als eine Kammerfrau und einen Bedienten mit sich genommen. Nur der erstere, der die Stelle eines Geheimsekretärs vertrat, errieth die Absicht seiner Gebieterin, die übrigen aber wußten so wenig, wie der Postillon, dem sie erst beim Einsteigen in den Wagen Befehl ertheilte, den Ort ihrer Bestimmung; wie hätten sie auf diese Weise vermuthen können, zu welchem Endzwecke die Fürstin reiste.

Ihre Ankunft im Kloster zu * * * war den Mönchen und insbesondere dem Abte überraschend, und ihre Forderung schien sie in Verlegenheit zu setzen. Zwar war man nicht abgeneigt, ihr zu willfahren, aber man bediente sich dieser und jener Ausflüchte, um nur Zeit

zu gewinnen und ſolche Vorkehrungen zu treffen, die die Fürſtin auſſer Stand ſetzen ſollten, ihre Abſicht zu erreichen. Die geiſtlichen Herren forderten ihre ganze Beredtſamkeit auf, die erleuchte Pilgerin von der Schädlichkeit der unterirdiſchen Dünſte und den nachtheiligen Folgen ihres Beginnens zu überzeugen, indem ſie ſie zugleich an den traurigen Erfolg ihres erſtmaligen Hinabſteigens ins Todtengewölbe des vermeintlich beigelegten Fürſtenſohnes zu erinnern ſich erkühnten.

Aber ſie hatte ja vorgebaut, war auf alles gefaßt und durch ihre Begleiter geſichert, von den Mönchen nicht überliſtet zu werden. Der fürſtliche Leibarzt war ein eben ſo rechtſchaffener, als einſichtsvoller Mann von geſetzten Jahren und ein geheimer Gegner aller, die es mit Heinrich von Franken hielten. Aber er hatte ja vermöge des Poſtens, den er bekleidete, zu wenig Einfluß in die Geſchäfte des Staats; ſich geradezu hineinzumiſchen,

war er nicht berechtiget, um so weniger, da er zur Zeit noch von keiner Seite angetaſtet, und irgend einer Verletzung ſeiner Pflicht verdächtig gemacht worden. Er ſpielte den ſtillen Beobachter, und ſchüttelte, wenn er von niemanden bemerkt werden konnte, den Kopf, that einen Blick rückwärts auf die Verhandlungen der Großen, überſchaute die gegenwärtige Lage der Dinge, und dachte bei ſich ſelbſt darüber nach, wo das am Ende alles hinaus ſollte. Heinrich von Franken und ſeine Anhänger trieben ihr Unweſen, häuften auf Koſten des Landes ungeheure Summen, beabſichtigten allenthalben nichts, als ihr Intereſſe, und veranlaßten den Bürger und den Landmann, über Bedrückungen mancherlei Art laut zu werden.

Noch kannte er bei Hofe nicht einen einzigen, der ſich unterfangen hätte, etwas dagegen zu ſprechen, und jenen Bedrückern der leidenden Menſchheit die Stirn zu bieten: aber der gegenwärtige Fall lehrte ihn den

Mann kennen, der mit Verachtung ſeines eigenen Selbſts alle Hinderniſſe überſteigen, von allen Seiten umringt durch den Feind ſich durchſchlagen, und am Ziele ſeines Strebens, mit Lorbeern gekrönt, dem Unweſen ein Ende machen ſollte.

Friedrich von Lichtenſtein, den er bis jetzt nur auf einem ſehr unbedeutenden Poſten hatte ſtehen ſehen, war es, in dem er den Retter des Vaterlands zu bewundern, und Freundſchaft mit ihm zu errrichten, durch dieſe geſellſchaftlichen Reiſe in Stand geſetzt wurde. Ob er nun gleich dem muthigen Jünglinge an Jahren weit überlegen war, ſo mußte er ſich doch ſtillſchweigend einer Prüfung unterwerfen, ohne welche er unmöglich an den Verhandlungen Theil nehmen konnte, die bis jetzt allen, nur Friedrichen von Lichtenſtein kein Geheimniß waren. Seine Amtspflicht machte es ihm nothwendig, täglich bei der Fürſtin zu erſcheinen, und darum war er ein unentbehrliches Subjekt für den thätigen unterneh-

menden Jüngling, der all' sein Glück, alle seine Ruhe dem Wohl des Vaterlands zum Opfer brachte, und ihm allein sein ganzes Leben widmete. Treue und Gewissenhaftigkeit, mit welchen der rechtschaffene Mann über die Gesundheit seiner Gebieterin wachte, und das Zutrauen derselben machte ihn auch der Freundschaft und des Zutrauens des jungen Patrioten werth, dem er um so bereitwilliger Treue und Verschwiegenheit gelobte, je mehr auch er gegenseitig ihn seiner Freundschaft und Hochachtung würdig fand.

Gemeinschaftlich arbeiteten sie nun, und rathschlagten wegen der Ausführung eines Beginnens, das ihnen von Seiten der bübischen Mönche so augenscheinlich erschwert wurde. „Ehrwürdiger!" sagte Friedrich von Lichtenstein, von dem Vertrauten seines Geheimnisses unterstützt, mit jugendlicher Unerschrockenheit zu dem graubärtigen Abte, dem die Äbtissin bereits ihre Willensmeinung eröffnet hatte — „allen Respekt für eure Person, aber

eure Weigerung iſt ungerecht, und ich gebe euch mein Ehrenwort, eben ſo fruchtlos. Glaubt ja nicht, daß die Fürſtin von ihrer Forderung abſtehen werde, ſie iſt auf alles vorbereitet.“

Der Abt horchte hoch auf, ſtaunte den kühnen Jüngling an, und war ſchon im Begriffe, die bereits gemachten Einwendungen zu wiederholen, und durch neue Zuſätze zu vermehren; aber Friedrich ließ ihn nicht zu Worte kommen, und begann mit eben ſo viel Achtung, als Ernſt und Nachdruck von neuem alſo:

„Ich weiß, was ihr ſagen wollt; aber ich verſichere euch, ehrwürdiger Herr! daß ich Gründe habe, die Forderung unſrer Gebieterin zu unterſtützen und die eurigen zu vernichten. Laßt ſehen! wer von uns beiden das Schlachtfeld behaupten wird.“

Dieſe kühne Ausforderung nöthigte dem ſtolzen Abte ein erzwungenes Lächeln ab; aber es war ihm doch nicht ſo ums Herz. Sein Auge wurde ernſt und düſter, und ſeine Blicke

hingen bewunderungsvoll unablässig an den Blicken seines Gegners, der mit offener Stirn und gleichsam gespanntem Bogen näher auf ihn anrückte.

„Wer zuletzt lacht, lacht am meisten — fuhr Friedrich fort. — Ihr seyd im Dienste der Kirche grau geworden, und euer Alter und Stand flößen mir Achtung ein; aber eins so wenig, als der andere, schreckt mich ab, meine jugendlichen Kräfte an euch zu prüfen. Ich bin Soldat — verzeiht ehrwürdiger Herr! so viel ist euch doch bekannt, daß dieser Stand nicht gewohnt ist, mit sich spaßen zu lassen.“ —

„Wie meinet ihr das?“ fiel der Abt ihm in die Rede. —

„Ich meine, die Fürstin wird von ihrer Forderung nicht abgehen und ihr habt nicht die mindeste Ursache, ihr dieselbe zu verweigern.“

„Und doch, kühner Jüngling!“

„Laßt mich ganz ausreden! — Wenn ich geendet habe, dann möget ihr entscheiden und wählen“ —

„Wählen?“ —

„Eure ſpöttelnden Wiederholungen ſind nicht im Stande, mein Blut in Wallung zu bringen; ich bin Hofmann! — aber eure Störrigkeit nöthiget mich, meine Bitten in Vorſtellungen und, wenn dieſe nichts fruchten, in Drohungen zu verwandeln. Glaubt nicht, uns zu hintergehen; wir ſind Männer. Alle magiſche Kunſt und Wiſſenſchaft eurer Amts- und Ordensbrüder wird nicht vermögend ſeyn, das Unternehmen der Fürſtin zu vereiteln; wir haben Gegenmittel, euer Machwerk zu vernichten und die Kinder eurer Bosheit zu erſticken.“ —

„Gemach, ſchlauer Höfling! ihr werdet bitter. Der Vorwurf, der eurer Zunge entſchlüpfte, dürfte vielleicht weniger mich treffen, als ihr gemeinet ſeyd. Wollet ihr euch überzeugen, ſo ſtellet eine Unterſuchung an und ihr werdet finden, daß es für die zarten Füße der fürſtlichen Pilgerin ein kühnes Wagniß

ſey, in die Gruft des beigeſetzten Prinzen hinabzuſteigen.“ —

„Ueberlaſſet das mir!“

„Wie kann ich das?

„Ade! — Zum letzten Male, ohne Weigerung!“ —

„Und was könntet ihr wollen?“

„Der Welt öffentlich bekannt machen, was bis jetzt noch ein Geheimniß war.“

„Friedrich!“ —

„Stehet ihr vielleicht in der Meinung, Alleinvertrauter dieſes Geheimniſſes zu ſeyn, ſo ſeyd ihr irrig. Im Vertrauen geſagt, ehrwürdiger Herr! ich weiß mehr, als ihr ahndet, als ihr wünſchen möget.“

„Was wiſſet ihr denn?“

„Pfui! — Ich hätte nicht geglaubt, daß ihrs ſo weit treiben könntet. — Wollet ihr, daß ich euch mit Schonung behandeln ſoll, ſo

nehmet keinen Anſtand, der Forderung einer tiefgebeugten Mutter zu willfahren; wo nicht, ſo ſoll es heute noch die Welt erfahren, daß ihr" —

„Was?"

„Den Erben fürſtlicher Thronen auf die Seite ſchaffiet, ſtatt ſeiner ein hölzernes Bild in den Sarg legtet und die Beiſezungsſzene ſo vortrefflich veranſtaltetet, daß ihr die Welt glauben machtet, der Prinz ſey an den Blattern geſtorben, eure Tücke und Bosheit zu bemänteln." —

„Wer ſpricht das?"

„Ich, Friedrich von Lichtenſtein!"

„Habt ihr Beweiſe?"

„Sie ſind in meinen Händen."

„Wie?"

„Der Prinz lebt." —

„Iſts möglich?"

„Wozu dieſe Verſtellung?“

„Friedrich! — Ihr habt mich in einem falſchen Verdachte.“

„Meinet ihr?“

„Ich wußte das nicht.“ —

„Aber der Briefwechſel mit Heinrich von Franken?“

„War nothwendig.“ —

„Freilich!“

„Ich bin unſchuldig.“ —

„Das iſt eure Sorge.“

„Friedrich! — Glaubt, was ihr wollt, der Prinz wurde uns geraubt.“

„Und ihr forſchtet den Thäter nicht?“

„Ich fürchtete Verantwortung.“ —

„Welches war beſſer? — Dieſe, oder Gaukelſpiel, das über lang und kurz doch an den Tag kommen mußte?“

„Noch iſt es nicht.“ —

„Aber es wird.“ —

„Friedrich! ſchonet dieſer grauen Haare; ich möchte nicht gern“ —

„Als ein Lügner zur Grube hinabfahren. Nicht wahr Abt! ich habe den Fleck getroffen?“

„Ihr ſeyd ein kluger Mann.“

„Auf ein Wort! Die Fürſtin wird euch verzeihen, wenn ihr hinfort nicht länger ihrem Mutterherzen wehe und ihrer Forderung Genüge thun wollet.“

„Wird ſie das?“

„Ich gebe euch mein Ehrenwort. — Sie iſt von allem unterrichtet, ſie weiß alles.“

„Sie weiß? — und will doch ſehen?“

„Um ſich zu überzeugen.“

„O! ich bitte euch — Friedrich! — Erſpart ihr den Anblick.“ —

„Er wird ſie nicht ſchrecken; es iſt ja nur ein Bild.“

Der in Liſt und Ränken geübte und ſonſt ſo erfahrne Greis mochte einwenden, was er wollte, Friedrich von Lichtenſtein blieb bei ſeinem Satze und wußte ſeinen Gegner ſo in die Enge zu treiben, daß er bald gewonnenes Spiel hatte. Der Abt beichtete und erhielt für dies aufrichtige Geſtändniß das gegenſeitige Verſprechen, die Geſchichte fernerweit geheim zu halten und derohalben ihm bei der Fürſtin Verzeihung auszuwirken.

Friedrich von Lichtenſtein hielt Wort und disponirte die Fürſtin dergeſtalt zu ſeinem Vortheile, daß ſie ihm verſprach, dem heiligen Manne weiter keinen Vorwurf zu machen. Dagegen gelobte der Abt gleichergeſtalt die ſtrengſte Verſchwiegenheit, und wagte es um ſo weniger, die Anweſenheit der Fürſtin ſeinem Freunde Heinrich von Franken zu melden, je mehr er befürchtete, beobachtet und ertappt zu werden; denn Friedrich hatte ihm dermaßen

bange gemacht, daß er es ohne Gefahr nicht wagen konnte, einen Briefwechsel wieder zu erneuern, der bereits seit geraumer Zeit war abgebrochen gewesen. Auch führte Friedrich wirklich ein wachsames Auge über ihn und machte ihm jedes Unternehmen dieser Art unausführbar.

Tags darauf stieg die Fürstin in das Todtengewölbe ihres vorgeblich beerdigten Sohnes an der Hand ihrer Getreuen hinab, nachdem diese bereits einige Stunden zuvor die Beschaffenheit desselben genau untersucht und eben so wenig gefahrvoll im Hinabsteigen, als der Gesundheit ihrer Gebieterin nachtheilig befunden hatten. Wäre sie nicht vorbereitet gewesen, so würde sie der Anblick gewiß zurückgeschreckt haben; so aber hatte sich das Blättchen gewendet und sie stieg mit dem belebenden Gedanken: Mein Albert lebt — bloß als eine wallfahrtende Pilgerin hinab, einige Augenblicke an der vermeintlichen Ruhestätte eines verklärten Heiligen zu weilen, oder viel-

mehr die Kunſt und Geſchicklichkeit zu bewundern, welche die lügenhaften Mönche an dieſem errichteten Grabmahle verſchwendet hatten.

Sie fand alles ſo, wie man ihr berichtet hatte und wünſchte nichts ſehnlicher, als das Original deſſen, den ſie hier im Bilde ſo treffend für ihren Sohn erkannte, an ihr Mutterherz zu drücken; doch der Erfüllung dieſes Wunſches mußte ſie ſich zur Zeit noch begeben und an der alleinigen Hoffnung, über lang oder kurz ihren geliebten Albert einmal in ihren Armen zu ſehen, begnügen laſſen. Unſtreitig würde ſie länger daſelbſt verweilt haben, wenn ſie ſtatt des Bildes einen wirklichen Leichnam im Sarge erblickt hätte, ſo aber mahnte ſie der Widerwille, der alle Gefühle ihres Mutterherzens gegen die Bewohner des Orts, den ſie betreten hatte, empörte, und die dicke, gepreßte Luft des unterirdiſchen Gewölbes, die, bei einem längern Aufenthalt, ihrer Geſundheit geſchadet haben würde, den Rückweg anzutreten und einen Ort zu verlaſſen, der ihr ſchlechterdings verhaßt ſeyn mußte.

Mie-

Niemand war froher, als der Abt, der in eigener Perſon die fürſtliche Pilgerin in das ſchauerliche Gewölbe hinabgeleitet hatte. Sein Unrecht fühlend und von einem rüſtigen furchtbaren Gegner bewacht und bedroht, ſah er ſich, ſo lange die Gegenwart der Fürſtin im Kloſter dauerte, in die Enge getrieben. In ſeinem ganzen Leben war ihm kein Gang ſauerer, keine Arbeit ſchwerer geworden, als der Gang in die erdichtete Gruft des geraubten Prinzen; denn der Zuſage Friedrichs von Lichtenſtein ungeachtet, fürchtete er wenigſtens von Seiten der Fürſtin, die ſich nicht würde halten können, ihre Wuth auszulaſſen, mit den bitterſten gerechteſten Vorwürfen überſchüttet zu werden. „Sie iſt Weib — dachte er bei ſich ſelbſt — ihre Rache kennt keine Gränzen.“ — Dieſer Gedanke zwar täuſchte ihn ſo lange, bis die Fürſtin in den Wagen ſtieg und ihn nochmahls durch ihren Sekretär, Friedrich von Lichtenſtein, ihrer Verzeihung verſichern und bedeuten ließ, die Sache nach wie vor geheim

zu halten: aber er hielt ihn in den Schranken der Furcht und lehnte jede unbescheidene Herauslassung ab, deren er sich nicht würde entbrochen haben, wenn das Recht auf seiner Seite gewesen wäre.

Heinrich von Franken dachte nicht, daß die Abwesenheit der Fürstin von so kurzer Dauer seyn würde und sah sich durch ihre Rückkehr eben so sehr überrascht, als durch ihre schnelle Abreise. Eben so ungern legte er deshalb die ihm anvertraute Gewalt wieder in ihre Hände zurück, indem er manches dadurch vereitlet sah, was er während dieser Zeit ins Werk zu setzen gedacht hatte.

Weniger betreten fühlte sich Kurt von Falkenau, ungeachtet er mehr Ursache gehabt hätte, es zu seyn, als jener. Der Wirkungskreis, in den er sich als Mitverweser der Regierungsgeschäfte während der Abwesenheit der Fürstin erhoben sah, setzte ihn ja in den Stand, Heinrichen, den er längst schon als seinen gefährlichsten Rival beneidet, gefürchtet und ver-

abſcheut hatte, einmal etwas ans Bein binden zu können; die Ausführung dieſes ſchadenfrohen Gedankens zerſtob, wie eine Wolke in der Luft; kein Wunder, wenn dies nicht Aerger und Verdruß ihm erweckte. Doch er ließ ſich nichts merken und ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, dieſen Gedanken zu einer gelegenern Zeit in Ausübung zu bringen, ſo vorſichtig auch Heinrich zu Werke gieng und ſich alles deſſen enthielt, was jenen in ſeiner dermaligen Verbindung zu Klagen über ihn hätte veranlaſſen können.

Ein originell böſes Herz hatte Kurt von Falkenau nicht; aber es gieng ihm, wie vielen ſeines Gleichen. Er war Hofmann, mit den Kabalen des Hofs bekannt, liſtig und ſchlau, den Mantel nach dem Winde zu hängen und allenthalben den Kopf aus der Schlinge zu ziehen; aber es hatte lange gedauert, ehe er ſich zu einem bedeutenden Poſten emporgeſchwungen hatte, auf dem er ſein Anſehen befeſtiget

sah. Heinrich war nur dem Namen nach sein Freund, im Herzen war er ihm feind und seine Neigung hieng mehr auf die Seite der wenigen Gutdenkenden, die noch zu sehr unter dem größern Haufen verborgen waren. Sein eifrigster Wunsch war es, ihn, als den Stifter und Urheber manches Unheils, von der Höhe, auf der er stand, herabgestürzt und durch eine glückliche Revolution das Universum in eine bessere Verfassung gesetzt zu sehen; aber allein fühlte er sich zu schwach, ein so kühnes Unternehmen zur Ausführung zu bringen, einmal weil er selbst zu wenig Beweise wider ihn hatte, aber auch darum, weil er mißtrauisch gegen diejenigen war, die am meisten Ursache gehabt hätten, sich gegen diesen Menschenbedrücker aufzulehnen. Daher beschloß er, im Stillen zu handeln, zu beobachten und, wenn der glückliche Zeitpunkt eintreten sollte, der seine Wünsche befriedigte, sich auf die Seite derjenigen zu schlagen, deren Gesinnung mit der seinigen gleichstimmend seyn würde. Wie dies geschah; wird die Folge lehren, jetzt keh-

ren wir zur Fürstin zurück, die wir nach ihrer Rückkehr in die Residenz zum ersten Male wieder an ihrer Toilette finden.

Lange war sie nicht so heiterer, froher Laune gewesen, als diesmal und lange war kein so schöner beglückender Morgen über das ganze Land hereingebrochen, als dieser, der sie nach einer fast monatlichen Abwesenheit zu neuen Thaten und ihrer würdigen Handlungen weckte. Sie fühlte sich ganz besonders geneigt, wohlzuthun und wünschte nichts sehnlicher, als die Stunde der öffentlichen Versammlung schlagen zu hören, um ihre glückliche Laune auslassen zu können. Bis dahin beschäftigte sie sich theils mit ihrer Kleidung, die sie absichtlich so einfach als möglich wählte, und durch die natürlichen Reitze ihres eigenen Selbst zu erhöhen glaubte; theils mit dem Gedanken: Mein Albert lebt — und den durch diesen Gedanken veranlaßten glücklichen Entschließungen.

Eine Stunde zuvor, ehe sie in den An-

dienzsaal gehen wollte, verſchloß ſie ſich in ihr Kabinet und verlangte, ungeſtört zu ſeyn und niemand, ſelbſt der Leibarzt nicht, durfte dieſe dem Nachdenken gewidmete Stunde unterbrechen. Als die Kammerfrau hinweg und ſie allein war, entſchlug ſie ſich aller Gedanken, die wenig Minuten zuvor noch ihren Geiſt beſchäftiget hatten, um ſich einzig und allein über die wichtigen Gegenſtände, die ſo eben vor ihre Seele hintraten, mit ſich ſelbſt zu unterhalten, über die wahre Beſtimmung ihres Daſeyns nachzudenken und auf die Ausführung der gefaßten guten Entſchließungen vorzubereiten.

Sie trat ans offene Fenſter. Die reizendſte Ausſicht in den Garten und die darhinter liegende Gegend bot ſich dem Auge der fürſtlichen Späherin dar, die mit einem Blicke das Ganze überſchaute und zur tiefſten Verehrung und Anbetung des erhabenſten Weſens ſich aufgefordert fühlte. „O Natur! wie biſt du ſo ſchön, wie ſo mit Weisheit und Liebe in dir

iſt alles geordnet und mit prunkloſer Einfalt geſchmückt. Alles das Werk eines Augenblicks, entriſſen dem Nichts durch die Hand gebietender Allgewalt! Wo iſt der Menſch, der auftreten und ſagen kann: Dies oder das iſt meine Erfindung — dieſer Baum, dieſe Pflanze, dieſer Wurm verdankt ſein Daſeyn mir? — Armer ſchwacher Sterblicher! wie biſt du ſo klein, gegen den erhabenen Bildner deines Selbſts und doch Herr und im Beſitz all' dieſer Dinge, die um dich ſind und leben?" —

„Wie ſo glücklich iſt der Knabe dort auf dem Grashügel. Wie unbefangen und ſorgenfrei weidet er ſeine kleine Heerde den Berg hinan und zurück ins bunte Thal! Wie froh, wie heiter flötet er dort, an einen hundertjährigen Eichſtamm gelehnt, ſein Morgenlied! Wie ruhig verzehret er im Schatten kühlender Aeſte das kärgliche Frühſtück von der Hand der freundlichen Dirne ihm dargebracht! — O! wie ſo ſehr beneide ich dich, junger Hirt! — Möchte ich auch ſo glücklich ſeyn, wie du!" —

„Pfui! war das nicht ein Gott beleidigender Gedanke? — Bin ich nicht aus demselben Teige geformt? — Oder sehe ich etwas besseres an mir? — Bin ich nicht glücklich? — Glücklicher vielleicht, als meine Verdienste werth sind! — — Bin ich nicht Gattin? — Mutter? — vieler Tausende, die mich fürchten, lieben, mich anbeten? — Und ich sollte murren und hadern mit der Vorsicht, die mich zu dem Posten erhob, auf dem ich stehe? — Nein! das wäre Undank, unverzeihlicher Undank gegen den, der den Menschen aus dem Staube schuf, wie den Wurm. — (betend und auf die Knie fallend.) Dank! Dank und Anbetung dir, großer, erhabener Schöpfer des unermeßlichen Weltalls! groß und erhaben im kleinsten Insekt, das durch die Lüfte bebt. Reich mir deine Hand, Allmächtiger! und leite mich selbst auf der Bahn, die du mich gehen hießest!“ —

(Pause.)

(Auf und niedergehend.) „Weib? — Thron? — Ein schwaches Weib auf dem Throne, der

dem Manne gebührt? — Wunderliche Fügung des Schickſals! — Und doch! — Trug nicht ſchon manches Weib Szepter und Kronen? — Iſt das nicht immer eins? — Soll das Weib nicht auch theilen den Glanz, der des Mannes Haupt umſtralt? — Wäre denn nur allein für ihn die Ehre? — Sollte das Weib bloß geſchaffen ſeyn, zu leiden und zu dulden? — Nicht auch zu herrſchen?"

(Pauſe.)

„Herrſchen, ein ſchöner wohlklingender Laut, der den Ohren ſchmeichelt und kitzelt. — Aber die Gefahr, die der Ehre zur Seite geht und Vernichtung droht, was geht über ſie? — Welch eine laſtende Bürde! — Ach nur zu ſehr fühle ich die Schwere, die meine Schultern drückt, und vermag nicht, ſie von mir zu werfen, habe niemanden, der ſie mit mir theilt, oder nur erleichtert. — Pfui! was iſt das? — Warum ſchlägt der Hammer meines Herzens ſo angſtvoll hörbar? — Warum röhtet ſich meine Wange ſo heiß und ſo glühend? — Was ſoll dieſe Bangigkeit? dieſe Furcht? —

Ruhig, armes Herz! es kann ja doch nicht immer so bleiben — die Prüfung wird ja doch einmal enden. — Jawohl Prüfung, hart und gefahrvoll; aber was kann das helfen? — Iſt nicht das ganze Leben Prüfung? — In jedem Stande Prüfung, für den Fürſten wie für den Bettler? — Aber alles mit Unterſchied. Indeß der Arme, an Kummer und Elend gewöhnt, die kurze Laufbahn ſeiner Erdenpilgerung ruhig durchwandelt, und lächelnd dem Knöchler ins Auge blickt, wenn er die Hippe ſchwingt, gehen die Großen der Erde mit ſtolzem, langſamen Schritte, begafft und bewundert, bemitleidet, gefürchtet, gehaßt und beneidet, mit Zittern und Zagen durch die Menge, und getrauen ſich nicht, rückwärts oder über ſich zu blicken, weil ſie befürchten müſſen, vernichtet zu werden im nächſten Moment, durch das Schwerdt, das an einem dünnen Faden über ihrem Haupte hernieder hängt, ohnmächtig, denſelben zu zerreißen.“

Die ſo ſehnlich gewünſchte Stunde ſchlug. So ſchnell hatte ſie ihren Eintritt nicht geahn-

det, und faſt wünſchte ſie, dieſelbe verhört zu haben, denn ſie fühlte ſich in einer ganz andern Stimmung, und hatte noch lange nicht alles durchdacht, was ſie ſich zu denken und zu überlegen vorgenommen hatte. Die Kürze der Zeit nöhtigte ſie, abzubrechen, die Fortſetzung dieſer Betrachtung auf andere Zeit zu verſchieben, und ſich durch ein kurzes brünſtiges Gebet auf den Schritt, den ſie jetzt thun ſollte, vorzubereiten.

Zahlreicher, als ſonſt, war die Verſammlung, und die Erwartung der Umſtehenden groß. Aller Blicke nur auf ſie geheftet, die zum erſten Male wieder nach langer Trennung, wie eine Mutter, in den Kreis ihrer Kinder trat, und mit liebevoller Zärtlichkeit die mitgebrachten Geſchenke unter ſie austheilen wollte.

„Ich freue mich, ſagte ſie beim Eintritt — euch noch alle geſund zu ſehen. Lange war ich nicht ſo vergnügt, als ich heute bin. Urtheilt ſelbſt, ob ich nicht Urſache habe, es zu ſeyn.“

Die Neugier der Guten, wie der Bösen, stieg in einem Moment zu demselben Grade möglichst erreichbarer Höhe, niemand aber unterfieng sich, die erhabene Rednerin zu unterbrechen, deren Erzählung auf die Umstehenden eine wunderliche Sensation machte, die aber von keiner Seite zum Ausbruch kam und sich glücklich in den Schranken der Bescheidenheit hielt.

„Die Absicht meiner Reise, fuhr die Fürstin fort — war euch so wenig bekannt, als der Ort meines Aufenthalts. Nicht ohne Grund verhehlte ich euch beide; selbst Friedrich von Lichtenstein und der Arzt, die ich mir zur Begleitung wählte, erfuhren jene nicht eher, als bis wir bereits an dem letzteren angekommen waren, weil ich fürchtete, durch einen oder den andern von der Ausführung meines Beginnens zurückgehalten zu werden. Ihr werdet Staunen über die Veranlassung, einen Schritt zu wiederholen, der mir schon einmal beinahe das Leben gekostet hätte."

Eine feierliche Stille herrſchte in dem Saale, alles war Ohr, niemand getraute ſich, laut zu athmen; das Ganze glich einem Bethaus, in dem man zuſammen gekommen wäre, ſeine Andacht zu üben und ſich durch den Vortrag eines geſchickten Kanzelredners zu erbauen. Mit Wohlbehagen bemerkte die Fürſtin die Theilnahme, die auf den Geſichtern einiger der um ſie her ſtehenden ſich äußerte; ſie begann mehr und immer mehr im Enthuſiasm zu ſprechen und ſchämte ſich nicht, die geheimſten Gefühle ihres vortrefflichen Herzens vor der ganzen Verſammlung laut werden zu laſſen.

„Nennet es Schwäche, Aberglaube — nennt's, wie ihr wollet, wenn ich Träumen und Ahndungen Gehör gab, die mich von Zeit zu Zeit verfolgten und Schlaf und Ruhe mir raubten. Ich geſtehe, daß ich Anfangs weniger darauf achtete, bald aber durch häufige Wiederholungen aufmerkſamer gemacht wurde, und Gefühle in mir aufſteigen ſah, die mir für die Zukunft bange machten. Lange gieng ich

mit mir selbst zu Rathe, getraute mich aber nicht, gegen irgend Jemanden deshalb laut zu werden und konnte es, so viel Ueberwindung mich's auch kostete, doch nicht übers Herz bringen, den gefaßten Entschluß unausgeführt zu lassen. Einmal hatte ich mir den Gedanken in den Kopf gesetzt; mich von der Wahrheit zu überzeugen, unternahm ich diese Reise und es reut mich in der That nicht, sie gethan zu haben, denn ich sage euch, daß ich eine Entdeckung gemacht habe, die für das ganze Land eben so großes Interesse hat, als für mich insbesondere."

(Pause.)

Absichtlich ruhte die Fürstin einige Minuten, die Neugier höher zu spannen, überschaute mit eben so schnellem als ernstem Blicke die ganze Versammlung und stimmte die Saiten ihres Vortrags zu einem solchen Tone, der die Zuhörenden dermaßen überraschte, daß einer wie der andere sich in seiner Erwartung übertroffen sah.

„Nicht wahr, meine Lieben! begann die erlauchte Rednerin von neuem — ihr alle standet bis jetzt in der Meinung, und das ganze Land, vom höchsten bis zum Geringsten glaubte, der Prinz sey in dem Kloster an den Blattern gestorben? — — Nein! es war ja nur Täuschung.“ —

„Täuschung?“ hörte sie allgemein und fast von allen Lippen zugleich in einem Moment im Tone der höchsten Verwunderung wiederholen. Alles staunte die Fürstin mit unverwandtem Blicke an; nur Heinrich von Franken, der zunächst ihr zur Seite stand, wagte es nicht, die Augen aufzuschlagen. Ihm wars, als ob ein elektrischer Schlag ihm durch alle Nerven führe; er wurde leichenblaß und wußte nicht, ob er dem allgemeinen Ausruf der Umstehenden beipflichten und durch Wiederholung des Worts: Täuschung — seine Verwunderung bezeugen sollte. Er hatte Mühe sich zu halten und die Verlegenheit nicht zu verrathen, in die er sich durch die Erzählung der Fürstin versetzt sah.

„Ja! bloße Täuſchung„ — fuhr ſie nach einer minutenlangen Pauſe fort, abſichtlich, oder nicht, Heinrichen von Franken die Beſchämung, der er ausgeſetzt zu ſeyn ſchien, zu erſparen und Zeit zu geben, ſich zu ſammeln — „Dem Abte, Gott weiß, aus welchen Urſachen, einen Poſſen zu ſpielen, hatten einige Mönche Streit angefangen; er entſchied und verurtheilte die Schuldigen zu einer ſechswöchigen Gefängnißſtrafe. Doch ſie entkamen durch die Flucht und glaubten ſich nicht nachdrücklicher an ihrem Vorgeſetzten zu rächen, als durch den Raub des Prinzen, der einigen von ihnen zur Aufſicht übergeben war. Schwäche des Alters veranlaßte den ängſtlichen Greis zu dem fälſchlichen Vorgeben, als wäre ſein Zögling an bösartigen Blattern geſtorben und veranſtaltete auf Anrathen ſeiner Ordensbrüder, die erdichtete Trauerzeremonie und Beiſetzung der fürſtlichen Leiche, an deren Stelle er ein bloßes Bild verfertigen ließ, womit er die ganze Welt täuſchte und mich, wenig-

nigſtens bis hieher, des Glücks beraubte, Mutter zu heißen.“

„Der Schändliche!“ tönte von den Lippen einiger Braven, und Heinrich von Franken, der es nicht bergen konnte, darüber betreten zu ſeyn, weil er der erſte war, der dieſe Trauerpoſt damals dem fürſtlichen Elternpaare hinterbracht hatte, ſpielte den Beleidigten und äußerte, daß ihm die Geſchichte höchſt empfindlich wäre, indem er nicht geglaubt hätte von dem Abte hintergangen worden zu ſeyn.

Friedrich von Lichtenſtein, der ganz ruhig unter der Menge ſtand, ſein Augenmerk aber beſonders auf dieſen gerichtet hatte, jede ſeiner Bewegungen, jeden Geſichtszug deſſelben mit Fleiß und Wahrheit ſtudirte und ergründete, dachte ſich das Beſte und wußte mehr, als die ganze hochadeliche Dienerſchaft und die Fürſtin ſelbſt zu ahnden vermochte.

„Zweifelt ihr nun noch an der Wahrhaftigkeit meiner Träume und Ahndungen? — Und

würde nur einer unter euch das geglaubt und als möglich sich gedacht haben, was ich leider! durch augenscheinliche Ueberzeugung in der Wahrheit bestätiget fand?" —

„Wahrlich nein!" unterbrach Kurt von Falkenau die fürstliche Rednerin mit enthusiastischem Ausdruck und versicherte, daß er nie auf den Gedanken gerathen seyn würde, solch einen Betrug zu ahnden.

„Fragt meinen Leibarzt, fuhr die Fürstin weiter fort — fragt meinen Sekretär, Friedrich von Lichtenstein, beide sind Zeugen dessen, was ich gesagt habe."

„Ja! begann Friedrich von Lichtenstein, durch die Menge sich hervordrängend — der Betrug ist wahr, und wir, die wir seit Jahren schon den Tod des fürstlichen Thronerben beweinten, haben allerdings Ursache, uns zu freuen, daß er noch lebt."

„Er lebt?" wurde in verschiedenen, mehr oder weniger lauten Ausdrücken wiederholt.

und einige, von denen beſonders Kurt von Falkenau ſich auszeichnete, ſcheuten ſich nicht, der Behauptung des jungen Patrioten beizupflichten, der mit Bewilligung der Fürſtin die Erzählung vollendete und mit Rednerpathos alſo begann.

„Der Prinz lebt! — Aber wo? — Eben das iſt es, was dem Mutterherzen unſerer anbetungswürdigen Monarchin Kummer verurſacht und jede ihrer Klagen rechtfertiget. Wem kann es wohl heiligere Pflicht ſeyn, als uns, die wir hier verſammlet ſind, Theil zu nehmen an ihren Schmerzen, und Balſam auf die Wunde zu gießen, die allmählig verharſchte, und jetzt von neuem aufgeriſſen wurde? — Auf, meine Freunde! Auf! alle, die ihr patriotiſches Gefühl im Buſen tragt, laſſet uns thätig und wirkſam ſeyn! — Blut und Leben der theuren Fürſtin weihen, und mit Anſtrengung all unſerer Kräfte nur darauf bedacht ſeyn, ihre Hoffnungen wahr, und ihre Freude

vollkommen zu machen! — Lasset uns weder Gefahr noch Kosten scheuen, den Aufenthalt des uns geraubten Kleinods auszuspähen, es den Händen unrechtmäßiger Besitzer zu entreißen, der tief gebeugten Mutter einen Sohn wiederzugeben und uns in demselben, unter unserer eigenen Pflege und Wartung einen neuen Vater und Versorger für die Zukunft groß zu ziehen!" —

Leises Gemurmel. Ohne darauf zu achten fuhr Friedrich ununterbrochen fort, und sagte: „Wer so denkt, wie Friedrich von Lichtenstein gesinnet ist, der trete auf meine Seite und verbinde sich mit mir, den Prinzen, der, wenn der Abt nicht zum zweiten Male log, in einem Kloster in Italien verborgen gehalten wird, als wohin nach seiner Behauptung die flüchtigen Mörder ihren Weg genommen haben, ans Licht zu ziehen und Heil und Leben über unser Vaterland zu verbreiten. Wer anders denkt, dem werfe ich vor der ganzen Versammlung den Fehdehandschuh hin, und erkläre ihn öffentlich für einen Feind des Vaterlands."

Kurt von Falkenau machte den Anfang, mehrere folgten ihm, und traten auf Friedrichs Seite; keiner aber wagte es, den Handschuh aufzuheben, den Friedrich von Lichtenstein in die Mitte geworfen hatte, und sich laut für einen Feind des Vaterlands zu erklären, weil Heinrich von Franken, der sie im Sold hatte, es nicht für gut befand, diese Erklärung zu thun. Aber Rache kochte in seinem Busen und der Geist des übermüthigen Höflings beschäftigte sich bloß mit dem Gedanken, wie er das patriotische Unternehmen des edlen Jünglings, den mit Freimüthigkeit und schlichtem Biedersinn ihm und seiner Rotte die Stirn bot, vereiteln wollte.

„Dank euch, Friedrich von Lichtenstein! für diese edle Gesinnung.“ — So begann die Fürstin nach einer fürchterlichen Pause, binnen welcher sie die versammelte Dienerschaft in zwei Haufen abgetheilt sah, die sich so ziemlich die Waage hielten und für und wider ihre Wünsche und Hoffnungen sich erklärten. An

der Spitze der einen Friedrich von Lichtenſtein, aus der niedern Klaſſe der um ſie ſtehenden Höflinge; der andere zwar ohne Anführer, aber mächtiger und gefährlicher, denn Heinrich von Franken ſtand oben an. Die Fürſtin bemerkte dieſes Verhältniß, und war augenblicklich darauf bedacht, auch in Anſehung dieſes Punktes das Gewicht unter beiden ſo viel als möglich in Gleichheit zu bringen.

„Dank auch euch, fuhr ſie fort, von ihrem Sitze ſich erhebend, und an Heinrich von Franken und Kurt von Falkenau wendend — für eure bisher geleiſteten Dienſte. Euch übertrug ich während meiner Abweſenheit die Regierung, und ich freue mich, zu hören, daß ihr dieſelbe ſo verwaltet habt, wie ich es wünſchte. Mit Vergnügen nehme ich die Bürde wieder von euern Schultern ab, und lege mir ſelbſt ſie auf; dagegen aber ernenne ich euch beide, zum Beweis meiner Zufriedenheit, mit gleichem Rechte zu wirklichen Geheimen Räthen, und ins beſondere mit Uebertragung der erle-

digten Kanzlerſtelle an den von Franken, und der Vizekanzlerſtelle an den von Falkenau. Ihr aber, Friedrich von Lichtenſtein! der ihr es um mich verdient habt, und mir auf meiner Reiſe treuen Beiſtand leiſtetet, bekleidet von dieſem Augenblicke an, die durch jenen erledigte Präſidentenſtelle, mit ausdrücklicher Beifügung des Karakters eines wirklichen Geheimen Raths.“

Alles ſtaunte über die unvermuthete Standeserhöhung des kühnen Lichtenſteiners, der es wagte, ſich an die Spitze einer Parthei zu werfen, die bis jetzt noch ohne Führer und Namen, unter dem großen Haufen ſich verſteckt hatte. Man wünſchte ſich gegenſeitig Glück, niemand aber heuchelte mehr Freude, als Heinrich von Franken, der in dem jungen Waghalſe einen Feind erkannte, den er bis jetzt für nichts weniger, als gefährlich gehalten hatte, nun aber auf dem Poſten, zu dem er ihn erhoben ſah, zu fürchten Urſache fand.

Der edle Friedrich hatte nunmehro, was er wünſchte, Ehre, Anſehen und Macht; denn der Wirkungskreis, in den er ſich verſetzt ſah, war höher und viel umfaſſender, und ſeinem thätigen Geiſte angemeſſener; aber auch eben ſo laſtend und gefahrvoll. Denn der Augenblick ſeiner Beförderung erwarb ihm mehr Feinde, als Freunde, die, wenn ſie es auch nicht mit der Gegenpartei hielten, dennoch ihn beneideten, weil ſie auf den ihm anvertrauten Poſten ältere Rechte und Anſprüche zu haben glaubten. Doch dies ſchlug ſeinen Muth nicht darnieder. Schlicht und gerade ſeinen Gang fortgehend, ſcheute er einen ſo wenig, als den andern, und wußte jenen ſowohl, als dieſen, immer die Stirn zu bieten, ungeachtet er von dieſer Zeit an mehr als jemals mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, die ihm eben ſo ſehr die Bürde ſeines Amts, als ſein mehr und immer mehr laut werdender Eifer für das Wohl des Vaterlandes verurſachten.

Seit Friedrich von Lichtenſtein Präſident war, verſpürte man allenthalben merkliche Verbeſſerungen. Der Bürger und der Landmann, der bisher über Ungerechtigkeiten und Bedrückungen geklagt hatte, ſah mit einmal ſeine Gerechtſame wieder hergeſtellt, ſein Hab und Gut geſicherter, verbeſſerter und vermehrter. Dies erwarb ihm unleugbar Achtung und Liebe beim Volke, deſto mehr aber Haß und Unwillen beim Adel; doch auch dieſer legte ſich allmählig, und wer nicht ein geſchworner Anhänger Heinrichs von Franken war, der fand gewiß mit jedem Tage neue Veranlaſſung, den jungen Präſidenten zu bewundern, und von Zeit zu Zeit lieb zu gewinnen. Denn ob es gleich den Anſchein hatte, als ob Friedrich den Gemeinſtand mehr begünſtigen wollte, als den Adel, ſo blieb es doch nur beim bloßen Scheine, indem er bald eben ſo thätig und menſchenfreundlich zum Vortheil des letztern, als des erſtern wirkte. Aber auf ein Mal konnte ers ja nicht zwingen, und jener Stand mußte eher beſriediget werden, als die-

ſer, weil er von jenem für das Ganze mehr zu fürchten hatte, als er von dieſem für ſeine Perſon jemals befürchten zu müſſen glaubte. So geſchah es denn, daß der beſſer geſinnte Theil nach und nach ſich von der Nothwendigkeit dieſes Verfahrens überzeugte, dem Patriotism des kluzen Staatsmannes allenthalben Gerechtigkeit widerfahren ließ, und ſogar ſich endlich ganz auf ſeine Seite ſchlug, und den Ausbruch der wider ihn ſich empörenden Kabale oft abwehrte.

Kein Wunder, wenn unter ſolchen Umſtänden zwiſchen ihm und Heinrichen von Franken ſeit dieſer Epoche immer Zwiſtigkeiten obwalteten, die der unermüdeten Thätigkeit des jungen Patrioten ungeachtet einen gewaltigen Einfluß auf das Ganze hatten und die edlen Abſichten Friedrichs, wo nicht vereitelten, doch gewiß erſchwerten und in die Länge zogen.

Die vornehmſte und hauptſächlichſte ſeiner Unternehmungen war denn die Wiedervorbrin-

gung des allgemein todt geglaubten Prinzen, ein in jeder Hinsicht großes und wichtiges Unternehmen. Heinrich von Franken, der erste im Staate, der gefährlichste Feind, mit dem er in Ansehung dieses Punktes zu kämpfen hatte, begünstigte nichts weniger, als die Hoffnungen seiner erlauchten Gebieterin, die ihm das Geschäft übertragen hatte, den Aufenthalt des fürstlichen Thronerben auszuspähen, indem er einzig und allein nur darauf bedacht war, seine Macht und Ansehen zu befestigen, und sich über lang oder kurz zum unumschränkten Beherrscher des Landes aufzuwerfen. In dieser Absicht mußte er denn freilich alles anwenden, es zu verhüten, daß der Prinz nicht wieder ans Licht gebracht würde.

Friedrich von Lichtenstein hatte das voraus gesehen, und genau berechnet, das der Stolze meineidige Heinrich all seine Kräfte aufbieten würde, jedes patriotische Verfahren zunichte zu machen; darum hatte er nicht ohne Absicht vorgegeben, daß der Prinz in einem Kloster in Italien erzogen würde und bestimmt wäre,

ein Mönch zu werden; darum durfte er den erlauchten Zögling ſeiner geliebten Auguſte nicht den Armen dieſer ſorgenden Wärterin entreißen und der Gefahr Preis geben, zum zweiten Male auf die Seite geſchafft zu werden, wenn er dieſem adlichen Böſewicht in die Hände gerathen ſollte; darum mußte er den Fürſtenſohn auf die wichtigſte Epoche ſeines Lebens gehörig vorbereiten, die für ihn und für das ganze Land gleiches Intereſſe hatte, und Wohl und Weh dem einen wie dem andern beſtimmte, und darum endlich mußte er mit der Ausführung dieſes großen Unternehmens bis zum Eintritt dieſes entſcheidenden Zeitpunkts Anſtand nehmen, ſelbſt gegen die Fürſtin, die ihn vor allen andern ihres Zutrauens, und ihrer Gnade würdigte, verſchwiegen ſeyn und nicht zu frühzeitig ihr den Aufenthalt ihres Kindes verrathen, um nicht durch einen zu jähen Ausbruch mütterlicher Gefühle, den er allerdings befürchten mußte, plauderhaft zu werden, und ſeinen Feinden ſelbſt die Waffen in die Hände zu geben.

Dieſe Vorſicht war um ſo nothwendiger, je ſehnlicher die Fürſtin wünſchte, den immer höher ſteigenden Gefühlen ihres Mutterherzens freien Lauf zu laſſen und nicht Stärke genug beſaß, die Triebe der Natur zu bekämpfen. Ob ſie wohl deshalb Tadel verdiente? — Gewiß nicht! — Sie war Weib, war Mutter — und darum dieſe Schwäche verzeihlich. Würde es nicht vielmehr Beleidigung der Gottheit geweſen ſeyn, die dieſe Gefühle ihr in das Herz legte, wenn ſie dieſelben hätte unterdrücken und um der Fürſtin willen die Mutter verleugnen wollen? —

Dieſer Zuſtand der fürſtlichen Dulderin konnte dem hellſehenden Auge des aufmerkſamen Beobachters unmöglich verborgen bleiben. Es kränkte ihn tief in der Seele, daß er ihr die Wonne vorenthalten mußte, den Sohn ihrer Liebe ans mütterliche Herz zu drücken und doch war es ſchlechterdings Nothwendigkeit, ſo und nicht anders zu handeln. Er mußte von einer Zeit zur andern ſie hinhalten, ihren

Hoffnungen und Wünschen nur schmeicheln, aber keinen derselben befriedigen.

So wie nun Heinrich von Franken nur zum Schein sich Mühe gab, den von seiner Gebieterin erhaltenen Auftrag in Erfüllung zu bringen, so that Friedrich von Lichtenstein ein Gleiches und übergieng es absichtlich mit Stillschweigen, wenn seine Bemühungen fruchtlos zu seyn schienen, und durch Gegenwirkungen der feindlichen Parthei vereitelt wurden. So gieng ein Jahr nach dem andern verloren, und schon gab man alle Hoffnung auf, jemals den Wunsch der patriotisch gesinnten Parthei erfüllt zu sehen; Heinrich von Franken lachte des gegentheiligen Ansinnens und wähnte, seinem Ziele bald näher zu kommen; aber man täuschte sich auf allen Seiten. Denn mit Riesenschritten ging Friedrich von Lichtenstein in seinem Werke vorwärts und überraschte beide Theile.

Indeß vermochte ers doch nicht, dem mütterlichen Herzen seiner Gebieterin Wehe zu

thun, ohne nicht wenigſtens einmal das ſehnende Verlangen zu befriedigen, ihr Kind zu ſehen, und in ihre Arme zu ſchließen. Dies zu bewirken, ohne Aufſehen zu erregen, verurſachte ihm Nachdenken und Mühe, und war mit nicht geringer Gefahr verknüpft; denn allenthalben, wo er gieng und ſtand, folgte ihm das Ungeheuer Kabale auf dem Fuße, und die Bahn, die er zu durchlaufen hatte, glich einer Heerſtraße, auf welcher von allen Seiten Räuber und Mörder, in Gebüſch und Hohlwegen verſteckt, ſich lagerten, und jedem rechtſchaffenen, patriotiſch geſinnten Staatsbürger auf den Dienſt lauerten. Doch es gelang ihm glücklich, mitten durch dieſe Wegelagerungen unangetaſtet hindurchzugehen, und Zeit und Gelegenheit zu benutzen, lindernden Balſam auf die Wunden des leidenden Mutterherzens zu gießen. Schwerlich würde er es dahin gebracht haben, wäre er nicht immer auf jeden Fall vorbereitet, und dem Grundſatze treu geweſen, Minuten zu haſchen und allenthalben den gegenwärtigen Augenblick zu benutzen.

Daß er längſt ſchon mit dieſem wohlthätigen erquickenden Gedanken ſchwanger gieng, beweiſt jene Erſcheinung des Greiſes im Park, deſſen Weiſſagung der Fürſtin unvergeßlich blieb. Hoffentlich werden unſere Leſer bei Erinnerung derſelben leicht abnehmen können, daß dieſer Greis, wo nicht Friedrich von Lichtenſtein ſelbſt, doch gewiß einer ſeiner Anhänger war. Dem ſey, wie ihm wolle! die Weiſſagung gieng in Erfüllung.

Zufälligerweiſe hatte Auguſte von Sternberg wieder den Dienſt bei der Fürſtin. Sie genoß, wie bekannt, vor allen andern den Vorzug, war mehr Freundin und Alleinvertraute ihrer Gebieterin, und kam, ſo lange ihre Dienſtzeit währte, nicht von ihrer Seite. Daher geſchah es denn, daß die Fürſtin eine kleine Luſtreiſe innerhalb den Grenzen ihres Landes ſo lange verſchob, bis ihre liebe Auguſte, wie ſie dieſelbe zu nennen pflegte, wieder nach Hofe kam, ſie auf ſelbiger zu begleiten.

ten. Er wünſchte Gelegenheit zur Ausführung des Gedankens, der Fürſtin durch Zuführung ihres Kindes eine heimliche, unerwartete Freude zu machen. Der junge Präſident war der erſte und der einzige, dem Auguſte dieſe Nachricht hinterbrachte. Sie wußte, was dieſer im Sinne hatte, und da die Reiſe in die benachbarten Gegenden ihrer väterlichen Fluren gehen ſollte, ſo urtheilte ſie ganz und gar nicht unrichtig, daß ſie dem edlen Friedrich einen großen Gefallen erzeigen würde, wenn ſie ihm ſogleich das Vorhaben der Fürſtin berichtigte, und dadurch ihn in den Stand ſetzte, die Weiſſagung des Greiſes in Erfüllung zu bringen.

Die Reiſe gieng vor ſich; und ſchon war die Fürſtin zwei ganzer Tage am Arme ihrer Freundin in den ſchönen anmuthigen Gebirgsgegenden herumgeſtrichen, die Seltenheiten der Natur in Augenſchein zu nehmen, als ein furchtbar nahendes Wetter ſie nöthigte, ihre

Schritte zu verdoppeln und in dem zunächſt gelegenen Dörfchen Schutz und Obdach zu ſuchen. Sie kehrte in dem erſten beſten Häuschen ein, wo ihr ein altes Mütterchen entgegen kam, das ſie freundlich bewillkommte und ſich herzlich freute, eine ſo ſchöne vornehme Dame in ihrer kleinen Wohnung zu ſehen. Ein Krug Milch und ein Stück hausbacknes Brod war alles, was die geſchäftige Martha der ſchönen Fremden vorzuſetzen vermochte, die mit herablaſſender Güte Beſcheid that, und den guten Willen der ehrlichen Matrone zehnfach belohnte.

Das Gewitter gieng, von einem erquickenden Regen begleitet, ſchneller vorüber, als man Anfangs vermuthet hätte, und die erlauchte Pilgerin mochte ungefähr eine Stunde unter dem Strohdache ihrer freundlichen Wirthin geruht haben, als ſie ſich entſchloß, den Rückweg wieder anzutreten und Abſchied nehmen wollte. „Mit Gunſt, ſagte das Mütterchen — unmöglich könnet ihr auf dem W-

ge wieder rückwärts gehen, den ihr gekommen seyd; ich will euch einen bessern zeigen, der weniger gefahrvoll ist für eure zarten Füßchen, denn ihr seyd die klitscherigten, steilen Wege nicht gewohnt.“

Mit diesen Worten führte sie die Damen durch einen kleinen hinter ihrer Wohnung befindlichen Garten auf einem angenehmen Fußsteige, zwischen bunten Wiesenteppichen dahin, welche auf der einen Seite von sanften Anhöhen, auf der andern von einem kleinen rieselnden Bache, der dies anmuthige Gelände wohlthätig bewässerte, beschränkt wurden, und gab ihnen wohl eine Viertelstunde lang das Geleit, bis sie an ein kleines Gehölz kamen, wo mehrere Wege sich dem Auge der reizenden Pilgerinnen darböten, die sie leicht irre geführt haben würden, wenn sie nicht die gutmüthige Alte zurecht gewiesen hätte. „Den Weg da links, durch das Birkenwäldchen müsset ihr einschlagen, sagte sie, wenn ihr wieder auf die Straße

kommen wollet, auf der ihr hergekommen ſeyd. Ihr könnet gar nicht fehlen; der Weg geht gerade aus, und längſtens binnen einer Stunde ſeyd ihr an Ort und Stelle. Weiter kann ich nicht mitgehen. Gott erhalte euch geſund! Solltet ihr wieder einmal in die Gegend kommen, ſo ſprecht auch hübſch bei mir ein.“

„Tauſend Dank, Mütterchen!“ erwiederte die Fürſtin, griff nach der Börſe und drückte der plauderhaften Alten ein Goldſtück in die Hand, mit dem Zuſatze: daß ſie ſich dafür gütlich thun ſollte.

Die Fürſtin war ſchon eine ganze Strecke Wegs in den Wald hinein, als die Alte noch immer am Ausgange ſtand, das Goldſtück in der Hand wiegte, und ihre Wohlthäterin ſo lange mit den Augen verfolgte, bis ſie dieſelbe nicht mehr ſehen konnte, und ihr noch tauſend Glück und Segen nachwünſchte.

„Ich bin außerordentlich vergnügt; ſagte die Fürſtin, als ſie wieder mit ihrer Freundin

Auguſte allein war, und Arm in Arm mit ihr durchs Wäldchen dahinſchlenderte. — Mir iſt ſo wohl und ſo weh ums Herz, als ob mir etwas bevorſtünde; ſprich, liebe Auguſte! wie gefalle ich dir.“

„Juſt ſo recht, erwiederte Auguſte — einer unverhofften Freude entgegenzugehen.“

„Meinſt du? — O! wenn du Wahrheit geſprochen hätteſt, Auguſte!“

Bei dieſem Ausrufe überließ ſich die erlauchte Pilgerin ganz dem Gefühl ihres Herzens, riß ſich los von dem Arme ihrer Freundin, um mit verdoppelten Kräften ihr um den Hals zu fallen und ihr Herz in ihren Buſen auszuſchütten. Eine Thräne perlte im Auge der Fürſtin, und noch ehe ſie über die glühende Wange herabträufeln konnte, küßte ſie Auguſte mit ihren Roſenlippen hinweg.

„Könnte ich wohl eine treuere Freundin, eine herzlichere Theilnehmerin meines Schickſals haben, die mit mir weint, wenn dies lei-

bende Herz durch Thränen Linderung ſucht, und wenn ich froh bin, froh iſt mit mir? Ach, gute liebe Auguſte! lege deine Hand hierher an mein Herz, und fühle. — Iſt das Schlagen meiner Pulſe nicht das ſonderbarſte Gemiſch von Freude und Bangigkeit? — Ha, gutes Mädchen! könnte ich wohl ein Geheimniß haben vor dir?“ —

„O meine theure Gebieterin! wie bin ich ſo glücklich, ſo ganz eures Zutrauens, eurer Liebe und innigen Freundſchaft gewürdiget zu ſeyn.“

„Nein! vor dir habe ich kein Geheimniß. — Sprich! könnte wohl eine Freude größer und unverhoffter mich überraſchen, als die einzige, die dem Mutterherzen gütlich thun würde?“

Auguſte verſtand, was ſie ſagen wollte, fühlte ſich von der Wahrheit deſſen, was die Fürſtin wünſchte, und wenig Augenblicke nachher in Erfüllung gieng, überzeugt, und beſtä-

eigte mir drei Worten dieſe Behauptung, indem ſie ſagte: Keine, als dieſe!

Arm in Arm verſchlungen, und Seel' in Seele ergoſſen, giengen unſre beide Freundinnen, ohne auf den Unterſchied ihres Standes im mindeſten Rückſicht zu nehmen, weiter, kamen unvermerkt am Ausgange des Wäldchens in ein ſchönes offenes Thal, das ſo ganz geeignet war, die ſchwärmeriſchen Gefühle der Luſtwandelnden von Moment zu Moment höher zu ſtimmen, und ihnen bis zu dem entſcheidenden Augenblicke Haltung zu geben.

Ob Auguſte von dem, was jetzt vorgehen ſollte, unterrichtet war, oder nicht, was kümmert uns das? — Die mannigfaltigen Reize, welche die ſpendende Natur über dies ſchöne romantiſche Gelände hingegoſſen hatte, feſſelten ihr Auge, und veranlaßten ſie, ihre Freundin zu bitten, hier einige Minuten zu ruhen, und zur Fortſetzung ihrer Wanderung neue Kräfte zu ſammeln. Konnte ſie wohl eine Fehlbitte thun? — Kaum hatte ſie ihr Verlangen

geäußert, so lag auch schon die Fürstin am Fuße eines kleinen, ihr zur Seite sich erhebenden Gebirges, und weidete ihr Auge am reizenden Anblick der Natur, in der alles so schön und ohne das mindeste Zuthun menschlichen Kunstfleißes geordnet war. Ein herrliches Schauspiel! Ein erquickender, herzlabender Augenblick.

Schon begann der Tag sich zu neigen, und die Sonne ihren Lauf zu vollenden, laue Zephyrs wehten durch die Luft, und aromatischer Wohlduft stieg allenthalben empor; sanft rieselte der Bach unter ihren Füßen dahin, und jenseit stürzte ein kristallhelles Waldwasser vom höchsten Gipfel eines grauen Felsen zwischen unerbittlichen Steinmassen mit majestätischem Rauschen hernieder. Dies war der Augenblick, in dem das glückliche Ohngefähr den Streich vollendete, und die Weissagung des Greises, und den höchsten Wunsch der fürstlichen Pilgerin zur Wirklichkeit machte.

Auguste war einen Augenblick abseits gegangen, einige so eben entdeckte Blümchen zu

pflücken, um ihrer Freundin einen Strauß zu winden; die Fürstin sah sich allein, und glaubte kaum den gegenwärtigen Augenblick zu überleben. Höher stieg die Gluth ihrer Wangen, und der Hammer ihres Herzens schlug in wilden Schlägen auf und nieder. So hatte sie ihn noch nie schlagen gehört; so noch nie die Macht all' ihrer Pulse gefühlt. „Jetzt! Jetzt! — sagte sie zu sich selbst — „Gott! was will ich? — Was fordr' ich? — Unmöglichkeiten? — Nicht doch, bei dem dort oben ist kein Ding unmöglich. — O! mein Sohn — mein Albert!"

Kaum hatte sie diesen Namen ausgesprochen, so hüpfte ein kleiner sechsjähriger Knabe mit leisem Tritte über die Grasspitzen des Hügels herab, schrie: Mutter! Mutter! — und stürzte ihr in die Arme.

„Gott! — Albert — mein Sohn?"

„Meine Mutter! — Meine gute, liebe Mutter!"

„Albert! — Bist du es, oder bist du es nicht?" —

„Bin es, Mutter! — Kennst du mich nicht?“

„Ob ich dich kenne? — Ha! guter Junge — wer sagte dir denn, daß ich deine Mutter bin?“

„Der Mönch da oben auf dem Berge.“

„Der Mönch? — Wie heißt er?“

„Julius.“

„Julius? — Und das Land, in dem du wohnest?“

„Die Welt.“

„Liebenswürdige Einfalt! — Sagte dir das der Mönch auch?“

„Freilich! — Wer sonst?“

„Hast du ihn denn lieb?“

„Das versteht sich! lieber, als meinen Vater.“

„So? — Ach! — Kein Wunder, wenn du ihn lieber hast. — Kennst du denn deinen Vater?“

„Nein!“

„Willſt du ihn auch nicht ſehen?“

„Nein!“

„Warum nicht?“

„Weil ers nicht gut mit dir meint.“ —

„Wer ſagte dir das?“

„Das ſpricht ja die ganze Welt.“

„Leider!“ —

„Meine Mutter!“ —

„Mein Sohn!“

Schweigend klammerte ſich der Knabe mit beiden Händen um den Hals ſeiner Mutter, die ihn gegenſeitig feſt an ihren Buſen drückte, ſich in dieſem Augenblicke ganz den Gefühlen ihres Herzens überließ, alles, ſogar ihre Freundin Auguſte, die vor wenig Minuten noch an ihrer Seite ſaß, in den gegenwärtigen Moment aber, abſichtlich, oder nicht, ſie verlaſſen hatte,

vergaß, und zu beſſeren Regionen ſich empor-geſchwungen zu haben wähnte. Das Maaß der Freuden, vom Schickſal ihr beſtimmt, war hoch angefüllt bis über den Rand und dies mußte ſie rein ausleeren, um auch den Wermuth hinabzuſchlürfen, der auf dem Boden ſaß.

Nur zu bald ſchmeckte ſie die Bitterkeiten dieſes Trunks der Freude, nach dem ſie ſo lange geſchmachtet hatte. Die zarten Lippen des ſchuldloſen Knaben an den ihrigen fühlend, hielt ſie ihn feſt mit ihren Armen umſchlungen, als ahndete ſie, das wiedergefundene Kleinod zum zweiten Male zu verlieren. „Ach!“ ſeufzte ſie tief aus der Fülle ihres Herzens, und wünſchte, daß dieſer Augenblick zu einer Ewigkeit werden möchte. Kaum hatte ſie dieſen frommen, nur dem Ohr des Allgegenwärtigen hörbaren Wunſch geäußert, ſo ſah ſie ſich auch ſchon in dem Genuſſe überſchwenglicher Wonnen geſtört und durch den Ruf einer männlichen Stimme, die den Namen ihres Alberts ausſprach, aus dem ſüßen Taumel ihrer freudetrunkenen Seele aufgeſchreckt.

Die Stimme wiederholte den Zuruf zum zweiten Male, und führte die berauſchten Sinnen der kühnen Schwelgerin wieder in ihre Gränzen zurück.

„Was war das?“ ſagte ſie mit furchtſammem leiſen Tone, drückte das Pfand ihrer Liebe mit verdoppelten Kräften an ſich, und ſchien es mit ihrem Körper decken und vor dem Anfall des Räubers ſchützen zu wollen.

„Albert!“ tönte zum dritten Male, und: Gleich! antwortete der Knabe, der mit einem raſchen feurigen Kuſſe ſich den Armen ſeiner Mutter zu entwinden erkühnte.

„Gott! ſeufzte die Fürſtin tief, die allmählig ſchon die Wirkung des herben Trunks verſpürte — Albert! was willſt du?“

„Fort!“

„Mein Sohn!“

„Meine Mutter!“

„Willſt du nicht bleiben?“

„Ich darf nicht.“

„Du darfſt nicht?“

„Man könnte uns belauſchen.“

„Kind! was ſprichſt du?“

„Es giebt überall böſe Menſchen.“ —

„Leider!“

Hier tönte der Name Albert zum letzten Male; ſie blickte um ſich, ſah den Mönch ſeitwärts auf dem Hügel, der mit feierlichem Ernſt ihr mit dem Finger drohte, und den ſeiner Aufſicht übergebenen Zögling zurückforderte, — und ſah ſich von der ſchwindelnden Höhe genoſſener Freuden zur grundloſeſten Tiefe des Jammers und Elends herabgeſtürzt.

„Grauſamer! begann ſie — was führte dich hierher, mich im ſüßeſten Genuſſe meiner Freuden zu ſtören?“

„Euer Schmerz iſt gerecht; erwiederte der Mönch — euern Zorn habe ich nicht verdient,

edle Frau! — Erinnert ihr euch nicht der Weißagung jenes Greiſes?“ —

„Ha! du und der Greis — o! daß ich euch nie geſehen hätte.“ —

„So hättet ihr euern Sohn nie geſehen.“

„Was ſagſt du?“

„Faſſet euch, edle Frau! — Die Zeit iſt kurz! — Folget der Warnung des Greiſes!“

„Gott! — Darf ich ihm trauen?“

„Ihr dürfet!“

(Seine Hand faſſend.) „Mönch! biſt du auch einer von dem gewöhnlichen Schlage?“

„Nein! —

„Dein Geſicht ſieht ſo ehrlich.“ —

„Wie mein Herz. — Ich bitte euch, edle Frau! endet!“

„Was ſoll ich?“

„Euern Sohn noch ein Mal umarmen, und dann zurück geben.“

„Dir?“

„Mir!“

„Ach! — Nunja! — So ſprach der Greis“ —

„So ſprach er!“

„Ich will mit euch gehen.“

„Um Gottes Willen! Das würde euch und mir den Tod bringen.“

„Den Tod?“

„Seyd außer Sorgen! — Euer Sohn iſt in guten Händen, bei der heiligen Jungfrau! — Albert! küſſe deine Mutter und folge mir.“

„Meine Mutter!“

„Mein Sohn!“

„Wei-

„Weine nicht, liebe Mutter! wir ſehen uns doch wieder.“

„Doch? — Und wenn es auch dort erſt ſeyn ſollte, jenſeit des Grabes, wo keine Trennung mehr gilt, kein Wermuth mehr in den Becher beſſerer Freuden rinnt.“ —

„Adieu, Mutter! leb' wohl! — Leb' wohl! und behalte deinen Albert lieb.“

„Lieb, ach! ſo lieb und noch lieber, als mich ſelbſt.“

Drei Mal noch küßte ſie, indem ſie dieſes ſprach, den liebenswürdigen Kleinen, übergab ihn dann ſeinem Führer, der mit ihm über den Hügel entfloh, und ſah ſich augenblicklich allein und ihrem Schmerz überlaſſen, denn auch ihre Freundin Auguſte war noch nicht zurück gekommen.

Dieſer warmen, theilnehmenden, zärtlichen Freundin bedurfte ſie jetzt um ſo mehr, je tiefer ſich all' ihre Sinnen in ein endloſes La-

birinth verirrt zu haben ſchienen, aus welchem ſie nur die tröſtenden Zuredungen dieſer treuen Freundin herauszuführen vermochten. Auguſte kam, mit einem Blumenſtrauße, den ſie mit eigener Hand gepflückt hatte, und ihrer Gebieterin überreichte.

„Du wareſt lange aus, Auguſte! ſagte die Fürſtin — wäreſt du nur eine Minute eher gekommen.“

„Ihr hattet Geſellſchaft.“

„Wie? du weißt?“ —

„Ich wollte euch nicht ſtören.“

„Ha! grauſames — nein! uneigennütziges Mädchen, wollte ich ſagen — die Freude ließeſt du mir allein, und nur den Schmerz wollteſt du mit mir theilen? — O, meine Auguſte! wie ſoll ich dir das vergelten?“

„Mit euer Freundſchaft.“

Komm, Liebe! laß uns dieſen Ort verlaſſen, der ſo reizend er iſt, mir noch zur Hölle werden könnte.“

Hier riß ſie ſich von ihrem Lager empor, verfolgte, von dem Arme ihrer Vielgetreuen umſchlungen, ihren Weg, ſchweigend und nachdenkend über das Geſchehene, weilte noch einige Tage in dieſer Gegend, beſuchte den Ort, wo ſie, nach der Weiſſagung des Greiſes, ihren Albert geſehen und umarmt hatte, früh und ſpät, und kehrte dann ruhig und getröſtet wieder in die Reſidenz zurück.

Alles, was wir bis jetzt haben vorgehen ſehen, und der Fürſtin mehr oder weniger unerwartet kam, war das Werk Friedrichs von Lichtenſtein. Unermüdet und raſtlos arbeitete er dem vorgeſteckten Ziele entgegen und war einzig und allein darauf bedacht, die vormals blühende glückliche Lage ſeines Vaterlands, das jetzt unter den Bedrückungen der Unedlen ſchmachtete, die das Scepter führten, das der unfähige Regent nicht zu führen vermochte, wieder herzuſtellen. Aller Beſchwerden und

Ungemächlichkeiten ungeachtet, mit denen er zu kämpfen hatte, machte er im Stillen die glücklichsten Fortschritte. Die Erziehung des Prinzen war der Hauptgegenstand, auf den er sein Augenmerk richtete, und keine seiner Bemühungen war fruchtlos; was er in Hinsicht dieses Punkts nicht in eigener Person zu thun vermochte, führte er glücklich durch die ununterbrochene Thätigkeit der Sternbergischen Familie aus, die mit vereinten Kräften sich der Bildung des fürstlichen Thronerben unterzog und schon frühzeitig die Belohnung ihrer Arbeiten ärndtete. Ohne Zuthun fremder Personen vollendete Sternberg, Vater und Sohn, das große Erziehungswerk ihres Zöglings so ganz zur Zufriedenheit ihres Freundes, Friedrichs von Lichtenstein, der indeß auf seinem Posten, als Präsident, die zur Ausführung seines großen Unternehmens nöthigen Vorbereitungen traf, und so viel als möglich sich gegen alle Anfechtungen der Gegenparthei, die ihm hier oder da gemacht werden konnten, sicherte und festsetzte, dergestalt, daß das vielkö-

pfige Ungeheuer Kabale ihn nirgends zu packen vermochte, und er mitten unter den Unruhen, die hier und da ſchon zum Ausbruch kamen, und mitten unter den Gefahren, von denen er ſich umringt ſah, wider den Schwang hielt und unerſchütterlich ſtand, wie ein Fels.

Mehrere Umſtände machten ſein Vorhaben nothwendig und mit jedem Tage dringender. Der Tod des Fürſten, der eine unausbleibliche Folge unaufhörlicher Ausſchweifungen war, machte zwar im Ganzen keine Aenderung, begünſtigte aber die ſtolzen Wünſche und Abſichten Heinrichs von Franken, der es nunmehro bloß, wie er ſich zu äußern erkühnte, mit einem ſchwachen Weibe zu thun hatte, das noch dazu durch eine langwierige Krankheit außer Stand geſetzt war, der bisher geführten Regierung vorzuſtehen. Er ahndete nichts gewiſſer, als auch ihren Tod und ließ ſich ſchon verlauten, eine andere Regierungsform einzuführen und bei derſelben ſich zum Oberhaupt des Staates aufzuwerfen.

Friedrich von Lichtenstein sah nun zwar die traurigen Folgen voraus, die unausbleiblich waren, wenn Heinrich seine Absicht erreichen, und unter dem Vorwande, die Monarchie in einen Freistaat umzuschaffen, die höchste Gewalt an sich reißen sollte; aber wider den Strom konnte er ja doch nicht schwimmen, und mit Gewalt die Jahre des Mannbarwerdens seinem Zöglinge herbeirufen, und vor der Zeit ihn auf einen Platz stellen, auf dem er sich wegen seiner jugendlichen Unerfahrenheit unmöglich halten konnte. Mit allen Kräften stemmte er sich an der Spitze der wenigen Rechtschaffenen, die ihn als ihren Anführer unterstützten, und den Anfällen der Kabale gegen ihn wehrten, wider den Ausbruch eines allgemeinen Aufstandes, womit man schon von mehrern Seiten bedroht wurde, und nicht genug konnte er der Vorsicht danken, die sein edles Unternehmen begünstigte, und ihn in den Stand setzte, es früher zur Ausführung zu bringen, als er in seinem Plane bestimmt hatte. Nach demselben sollte der todtgeglaubte Prinz mit dem

achtzehnten Jahre hervortreten, und Krone und Scepter ſeines unwürdigen Vaters annehmen; aber der natürliche Tod deſſelben begünſtigte eben ſo ſehr ſeinen Eintritt in den ihm beſtimmten Wirkungskreis, als frühzeitige natürliche Fähigkeiten des Geiſtes und der Seele ihn in den Stand ſetzten, zwei Jahre früher die Rolle zu übernehmen, die ihm vom Schickſal zugedacht war.

Die kritiſche Lage des Ganzen ſchien ſich dem entſcheidenden Augenblicke zu nahen; die Krankheit der Fürſtin wurde von Tage zu Tage bedenklicher und drohte, ihrem Leben ein Ende zu machen; die Partheien mehrten ſich, und wurden gegen einander erbitterter, und faſt ſah ſich Friedrich von Lichtenſtein ſchon von ſeinem überlegeneren Gegner überwältigt, als mit einmal die Lage der Dinge eine andere Wendung bekam und dem patriotiſch geſinnten Menſchenfreunde, der ſichs vorgenommen hatte, zu ſiegen, oder ein Opfer ſeines Patriotismus zu werden, neuen Muth einflößte.

Die Fürstin wurde zur allgemeinen Freude aller Gutgesinnten glücklich wieder hergestellt, und in den Stand gesetzt, der Regierung von neuem vorzustehen. Dies war schon ein Strich durch die Rechnung, nach welcher Heinrich von Franken die Lorbeeren berechnete, die er sich selbst ums Haupt zu winden gedachte; mehr aber als alles schlug seinen Muth nieder, als das Gerücht ertönte, daß der todtgeglaubte Prinz am Leben und dem väterlichen Throne nahe sey. Zwar suchte er alles mögliche vor, dieses Gerücht als eine Fabel zu unterdrücken, und die Erscheinung eines Pseudoprinzen gänzlich zu verhindern; aber alle seine Bemühungen schlugen fehl, und die Lorbeern verwelkten, noch ehe er den Kranz zu winden vermochte.

Der Prinz hatte noch nicht das sechzehnte Jahr erreicht, aber sein Verstand war reif und durch zweckmäßige Mittel geleitet und gebildet; edel und gut war sein Herz und dies sicherte seine Führer des gewünschten Erfolgs ihrer Arbeiten, und berechtigte den edlen Frie-

brich, ſich des Triumphs zu freuen. Er gieng zur Fürſtin, unterrichtete ſie von allem, was er bereits gethan hatte und was nunmehr geſchehen ſollte, und ordnete mit Vorſicht und Klugheit die zur öffentlichen Vorſtellung und Huldigung eines neuen Regenten erforderlichen Anſtalten, indeß der alte Sternberg und Julius, ſein Sohn, der ſtete, treue und ſorgſam wachende Begleiter und Allgefährte des erlauchten Weltbürgers, ihren Zögling mit ſeinem Namen und Stande und der höhern Beſtimmung ſeines Daſeyns, zu der ſie ihn würdig vorbereitet zu haben ſich ſchmeicheln durften, näher bekannt machten, ohne jedoch ihm ausdrücklich zu erklären, daß er der Prinz ſelbſt ſey.

Groß war die Freude, deren Ruf in der Reſidenz und durch das ganze Land ertönte, als das Gerücht von der wirklichen Exiſtenz des von dem Augenblicke ſeiner Geburt an verborgen geweſenen Prinzen ſich beſtätigte, und die wahrheitswidrigen Behauptungen

Heinriche von Franken entkräftete und über den Haufen warf. Alles beneidete die glücklichen Dörfler, in deren Mitte der Prinz hauste, und niemand als die Sternbergiſche Familie wußte, wer dieſe Glücklichen waren, die ſelbſt ihre Nachbarn beneideten und nicht glaubten, ihrem dereinſtigen Herrn und Beſchützer ſo nahe zu ſeyn, der ſogar in dem Augenblicke, da er von ihnen Abſchied nahm, und den braven Bauernburſchen, die mit ihm herangewachſen waren, freundlich und bieder die Hand drückte, ſich der in ihrer Mitte entflohenen Tage ſeiner Kindheit erinnerte, und ihnen für ihre Freundſchaft dankend, in den Wagen ſtieg, der ſeiner wartete, durch die öffentliche Bekanntmachung ſeiner hohen Geburt ſelbſt überraſcht wurde: ſo ſtreng hatte man die Pflicht der Verſchwiegenheit beobachtet und die ganze Geſchichte geheim zu halten gewußt.

Schon ſaß der Prinz in dem Wagen und nickte den Umſtehenden noch einmal freundlich zu; ſchon folgte ihm ſein Freund, ſein Lehrer

und Gefährte, Julius von Sternberg, und in seinem gewöhnlichen Haushabit stand der alte Sternberg am Schlage und erwartete den verabredeten Wink; die Peitschen knallten und mit dem ersten Tritt der fliegenden Rosse schwang Julius, hoch in dem Wagen stehend, den Hut und rufte laut: Es lebe der Prinz! —

Es lebe der Prinz! wiederholte der alte Sternberg dreimal mit entblößtem Haupte und hoch in die Luft schwingendem Baret; die Menge staunte, sah den Greis an, dessen froher heiterer Blick sie überzeugte, daß sie die Glücklichen waren, die von allen beneidet wurden, und sie aufforderte, den Ausruf zu wiederholen, und ihre Freude laut werden zu lassen. Von einem Dorfe zum andern verbreitete sich die Geschichte, wie ein Lauffeuer: alles war Freude und Leben und für nichts mehr und enthusiastischer eingenommen, als für die Annahme eines neuen Regenten, von dem man sich so viel Gutes zu versprechen hatte.

Glücklich kam der Prinz in der Residenz an, und obgleich seine Ankunft so geheim als möglich gehalten wurde, so tönte doch bald nach derselben auf allen Straßen: Es lebe der Prinz! — und versicherte den edlen Friedrich von Lichtenstein der glücklichsten Vollendung seines angefangenen Werks. Alles schlug sich auf seine Seite; alles strömte herbei, den Prinzen zu sehen, und ihm als seinem Regenten zu huldigen. Friedrichs Parthei war die stärkere, denn die Stimme des Volks neigte sich zu selbiger, aber der Adel machte ihm noch zu schaffen, und war grösstentheils für die Meinung Heinrichs von Franken eingenommen. Doch der nächste Morgen war bestimmt auch hierinnen eine Aenderung zu machen, und alles in eine andere Verfassung zu bringen.

Weniger zahlreich, als sonst, war die Menge der anwesenden Höflinge, als die Fürstin in den Saal trat. Heinrich von Franken hatte sich mit Unpäßlichkeit entschuldigen lassen, und nur wenige von seinen Anhängern

waren zugegen, der übrige und gröſseſte Theil derſelben aber hatte ſich bei ihm in ſeiner Wohnung verſammelt, über die Anerkennung oder Verwerfung des Prinzen zu rathſchlagen, und Maaßregeln zu treffen, das Volk von neuem aufzuwiegeln, und die Unternehmungen der Lichtenſteinſchen Parthei zunichte zu machen. Aber umſonſt! — Kaum hatte die Fürſtin die Anweſenden begrüßt, und ihnen für die Glückwünſche zu ihrer Wiedergeneſung gedankt, auch geäußert, daß die Führung des Regiments ihrer Staaten für ihre Schultern allein eine zu drückende Laſt wäre, und das Volk darauf beſtände, den wiedergefundenen Prinzen in ſeine väterlichen Rechte einzuſetzen; ſo trat Friedrich von Lichtenſtein auf, und nahm das Wort. Vor den Vornehmſten und Beſtgeſinnten unterſtützt, begann er mit Rednerpathos und enthuſiaſtiſchem Gefühl, und zeigte die Nothwendigkeit einer allgemeinen Verbeſſerung des Ganzen, wozu es hauptſächlich eines neuen Oberhaupts bedurfte. „Dieſes Subjekt, ſagte er, iſt in

der Nähe; ich meine den Prinzen, den das ganze Land seit vielen Jahren für todt hielt. Doch Gott sey Dank! diese Meinung war bloß Folge eines fälschlich ausgestreuten Gerüchts, dessen Urheber Heinrich von Franken war, den ich hiermit öffentlich und im Angesicht Aller des Verbrechens beleidigter Majestät anklage."

Staunen und leises Murren unter Heinrichs Parthei veranlaßte eine minutenlange Pause, ohne jedoch den Redner zu unterbrechen, der ohne weitern Anstand fortfuhr: „Schon damals, als er den neugebornen Prinzen Albert den Händen seiner Mutter entriß, und auf die Seite schaffte, gieng er schon mit dem unseligen Gedanken schwanger, sich dereinst zum Herrn des Landes aufzuwerfen, und die höchste Gewalt an sich zu reißen. Es gelang ihm, sich emporzuschwingen, und schon fühlte Jedermann die Last seiner Bedrückungen und Ungerechtigkeiten. Doch sie haben ihr Ziel erreicht. Dem Prinzen, den wir von

nun an als unſern Herrn und Oberhaupt anerkennen, ſey ſeine Beſtrafung überlaſſen, uns allen, wie wir hier verſammlet ſind, kommt es nicht zu, über den Verbrecher zu richten.“ —

„Heinrich von Franken iſt unſchuldig!“ tönte unter der Menge hervor, und ſchon waren einige im Begriffe, ſeine Vertheidigung zu übernehmen; aber ſie wurden überſtimmt und zum Schweigen gebracht.

„Wo iſt der Prinz? — Man führe ihn her, daß wir ihm huldigen!“ — rufte die Gegenparthei, und die Fürſtin erhob ſich von ihrem Platze, nahm das Wort und bat, noch einen Augenblick in Geduld zu ſtehen.

„Wer ſind die Verwegenen, die ſich erkühnen wollen, den Meineidigen für unſchuldig zu erklären? — Ich erkenne ſie für treuloſe Unterthanen, die meiner Huld und Gnade nicht werth ſind, und Wehe dem, der es wagt, ſich des Verbrechers anzunehmen. — Heinrich von Franken war es, der den Sohn den Armen

der Mutter entriß, und dem Lande einen Vater und Beſchützer zu rauben gedachte, um ſich dereinſt ſelbſt die Krone aufs Haupt zu ſetzen. Ihn zu morden hatte der feige Böſewicht nicht Muth genug, darum ſteckte er ihn ins Kloſter, und übergab ihn der Aufſicht bübiſcher Mönche, die ihn unter dem Vorwande, ihn bis zum ſiebenten Jahre zu erziehen, dann zu ſeiner höhern Ausbildung in ein Kloſter nach Italien bringen ſollten, um ihn auf dieſe Weiſe ganz den Augen der Welt zu entziehen. Aber dem Himmel ſey es Dank! daß er ſeine ſchändlichen Abſichten nicht erreichte. — Iſt wohl einer unter euch, der das gewagt hätte, was Friedrich von Lichtenſtein that? — Dieſer Edle iſt es, der, vom höchſten Gipfel des Patriotism beſeelt, Glück, Ruhe und Vermögen dem Wohl des Vaterlands opferte, und mit Gefahr ſeines Lebens das Lamm den Klauen des Tigers entriß. Ihm haben wir alle die Rettung des fürſtlichen Thronerben zu danken.“ —

„Heil!

„Heil! Heil, Friedrich von Lichtenſtein! dem Retter des fürſtlichen Thronerben, dem Befreier des Vaterlands!“ — Dies tönte zu wiederholten Malen während der kurzen Pauſe, binnen welcher die Fürſtin einige Augenblicke ruhte.

„Seinem forſchenden Geiſte gelang es, dem falſchen Miſcher in die Karten zu gucken, und das Spiel zu verderben. Von dieſem Augenblicke an ſchwur er dem Betrüger den Untergang, und kündigte ihm heimliche Fehde an, denn die Poſten, auf dem er damals ſtand, ſicherte ihm nicht der Ausführung dieſes großen gefahrvollen Unternehmens. Die Mönche zu überliſten, bediente er ſich der Maske, ſchlich ſich ins Kloſter, und führte an ſeiner eigenen Hand den Raub des habſüchtigen Majeſtätsverbrechers aus dem Käfich, und übergab ihn der Pflege ſeines mit ihm gleichgeſinnten Freundes, von Sternberg, der mit väterlicher Sorgfalt ihn erzog, und rein und unbeſcholten euch und dem Vaterlande wiedergiebt.“

Die Unzufriedenen wagten es nicht, zum zweiten Male zu widerſprechen, weil ihrer

zu wenig, und sie schon einmal überstimmt waren; stillschweigend machten sie sich aus dem Staube, und berichteten Heinrich von Franken und seinen Verschwornen, was im fürstlichen Pallaste so eben vorgegangen war. Nur die guten, für die Annahme eines neuen Regenten Gestimmten äußerten ihre Verwunderung: daß kein Mensch etwas davon gewußt, und den Prinzen wirklich für todt gehalten hatte.

„Auch dieses Gerücht war eine Erdichtung des treulosen Heinrichs, der es dem furchtsamen Klosterabte selbst unter den Fuß gab, fälschlich den Tod des Prinzen nach Hofe zu berichten, und nur zum Schein seine Beisetzung zu veranstalten.

Wie dies geschehen war, was unsre Leser bereits wissen, erzählte sie noch kürzlich nach dem eignen Geständnisse des Abts, und spannte die Verwunderung der Anwesenden eben so hoch, als ihre Begierde, den geretteten Prinzen zu sehen, und ihm als ihrem künftigen Beherrscher zu huldigen.

„Ich will euch die Freude nicht länger vorenthalten;“ sagte die Fürstin, und öffnete mit

eigner Hand ein Seitenzimmer, in welchem der Prinz den Ruf seiner Mutter erwartete, und nun, von seinem Führer Julius von Sternberg begleitet, in den Saal, und mit dem ersten Schritte dahin, in den viel umfaſſenden Wirkungskreis trat, für den er gebohren und bestimmt war.

„Heil! — Heil dem geretteten Prinzen! — Heil unserm Fürsten Albert!“ tönte mit einem Male laut durch die Verſammlung, und alles drängte ſich um ihn her, den Saum ſeines Kleides zu küſſen.

Der Anſtand, mit welchem der ſechzehnjährige Fürſtenſohn bei ſeinem Eintritte in die große Welt den Umſtehenden begegnete, die ihn für ihren Herrn und Beſchützer erkannten, und ihm treu, hold und gewärtig zu ſeyn gelobten, verdiente um ſo mehr Bewunderung, je überraſchender und bedeutender, für ihn der ſchnelle Uebergang von dem vermeintlichen Sohne eines gemeinen vom Adel zu dem eines regierenden Fürſten und zu dem Poſten eines regierenden Oberhaupts ſelbſt war. Ihm zu nächſt ſtanden ſeine Mutter,

Friedrich von Lichtenſtein, Auguſte und Julius von Sternberg, die übrigen alle waren ihm unbekannte Geſichter, aber die allgemeine Freude, die aus ihren Augen ſtralte, die Achtung, mit der ſie ihm begegneten, waren die redendſten Beweiſe deſſen, was Julius und Auguſte ihn gelehrt hatten; den alten Sternberg vermißte er noch unter der Menge und er ſchien faſt unwillig zu ſeyn, daß dieſer redliche Pfleger und Verſorger ſeiner Jugend nicht zugegen war, an der wichtigſten Szene ſeines Lebens Theil nehmen zu können. Doch er barg ſeinen Kummer, küßte ehrfurchtsvoll der Fürſtin, ſeiner Mutter, die Hand, die ihm in dieſem Augenblicke die Regierung ihrer Staaten übertrug, Szepter und Krone überreichte, und als die erſte ſeiner Unterthanen den Huldigungseid leiſtete. Ihr folgten auf Friedrichs Wink alle, nicht einer ausgenommen, und es gab eine feierliche Szene, die dem Auge des jungen Regenten eine Thräne entlockte, und den Werth ſeines Daſeyns fühlen lehrte. Unwillkührlich ſtreckte er beide Hände aus, nicht um ſie den mit Ehrfurcht neben ihm Knieenden zum Kuſſe

darzureichen, und dieſe ſeiner Huld und Gnade zu verſichern, ſondern um die beiden Freunde und Gefährten ſeines frühen Lebens, denen er bis jetzt alles verdanken zu müſſen glaubte, an ſein fühlendes Herz zu drücken, und den Umſtehenden den hohen Werth derjenigen zu zeigen, die bisher Vater- und Mutterſtelle an ihm vertreten hatten.

Froh und triumphirend, wie ein Gott, ſtand Friedrich von Lichtenſtein nun vor ſeiner Gebieterin und den verſammelten Edlen, mit der Palme des Friedens in der einen, und dem Siegeslorbeer in der andern Hand, und freute ſich der glücklichen Vollendung ſeines groſſen patriotiſchen Unternehmens. Ihm dankte die Fürſtin die ſorgfältige Aufbewahrung des herrlichſten Kleinods, ihres Kindes; ihm dankte der junge Fürſt ſeine Rettung aus den Händen der Mönche, ſeine Erziehung und Veredlung ſeines Herzens und Verſtandes; ihm dankte die ganze Verſammlung die Freude und das Glück, den ſo lange todt geglaubten Fürſtenſohn wieder in ihrer Mitte zu ſehen, und ihm als ihrem Herrn und Beſchützer den Eid der Treue leiſten zu

können: von den Straßen herauf rufte das Volk ihm Beifall zu, und drängte ſich um den jungen Fürſten her, der ſich vom Altan herab ihm zeigte, und ſeine Zufriedenheit zu erkennen gab.

Alles drang nun auf die rechtliche Beſtrafung des Majeſtätsverbrechers, Heinrichs von Franken und ſeiner Rotte; aber dieſe Bitte wurde ihnen abgeſchlagen: denn der edle Albert fühlte ſich nicht geneigt, die erſten Augenblicke ſeiner Regierung mit Blute zu bezeichnen. Großmüthig verzieh er ſeinem Beleidiger und entließ ihn und die vornehmſten ſeiner Anhänger und Mitverſchwornen ihrer geleiſteten Dienſte, mit dem ausdrücklichen Befehl, binnen dreimal vier und zwanzig Stunden ſeine Staaten zu meiden. Friedrich von Lichtenſtein aber bekleidete von Stund an die durch Heinrichs Abſetzung erledigte Kanzlerwürde — denn niemand verdiente mehr, der erſte im Staate zu ſeyn, als er — und genoß eben ſo unbeſchränkt das Zutrauen und die Freundſchaft ſeines Monarchen, als die Liebe des Volks, deſſen Abgott er war, weil er allenthalben Glück, Ruhe und Frieden hergeſtellt hatte.

Allgemeines Wohl war der Hauptgegenſtand, mit welchem ſich der unermüdete thätige Geiſt dieſes Menſchen- und Staatenbeglückers beſchäftigte; dann erſt dachte er an ſein eigenes Intereſſe. Kein Staat erreichte wohl jemals ein höheres Glück als dieſer, der ſeinem Falle ſo nahe war; Handel und Wandel blühten, alles war in Flor, und keiner, auch der Geringſte nicht, klagte über Bedrückungen und Ungerechtigkeiten, ſo lange Friedrich von Lichtenſtein am Ruder des Staats ſaß, und Albert den Szepter führte. Auch war wohl kein Weib jemals glücklicher, als Auguſte von Sternberg. Eine herrlichere Belohnung konnte ihr für ihr Mühen und Streben und für die mütterliche Sorgfalt, mit der ſie den fürſtlichen Zögling gepflegt und gewartet hatte, wohl nicht werden, als dieſe, Friedrichs Gattin zu ſeyn, in deſſen Armen ſie um ſo glücklicher war, je mehr auch ſie den frühern Theil ihres Lebens dem allgemeinen Wohl ihres Vaterlands gewidmet hatte.

Lange freute man ſich, dieſen rechtſchaffenen patriotiſch geſinnten Menſchenfreund an Alberts Seite zu ſehen, und ob er ſchon ein hohes Al-

ter erreichte, ſo ſtarb er doch immer noch viel zu früh für die Guten, die ſeinen Verluſt beweinten. Albert, der Fürſt ſelbſt, war gegenwärtig, als Friedrich von Lichtenſtein von Weib und Kindern Abſchied nahm, und zur höhern Beſtimmung übergieng. Mit eigener Hand drückte er dem vollendeten Freunde die Augen zu, und war der erſte, der ſeiner Leiche folgte. Tief und tiefer, als irgend Jemand, fühlte er ſeinen Verluſt, den keiner zu erſetzen vermochte, als der treue Begleiter und Führer ſeiner Jugend, der Freund und Liebling ſeines Herzens, Julius von Sternberg, der nie wieder von ſeiner Seite kam, bis an ſeinen Tod ihn mit väterlichem Rathe unterſtützte, und dafür in gleichem Grade, wie Friedrich von Lichtenſtein, im grenzenloſen Beſitze des Zutrauens und der Liebe Alberts das Ziel ſeiner Erdenpilgerung erreichte.

Ende.